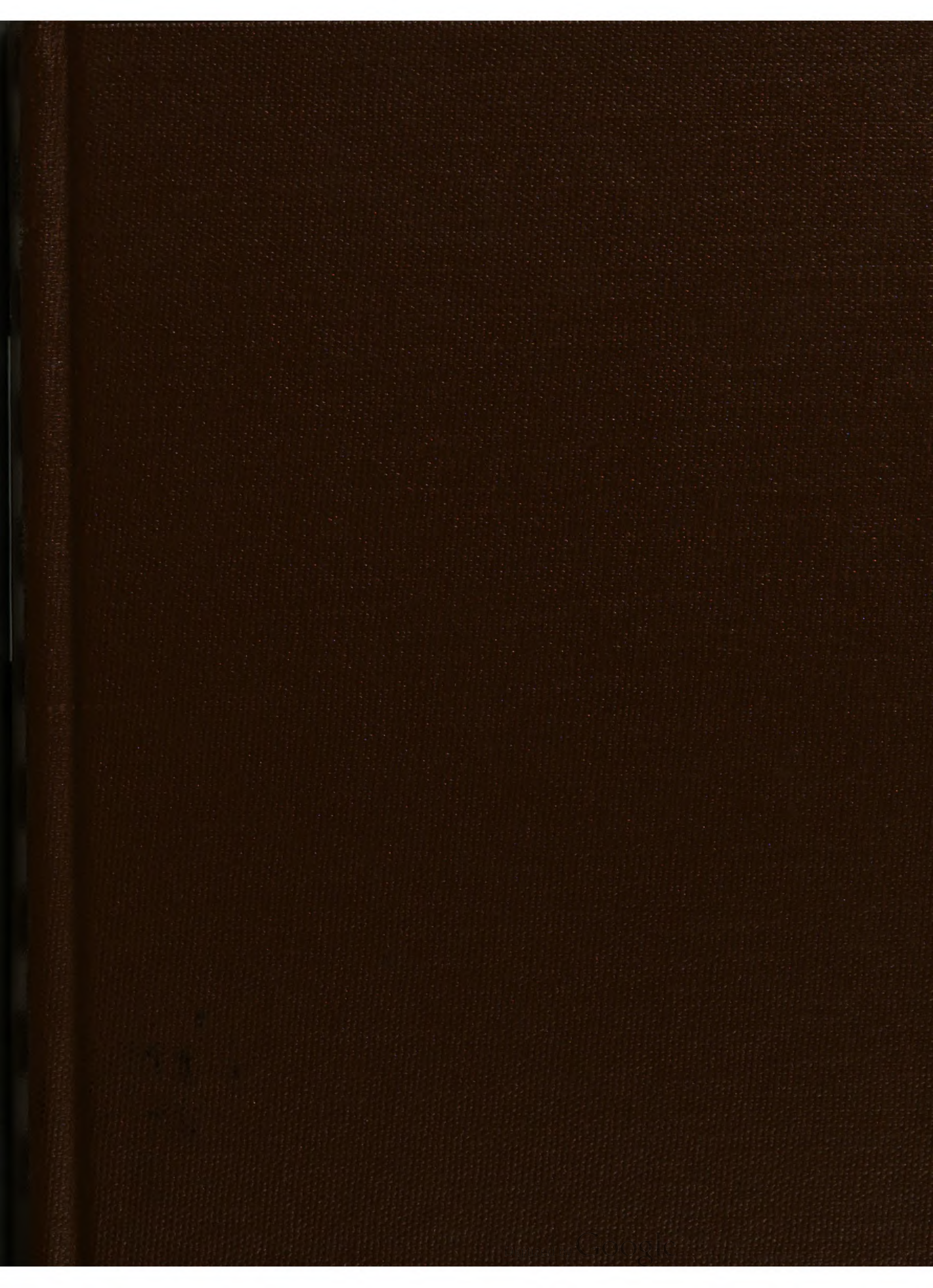


DER HUND

EIN MITARBEITER
AN DEN WERKEN
DER MENSCHEN

VON
ERNST FLŒSSEL.

A. HARTLEBEN'S VERLAG

Der Hund

ein Mitarbeiter an den Werken des Menschen.

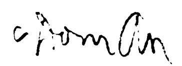
Ein Beitrag zur Geschichte des Hundes.

Von

Ernst Floeßel.



Wien und Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1906.



Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Vorwort.

Unter allen Tieren, welche der Mensch sich zugesellt hat und die ihn, wo immer auch er weile im weiten Erdenrund, umgeben, ist der Hund das edelste. Selbst das edle Roß, dem ungezählte Freunde mit unbestrittenem Recht ihre Zuneigung widmen, bildet keine Ausnahme. Charakter, Intelligenz und Leistungsfähigkeit überragen bei ersterem weit diejenigen des letzteren, wenn auch der reale Wert beider meist vom Gegenteil zu zeugen scheint. Der gezähmte Hund behauptet seine Vorderstellung in der langen Reihe unserer Haustiere in der ganzen Welt. Die nicht selten gehörte geringschätzige Redensart: „Es ist nur ein Hund" zeiht ihren Urheber fast immer der Unwahrheit, mehr noch des Unverstandes. Noch keiner hat den Hund erkannt, der lieblos über ihn geurteilt.

In wie hohem Grade aber derartige geringschätzende Urteile mit der allgemein verbreiteten Ansicht über die Bedeutung des Hundes im Widerspruch stehen, lehrt schon die Tatsache, daß dieses Tier unter allen übrigen die hervorragendste Stelle in der menschlichen Gesellschaft einnimmt. Diese seine Bedeutung ist eine so außerordentliche, daß man füglich ohne jede Übertreibung den Satz aufstellen kann: **Die Geschichte des Hundes ist ein Teil der Geschichte der Menschheit.** Wie eng verbunden der Hund tatsächlich mit dem Menschen ist, wird in den Darstellungen dieses Buches in ausführlicher Weise behandelt werden.

Der Mensch hat den Hund frühe erkannt. Jene Zeit, in welcher die Erkenntnis von Wesen, Charakter und Wert des Hundes ihm zu Bewußtsein kam, liegt so weit hinter uns zurück, daß unser Blick nicht mehr in sie hineinreicht. Vom Nebelgrau der Vorzeit verschleiert, hält sie die ersten Annäherungsversuche zwischen beiden als Geheimnis in ihrem Schoße verborgen und gestattet uns, den so vieles Erforschenden, mehr nicht als bloße Vermutungen. Nur eines wissen wir bestimmt: Lange, sehr lange ist's her, daß Mensch und Hund aneinander sich angeschlossen, um mit vereinter Kraft und Intelligenz das Kulturwerk von Jahrtausenden zu beginnen. Denn davon besitzen wir Zeugnisse zur Genüge, daß der Mensch den Hund, nachdem er das Tier erkannt, zu seinem Genossen erkor, auch zum Kampfgenossen. Oft vereinsamt und desto reicher umgeben von schweren Gefahren

im Dickicht der Wälder war er, der Mensch, doch nicht verlassen. Treu stand der Hund ihm zur Seite und teilte Kampf und Arbeit mit dem gern angenommenen Gefährten, seinem Herrn, nützliche Dienste ihm leistend und willig die eigenen Kräfte ihm schenkend. Die Treue des jederzeit dienstbereiten, immer anspruchslosen Tieres belohnte unausgesetzt das Vertrauen, das ihm gezollt.

Die Treue! Diese alle übrigen trefflichen Anlagen des Hundes weit überragende, nicht immer in genügendem Maße gewürdigte, hochsittliche Eigenschaft des edlen Tieres, sie ist es, welche den Anlaß bot zur Niederschrift dieses Buches. Denn die Treue des Hundes ist es, welche die Triebkraft bildet zu der unermüdlichen Tätigkeit desselben im Dienste des Menschen.

In der Tat! Willst du einen sicheren Führer haben, der in nächtigem Dunkel immer suchend, immer prüfend dich geleite und niemals abirrt vom richtigen Pfade, den du selbst nicht mehr zu erkennen vermagst, der dich aber sicher heimgeleitet zu den besorgten Deinen; willst du einen sicheren Boten haben, welcher jeden für ihn geeigneten Auftrag mit Pflichtbewußtsein zu erfassen, mit pünktlichem Eifer zu erledigen versteht; willst du einen Freund haben, einen zuverlässigen Beschützer, welcher, wenn dein Weg durch einsame, gefahrvolle Gegenden dich führt, jederzeit bereit ist, dich zu verteidigen und den Angriff auf deine Person, dein Leben, erfolgreich abzuwehren; willst du einen sicheren Wächter haben, dem du die Behütung deines Heims, deines Besitztums, des Besten was du hast, deines Weibes, deines Kindes, in gefahrdrohender Lage anvertrauen darfst, während dich selbst die Pflicht fernab ruft; willst du einen stets munteren, immer wohl aufgelegten Kameraden haben, der zu jeder Zeit bereit ist, dir Gesellschaft zu leisten, der niemals launenhaft, niemals verdrossen sich zeigt, der dir überallhin folgt, überall dir zur Seite bleibt, der dir Kurzweil bietet in Stunden der Langweile, der manche Mühe dir abnimmt bei ernsten Geschäften: in dem Hunde, diesem immer und in allen Lagen brauchbaren, in vielen unentbehrlichen Genossen des Hauses ist all dies dir dargeboten.

Diese Vielseitigkeit der Verwendbarkeit des Hundes hat es zustande gebracht, daß dieses Tier wie kein anderes mit den Kulturerscheinungen des täglichen Lebens in engsten Zusammenhang getreten ist. Von den ältesten Zeiten her ist der Hund mit der Kulturentwicklung der Menschheit aufs engste verknüpft gewesen, und der Fortschritt der Menschheit läßt in zahllosen Spuren die Bedeutung in die Erscheinung treten, mit welcher der Hund an dieser Kulturarbeit beteiligt ist.

Aus dem überaus umfangreichen Gebiete, das die Geschichte des Hundes in der angedeuteten Richtung unserer Beobachtung darbietet, habe ich für die ausführliche Besprechung in diesem Buche denjenigen

Teil ausgewählt, welcher den Anteil schildert, der dem Hunde in der Mitarbeit an den Kulturwerken der Menschheit zufällt.

Meine Arbeit, von der ich wünsche, daß sie dem Leser das gleiche Interesse bieten möge, welches mich bei deren Niederschrift leitete, soll neben der Belehrung dem Zweck dienen, den hohen Wert unseres braven Hausfreundes klar zu legen, und gleichzeitig dem Unrecht derer begegnen, welche in verächtlichem Sinne über das treueste aller Tiere in wegwerfender Weise sich äußern mit den Worten: „Es ist nur ein Hund."

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Der Anteil des Hundes an den Kulturwerken der Menschheit.

I. Der Hund auf der Vorstufe der Kultur.

II. Der Hund als Mitarbeiter an den Werken der Kultur.

III. Der Hund im Dienste der Unterhaltung und des Vergnügens.

IV. Die Verwendung des toten Hundes für Kulturzwecke.

V. Die Verwendung des Hundes im Widerspruch zur Kultur.

I.

Der Hund auf der Vorstufe der Kultur.

Kapitel 1.

Der Hund vor der Schwelle der Kultur oder der Hund in der Freiheit.

Kulturlosigkeit, das war der Zustand der Menschheit in den Anfangszeiten ihres Daseins auf unserer Erde. Der Hund, nach biblischem Bericht früher erschaffen als der Mensch, teilte mit ihm diesen Zustand.

Wie lange Zeit dieser Zustand gewährt, läßt sich niemals feststellen. In diesem Zeitraume aber, mag er lang oder kurz gewesen sein, stand der Hund vor der Schwelle der Kultur, welche den festgesetzten Bestimmungen des großen Planes der Weltordnung zufolge eintreten mußte.

Wer die Geschichte des Hundes von ihren Anfängen an, soweit sie überhaupt ergründet werden kann, mit Aufmerksamkeit verfolgt, dem liegt jede Anwandlung eines Zweifels darüber fern, daß eben nach dem Plane der großen Weltordnung der Hund unter allen Tieren dazu ausersehen ist, mit dem Menschen und unter seiner Leitung in das umfangreiche Werk der Kultur auf Erden einzutreten und in dieser Arbeit zu beharren.

Ehe wir jedoch diesen Anteil des Tieres an unserer Gesamtkultur, einen Anteil von schwerwiegender Bedeutung und von den heilsamsten Folgen begleitet, in allen seinen einzelnen Erweisungen an unserem Auge vorübergleiten lassen, ist es erforderlich, dieses dem Menschen so nutzbringende Tier in jenem Zustande zu betrachten, wie es vor der Schwelle der Kultur stehend erscheint, wie es gewesen ist in jener Zeit, wo von Kultur noch keine Rede sein konnte, und wie diejenigen Individuen der großen Familie sich uns darstellen, welche noch heute die Schwelle der Kultur aus welchem Grunde immer noch nicht überschritten haben oder über dieselbe wieder zurückgeschritten sind.

Der Hund vor der Schwelle der Kultur aber stellt sich uns dar als der Hund in der Freiheit.

Obgleich der Hund in engerem Sinne jetzt vollständig gezähmt ist, haben die Forschungen der Neuzeit doch übereinstimmend dahin sich geeinigt, zu erklären, daß der Hund einem freien, wilden Geschlecht angehört, von welchem er herstammt, ein Ergebnis der Wissenschaft, welches erst neuerdings wieder von Dr. Robinson bestätigt worden ist.

Über die ganze bewohnte Erde verbreitet findet sich der Hund in der Freiheit, das heißt von dem Zusammenleben mit dem Menschen getrennt, und zwar in zahlreichen einsamen und stillen Gegenden, in Wildnissen sowohl der Gebirge als der Ebene, in düsteren Wäldern, in Dickichten, Steppen und Wüsten, wo immer er einen seinen Neigungen entsprechenden Aufenthaltsort sich gewählt hat, und wo er eine seinen Neigungen zusagende Beköstigung sich zu verschaffen vermag. Was diese Kost anlangt, so sind die Hunde in der Freiheit keineswegs wählerisch. Neben Fischen, Krebsen, Reptilien, Insekten dienen ihnen auch Feld- und Gartenfrüchte, Gras, Knospen, Wurzeln, selbst Moos als Nahrungsmittel.

Von diesen in der Freiheit lebenden Hunden sind wohl zu unterscheiden die Raubtiere aus der Familie der Hunde. Man scheidet letztere in zwei Abteilungen, in diejenige der Wölfe und in die der Füchse, und hat die Gattung in dreizehn Untergattungen geteilt, von denen zehn zu den Wölfen, drei zu den Füchsen gerechnet werden.

Unter diesen Tieren ziehen einige unsere Aufmerksamkeit in erhöhtem Grade auf sich. Es sind dies zunächst vier Tiere, in denen man die Stammväter aller Haushunde zu erkennen geglaubt hat: der Kolsum, Buansa, Adjag und der Alpenhund. Grau vereinigt diese Hunde zu einer Gruppe, welche er Urhunde nennt.

Der Kolsum (auch Kolsun) oder Dole bewohnt Dekan und lebt in den Dschungeln, jagt in Meuten ohne zu bellen und bewältigt fast jedes Tier außer Elefant und Nashorn.

Der Adjag, dessen Wohnsitz die Sundainseln und Japan bilden, lebt an der Küste von Seeschildkröten, aber auch im Gebirge und fällt Ziegen, ja selbst Pferde an.

Der Alpenhund oder Alpenwolf hält sich in den Gebirgsländern Ost- und Mittelasiens, besonders in den Gebirgen am Amur auf. Er jagt besonders Fische.

Reißende Tiere sind die wilden Hunde in den inneren Bezirken von Indien. Man wird sich von der Wildheit und Furchtbarkeit dieser Tiere eine Vorstellung bilden können, wenn man erfährt, daß selbst der Tiger ihnen aus dem Wege geht. In dieser Beziehung beansprucht nachstehende Schilderung hervorragendes Interesse, welche ein Mitarbeiter der englischen Zeitschrift „Field“ bei einem längeren Auf-

enthalte in den Dschungeln der Zentralprovinzen von Indien gibt und die unlängst — April 1900 — durch die Presse veröffentlicht wurde. „Der Gewährsmann, ein geübter Jäger, hatte an verschiedenen Punkten der Umgebung des von ihm bewohnten Dorfes Lockspeisen für Tiger legen lassen, und zwar lebende Hammel, Ziegen oder Kälber, die an einen Baum stark befestigt wurden. Der Tiger pflegt ein solches unglückliches Tier zu töten, so viel von ihm zu verzehren, als er auf einmal unterbringen kann und in der folgenden Nacht wiederzukehren, um sich die noch übrige Mahlzeit einzuverleiben. Bei dieser Rückkehr kann man ihn dann nach der in Indien gebräuchlichen, übrigens wenig rühmlichen Jagdart fangen. Ein solcher Köder war nun getötet worden und der Jäger legte sich demgemäß in einen Hinterhalt, da die hinterlassenen Spuren auf einen Tiger als den Mörder hinwiesen. Er hatte kaum eine Stunde in seinem Versteck zugebracht, als er zwar nicht den Tiger, aber ein Dutzend wilder Hunde ankommen sah. Er suchte sie durch Steinwürfe zu verjagen, jedoch zogen sie sich nur bis auf Wurfweite zurück, ohne das Feld gänzlich zu räumen. Einige Zeit darauf, während die Meute in ihrer Stellung verharrte, kam majestätischen Schrittes ein Tiger heran, hinter ihm ein zweiter, vielleicht das Weibchen. Beide lenkten ihren Weg dem Platze zu, wo sie in der vorausgegangenen Nacht ein so reichliches Mahl bereitet gefunden hatten, machten aber plötzlich in geringer Entfernung vor dem Orte Halt und duckten sich ins Gras. In dem gleichen Augenblicke waren sie von den Hunden bemerkt worden. Einer der Hunde erhob sich und ließ einen eigentümlichen Laut vernehmen, in den die anderen einstimmten. Alsbald ergriffen beide Tiger, die den Jäger gar nicht bemerkt hatten, knurrend die Flucht, wobei sie ein Volk von Affen aufscheuchten, das mit schrecklichem Gebell durcheinander stob. Es ist gewiß eine merkwürdige Tatsache, daß der Tiger vor wilden Hunden eine derartige Furcht besitzt. Die Jagd auf die Tiger wird von Kennern freilich überhaupt nicht für etwas Besonderes gehalten, weil dieses Raubtier gar nicht hervorragenden Mut besitzt und den Jäger nur dann angreift, wenn ihm kein Entrinnen mehr bleibt. Daß seine Feigheit aber so weit geht, daß er vor einer Bande wilder Hunde Reißaus nimmt, ist neu und überraschend."

Ein Raubtier aus der Familie der Hunde ist ferner der Hyänen- oder Steppenhund, vom Kap der Guten Hoffnung bis Kordofan und über einen großen Teil Afrikas verbreitet.

Dieser war schon den Römern bekannt und wird von Pomponius Mela (19*) und Solinus (20*) genau beschrieben unter dem Namen Lycaon als äthiopischer Wolf mit Mähne und bunten Flecken in allen Farben. Plinius nennt ihn Lynx und gibt ihm die Gestalt des Wolfes, die Flecken des Panthers.

Die Angaben des Aristoteles über Mischlinge aus Wolf und

Hund in Kyrene sind ebenfalls entweder auf den Hyänenhund oder auch auf eine der nordafrikanischen Luchsarten, wie den Karakal, zu beziehen, obwohl die Alten auch wirkliche, aus dem gewöhnlichen Wolf und dem Hunde gezüchtete Wolfshunde kannten. Sie hießen Cycisci. Ovid läßt in den Metamorphosen einen solchen Wolfshund namens **Nape** auftreten.

Was aber den Hyänenhund anlangt, so ist dieser sehr wild, schart sich in Meuten oder Rudeln von 30 bis 40, ja bis 60 Stück zusammen und zieht mit einem Anführer an der Spitze jagend und raubend von einer Gegend zur andern. Jedes einzelne Rudel hat besondere Jagddistrikte. Ist der eine Anführer ermüdet, so wird er von einem andern abgelöst. Auf ihren Jagdzügen verfahren sie außerordentlich klug. Den Gazellen und Schafherden sind sie sehr gefährlich, unter welch letzteren sie bei den Buren oft großen Schaden anrichten, insofern sie viel mehr morden, als sie verzehren können. Da sie vorzugsweise die Eingeweide fressen, das Muskelfleisch aber liegen lassen, greifen sie auch Ochsen, Pferde, selbst Leoparden an.

Es ist leicht begreiflich, daß die ausgedehnten Gebiete Afrikas eine große Anzahl in völliger Wildnis lebender Hundearten bergen. „An wilden Hundearten", schreibt Professor Hartmann, „ist kein Mangel." In den Schorabüschen der Küstengegenden (von Abessynien) soll ein schon von Plinius erwähnter Schakal, der Wobit — wahrscheinlich Ehrenbergs Canis riparius, wohl nur eine Fuchsvarietät — angeworfene Seetiere verschlingen. Der Schabrackenschakal mit dunkler Rückenbinde (Canis mesomelas) ist Repräsentant des eigentlichen Goldwolfes, wogegen der Wolke oder Walgie (Canis lupaster) (15) hier den kleinen Wolf des Balatonsees und anderer Gegenden Europas zu vertreten scheint.

Ein hochgestellter, rötlich gefärbter Wildhund mit dünner, windspielartiger Schnauze (Canis simensis), der Kaberu oder Bochorja, jagt hier und in Südsennaar rudelweise. Letzteres geschieht auch seitens des ein wahres Ideal eines wilden Hundes darstellenden, durch einen großen Teil Afrikas verbreiteten Tekwela (Canis pictus), dessen Kopf hyänenartig gebildet, dessen Fell aber bunt in ockergelb, braun, schwarz und weiß gescheckt ist. Der Tekwela hält sich in der Kolla und tieferen Woina-Doga, der Kaberu auch noch in der Doga auf.

In den Galaländern jagt auf ebenem Boden der Hyänenhund oder gescheckte Worabese wie unser Wolf in Rudeln. Es soll nach Professor Dr. Hartmann sehr dunkle Varietäten dieses Tieres geben, auf deren schwarz-braunem Fell das Weiße der gewöhnlicheren Form fehlt. Vielleicht gehört hierzu der von Deckan am Djuba erwähnte wilde Hund von sehr dunkler, fast schwarzer Farbe und mit weißer Schwanzspitze. Seine Größe soll die eines starken Bullen-

beißers sein und sein kurzes Gebell soll dem Schrecken eines Rehbocks ähnlich klingen.

Von asiatischen Wildhunden sei erwähnt: der Wah oder Hund des Himalaja, der Quar in den Gebirgen von Ranghun (Indien) und der Hund von Sumatra. Doch ist damit die Zahl dieser Arten keineswegs erschöpft.

Diese Raubtiere aus dem Geschlecht der Hunde stehen, wie aus vorstehendem sich ergibt, nicht nur außerhalb aller Kultur, sondern erweisen sich derselben feindselig, indem sie nicht nur die der Kulturarbeit der Menschen förderlichen Haus- und Nutztiere, Pferde, Fohlen, Kühe, Kälber, Schweine u. s. w. verfolgen und hinschlachten, sondern auch den Menschen gegenüber ihrer Blutgier keine Zügel anlegen. Sie stehen in direktem Gegensatz zu jenen Hunden, welche die Spanier als Verteidiger ihrer Sicherheit und als Gehilfen ihrer Kulturzwecke mit nach Amerika hinübernahmen. Sie sind alle schwer zähmbar.

Auch im Innern Australiens gibt es in der Wildnis lebende Hunde. Nach einer im Jahre 1903 an das Eingeborenenamt gelangten Meldung hat sich die in Polizeiberichten mehrfach ausgesprochene Vermutung, daß in Neusüdwales noch im Zustande ursprünglicher Wildheit lebende Eingeborene vorhanden sein müßten, durch Zufall bestätigt. In dem Bericht heißt es, daß drei Mischlinge, die sich unter Führung eines eingeborenen Jungen „auf die Jagd nach wilden Hunden" begeben hatten, in der Nachbarschaft der beiden Stationen Lake Viktoria und Pogiltah jene wilden Eingeborenen, die sie beim Braten eines wilden Känguruhs überraschten, endlich entdeckt haben.

Mit diesen „wilden Hunden" ist jedenfalls der Dingo gemeint, welcher auf dem australischen Festlande häufig angetroffen wird. Der Dingo, zwischen Wolf und Fuchs stehend, ist aber ein verwilderter Hund und gilt als der schlimmste Feind der Herden. Gegenwärtig tritt er dort mit dem zahmen Hunde gemischt auf, fürchtet sich vor diesem und flieht den Menschen. Aber gerade diese Mischlinge sind weit mehr gefürchtet als die ursprünglich eingeborene Rasse, weil sie blutgierig, dabei viel mutiger und schneller sind als diese.

Die Ansiedler haben durch diesen Erzfeind der Herden erstaunlich viel Schafe verloren. In einer einzigen Schäferei fielen der Blutgier dieser Hunde in drei Monaten 1200 Schafe und Lämmer zum Opfer. Größer aber noch ist der unmittelbare Schaden, den diese Hunde anrichten, insofern die Schafe beim Erscheinen dieses Räubers wie unsinnig davonjagen, blind in die Steppen hinausstürmen und dann entweder anderen Dingos anheimfallen oder vor Durst umkommen.

Gegen Ende der 40er Jahre vorigen Jahrhunderts traten diese Hunde in der Nähe von Adelaide so massenhaft auf, daß sie sich abends

den Gärten und Wohnungen der Menschen näherten. Sie fliehen aber vor den sie tödlich hassenden und wütend verfolgenden Haushunden.

Der Dingo wird als Abkömmling des javanischen Wolfes angesehen. Er tritt sowohl einzeln wie in Rudeln auf. Die Wilden speeren diese Tiere und genießen ihr Fleisch.

Das Vorwärtsdringen der Kultur drängt den Dingo immer weiter zurück, und schon heute wird kein Reisender mehr durch das nächtliche Geheul dieser Tiere erschreckt.

Das Bellen, welches der Dingo von sich gibt, ist von demjenigen der Haushunde ganz verschieden und gleicht einem Brummen, wenn sie zornig sind, einem Geheul, wenn sie ihre Beute verfolgen. Sie haben also das Bellen verlernt. Das nämliche gilt von den verwilderten Hunden auf der Koralleninsel Juan da Nowa, welche Seewasser trinken und gleichfalls von zahmen Rassen abstammen, die von Schiffen herrühren, welche sie dort zurückgelassen haben.

Auch der Hunde von Tibet, des Hochlandes Chinas, ist hier Erwähnung zu tun. Die dort heimischen Hunde, welche die Größe eines Esels erreichen, sehr kühn und stark sind und deshalb den Kampf gegen alle wilden Tiere aufnehmen, werden von den Bewohnern absichtlich von jedem Verkehr mit den Menschen ferngehalten, also in der Wildnis gelassen, weil sie durch den Umgang mit Menschen entkräftet und allmählich in zahme Tiere sich verwandeln würden.

In der nämlichen Weise verfahren auch die Tataren mit den verwilderten Hunden ihrer Heimat.

Anders in Japan. Die Wildheit der dortigen Hunde ist für die Bewohner in hohem Grade gefährlich. Von den Folgen der Springflut in Japan, die vor einigen Jahren stattfand, berichten japanische Blätter: In der am schlimmsten betroffenen bergigen Provinz Iwateken haben viele Jamainu, den Wölfen ähnliche wilde Hunde, wahrscheinlich damals viele Menschenleichen angefressen. Seitdem treten diese Tiere besonders zur Nachtzeit in äußerst gefährlicher Weise auf; sie überfallen und fressen die Menschen und hindern alle Leute, in der Nacht zu reisen. Am meisten sind aber die Postboten gefährdet, die bis abends 10 Uhr Postsendungen austragen oder Tag und Nacht den Verkehr zwischen den einzelnen Postämtern vermitteln müssen. Sie machen ihre Wege zu Fuß und haben oft meilenweite Strecken zurückzulegen. Daraus erklärt sich, daß mehrere Angestellte von den wilden Tieren getötet wurden und der Postverkehr bedeutende Störungen erlitt. Da traf der Verkehrsminister eine Anordnung, die sich schon auf der Nordinsel Hokaido gegen die Wölfe bewährt hatte; er ließ nämlich die Postboten in den gefährlichsten Gegenden mit Trompeten versehen. Wie die Wölfe das Schmettern einer Trompete nicht vertragen können und davonlaufen, so ergreifen jetzt auch die Jamainu die Flucht, sobald ein Postbote in seine Trompete stößt.

Als die Spanier Amerika besiedelten, brachten sie eine große Anzahl Hunde mit hinüber. An diesen zeigte sich deutlich, wie schnell der Verwilderungsprozeß an diesen Haustieren sich vollzieht. Sich selbst überlassen, wurden die europäischen Hunde nach mehreren Generationen vollständig wild, indem sie sich in den wüsten Einöden Amerikas umhertreiben. Humboldt fand solche Hunde in unterirdischen Höhlen lebend vor, sie griffen blutgierig, wie sie geworden waren, oft selbst die Menschen an, zu deren Verteidigung ihre Vorfahren einst gekämpft hatten.

Gegen die Ziegen von Juan Fernandez hatte die spanische Regierung zu Dampiers Zeit, des berühmten englischen Seefahrers, geboren 1652, Hunde daselbst ausgesetzt, wie er meint, ohne rechten Erfolg, obgleich nach ihm sogar wutkranke Hunde verwendet wurden. Die Hunde — aber auch die Ziegen — hielten sich bis in das 19. Jahrhundert. Jetzt sind sie wohl als ausgestorben anzusehen, während die Ziegen sie überlebt haben.

Den wilden Hund der Galagagosinseln nennt der Reisende Wolff rotbraun. Er bemerkt dazu, die Tiere wären, wenn zahm, gutmütig.

Auch in Kolumbien gab es nach der Revolution im Caucatal Wildhunde.

Die Hunde von Kuba nennt Pöppig, „Reisen in Chile und Peru 1835", mausgrau mit blauen Augen. Sie waren nach ihm schädlich. Diese Wildhunde erwähnt schon Garcilasso. Sie sollen erst später stumm geworden sein und fanden sich auf Kuba, San Domingo und anderen Inseln.

Verwilderte europäische Hunde leben ferner in den weit ausgedehnten Grasfluren, den Pampas, von Buenos Aires. Sie halten sich in Gruben auf, die sie in das Erdreich gewühlt haben, wo sie mit ihren Jungen wohnen. Sie leben daselbst in Kolonien. Ist eine solche Kolonie zu umfangreich geworden, so zieht ein Teil davon weiter, um eine neue Kolonie zu bilden. Auf diese Weise sorgt der Erhaltungstrieb dieser Tiere von selbst dafür, daß die Gesellschaften in ihren einzelnen Gliederungen nicht zu groß werden, so daß sie Nahrungsmangel zu erleiden hätten.

Alle verwilderten Hunde leben gesellig.

Stehen alle eben erwähnten Hundearten außerhalb jeder Kultur, ja zum Teil ihr sogar feindlich gegenüber, so reiht sich ihnen eine andere Gruppe an, die, teilweise von beträchtlichem Umfange, doch in einem gewissen Zusammenhange mit der menschlichen Kultur stehen, obschon sie nicht in dem menschlichen Besitzstande als Eigentum von Personen erscheinen. Es sind dies die herrenlosen Hunde, die sich in der Türkei, in Griechenland, in Ägypten und im südlichen Rußland,

meist in der Nähe, teils auch innerhalb größerer Städte vorfinden. Ihren Charakter habe ich an geeigneter Stelle geschildert.

Es wird an anderer Stelle diesen Tieren noch ausführlichere Beachtung zu widmen sein. Hier seien nur diejenigen Gesichtspunkte hervorgehoben, welche sich ganz allgemein auf ihren Zustand in der Freiheit beziehen. Man wird diese Hunde am richtigsten als halbverwildert bezeichnen dürfen. In der Umgebung von Konstantinopel sind sie schakalähnlich. Pallas will die Beobachtung gemacht haben, daß diese Hunde mit dem Schakal, dem sie täuschend ähnlich seien, in entschiedener Freundschaft leben, ein Umstand, welcher die Ähnlichkeit zu erklären vermag.

Die Beziehung, in welcher diese Hunde zur Kultur stehen, zeigt sich in dem Umstande, daß sie einen gewissen gesundheitspolizeilichen Dienst insofern ausüben, als der Hunger sie zwingt, allen Unrat in den schmutzigen Straßen der Städte als ihre Beute zu betrachten und dadurch, daß sie denselben verzehren, die Luft von jenen verpestenden Miasmen säubern, welche unter der glühenden Sonne des Ostens ohnedem sehr gefährlich werden müßten.

Das gleiche gilt von den Hunden der Tataren am Asowschen Meere, wo man in den Dörfern sie in oft übergroßer Anzahl antrifft. Diese Tiere müssen oft lange hungern. Nicht selten sieht man sie Menschenkot fressen, ja sie werden sogar zu dem Zwecke herbeigelockt, damit sie den Erdboden davon reinigen. Auch ein Kulturverdienst dieser Tiere! Im Hause dürfen diese Hunde sich nicht blicken lassen.

Für die Tataren sind sie ebenso wie für Fremde eine harte Plage. Einer Person in fremder Tracht ohne Begleitung eines Tataren ist es kaum möglich, durch eine Schar solcher Hunde durchzukommen, selbst dann nicht, wenn dieselbe zu Pferde sitzt. Es sind Fälle bekannt, daß Menschen von den Hunden niedergeworfen und schwer verwundet wurden. Kommen sie in die Steppen, so werden sie den Viehherden verderblich.

Im südlichen Rußland, erzählt Kohl, ziehen die Hunde im Winter scharenweise nach den Städten, durchstöbern den weggeworfenen Unrat und zerren an verrecktem Vieh herum. In einigen Städten, wie in Odessa, gehen Wächter umher, die ein beständiges Blutbad unter den herrenlosen Hunden anrichten. Allein das hilft wenig, da man die Hundequellen in den Dörfern und Städten nicht verstopfen kann. Diese stets hungrigen Tiere sind dort eine wahre Landplage, nichts ist vor ihnen sicher, selbst nicht das Obst und die Trauben der Gärtner.

Die eben geschilderten durch verwilderte und herrenlose Hunde herbeigeführten Zustände sind bekanntermaßen in den von ihnen betroffenen Ländern andauernd und bleibend, nachdem sie Jahrhunderte hindurch Bestand gehabt, und wenn auch zu wiederholten Malen der allzu großen Überhandnahme dieser zumal in den Städten äußerst

lästigen Tiere Vertilgungsmaßregeln entgegengesetzt worden sind, so wird man doch zugeben müssen, daß nur die energielose Gleichgültigkeit der Bevölkerung wie der Behörden die Schuld daran trägt, die in jenen Zuständen zutage tretende Plage, wenn nicht völlig auszurotten, so doch auf ein erträgliches Maß zurückzuführen.

Eine von der besprochenen abweichende Erscheinung bildet das Auftreten verwilderter Hunde zu besonderen Zeiten, deren Umstände die Verwilderung zahmer Haushunde veranlassen und begünstigen. Es gilt dies namentlich von Perioden großer, langwieriger Kriege.

Von Zeitgenossen, welche die Stürme des Dreißigjährigen Krieges erlebt haben, wird erzählt, daß im Jahre 1632 und den folgenden die Hunde in Deutschland sich so wild gezeigt haben, daß sie Menschen angefallen und verzehrt haben, und es wird ausdrücklich dabei erwähnt, daß, wenn ein Hund einmal Menschenfleisch gekostet, er dann nach dem Genusse desselben sehr gierig sei. Durch die in den verwüsteten Landschaften in ausgedehnten Strecken zerstreut umherliegenden Leichname gefallener Krieger, die nicht beerdigt werden konnten, waren diese Tiere zuerst, da die menschlichen Wohnungen zerstört dalagen, angelockt worden, und sie hatten die toten Körper als willkommene Beute betrachtet, um an ihnen ihren Hunger zu stillen. Auf diese Weise blutdürstig geworden, scharten sich die verwilderten Hunde in großer Anzahl zusammen, brachen des nachts dort, wo Häuser noch stehen geblieben waren, in dieselben ein und bemächtigten sich nicht nur der Leichen, von deren Geruch sie angezogen wurden, sondern überfielen auch Kinder und wehrlose Personen, die ihrer Blutgier zum Opfer fielen.

Man zählte nach der Anschauung damaliger Zeit diese Plage der Hunde unter die großen Heimsuchungen Gottes, mit denen dieser sein Volk strafen will und berief sich hierbei auf Jerem. 15, 3, wo es heißt: Sie sollen mit Hunden gestraft werden.

Ähnliches wurde im Jahre 1622 aus dem Rheintale um Appenzell berichtet. Da auch hier ein großer Teil der niedergemetzelten Soldaten nicht beerdigt wurde, warf man die Leichname in den Rhein, dessen Wasser sie an die Ufer trieb, wo sie von den Hunden erfaßt und verzehrt wurden. Dadurch wurden aber die Tiere „ganz rasend und fielen das Vieh, Rinder, Schafe, Schweine mit großer Gewalt an, zerrissen und fraßen dasselbe. Der dadurch entstandene Schaden des Landmanns wuchs so, daß der Verlust in kurzer Zeit auf 25.000 Gulden geschätzt wurde. Um diesem Unwesen zu steuern, mußten die Bauern sich vereinigen und die wütenden Bestien mit Geschütz niedermachen".

Daß verlassene Schlachtfelder zu allen Zeiten Hunde, zumal in Ländern, wo solche in verwildertem Zustande leben, herbeigezogen haben, ist eine bekannte Tatsache, die neuerdings wieder in dem japanisch-chinesischen Kriege Bestätigung fand. Bezüglich der Ein-

nahme von Port Arthur wurde 1895 berichtet — nach Zeitungen aus Tokio —: „Außerhalb der Stadt auf dem Felde sah man eine Menge wilder Hunde, welche den Leichen das Gesicht, die Extremitäten, den Rumpf zerfraßen, so daß die Leichen schrecklich entstellt und hier und da die Eingeweide bloßgelegt waren."

Aber auch einzelne Hunde müssen der Verwilderung anheimfallen, wenn sie, jeder Fürsorge durch Menschenhand entbehrend, nur auf sich selbst angewiesen, ihren Lebensunterhalt da überall zu nehmen gezwungen sind, wo immer sie ihn finden. Nachstehende Beispiele bestätigen dieses Eintreten individueller Verwilderung.

Zunächst eine solche aus Sachsen! An sich von sehr geringer Bedeutung, legt es Zeugnis davon ab, wie dunkel es vor etwa 200 Jahren noch in breiten Schichten der Bevölkerung, ja selbst im Kopfe eines Schriftstellers ausgesehen haben mag.

Im Jahre 1710 machten unweit Leipzig, in der Gegend von Dölitzsch, Brena, Bitterfeld, Kühne und Schenkenbergk drei „wilde Hunde" viel von sich reden, „da sie vom Monat August bis Ende November genannten Jahres sich sehen lassen und großen Schaden an Schafvieh getan". Es erschien zur Neujahrsmesse 1711 eine besondere Schrift über diese Hunde in Leipzig, in welcher die Beobachtungen, die die Bewohner genannter Orte über diese Tiere gemacht, ausführlich behandelt sind, auch „wie einer im Dorfe Rhödigen, so in die Gerichte des Herrn Zommer, Herrn von Miltitz und in das Schenkenbergische Kirch-Spiel gehörig den 29. November mit Gewalt getötet worden".

Die Schrift bietet etwas Beachtenswertes nicht dar, außer dem Umstande, daß man in der genannten Gegend geneigt war, das Erscheinen dieser Tiere als Teufelswerk zu betrachten.

Höchst beachtenswert erscheint eine beigefügte Betrachtung, angestellt über die Frage: „Ob Menschen sich in solche Hunde oder Tiere verwandeln können?" In der Tat ging in jener Gegend die Rede, die Sache ginge nicht mit rechten Dingen zu und es müßten böse Leute sich in solche Tiere verwandelt haben.

Ich übergehe die vielen angeführten Wunderdinge und den sonstigen Unsinn, der in weitschweifigen Worten aufgetischt wird, und erwähne nur noch eines in dem Schriftchen behandelten Abschnittes, der die naive Überschrift trägt: „Daß diese wilden Hunde, welche von einer Wölfin mit einem Hunde gelaufen, müssen gezeuget worden sein."

Im Dezember 1784 wurde ein grönländischer Hund von einem Schleichhändlerfahrzeug bei Bremen an der Küste von Northumberland zurückgelassen. Da er sich verlassen sah, fing er an, Schafe zu würgen und richtete großen Schaden an, so daß er der Schrecken des Landes über zwanzig englische Meilen im Umkreise wurde. Wenn er ein Schaf erwischte, biß er ein Loch in die rechte Seite, und nachdem er das Fett oberhalb der Nieren verzehrt hatte, ließ er es liegen. Mehrere

Tiere dieser Art wurden auf diese Weise zerfleischt von den Schäfern noch lebendig angetroffen, und einige unter ihnen wurden durch sorgsame Pflege wieder geheilt und warfen nochmals Lämmer.

Die Landbesitzer verfolgten ihn mit Jagdhunden, Bärenbeißern u. dgl., doch wenn diese ihm nahe kamen, legte er sich auf den Rücken, als wollte er ihr Mitleid anflehen. Und in dieser Stellung mochte ihm kein Hund ein Leid zufügen. Kamen die Jäger ihm nahe, so entfloh er, ohne daß die Hunde ihn verfolgten. Diese mußten erst wieder zu seiner Verfolgung angehetzt werden, und so kam er immer glücklich davon.

Eines Tages war er bis auf 30 englische Meilen von Howick fortgetrieben, kehrte aber sogleich wieder zurück und tötete noch an demselben Abend einige Schafe. Nach vielen vergeblichen Versuchen wurde er erst im März des folgenden Jahres auf einem Felsen am Haughhill bei Howick erschossen. Dort hatte er erst tags zuvor seinen Wohnort genommen, weil er von hier aus vier Landstraßen, die sich da kreuzen, übersehen konnte.

Wie leicht Hunde verwildern, ersieht man ferner aus einem Ereignis, das sich bei dem Aufenthalt der Franzosen in Wien 1809 zutrug. Ein Hund ward das Opfer der Gefühllosigkeit einiger feindlicher Soldaten, welche das Tier in den unterirdischen Hauptkanal bei der Hauptstraße warfen.

Von dieser Zeit an blieb der Hund über sechs Jahre lang ein Bewohner dieser unterirdischen Kloake, wo seine Nahrung meist nur aus Ratten bestand. Das freundliche, gesellige und einschmeichelnde Wesen des Tieres hatte sich in diesem Geschöpf gänzlich verändert. Wenn es auf seinen Wanderungen in den unterirdischen Gewölben zufällig an einer nach oben mündenden Gitteröffnung zu einer Zeit vorüberkam, wo eben ein Mensch darüber hinschritt, so verließ es eiligst diese Gegend und flüchtete bellend in entlegenere Stellen, wie man an dem nach und nach verhallenden Tone des Gebells hörte.

In seiner Einsamkeit war der Hund menschenscheu geworden und verwildert.

Über einzelne Fälle derartiger individueller Verwilderung von Hunden lassen sich noch eine Reihe von Beispielen anführen. Nach der „Zimmerschen Chronik" von Stuttgart, 1869, war ein „Higscher Jagdhund" gar erwildet im Holz ufgefangen; ähnlich verhält es sich wohl auch mit dem „Wolf", welcher nach dem „Z. G. 1866" in eben genanntem Jahre im Odenwald erschien.

Wie schnell die Spuren der Verwilderung am Hunde wahrnehmbar werden, zeigt die Tatsache, daß, als der englische Reisende Mackenzie bei seinem kühnen Zuge von den kanadischen Seen zum Großen Ozean seinen Hund in einem Dorfe verlor und ihn erst acht Tage später auf dem Rückwege fand, das arme Tier förmlich geistesgestört geworden war und die alten Begleiter kaum mehr erkannte,

obgleich es ihnen folgte. Erst ganz allmählich legte sich bei diesem Hunde die Scheu und gewann er die alte Vertrautheit wieder. „Etwas Besonderes war es," heißt es bei Hahn, „wenn im Jahre 1771 bei der Rinderpest in Ostrußland die Hunde wild wurden. Man hatte sämtliche Kadaver in eine große natürliche Grube, einen trichterförmigen Erdfall, zusammengeführt. Die Hunde, die sich in Schwärmen dazu einfanden, und ganz auf eigene Hand von dem reichlichen Mahl sich nährten, wurden so bösartig, daß sie durch ein bewaffnetes Kommando ausgerottet werden mußten."

Dem Wolfe ähnlich, nur kleiner, sollen die verwilderten Hunde am Obi in Turkestan sein.

Aus dem Somalilande beschreibt Brenner in „Petermanns Mitteilungen 1868" einen wilden Hund, den er bei Barawa traf. An Größe, Kopf und Gestalt kam er einem starken Hirtenhunde gleich, war aber langhaarig, schwarz mit großen gelben Flecken am Hinterteil.

Auf Mauritius hat es früher einmal wilde Hunde gegeben, welche die Holländer zurückgelassen hatten, um mit dem „Wild", den Ziegen und Hirschen, daselbst aufzuräumen, als sie die Insel 1710 räumten. Es war zu fürchten, daß sich sonst dort Korsaren einfanden, um sich mit Fleisch zu versorgen.

„Eine ganze Fülle meist allerdings recht unbestimmter Nachrichten erhalten wir", schreibt Hahn, „dann aus Amerika. Schon 1770 erwähnt Roberson in der „History of Amerika, 1776", wilde Hunde vom La Plata, die sich von dem Aas der zahlreichen wilden Kühe nährten. Der Reisende Azaza erzählt, daß sie für das Wochenbett Gruben graben. Southey kennt sie um das Jahr 1800 aus Uruguay. Von 1849 bis 1851 wurden sie so schlimm, daß sie selbst Reiter angriffen; man sieht, auch sie hatten sich die „Befreiung vom spanischen Joch" einigermaßen zunutze gemacht. Man war deshalb genötigt, eine Prämie auf jeden Hundeschwanz zu setzen, und es wurden etwa 5000 eingeliefert."

Krünitz sagt: Jetzt sind die Hunde in Europa zahm gemacht. Allein wenn man sie wild haben will, darf man nur die Hündin an einem von Menschen entlegenen Orte werfen lassen

Noch vor wenig Jahren hatte Stockholm eine sehr unangenehme Erfahrung hiervon zu erleben. Eine überall vertriebene Hündin hatte unter einer Brücke geworfen. Man bemerkte dies nicht. In kurzem entstand an dem Orte mitten in der Stadt eine Rasse wilder Hunde, welche die Vorbeigehenden in große Gefahr setzten. Da einige Angefallene ihr Leben kaum davonbrachten, mußte man zur Sicherung anderer in der Gegend Wachen stellen, und es kostete Mühe, die wilden Hunde wieder auszurotten.

Ähnliches wird von einem englischen Terrier in Wien erzählt, der sich an den Aufenthalt in einer großen unterirdischen Grotte, die in einem finsteren Gehölz gelegen war, gewöhnt hatte, wo er von Ratten und Mäusen lebte. In sechs bis acht Wochen ließ er sich kaum einmal sehen, er vermied die Begegnung mit Menschen sorgfältig, weshalb sein Name **„Watschmann"** (Wächter) in **„Misanthrop"** umgewandelt wurde. Nur zur Zeit des Mondscheines konnte man ihn bisweilen außerhalb der Grotte sehen. So lebte er ein ganzes Jahr. Endlich gab man sich Mühe, ihn wieder einzufangen und zu zähmen, wobei er jedoch in Melancholie verfiel und wahrscheinlich infolge der veränderten Lebensweise nach wenig Tagen verendete.

Ein Mr. How in England brachte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von einer Seereise einige junge Hunde von St. Thomas in seine Heimat mit. Sie waren in der Wildnis geboren und man hatte ihrer nur dadurch habhaft werden können, daß man die Mutter, die sie verteidigte, erschoß. Da diese Hunde nach der Meinung des Berichterstatters der Rasse der englischen Terriers angehörten, womit man in England die Füchse jagt, so ist anzunehmen, daß bei Landung irgendeines Schiffes an der Insel ein Paar solcher Hunde zurückgeblieben sein mögen, die sich verlaufen gehabt, oder daß man eine tragende Hündin dort vergessen hat.

Die zuletzt angeführten Beispiele aber beweisen, daß überall da, wo man, sei es absichtlich oder durch Zufall, den zahmen Hund, den Mithelfer des Menschen an unzähligen Kulturarbeiten, von der Kultur ausschließt und fern hält, oder wo er durch Umstände von selbst in völlige Freiheit gerät, diese Ausstoßung dadurch sich rächt, daß das sich selbst überlassene Tier in Gegensatz zur Kultur sich stellt und ihr feindlich begegnet.

Daß zahme Haushunde, wenn sie gereizt werden, von einer momentanen Wildheit erfaßt werden und auf solche Weise in Wut geraten, sehr gefährlich werden können, ist durch zahlreiche, oft recht beklagenswerte Unglücksfälle zur Genüge bestätigt. Gegen den Angriff solcher Hunde aber kann man sich, wie versichert wird, in sehr einfacher Weise schützen.

Den wildesten Hund kann man in Schrecken jagen, wenn man mit vorgestrecktem Arme einen Stock vor sich hält, die Spitze desselben auf das Auge des Tieres richtet und so aus der Entfernung langsam auf den Hund losgeht; unfehlbar entflieht das Tier mit Angstgewinsel.

Der gezähmte Hund aber hat zwar seine Freiheit eingebüßt, doch steht er als Arbeitshund und als Haustier zu mannigfachen Verwendungen benützt, mitwirkend an der Kulturarbeit und im Kulturleben dem Menschen zur Seite, an seinem Teile auch ein Förderer der Kultur.

Kapitel 2.

Die Eigennamen des Hundes.

Der Eintritt des Hundes in das Kulturleben des Menschen kennzeichnet sich durch ein von diesem Zeitpunkte an im Leben des Tieres nicht wieder verschwindendes Merkmal, das dem Einzelindividuum nur in dem Falle verloren geht, wenn es aus dem Kulturleben in die Freiheit zurücktritt.

Dieses Merkmal erhält der Hund mit dem ihm beigelegten Eigennamen. Alle Haushunde, und dieser Klasse gehören ja die in diesem Buche des weiteren zu besprechenden Hunde sämtlich an, führen ihren besonderen Eigennamen, ein Zeugnis davon, daß der Mensch das Tier an sein Kulturleben gefesselt hat.

Der Hund seinerseits legt durch sein Verhalten in unverkennbarer Deutlichkeit den Beweis ab, daß das Überschreiten der Schwelle, welche aus dem Stande der Freiheit in den der Gesellschaft des Menschen führt, nicht erfolglos, daß er selbst dieser Auszeichnung würdig ist. Er beweist dies dadurch, daß er auf den Ruf seines ihm gegebenen Namens hört, daß er diesem Rufe Folge leistet.

Es kann niemand im Zweifel darüber sein, daß es mit der Namenführung seitens des Hundes sich ganz anders verhält als bei anderen Tieren. Bekanntlich gibt man auch Pferden, Katzen, Vögeln und anderen gewisse Rufnamen, und jedermann weiß, daß das Tier auf den Ruf dieses Namens achtet. Indessen gibt es unzählige Individuen der eben genannten Tierarten, denen die Auszeichnung, durch einen Ruf- oder Liebkosungsnamen nicht zuteil wird. Der Haushund aber, sobald er in den Besitz eines Herrn oder einer Herrin übergeht, entbehrt niemals seines Eigennamens.

Dazu kommt, daß der Hund in ganz anderer Weise dem Rufe seines Namens Folge leistet, als Tiere anderer Arten dies zu tun gewöhnt sind und überhaupt es vermögen. Das Achtgeben des Hundes auf den Ruf seines Namens ist eine Tat seines Gehorsams, und während beispielsweise das Pferd dem Anrufe seines Namens gewohnheitsgemäß Folge leistet, und bekanntermaßen geschieht dies ja auch nur in sehr beschränktem Umfange, ist es bei dem Hunde der Ausdruck vollster Verständigkeit, die ihn veranlaßt, dem an seinen Namensruf geknüpften Befehle gehorsam zu sein. Ja der Hund versteht den Befehl seines Herrn selbst dann, wenn er dem Tiere nichts weiter als den Aufruf seines Namens zu Gehör gibt, ohne daß also ein ausdrücklicher Befehl an diesen geknüpft ist.

Es läßt sich nicht bestimmen, wie weit zurück in das Altertum der Gebrauch reicht, Hunden bestimmte Namen als Eigennamen beizulegen, die zugleich als Rufnamen für das Einzelindividuum dienten, und es muß für immer eine ungelöste Frage bleiben, ob die ersten Besitzer

von Haushunden, die Höhlenbewohner, die Menschen der Steinzeit, die Pfahlbauer, diesen Gebrauch schon zu üben angefangen haben. Will man in dieser Beziehung einen Vergleich gelten lassen, so dürfte der Umstand für eine Wahrscheinlichkeitslösung dieser Frage sprechen, daß einzelne Völker, solange sie noch überwiegend im Naturzustande sich befanden, an eine Namengebung ihrer Hunde nicht gedacht haben und daß erst mit dem allmählichen Fortschreiten ihrer Kulturentwicklung auch die Einführung von Eigennamen für ihre Haushunde sich einzustellen pflegte. Wir würden also auf diesem Wege zu der Annahme gelangen, daß die Menschen des vorgeschichtlichen Zeitalters Eigennamen für ihre Hunde schwerlich gekannt haben dürften.

Aber auch die ältesten Denkmäler schriftlicher sowohl als künstlicher Überlieferungen der zuerst in der Geschichte auftauchenden Kulturvölker des Ostens bieten uns wenig Anhalt dafür, daß wir die Benennung der Hunde mit Eigennamen bei den Persern, Indern usw. ohne weiteres als Tatsache anzunehmen uns für berechtigt halten dürften. Nur bezüglich der Ägypter sind uns in allerneuester Zeit einige Namen, die sich auf Denkmälern vorgefunden haben, bekannt geworden. „Interessant ist," heißt es in „Ermann, Ägypten", „daß die Namen, welche die ägyptischen Jäger ihren Hunden gaben, öfters fremde waren. So hießen von den vier Hunden, mit denen sich der alte König 'Entef auf seinem Grabstein darstellen ließ, die beiden ersten **Behka'e** und **Pehtes**, was, wie die dazu gehörige Inschrift angibt, Gazelle und Schwarzer bedeutet. Was des vierten Name, **Teqeru** besagen sollte, ist nicht recht klar. In dem des dritten: **Abagero** hat aber Maspero mit großer Wahrscheinlichkeit das Wort „Abaikour" erkannt, mit dem die berberischen Nomaden der Sahara heute noch ihre Windhunde benennen."

„Die Pyramide des Königs: Sohn Re Entef der Große," schreibt Herr Ermann, „die nördlich vom Vorhof des Amenhotegtempels liegt, an welcher die Pyramide selbst zerstört ist und vor welcher ihre Stele (Säule) aufgestellt ist und die Gestalt des Königs steht auf dieser Stele, wie er seinen Hund **Behka** zwischen seinen Füßen hat —"

Diese Beziehungen zu fremdländischen Namen berechtigen allerdings zu dem Schlusse, daß auch außerhalb Ägyptens in jenen ältesten Zeiten es bereits Brauch gewesen sein muß, den Haushunden besondere Namen zu geben.

Aber schon im Sagenkreise der Homerischen Gesänge, der ältesten und wahrheitsgetreuesten Urkunde der vorgeschichtlichen griechischen Kultur, werden wir mit der Gepflogenheit der Griechen vertraut gemacht, ihren Hunden Namen beizulegen. Man darf wohl annehmen, daß der Eigenname, den man einem Hunde gab, anfänglich bedingt war durch den Zweck, zu welchem man das Tier bestimmt. Auf diese

Weise mag sich allmählich der Brauch ausgebildet haben, den Hunden überhaupt Namen beizulegen.

Der erste, also älteste Name eines Hundes, den wir genau kennen, ist derjenige des Hundes des Odysseus, dem wir im Verlaufe unserer kulturgeschichtlichen Ausführungen wiederholt begegnen werden. Der durch seine zehnjährigen abenteuerlichen Irrfahrten bekannte König von Ithaka, einer der tapferen Helden von Troja, hatte seinem Hunde den Namen **„Argos"** gegeben. Dieses griechische Wort bedeutet bekanntlich: schnell, weiß, hell, glänzend, noch besser „flimmernd", und es war als Name des Hundes sicherlich gewählt worden in bezug auf den schnellen Lauf der Hunde, insofern jede schnelle Bewegung ein gewisses Flimmern hervorbringt.

Es ist hieraus ersichtlich, daß man bereits in jener sagenhaften Zeit zur Bestimmung von Namen, welche man den Hunden beilegte, den durch die Natur des Tieres von selbst sich darbietenden Anhalt seiner körperlichen Eigenschaften ins Auge faßte, indem man, wie im vorliegenden Falle, den Eigennamen von der Schnellfüßigkeit des Hundes herleitete.

Daß dieses Verfahren, Eigennamen für den Hund zu bilden, im griechischen Altertum sehr gebräuchlich war, ersehen wir aus einer der Fabeln des Hyginus (21*), in welcher uns der Dichter die Namen der Jagdhunde des Aktäon, von denen an anderer Stelle gehandelt werden soll, aufzählt. Wir finden dort Namen von Hunden, deren Bedeutung wie bei dem Hunde des Odysseus auf die Schnellfüßigkeit des Tieres Beziehungen aufweist. So der Name **Lälaps,** das ist der Sturmwind, **Aura,** Wind, Luft, **Aello,** ebenfalls Sturmwind. **Stilton,** der Glänzende, Schimmernde, mit denselben Beziehungen wie **Argos**, **Boreas** der Nordwind, **Zephyrus** der Abendwind, **Ocydromus** und **Ocythous,** der Schnelläufer, unter den Hündinnen: **Ocypote,** die Schnellfliegerin, **Ocydrome,** Schnelläuferin. Endlich **Volatos,** das Fliegen, der Flug.

Die Verwendung der Hunde zur Jagd wird durch folgende Eigennamen solcher gekennzeichnet: **Theron,** allgemein: Jagd, ebenso **Agre**, **Ichnobates,** der die Spur Verfolgende, **Dorceus,** der Gazellenfänger, **Nebrophonus**, der Hirschtöter, **Harpagia,** der Raffende, Räuber.

Es fehlt nicht an Beispielen, welche beweisen, daß man auch in den ältesten Zeiten schon den Hunden Eigennamen von mythischen und geschichtlichen Personen beilegte. Der Hund **Melampus** erhielt seien Namen von dem gleichnamigen Sohne des Atreus, des Herrschers von Mykenä, **Hyläus** von einem Kentaur, welcher der Atalante Gewalt antun wollte, so daß also der Hund durch seinen Namen als gewalttätig charakterisiert wird, **Melaneus** gleichfalls von einem Kentaur, **Harpalycus** von einem thrakischen König;

der König Pterelaus lieh seinen Namen dem Hunde **Pterelas**, Canache, Tochter des Äolus, gab den ihrigen ab an eine Hündin, und man darf wohl annehmen, daß der Namengeber die bekannte Eigenart des Hundegeschlechtes charakterisieren wollte, indem er gerade von dieser Tochter des mythischen Stammvaters des hellenischen Volkes den Eigennamen seines Hundes herleitete, die von ihrem Vater gezwungen wurde, sich selbst umzubringen, weil sie mit ihrem Bruder in unzüchtiger Liebe gelebt. Ebenso übertrug man von Gorga, der Tochter des Öneus, und von Echion, dem Sohne Merkurs, der an der Kalidonischen Jagd teilnahm, den abgeleiteten weiblichen Namen **Echione** auf Hündinnen.

Zahlreich sind schon in den ältesten Zeiten solche Namen von Hunden, welche das Tier hinsichtlich seiner Heimat, aus der es stammt, bezeichnen.

Viele Hundebesitzer liebten es, ihren treuen Begleitern, Jagdgehilfen oder Wächtern kurze, leicht aussprechbare und darum auch leicht verständliche, in der Regel zweisilbige Namen zu geben, und zwar solche, welche irgendeine hervorstechende Eigenschaft oder Charaktereigentümlichkeit des Tieres kennzeichneten.

Aus der Masse solcher Namen führe ich nur einige an: **Psyche**, Seele, **Thymos**, Mut, **Porpax**, Handhabe, also ein Jagdhund, welcher die Beute faßt, **Tauros** Stier, **Labes**, der feindliche Angreifer, **Lykos**, Wolf, **Lochos**, Hinterhalt, **Phrura**, Wache, und **Phylax**, Wächter, u. v. a.

Von mehr als zweisilbigen Namen waren im Gebrauch: **Pamphagus**, der alles Verzehrende, **Lampuras**, mit leuchtendem Schwanze, **Pömenis**, der Hirt, **Harpia**, die Räuberin, **Hylactor**, der Beller, **Ägriodus**, mit schimmernden Zähnen und schon von Homer, als Beiname von Jagdhunden angewendet, u. v. a.

Infolge der engen Beziehungen, welche die Völkerschaften Italiens, die Römer, mit der Kultur Griechenlands in häufige Berührung brachten, namentlich aber aus dem Grunde, weil die Hundearten Griechenlands weit hinaus über die Grenzen ihrer Heimat berühmt waren und deshalb mit Vorliebe von dorther durch den Handel bezogen wurden, finden wir die Hundenamen griechischer Herkunft bei den Römern überaus häufig im Gebrauch. Jagd- und Luxushunde edelster Rassen, welche sämtlich bis zu der späteren Zeit, wo die auf ihren Siegesgängen bis nach England vorgedrungenen Römer die britannischen Hunde kennen gelernt und von dem fernen Inselreiche in ihre südliche Heimat übergeführt hatten, aus Griechenland bezogen wurden, trugen schon deshalb durchgehend griechische Eigennamen, weil dieselben, als sie in römisches Gebiet kamen, ihre Namen bereits hatten. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die uns Deutschen noch immer nicht abgewöhnte Sucht, fremd-

ländischen Dingen den Vorzug vor heimischen zu geben, auch in Rom, namentlich in vornehmen römischen Kreisen herrschend war, so daß es bei den begüterten italischen Landwirten und bei den angesehenen Herren der Städte, namentlich Roms, als zum guten Tone gehörig betrachtet wurde, Hunde mit griechischen Namen zu besitzen. Diese Vorliebe für das Fremde, die auch hinsichtlich der Namen für Pferde und Weine sich Geltung verschaffte, ging so weit, daß man selbst die auf den eigenen Landgütern erzeugten Hunde mit griechischen Namen belegte.

Hierdurch wird es erklärlich, daß bei den Römern Hundenamen ihrer eigenen, der lateinischen Sprache, keineswegs häufig im Gebrauch waren.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß es bereits im Altertum als Regel galt, jedem Hündchen schon in frühester Jugend seinen Namen zu geben:

„Leg' auch Namen du bei, solange noch zärtlich die Hündlein!
Eilig sei jeder und kurz, daß hör' er eiligen Anruf!" (22*)

Solcher Namen aber römischen Ursprungs begegnen uns verhältnismäßig nur wenige, und es hat den Anschein, daß die Besitzer von Hunden mit echt lateinischen Eigennamen zumeist den Kreisen des Landbau betreibenden Volkes angehörten. Zu nennen sind: **Ferox,** der Stürmende, Mutige, Tapfere, **Celer,** der Schnelle, **Rome,** die Römische, **Lupa,** die Wölfin, **Cerva,** die Hindin, **Tigris,** der Tiger, die Tigerin.

Columella (23*) hat sich damit befaßt, den Ketten- und Schäferhunden Namen zu geben, während Jagdschriftsteller solche für Jagdhunde feststellten.

Von den Namen ihrer Hunde, welche die alten Gallier diesen bei ihnen sehr geschätzten starken Tieren beizulegen pflegten, sind nur wenige der Vergessenheit entzogen worden. **Tyntamar** war der Name eines berühmten Spürhundes, von welchem angeblich die bevorzugten Jagdhunde jenes Volkes herstammten, **Deber-Trud,** das heißt Menschenfresser, lautete der Name einer großen Dogge, von welcher die Kriegshunde der Gallier herstammten. Auch **Exer** wird als Hundename der Gallier erwähnt.

Unter den sehr großen und wilden Schweißhunden, welche die Franken in Gallien als Jagdhunde verwendeten, sind zwei ihrem Namen nach bekannt geblieben: **Mirf** und **Morf.**

Der Hund König Artus (Artur), des Fürsten der keltischen Siluren († 542), hieß **Cabul.**

In Deutschland scheint die Sitte, den Hunden eigene, bestimmte Namen zu geben, erst in der Zeit der karolingischen Könige allgemeiner sich verbreitet zu haben. Wenigstens stammen erst aus dieser Epoche die uns bekannt gewordenen ältesten deutschen Hunde-

namen, und es sind solche auch zu dieser Zeit noch äußerst selten angeführt. Wie man bis in die eben genannte Periode hinein das Windspiel kurz als **Wint** bezeichnete, so scheint man auch andere Hunde nur nach ihrer Art genannt und gerufen zu haben, so **Rudo,** ein Molosser, wovon übrigens unser Wort Rüde sich herleitet, wohl auch **Susis,** aus **Segusius** entstanden, gleichfalls eine sehr große Hundeart bezeichnend. Von wirklichen Eigennamen für Hunde ist als der älteste **Fax** und der einer Hündin **Zoba** bekannt geworden.

In der alten deutschen Götterlehre kommen als Namen von Hunden die Bezeichnungen **Wunsch, Wille,** auch **Sturm** vor. Die Leithündin erscheint unter dem Namen **Heilo, Hela; Alke** heißt der Hund des Hakelberand, den wir später kennen lernen werden, des Anführers des wilden Heeres. Der altdeutsche Hundename **Willebreht** (Willibrecht) klingt ganz wie ein Personenname.

Viele Namen der ältesten Zeit weisen auf äußere oder innere Eigenschaften sowie auf den Zweck des Tieres hin, so der bis in die neuere Zeit gebräuchliche Hundename **Wacker,** mit seinen Verkleinerungsformen **Weckherlin, Wickerlein.** In der Mark war der Name **Waster** gebräuchlich, eine Wortform, welche vielleicht aus Wacker entstellt worden ist. Auch **Wackerlos** findet sich als Hundename vor, ebenso **Veruim, Hüterlin.**

Unter den Hetzhunden begegnen uns Namen wie: **Hetzebold, Bello, Greif, Packan, Packauf, Surche** u. v. a.

Mit der Verbreitung der Bildung des Volkes und infolge des Bekanntwerdens mit der Geschichte fremder, namentlich auch der alten Bildungsvölker, erweiterte sich der Gesichtskreis auch in bezug auf die Auswahl von Eigennamen, die man in Deutschland dem Hunde gab. Neben rein deutschen Namen treten andere auf, welche von einer bemerkenswerten Person der Mythe oder Geschichte, auch von Himmelskörpern entlehnt wurden. Wir finden in dieser Beziehung für starke Tiere die Namen: **Herkules, Nimrod, Sultan, Cäsar, Saturn, Mars.** Auch **Cyprian** kommt als älterer Hundename vor.

Flüchtige Hunde erhielten meist die ihrer Eigenschaft entsprechende Benennung: **Schnell, Greif, Spitz, Flüchtig, Zange.** Saufinder und Schweißhunde treten mit den Namen **Packan, Rachgier, Zornig** lange Zeit hindurch auf. Hühnerhunde nannte man gern **Tyras, Schnepf.**

Deutsche Jagdhunde im allgemeinen führten die bekannten, zum Teil noch heute im Gebrauch üblichen Eigennamen: **Weidmann, Waldmann, Kuckebusch, Stockebusch, Glöckner, Küster, Kantor, Sängerin, Laute**; Wasserhunde und Stöber die Namen: **Schütze, Spion, Taucher;** Otterhunde und Dachskriecher: **Otter, Schlieffer, Dächsel, Bergmann, Maulwurf.**

Landesgebrauch und Gewohnheit sowie der Bildungsstand der Besitzer übten nicht selten auf die Auswahl der den Hunden beigelegten Eigennamen bestimmenden Einfluß aus, wobei man die Neigung der Tiere öfter als entscheidendes Moment berücksichtigte, nur hielt man gerne daran fest, daß der Name aus nur zwei Silben bestand, damit man ihn schnell auszusprechen vermöge.

Eines eigentümlichen Beinamens, den man einem Dachshunde gegeben, finde ich im „Jäger" Erwähnung getan, des Namens **Packwagen.**

Es kann nicht meine Aufgabe sein, auch nur eine beschränkte Auswahl der gebräuchlichsten deutschen Hundenamen zusammenzustellen, nachdem ich durch die bisher angeführten Beispiele die verschiedenen Gesichtspunkte angedeutet habe, welche man bei Festsetzung der Eigennamen für Hunde als maßgebend zu betrachten pflegt. Es werden ja auch in den folgenden kulturgeschichtlichen Darstellungen dieses Buches eine Menge von Namen einzelner besonders erwähnenswerter Hunde eingeflochten sein, welche der Beachtung nicht entgehen können. Der Volksgeist, welcher auch hinsichtlich der Namengebung der gern gesehenen Haustiere nirgends und niemals in Verlegenheit kommt, passende oder auch unpassende Namen für den Hund zu finden, sieht überall geeignete Quellen sich erschließen, aus denen er schöpfen kann, um der bereits bestehenden, von altersher angewachsenen Fülle sich darbietender Hundenamen neue Gebilde zuzufügen.

Neuerdings sind unsere Hundefreunde wohl auch von der Einhaltung der oben angeführten Gesichtspunkte, die man ehemals zur Feststellung der Hundenamen berücksichtigte, wenigstens teilweise abgewichen, und seit dem Wiedererwachen des lebhaften Interesses, welches der Aufzucht edler und schöner Rassehunde sich zugewendet hat, sind Hundenamen zum Vorschein gekommen, welche die Erfindungsgabe ihres Urhebers in das hellste Licht stellen, anderseits Namen, deren Entstehung der Willkür oder dem Zufall zu verdanken sind, wie auch solche, die in ihrer Eigentümlichkeit von dem Hergebrachten in auffälliger Weise abweichen. Es gibt kein Gebiet der Geschichte, der Mythe, des öffentlichen und des Familienlebens, aus dem heraus man nicht geschöpft hätte, um Eigennamen für den Hund zu wählen. Selbst der Adelsstand ist dem Hunde nicht vorenthalten geblieben, ein **Myra von Hirsch,** ein **Hasso von Hirsch,** ein **von Rottleben, Hans von Rheydt,** eine **Diana von Fallstein u.** a. beweisen dies. Ja selbst den Namen einer Nonne, **Pia,** finde ich verzeichnet.

Die Mannigfaltigkeit aber der heute gebräuchlichen aus den verschiedenartigen Lebensgebieten auf den Hund übertragenen Namen, unter denen die zarten Rufnamen weiblicher Anmut durchaus keine Seltenheit bilden, sei zum Schluß noch durch eine kleine Auswahl angedeutet, welche zusammengestellt ist aus Namen preisgekrönter

Hunde einiger Ausstellungen. Es begegnen uns da zum Teil schon in früherer Zeit gebräuchliche Namen, wie: **Wotan, Pascha, Tschudak** (russisch), **Tell, Primas, Rajan** (russisch), **Vize-Regal, Harras, Periquo** (engl.), **Region, Roland, Volker, Solo, kleiner Mann** u. v. a.

Nicht unerwähnt will ich zum Schluß lassen, daß neuerdings auch in die hergebrachte Art der Benamung von Schäferhunden Bewegung gekommen zu sein scheint. Namentlich wird man den Namen **„Furchentramper"**, der wohl ganz neu sein dürfte, charakteristische Bedeutung nicht absprechen können, während **Kumbinck, Loth, Luchs, Dora, Fuchs, Prima** und ähnliche der seitherigen Gepflogenheit in der Benennung dieser Hundeart folgen.

Unter den neueren Namen dieser Art seien noch genannt: **Gieremund, Grof** und **Flock.** Vergl. übrigens (17).

Hat der Hund seinen Namen erhalten, so überschreitet er damit die Schwelle, die ihn in die Kultur einführt. Es beginnt seine Erziehung. An dem namenlosen Hunde ist das Werk der Erziehung, wenn nicht unmöglich, so doch ganz ungenügend wirksam. Denn die Erziehung wendet sich an das Einzelindividuum, und die Arbeit derselben erfordert den beständigen Anruf des Tieres, dessen Beachtung durch das Tier die Nennung seines Namens erforderlich macht. Der Name des Hundes ist die Vorbedingung seiner Erziehung.

Kapitel 3.

Die Einführung des Hundes in die Kultur oder die Erziehung des Hundes. Die Verziehung.

Es ist bereits der Tatsache gedacht worden, daß die mannigfachsten Verhältnisse und die äußeren Lebensbedingungen einen bestimmenden Einfluß auf die Charakterbildung, die geistigen Fähigkeiten sowie auf die Entfaltung der sittlichen Eigenschaften des Tieres auszuüben pflegen und stets ausgeübt haben. In allen Kulturländern haben, wie bei uns in Deutschland, seit undenklichen Zeiten die verschiedenartigsten Umstände auf die in ihnen gezüchteten und gepflegten Hundearten sich wirksam erwiesen, welche die ursprünglich angeborenen Eigenschaften des Tieres wesentlich beeinflußt und verändert, fast möchte ich sagen, veredelt haben. Züchtung und Zucht sowie Klima und Pflege haben in hervorragender Weise auf die Umbildung im Wesen des Hundes eingewirkt, ebenso sind die Nahrung, die Lebensweise, die Beschäftigung und die Kreuzung in gleicher Richtung beeinflussend für die Umbildung des Tieres gewesen.

Es ist allgemein bekannt, welch einen wirksamen Einfluß Zucht und Pflege auf die Entwicklung des Tieres ausüben. Während die in Wildnissen lebenden Hunde als reine Raubtiere bezeichnet werden

können und blutgierige Fleischfresser sind, infolgedessen sie als äußerst regsam, mutig und schlau sich erweisen, bekunden die Haushunde, welche als solche zahm geworden und Kostgänger des Menschen sind, die von seinem Tische genährt werden und selbst mit Pflanzenspeisen sich begnügen, in ihrem allgemeinen Verhalten den durch diese Einflüsse sich geltend machenden Wandel.

Einen sprechenden Beweis für die Richtigkeit dieser Wahrnehmung bildet der Fleischerhund, welcher durch den Umgang mit dem Gewerbebetriebe seines Herrn seine natürliche Veranlagung, blutiger Fleischkost den Vorzug zu geben, nicht abgelegt hat, vielmehr in deren Beibehaltung und Pflege unterstützt wird. Der zahme Haushund aber, zumal wenn er reichliche und, wie dies sehr oft geschieht, nahrhafte Kost empfängt, wird fett und infolgedessen ungelenk und träge, in weiterer Folge mild und selbst gleichgültig.

Schon eine oberflächliche Betrachtung bezeugt die keineswegs auffallende Erscheinung, daß die Art der Ernährung des Tieres auf Körpergröße und Körperbeschaffenheit, auf die Fülle des Haarwuchses, auf die Zahl der Geburten und die körperliche Beschaffenheit der Nachkommenschaft einen ganz erheblichen Einfluß ausübt.

Ebenso erheblich aber erscheint auch die durch jene Bedingungen hervorgerufene Einwirkung auf die geistigen und die Charaktereigenschaften des Tieres. Ist bei dem Jagdhunde die Regsamkeit der Sinnesschärfe und Sinnestätigkeit in einer oft geradezu erstaunlichen Weise ausgebildet, so verlieren die als Zugtiere benützten Hunde, wie man dies namentlich in Grönland beobachtet, ungemein viel von solcher Regsamkeit.

Auffallend ist die durch die Gewöhnung des Hundes an eine bestimmte Beschäftigung bewirkte Veränderung, die an seinem Äußeren sich bemerklich macht. Diejenigen Arten, welche in der Ausübung der ihnen übertragenen Berufsleistungen weniger darauf angewiesen sind, von ihrem Gehör Gebrauch zu machen, lassen die Ohren herabhängen, andere hingegen, welche mit ihren Gehörswerkzeugen ihrem Berufe dienen, wie der Schäfer- und der Wolfshund, tragen das Ohr aufrecht stehend.

Treten zahme Hundearten wieder in die Wildnis zurück, so macht sich dieser Wandel auch äußerlich an dem Tiere bemerkbar, das etwa angehäufte Fett verliert sich, die herabhängenden Ohren richten sich wieder empor. Doch muß betont werden, daß alle Kultur der Jahrtausende nicht vermocht hat, die wesentlichen Teile am Äußeren des Tieres, die Form des Schädels, den Aufbau der Glieder, die Anlage des Gebisses u. a. irgendwie umzugestalten.

In hervorragendster Weise aber ist es der Mensch, welcher einen ganz wesentlich bestimmenden Einfluß auf das Verhalten des Hundes, auf die Entwicklung seiner Fähigkeiten und Anlagen wie auf die

Äußerungen seines Charakters ausübt. Man kann Brehm ohne Bedenken zustimmen, wenn er sagt, es dürfe behauptet werden, daß, je freundlicher, aufmerksamer, reinlicher, pünktlicher der Hund behandelt werde, er auch um so anhänglicher, liebevoller, kurz um so sittsamer im hündischen Sinne sich betragen werde. Werde er dagegen in der Behandlung verwahrlost, so werde er mürrisch, gleichgültig, bissig, schmutzig, nachlässig gegen sich selbst; und wenn er verhätschelt, wenn er zum Gegenstande einer dem Tier ungebührlichen Verehrung gemacht wird, so äußere er statt jener vorzüglichen Eigenschaften Eigensinn, Trägheit, Stolz, Eifersucht, Herrschsucht, Empfindlichkeit gegen unterordnende Befehle.

Es ist uns auch hinsichtlich der Erziehung des Hundes, je nachdem sie ihm in der einen oder anderen Weise zuteil wird, wie in der Behandlung, die er fortgesetzt erfährt, ein Vergleich mit dem Menschen überaus nahegelegt. Die Erziehung des jungen Hundes erfordert zur Erzielung des Erfolges die nämlichen Rücksichten wie die des Kindes.

„Auf die Erziehung junger Hunde“, sagt Herr O. Friedrich, „kommt mehr an, als man in den meisten Fällen meint, denn sie ist maßgebend für ihr ganzes Leben.“ Es gibt gutgezogene, verzogene und verwilderte Hunde. Die erzogenen sind von vortrefflichem Charakter und Temperament, sauber, folgsam, gelehrig und intelligent, brauchbar nach jeder Richtung hin und gesund. Verzogene sind analog den verzogenen Schoßkindern nörglich, eigensinnig, ohne Gehorsam, nur brauchbar, wenn sie selbst wollen, zimperlich, empfindlich sowie leicht kränklich. Und verwilderte oder roh aufgezogene Hunde werden, sobald sie nicht beizeiten in gute Hände kommen und umgewandelt werden, böse Tiere, die, wenn nicht ausnahmsweise doch noch bessere Naturanlagen reagieren, nur schlechte Dienste leisten und Vorurteile gegen das gesamte Hundegeschlecht erwecken.

Darum würden Leute, die keine praktischen und theoretischen Kenntnisse besitzen und kein anderes Interesse als den Geldgewinn dabei im Auge haben, viel besser tun, sie ließen ihre Hand davon und gäben die jungen ihnen geborenen Hunde, sobald sie entwöhnt sind, in andere Pflege, oder sie sähen davon ab, sich einen ganz jungen Hund anzuschaffen. Geschieht's, wie das häufig vorkommt, nur, um den „lieben Kleinen“ ein lebendes Spielzeug zu geben, so gehen die meisten der jungen Tiere infolge des Herumbalgens zugrunde, oder sie werden infolge der endlosen Neckereien und Zausereien böse Kanaillen, die später in ihrer Bissigkeit entweder Menschen gefährden oder die gelegentlich von jedem Fremden sich bestechen lassen, untreu und falsch gegen den eigenen Herrn sind.

Werden andernfalls Hunde roh und unmenschlich behandelt, schlecht und mangelhaft gefüttert und gepflegt, so entarten sie und

sinken unter das Hundegeschlecht herab, oder sie werden zu Bestien, die nachgerade bei jeder Gelegenheit ihre Rache an den Menschen auslassen und als sogenannte „scharfe“ Hunde nur Böses anrichten.“

Solche durch falsche Erziehung verdorbene Tiere gehören in jene Klasse, die wir als verhängnisvolle Hunde kennen gelernt haben. Wenn es auch infolge von Mangel oder von Fehlern in der Erziehung nicht immer zum Ausbruch von gewaltsamen Anfällen auf Menschen oder Tiere kommt, so machen sich beide doch in dem Benehmen des Individuums sichtlich bemerkbar, und selbst das Verhalten des gesamten Hundebestandes eines Volkes legt Zeugnis ab von dem Maße des erzieherischen Einflusses, mit dem jenes auf den Hund einzuwirken pflegt. Die im allgemeinen geringschätzige, oft sogar schlechte Behandlung, welche die Chinesen dem Hunde angedeihen zu lassen pflegen, kommt in dem Mangel der Anhänglichkeit desselben dem Menschen gegenüber zum Ausdruck. Die geringe und schlechte körperliche Pflege, welche einige Völker Südamerikas dem Hunde widmen, die ihn auf jede Weise vernachlässigen, wird bei diesen nicht nur in ihrem Verhalten, sondern sogar in der Unschönheit ihrer körperlichen Beschaffenheit sichtbar. Hingegen hat von jeher, ich erinnere nur an die Perser des Altertums, gute Behandlung und erziehliche Einwirkung wie auf das Gemütsleben des Hundes, so auch auf seine körperliche Ausstattung, auf die Heranbildung schöner Formen unverkennbar eingewirkt.

Die Wahrheit obiger Sätze finden wir auch bestätigt durch dasjenige, was oben in der allgemeinen Charakterschilderung des Hundes zu sagen war; der tückische Charakter der dort besprochenen Hunde im Orient und ihre Blutgier, die Niedertracht der Hunde in Kamtschatka, nicht minder der diebische Charakter einzelner Indianerhunde sind in der Hauptsache die Wirkung der vernachlässigten Erziehung dieser Tiere einerseits, sowie der mangelhaften Verpflegung derselben anderseits.

Welch bedeutenden Einfluß auf ganz junge Hunde das ihnen gegebene Vorbild ausübt, hat man an Hündchen beobachtet, bei denen eine Katze die Stelle der Pflegemutter vertrat. Es zeigte sich, daß die kleinen Tiere gewisse Katzengewohnheiten annahmen, die dem Hunde sonst fremd sind. Sie hatten ihrer Pflegemutter abgesehen, wie sie sich wusch; in der nämlichen Weise verfuhren sie mit sich selbst, leckten sich ihre Vorderpfoten und putzten dann im Gesicht herum.

Insonderheit sind es die dem menschlichen Geiste ähnlichen Anlagen des Hundes, welche letzteren dazu befähigen, in erziehlicher Weise auf sich einwirken zu lassen. Schon die allereinfachsten Angewöhnungen, wie die, seines Herrn Haus und seine eigene Hütte vor Verunreinigungen zu bewahren, das Verständnis dafür, das Haus zu bewachen, den Bewohnern desselben, wenn möglicherweise eine Gefahr drohen

könnte, durch Bellen ein Zeichen davon zu geben, Fremde von Bekannten zu unterscheiden, ihm anvertrautes Gut auf offener Straße sicher zu bewachen u. v. a. legen von dem Einflusse der Erziehung des Tieres, die es ohne jede Mühe sich aneignet, ein sprechendes Zeugnis ab.

Der Hofhund, welcher an die Kette gelegt wird, lernt sehr wohl begreifen, welcher Art das Amt ist, das man ihm mit Anlegung seiner Fessel übertragen will und die Annahme liegt nicht fern, daß gerade die Ankettung in dem Hunde eine Verschärfung seiner Wachsamkeit hervorzurufen geeignet ist, ja, daß Tiere, welche man keineswegs als bissig von vornherein bezeichnen kann, durch diese Maßregel Bissigkeit sich aneignen.

Auf solche Weise ordnet die höhere Einsicht des Menschen den Willen des Tieres seiner Herrschaft unter und macht es dadurch seinen Zwecken dienstbar. Das Tier aber, der Hund, legt durch die Bereitwilligkeit und Fügsamkeit, mit der er auf die seitens des Menschen auf ihn ausgeübte Einwirkung, die ihm nicht selten eine völlige Unterdrückung seiner natürlichsten Neigungen, — bei dem Kettenhunde des Dranges nach Freiheit — zumutet, eine Selbstverleugnung an den Tag, welche, wie die bereits besprochenen Seiten seines Wesens, ihn als jenes ausgezeichnete tierische Wesen erscheinen lassen, als welches er sich durch die Fülle seiner vorzüglichen Eigenschaften so oft kennzeichnet. In der Tat steht der Hund der Kultur aller Zeitalter beiweitem näher, als man gemeinhin anzunehmen sich gewöhnt hat, oder als wenigstens der oberflächliche Beobachter anzuerkennen imstande ist.

Hierbei darf freilich nicht verkannt werden, daß die Kultureinwirkung auf den Hund ganz nach den nämlichen Gesetzen sich vollzieht, wie sie dem Menschen gegenüber zur Geltung zu kommen pflegen. Wie die Erfolge der Erziehung bei den Menschen abhängig sind von dem Bildungsgrade, der geistigen Befähigung, dem Charakter und den sittlichen Eigenschaften des Erziehers, in derselben Weise sind auch die Erfolge der Kultureinwirkung auf den Hund bedingt durch die persönlichen Eigenschaften seines Herrn. Die geistigen Fähigkeiten des Tieres zu wecken, zu pflegen und weiter zu bilden, wird keinem Hundeeigentümer gelingen, dessen eigener geistiger Standpunkt die untersten Stufen geistiger Veranlagung nicht überschritten hat. Persönliche Tüchtigkeit und Charakter auf seiten des Herrn wirken in unverkennbarster Weise auf den sittlichen und den Charakterstandpunkt des Tieres ein.

Der Hund eines schlichten Landmannes, eines B a u e r n — und ich gebrauche hier dieses Wort als Ehrentitel eines hochachtbaren Standes —, wenn dieser letztere, wie man zu sagen pflegt, „das Herz auf dem rechten Fleck hat", wird sicherlich dem scharfen Beobachter als ein zu seinem Vorteil ganz anders geartetes Tier erscheinen, als

der Hund, welcher an der Seite seines Besitzers, an dessen gleichgültiges, schläfriges, geistloses oder rohes Wesen gewöhnt, ohne irgendwelche innerliche Anregung dahinzuleben pflegt. Man merkt dem Hunde, damit behaupte ich nicht zu viel, die persönliche Tüchtigkeit und gegenteilig den Mangel an solcher ohne jeden Zweifel leicht an.

Ich kann es mir nicht versagen, zu dem eben Gesagten vergleichsweise ein Beispiel anzuführen, an welchem der Einfluß der über jeden Zweifel erhabenen persönlichen Tüchtigkeit, welche in ihrer Art längst als einzig dastehende unübertroffene Erscheinung des vorigen Jahrhunderts, als Phänomen, anerkannt ist, dem von dem hochbegabten hohen Herrn gehaltenen Hunde gegenüber sicherlich in unverkennbarer Weise wirksam gewesen ist. Der bekannte „Reichshund" des Einigers Deutschlands, des hochverehrten Altreichskanzlers, dessen seinerzeit so oft Erwähnung geschah, ist noch in jedermanns Erinnerung. Sollte, so frage ich, die mit Liebe zu dem Tiere gepaarte einsichtsvolle Verstandestiefe, welche, daran wird niemand zweifeln, dem vierfüßigen Begleiter des Fürsten v. Bismarck Tag für Tag sich bezeugen mußte, sollte die alle Zeitgenossen weit überragende Tüchtigkeit des eisernen Kanzlers nicht auch an seinem treuen Hunde und an dem Nachfolger des erstgenannten in die Erscheinung getreten sein? Ich meinerseits zweifle daran nicht.

Treffend äußert sich, indem wir zu den allgemeinen Gesichtspunkten zurückkehren, zur Sache Brehm. Er sagt:

„Mehr als man glaubt, wirkt auf die geistige Ausbildung des Hundes die Erziehung. Nur gute Menschen können Hunde gut erziehen, nur Männer sind fähig, sie zu etwas Vernünftigem und Verständigem abzurichten. Frauen sind keine Erzieher für den Hund. Deshalb sind die Schoßhunde stets verzogen, verzärtelt, launenhaft und nicht selten heimtückische Geschöpfe. Der Hund wird ein treues Spiegelbild seines Herrn, je freundlicher, liebreicher, aufmerksamer er behandelt wird, je besser, reinlicher er gehalten wird, je mehr und je verständiger man sich mit ihm abgibt, um so verständiger und ausgezeichneter wird er. Und genau das Gegenteil geschieht, wenn er umgekehrt behandelt wird. Der Bauernhund ist ein roher, plumper, aber ehrlicher Gesell, der Schäferhund ein verständiger Hirt, der Jagdhund ein vortrefflicher Jäger. Der Hund eines vornehmen Nichtstuers ist ein fauler, üppiger Gesell und eigentlich meist ungezogener, als der rohe, ungebildete Hund des Bauern."

Jeder Hund nimmt den Ton des Hauses an, in welchem er lebt; er ist verständig, wenn er bei vernünftigen Leuten wohnt, er wird zum hochmütigen Narren, wenn sein Herr durch Stolz die Hohlheit seines Kopfes ausfüllen muß; er beträgt sich freundlich gegen jedermann, wenn es in seinem Hause gesellig hergeht, oder er ist ein

grämlicher Einsiedler, wenn er bei einem alten Junggesellen oder bei einer älteren Jungfrau wohnt, welche wenig Zuspruch haben. Unter allen Umständen fügt er sich in die gegebenen Verhältnisse und gibt sich dem Menschen mit ganzer Seele hin.

Diese Tugend wird leider gewöhnlich nicht erkannt, und deshalb gilt heute noch das Wort „hündisch" für entehrend, während es eigentlich gerade das Gegenteil bedeutet.

Die Tatsache ist unbestreitbar, daß der Hund unter der Einwirkung der erziehenden Tätigkeit des Menschen und infolge eines das Wesen des einzelnen Tieres erkennenden und in verständiger Weise behandelnden Verkehrs mit ihm einer bei gewissen Arten erstaunlichen Entwicklung und Ausbildung fähig ist, so sehr, daß der angeborene Naturtrieb des Tieres fast gänzlich dem Willen des Menschen untergeordnet und das Tier selbst dem bestimmenden Einflusse seines Herrn ergeben erscheint, dem es freiwilligen Gehorsam leistet.

Auf eine für die Erziehung und, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, auf die bildende Beeinflussung des Hundes förderliche Vorbedingung ist im Anschluß an die eben erörterten Gesichtspunkte noch besonders aufmerksam zu machen. Es gibt eine bevorzugte Klasse von Hunden, deren Bildungsfähigkeit in ungleich reicherem Maße eine wesentliche Förderung zu gesitteter und der individuellen Verstandesentwicklung zugute kommender Ausbildung gewohnheitsmäßig zuteil wird, als dem beiweitem größten Teile ihrer Familiengenossen. Diesen Vorzug genießen die Hunde in den Städten, namentlich in größeren.

Sie leben, wie bekannt ist, in stetem Umgange mit Menschen beziehungsweise mit ihrem Herrn, und stehen mithin unter der Einwirkung einer unaufhörlichen, Gemüt und Verstand anregenden Geselligkeit, die allerdings dem Bildungsgrade ihrer Besitzer entsprechend bald in geringerem, bald in umfänglicherem Maße sich ihnen gegenüber Geltung verschafft. Stadthunde befinden sich, kann man wohl sagen, unter dem steten Einflusse erziehlicher Einrichtungen. Denn selbst den Fall gesetzt, der Herr des Hundes selbst gäbe sich mit dem Tiere nur wenig ab, so bleibt diesem doch, wenn er, was höchst selten vorkommen dürfte, nicht ausschließlich auf seines Herrn Häuslichkeit beschränkt gehalten wird, immerwährend Gelegenheit, zu beobachten und, sagen wir es gerade heraus, zu lernen. Hierbei ist es die den Hunden eigene Neugierde, die ihnen sehr zustatten kommt. Unwillkürlich eignen sie sich infolge steten Umganges und des Zusammenseins mit Menschen ein weit höheres Maß von Verständigkeit, einen reicheren Schatz von Verständnis an.

Wollte man den Versuch anstellen, zu prüfen, in welchem Verhältnis die Anzahl der Worte steht, deren Sinn dem Hunde in der Stadt zugerufen, von ihm verstanden wird, zu der Zahl derer, welche



der Hund auf dem Lande zu erfassen imstande ist, so würde sich zweifellos eine Bestätigung des eben Behaupteten ergeben.

„Die Tiere sind," schreibt Toussenel (25a*), „wie wir sie machen, alle ordnen sich unserem Einfluß unter. Wir allein formen sie um, ihre Fehler und ihre Tugenden hängen von uns ab. Groß ist unsere Verantwortlichkeit ihnen gegenüber. Der gute Hirt bildet den guten Hund. Er vervollständigt die einer bestimmten Art eigenen Sonderheiten, welche in der Tat durch den Instinkt des Tieres den unseren überlegen sind."

Auch von anderen Beobachtern wird die eben entwickelte Ansicht erörtert und meiner Meinung nach in autoritativer Weise bestätigt.

So sagt Magerstedt in seinen „Bildern aus der römischen Landwirtschaft": „Die griechischen Hunde haben, wie sich schon aus Homer schließen läßt, den Vorzug größerer Anhänglichkeit an den Herrn (gegenüber den asiatischen), — sicherlich nicht allein infolge von besseren Naturgaben, sondern infolge der Rückwirkung des Volkes, unter dem sie leben, seines Charakters und seiner Beschäftigung. Ich führe", fährt der Verfasser fort, „zum Beweise die Epiroten, die Bewohner der Landschaft Epirus, an. Sie sind das mutigste Volk und gleichmäßig sind auch ihre Hunde die mutigsten. Vielleicht läßt sich dadurch auch die Erscheinung erklären, daß die Pest in Athen und schon in den Tagen Homers zu gleicher Zeit Menschen und Hunde befiel und wegraffte."

Diese sehr zutreffende Bemerkung, so wird an derselben Stelle hinzugefügt, findet ihre Bestätigung im Hause und unter den Völkern. Nach dem Aussehen und Verhalten des Haushundes läßt sich einiger Rückschluß auf das Haus, den Hausherrn, den Hausgeist machen.

In dem nämlichen Sinne spricht sich Reichenbach aus: Klima, Lebensart und Beschäftigung haben den Hund, der sich noch mehr als andere Tiere mit Leib und Seele dem Menschen angeschlossen hat, zu dem gemacht, was er gerade ist. Selbständiger als alle anderen Tiere, faßt er auch das geistige Bild von dem, was ihn täglich und stündlich beschäftigt, tiefer auf und macht seinen Körper diesem Bilde ähnlich, soweit dies seine Organisation erlaubt. Der Bullenbeißer, der wohl von den Hütern der Büffelherden abstammt und dessen Urstamm Strabo (26*) schon in Tibet kannte, verrät schon durch seine plumpe Figur und sein breites Rindsmaul die Beschäftigung, welche seine Phantasie im Wachen und Schlafen erfüllt.

Die Windhunde bildeten sich wohl durch die Jagd auf schnellfüßiges Wild, wodurch ihr Körper gestreckt, ihre Physiognomie der des Hirsches und der Antilope verähnelt wurde.

Der breite Behang der Jagdhunde schreibt sich vielleicht aus einer früheren Laufbahn dieser Tiere her, die sie in Indien als Hüter der Schafe durchlebten, welche dort mit diesem langen und breiten Be-

hange geziert sind und keine Wolle, sondern glattes Haar wie die Jagdhunde haben.

Ebenso hat der Saufänger einige Ähnlichkeit mit dem Schweine, der englische Fuchshund mit dem Fuchs erhalten.

Der englische Forscher Hamilton hat nachgewiesen, daß die hängenden Ohren Folge und Kennzeichen einer durch Generationen fortgesetzten Unterwerfung und völligen Verknechtung sind. Je mehr nämlich eine Hunderasse, wie es beim Pommer- und Schäferhunde der Fall ist, von ihrem ursprünglichen Freiheitssinn übrig behalten hat, desto mehr stellt und spitzt sie die Ohren, je vollständiger aber dem Menschen die Unterwerfung gelungen (wie beim Pudel, Hühnerhund u. a.), desto schlaffer hängen die Ohren. Die Griechen wußten jahrhundertelang nichts von Hunden mit hängenden Ohren.

Buffon endlich sagt von der Erziehungsfähigkeit des Hundes: „Die Vollkommenheit des Tieres hängt von der Vollkommenheit seines Gefühls ab. Je umfangreicher dieses ist, desto größer sind die Fähigkeiten und die inneren Hilfsquellen des Tieres. Je tiefer und inniger sein Dasein ist, desto mannigfacher sind seine Beziehungen zu dem übrigen Weltall, und je zarter, feiner seine Empfindung ist, in einem desto höheren Grade kann das Tier durch die Erziehung vervollkommnet werden, und wird um so würdiger, in einen gesellschaftlichen Bund mit dem Menschen zu treten. Es vermag dann zu den Absichten des letzteren mitzuwirken, ihn sicher zu bewachen, ihm zu helfen, zu schmeicheln und ihn zu verteidigen. Es versteht durch fortdauernde Dienstleistungen, durch wiederholte Liebkosungen seinem Herrn sich vertraut zu machen, ihn für sich einzunehmen und aus einem Tyrannen für sich einen Beschützer zu gewinnen.“

Das ist treffend wahr gesagt und es ist vollkommen richtig, daß im ganzen genommen die zornigen, feurigen und blutgierigen Naturanlagen der Hunde den milderen Gefühlen, dem Bedürfnis, sich anzuschmiegen, und dem Verlangen, zu gefallen, Platz machen. Namentlich ist dies bei dem Hühnerhund der Fall, von welchem viele Schriftsteller sagen, daß er seinen Mut, seine Kraft, alle seine Gaben kriechend zu den Füßen seines Herrn niederlege und daß er ihn gleichsam anflehe, ihm zu gestatten, zu seinen Diensten zu sein und sich aufopfern zu dürfen, daß er den Wink seiner Augen als Zeichen seines Willens verstehe und die vollkommene Wärme der Empfindung teile.

Blumenbach aber in seinen Vorlesungen über „Naturgeschichte der Tiere“ behauptet: Der Hund besitze mehr als sein Herr, er besitze Treue und Beständigkeit in seinen Neigungen, habe keinen anderen Ehrgeiz, kein anderes Interesse, kein anderes Verlangen, als seinem Herrn zu gefallen und keine andere Furcht als die, seinem Herrn zu mißfallen. Diese sprechenden Beweise von Gemütstiefe aber eignet sich der Hund nur in lebendigem Verkehr

mit Menschen, welche in gemütsvoller Weise ihn behandeln, also durch Erziehung an.

Durch das an dem Tiere geübte Erziehungswerk ist der Hund nicht allein häuslich geworden, er hat sich auch in gewisser Hinsicht dem Menschen identifiziert, wenigstens haben ihm Zivilisation und Gesittung ihren Stempel aufgedrückt. „Gelehriger als der Mensch," äußert sich Buffon weiter, „lenksamer als jedes andere Tier, unterrichtet sich der Hund selbst in kurzer Zeit, und ordnet sich allen Gewohnheiten derjenigen unter, denen er gehorcht. Er nimmt den Ton des Hauses an, das er bewohnt; wie die Hausbewohner ist er stolz, wegwerfend bei hohen Herren, ungeschlacht beim Bauer auf dem Lande, immer geschäftig um seinen Herrn und zuvorkommend gegen seine Freunde, schenkt er gleichgültigen Personen keine Beachtung, und erklärt sich gegen die, welche ihn behelligen."

Diese Schmiegsamkeit des Tieres, sein bereitwilliges Eingehen und seine Nachgiebigkeit den Eindrücken gegenüber, die der Hund im Hause empfängt, sein Bestreben, auch da den einzelnen Personen sich anzuschließen, wo ihm an diesen Eigenschaften, die seinem Naturell zuwider sind und die er gleichwohl geduldig erträgt, wenig gelegen sein kann, haben ihn zu dem gemacht, was er überall ist, zum gern gesehenen, hoch gehaltenen Freund des Hauses.

Die Mittel, welche man zum Behufe einer vernünftigen Erziehung des Hundes je nach dem Zwecke, den man damit verfolgt, anwendet, sind sehr mannigfache, und auch hier gilt der Satz: Für besondere Zwecke auch besondere Mittel.

Besonderes Interesse nimmt in dieser Beziehung die sicher sehr naheliegende Erziehungsweise eines Hauslehrers in Anspruch, welcher es verstand, die ihm lästig erscheinenden Hausgenossen des Hundegeschlechts in einer Weise von ihrem ungebührlichen Betragen bei Tische abzuwenden, welche einen hohen Grad von Komik in sich schließt.

In dem Hause eines Edelmannes der deutschen Ostseeprovinzen lebte vor mehreren Jahrzehnten ein Hauslehrer, dem es als Ausländer anfangs recht schwer fiel, sich in die Eigentümlichkeiten des Landes und selbst des Hauses zu schicken. Manche bekämpfte er, anderen unterwarf er sich.

Namentlich nun war ihm die beständige und recht ansehnliche Gesellschaft der Jagd- und Vorstehhunde zuwider, und wo er es verstohlen tun konnte, trat er gerne dem **Tyras** auf die Füße, und versetzte dem **Karo** einen Rippenstoß. Doch fürchteten ihn die Hunde nur, wenn sie mit ihm allein waren, und sie schienen es darauf abgesehen zu haben, jenen in Gegenwart der Familie durch ihre Ungezogenheit in Harnisch zu versetzen.

Kurz vor dem Mittagsmahl mußte der Lehrer nach altem frommen Brauch ein Tischgebet sprechen und andächtig falteten alle

Tischgenossen die Hände, sobald der Hauslehrer mit seinem „Oremus!" (laßt uns beten!) begann.

Da war es ihm denn ein Greuel, wenn die vierbeinigen und hungrigen Genossen ihm über die Füße sprangen oder sonstigen Unfug trieben. Er äußerte sich hierüber gegen den Hausherrn, und in der Tat vergingen einige Tage, während deren die Lieblinge vom Tische verbannt waren. Aber bald stellten sie sich wieder ein, und niemand außer dem Hofmeister schien deren Gegenwart bemerken zu wollen.

Da verfiel denn der Hauslehrer auf eine List, zu welcher er, um sie auszuführen, eine Ausfahrt der Familie gelegentlich einer Hochzeitsfeier benützte. Er lockte durch Schmeicheleien und Leckereien das sämtliche Hundegetier in sein Studierzimmer, schloß Tür und Fenster, bewaffnete sich mit einer gewaltigen Hetzpeitsche, stellte sich an den Tisch und rief mit laut vernehmlicher Stimme: „Oremus! oremus! oremus!" und bei jedem Oremus teilte er rechts und links, hinten und vorne gewaltige Prügel aus. Dann öffnete er die Tür und hinaus stürzten die Hunde vor dem donnernden Oremus und den Peitschenhieben. In eiliger Flucht und von panischem Schrecken ergriffen suchten sie ihr Heil in der Flucht.

Dieses Erziehungsmittel versuchte er auch die beiden folgenden Tage, wo dann die zurückgekehrte Familie sich wie gewöhnlich wieder vor Tisch andächtig hinter ihre Stühle stellte. **Karo, Tyras** und Genossen hatten sich wedelnd und freudig eingefunden. Kaum aber begann der ernste Hofmeister sein „Oremus!", als die ganze Meute kopfüber zur Tür stürzte und hinausdrängte, die Ruten fest einklemmend und gräßlich heulend.

Wohl wurde durch das Ungewöhnliche des Auftritts die Andacht gestört, man zerbrach sich den Kopf darüber, was wohl die Ursache dieser sonderbaren, jedesmal vor Tisch sich wiederholenden Szene sein könne —, wer sich aber hütete, das Geheimnis zu verraten, war der Kindererzieher, in dem geschilderten Falle gleichzeitig derjenige der Hunde.

Von besonderer Wichtigkeit ist selbstverständlich die Erziehung des Jagdhundes.

„Die Erziehung des Jagdhundes", sagt Pösche, „geht wesentlich darauf aus, daß der Hund beim ersten Angriff den Naturtrieb verleugnet und statt den Feind, wie es ihm angeboren, an der Gurgel zu fassen, am Ohre packt, damit dann die Kampfgenossen desto sicherer imstande sind, das Tier an der tödlichen Stelle zu fassen."

„Die Jagd auf reißende Tiere", heißt es bei demselben Verfasser, „ist in Deutschland nur noch eine Seltenheit. Früher, als in Deutschland die wilden Schweine noch häufig waren, richtete man die sogenannten Saufinder in der Weise ab, daß sie die Fährte des wilden Schweines und dann sein Lager aufsuchten, und das Wildschwein

durch heftiges Bellen zum Schuß oder zur Hetze stellten. Dies nannten die Jäger in ihrer Sprache das „Verbellen".

Ein gut unterrichteter Hühnerhund muß äußerst ruhig aushalten und nicht einspringen und zu jeder Zeit gern in das Wasser gehen, ohne jegliche weitere Anregung oder weiteres Zurufen dazu, um Ente oder Huhn sofort apportieren zu können. Ferner muß er außer der Zeit, wo der Hahn geschossen wird, tun, als ob er denselben gar nicht gesehen hätte, und sollte ihm dieser auch vor den Füßen aufsteigen und aus seinem Lager fahren. Also um nichts weniger oder mehr handelt es sich bei der Abrichtung des Hundes, als daß er seine ursprüngliche Natur, seine angeborenen Instinkte — hier handelt es sich tatsächlich um solche — völlig verleugnet. Kluge, konsequente Dressur bringt dies zuwege."

Daß bei der Erziehung des Hundes, welchem Zwecke dieselbe auch dienen möge, nicht selten arge Mißgriffe vorkommen, und daß in vielen Fällen, wo der menschliche Unverstand oder die Ungeduld von vornherein den Erfolg abschneiden, das arme Tier durch peinvolle Behandlung die Torheit des Erziehers büßen muß, ist eine leider allbekannte Tatsache, und es sei auch an dieser Stelle einem Appell, einem Weck- und Mahnruf an das Mitgefühl, an die Menschlichkeit jedes Eigentümers eines von ihm zu erziehenden Hundes Ausdruck gegeben, mit der zu jedem Erziehungswerke benötigten Strenge und Konsequenz Milde und Freundlichkeit zu paaren. Der Hund, dieses ausgezeichnete Tier, ist der menschlichsten Behandlung nicht nur völlig wert, er versteht es auch, wie kaum ein anderes Tier, sie zu lohnen!

Man kann aus diesem Grunde nicht ohne tief empfundenes Erbarmen von jener Zuchtmethode Kenntnis nehmen, welche die Bewohner von Kamtschatka anwenden, um ihre Hunde zu jenen Zugtieren heranzubilden, die ihnen für die Fortbewegung ihrer Schlitten unentbehrlich sind. Diese Zuchtmethode verdient die Bezeichnung sklavischer Peinigung.

„Man wirft", so erzählt Pösche hiervon, „die jungen Hunde, sobald sie sehen können, ohne Erbarmen in dunkle Erdhöhlen. Hier bleiben sie so lange gefangen, bis man sie für Zugversuche reif hält. Man spannt sie dann mit anderen schon geübten Hunden vor einen Schlitten, den die armen Tiere mit allen Kräften vorwärts ziehen, weil sie von dem ungewohnten Lichte und der Menge unbekannter Gegenstände, die sie auf einmal erblicken, wie geblendet werden. Nach diesem ersten kurzen Versuche müssen sie wieder in ihre dunklen Kerker zurück. Von nun an wird dieses Verfahren so lange wiederholt, bis sie zum Zuge geschickt und gelehrig genug sind, den Taktruf ihrer Führer zu verstehen.

Nur der List oder Überraschung gelingt es, den Hund anzuspannen. Während der Zurichtung heben sie die Köpfe in die Höhe

und lassen ein klägliches Geheul hören. Sobald jedoch abgefahren wird, ist die Ruhe hergestellt. Dann aber scheinen sie sich untereinander in Tücken zu überbieten und die Geduld ihres Führers zu ermüden oder ihn in Gefahr zu bringen. Kommen sie an eine gefährliche Stelle, eine Klippe, einen Abgrund, so verdoppeln sie ihre Schnelligkeit, gleichsam, als wollten sie sich am Menschen rächen, der sie in die Bande der Sklaverei schlug. Und wehe dem Führer, der die Peitsche gebrauchen wollte! Der Hund, welcher den Peitschenhieb empfing, stürzt sich beißend auf den nächsten, der Gebissene auf den dritten, und so ist im Nu das ganze Gespann in Unordnung gebracht. Endlich jedoch ergibt sich der Hund in sein Schicksal, er wird der treue, unentbehrliche Sklave des Menschen, der ohne Hund in jenen unwirtlichen Gegenden gar nicht leben könnte."

In wie hohem Grade zeugt doch das eben geschilderte Verhalten des Hundes von der Ergebenheit dieses ausgezeichneten Tieres, das, wenn auch anfangs mit Unmut und Widerwillen, die barbarische Behandlung seines Peinigers vergessend, ihm allmählich völlig sich unterordnet und die erfahrene Unbill durch hingebende Treue, durch anstrengende Dienstfertigkeit lohnt! Eine Frage aber bleibt es, ob der Erziehungszweck in dem in Rede gewesenen Falle denn nicht doch wohl auch auf andere Weise, durch eine humanere, dem Tiere angepaßte Erziehungsart sich sollte erreichen lassen, die man deshalb gerade um so mehr erwarten möchte, weil der Hund der Kamtschadalen unentbehrlich ist. Doch wird der Kulturstand der Bewohner des äußersten Nordostens Asiens dies für absehbare Zeit kaum zuwege bringen.

Alle jene Hunde sind beklagenswerte Tiere, welche im Besitz von tief unten auf der Stufe der Kultur stehenden Völkern ihren Gebietern schwere Dienste zu leisten gezwungen werden. Einer ausdrücklichen Hervorhebung der Tatsache bedarf es wohl nicht, daß Hunde, deren Besitzer den niederen Kulturstandpunkt ihres Heimatlandes mit dessen Gesamtbevölkerung teilen, die Merkmale dieses Kulturmangels in offen erkennbarer Weise an sich tragen. Schon die äußere Körperbeschaffenheit des Hundes bekundet den kulturellen Standpunkt seines Herrn und seiner Heimat; in höherem Grade jedoch tritt die Unkultur in der geistigen Begabung, der Intelligenz des Hundes zutage. Hunde roher Völker werden sich niemals durch schöne Formen, noch weniger durch große Intelligenz auszeichnen. In wie einschneidender Weise haben hingegen die hervorragendsten Kulturvölker Europas auf die Veredelung des Hundes eingewirkt? Züchtung auf Grund wissenschaftlicher Kenntnisse und praktischer Erfahrung gehen bei uns Hand in Hand mit einer das Innenleben des Hundes, sein Auffassungsvermögen und seinen Intellekt fördernden Erziehung. Alle Kulturvölker haben bald bewußt und absichtlich, bald unbewußt und unabsichtlich an der Verbesserung des Hundes mitgewirkt.

Bei der im Laufe der Jahrhunderte geförderten Entwicklung der verschiedenen Hunderassen handelt es sich nicht allein um eine körperliche Entwicklung, vielmehr stellt die Erzielung eines Reichtums an Formen auch eine Vervollkommnung der geistigen Fähigkeiten, also des Gehirns der Tiere dar. Die durch Jahrtausende hindurch bewirkte Zähmung und Züchtung des Hundes, seine Angesellung an den Menschen hat dieses Tier wie kein anderes auf der Erde in augenfälliger Weise verbessert und veredelt.

„In dieser Wirkung", sagt Herr Dr. Hammeran in „Zur Geschichte der Hunderassen" im „Z. G. 1895", „offenbart sich der energische Einfluß der menschlichen Erziehung. Sie hat beim Hunde einen Erfolg erzielt, wie er bei keinem anderen Vierfüßler gelungen ist, und hat die neueren Formen durch zweckmäßige Zuchtwahl gleichsam geschaffen. Indessen ist nicht zu verkennen, daß der Hund infolge seiner hohen Veranlagung sich auch selbst erzog; er könnte jedoch in keinem Falle das gleiche oder auch nur ähnliche Ergebnis ohne die Domestikation und die Zuchtwahl erlangen ...."

Unzweifelhaft hat der Mensch die Formenveredlung beim Hunde zum größten Teile dadurch bewirkt, daß er für den Gebrauch bei der Jagd an diesem Tiere die energischeste Zuchtwahl übte. . . .

Ein Umstand, der im höchsten Grade auffällt, ist die wesentliche Verschiedenheit der Entwicklung des Tieres im Morgenlande und im Abendlande. Sie zeigt den Einfluß der systematischen Erziehung. Nicht nur im eigentlichen Orient, auch in China und Japan ist der Hund nicht entfernt von denselben veredelten Formen, von demselben Reichtum der Entwicklung wie in Europa, und es ist nicht einmal nötig, die amerikanische Dürftigkeit und Formenroheit — natürlich nur bei den Ureinwohnern — ins Auge zu fassen, um den eigentlichen Brennpunkt der Veredlung in dem alten Kontinent zu erblicken. Man braucht nur die japanischen Arten bei Siebold zu betrachten, und man wird sich leicht über die gewaltigen Unterschiede selbst jener hochkultivierten Inselreiche gegen Europa klar werden.

Auf der anderen Seite erzeugte auch in alter Zeit eine gesteigerte Gesittung hochentwickelte Formen des Hundes. Die asiatischen Reiche des Altertums haben bereits eine staunenswerte Formenfülle von Jagdhunden und von schweren Wächterhunden aufzuweisen. Eine dieser Formen ist meines Erachtens noch heute in ursprünglicher Reinheit erhalten: es ist dies die tibetanische Dogge, ein Tier mit Menschenverstand, das in überraschender Weise aus dem ganzen primitiveren Charakter des heutigen asiatischen Hundes heraustritt. Sie zeigt durch Schädelbau und Intelligenz ihre Zugehörigkeit zu einer hohen Zivilisation, und die Deutung liegt nahe, daß es die Dogge der Babylonier ist, die sich in Tibet erhalten hat.

Niedere Menschenrassen haben noch niemals

die Veredlung des Hundes auf eine dem Geiste des Tieres entsprechende Stufe gebracht. Zwar bewährt dasselbe überall seine hohe Verwendbarkeit und Treue im Dienste des Menschen, es zieht die Schlitten der Eskimo und bewacht die Dörfer und Wigwams der Indianer. Aber der Eskimo und der Indianer sind beide gleich weit davon entfernt, es rationell zu bilden oder gar es in systematischer Weise zu züchten. Dies vermag nur der Kulturmensch, schon deshalb, weil ihm infolge seines Handelsverkehrs und seiner gesteigerten geistigen Unterscheidungskraft eine bedeutende Auswahl und vor allem eine wissenschaftliche Beobachtung der Leistungen des Zuchtobjektes zur Verfügung stehen.

Freilich ist nicht zu verkennen, daß der Bewohner der nordischen Eisfelder, der Prärien und Steppen in ganz anderer Weise als der Städtebewohner zur Intimität mit dem Hunde gelangt. Dieser ist ihm nicht nur einen Teil seiner Familie, sondern ein notwendiges Inventar seines Lebensbedürfnisses, ein Existenzmittel. Der Hund ist stündlich mit ihm zusammen und erleichtert ihm die Bürde seines schweren Daseins. Aus der primitiven Natur seiner eigenen geistigen Anlage entnimmt jedoch der Eskimo eine Entlohnung des Tieres, die der Wertschätzung seiner aufopferungsvollen Dienste nicht im mindesten entspricht. Alle Reisenden sind darüber einig, daß die Brutaliät der Behandlung jeder Beschreibung spottet und die natürliche Roheit äußert sich gegen den Hund ganz in derselben Weise wie gegen die Frau, die allen Menschen niederer Rassen im wesentlichen Last- und Arbeitstier ist. Der intime Verkehr mit dem Haustier und seine intensive Ausnützung sollten nun allerdings wenn auch nicht erhöhte Pflege und Werthaltung, doch mindestens eine geistige Ausbildung im Gefolge haben. Indessen ist davon kein hervorragendes Merkmal ersichtlich, wenn nicht die Schärfung der Sinne vielleicht eine erhöhte zu nennen ist.

Jedenfalls kann eine Fortbildung der Rasse infolge von rationeller Züchtung da nicht eintreten, wo der Mensch sich mit den natürlichen Leistungen des Tieres als für seine Kulturstufe genügenden begnügt. In der Tat hat denn auch kein Samojede, selbst kein afrikanischer Neger einen Pudel oder eine gebildete Dogge zu züchten verstanden. Selbst das Geschlecht der nichtsnutzigen Schoßhunde und Spaniels ist wohl in China noch als Produkt fortgeschrittener Zivilisation und Überkultur in die Erscheinung getreten. Es zeigt sich, wenn man den ganzen Globus nach dieser Richtung durchmustert, das bündigste Ergebnis, daß nur die Völker höherer Gesittung und vorgeschrittener Geistesbildung imstande sind, die veredelten Hunderassen zu erziehen, und es darf geradezu als ein Gradmesser der Kultur betrachtet werden, wenn zahlreiche Varietäten der Gattung in einem Lande sich vorfinden.

Nicht umsonst bewahrt der Engländer den großen Respekt vor diesem Tiergeschlecht als eine nationale Eigentümlichkeit und ist stolz auf die Ergebnisse seiner sorgfältigen, teilweise raffinierten Ausbildung desselben. Anderseits kann man allerdings nicht so weit gehen, zu behaupten, daß nur dasjenige ein zivilisiertes Volk zu nennen sei, das dem Hunde Verehrung und Sorgfalt zuwendet. Die alten Bewohner Palästinas widerlegen diese Anschauung; sie sind unzweifelhaft ein hochstehendes Volk und doch ist ihnen, wie es den Anschein hat, der Hund unsympathisch gewesen und hat niemals eine außergewöhnliche Pflege erfahren. Noch heute gilt im Orient und selbst bei europäischen Juden die bildliche Anrede „Hund" — **Keleb** — in viel höherem Maße als bei den westlichen Völkern als Ausdruck der Verachtung und als Schimpfwort; Mohammedaner und Araber nennen den Christen **Kélb**.

Ein Erfordernis ist zur Erzielung günstiger Erziehungsresultate bei Hunden unerläßlich, das ist die aufmerksamste Beobachtung des Tieres von seiner Babyzeit an. Denn geradeso wie bei der Erziehung des Kindes hängen die Ergebnisse derselben wesentlich ab von der Einsicht in die Eigenart, die Anlagen und den Charakter des Zöglings, welche beim Menschen wie beim Tiere der Leitung, des Antriebes oder der Abwehr bedürfen.

Eine treffliche Schilderung solcher Beobachtungen bietet sich uns in nachstehender Darstellung.

Wie der Hund, der Pfadfinder des Menschen, unter der Beobachtung des Menschen zu den Anfängen des überlegenden Verstandes gelangt, darüber berichtet L. von Schichy in „Die Natur" 1877. Er schreibt:

„Ich selbst habe solche Beobachtungen in letzter Zeit eifrig verfolgt. Ein kleiner Rattler — Weibchen —, der sich einer ebenso abgeschlossenen Zimmergewöhnung, wie eines sanften, ruhigen, den Schlaf liebenden Temperaments erfreut, gab in den drei Jahren seiner Bekanntschaft mit mir zunehmende Beweise von Gedächtnisstärke, Ausbreitung des Begriffsvermögens, der Unterscheidungsfähigkeit und der Auffassungsgeschwindigkeit.

Das kleine Tier pflegte nach vollendeter Mahlzeit auf den noch gedeckten Tisch gerufen zu werden. Eines Tages rief ich es, während die ihm nächstsitzende Person es liebkoste, an meinen Platz. Da aber verstellten ihm Karaffen, Flaschen, Körbe usw. den Weg. Das Tier wollte sich, dem Rufe folgend, zwischen zwei sehr eng zusammengestellten Flaschen hindurchdrängen. So oft es jedoch den Versuch wagte, schreckte es zaghaft vor den Hindernissen zurück. Ich sah dem Spiele eine Weile zu und las den Kampf, den Notruf des Tieres in seinen Blicken. Gleichzeitig bemerkte ich, daß der Raum zwischen den Flaschen sich unten erweiterte. „Ducke dich, **„Mora!"** rief ich dem

Tierchen zu und machte dabei unwillkürlich die entsprechende Bewegung mit dem Haupte. Die schönen beredten Augen des Tieres lauschten unruhig, ja fieberhaft fragend auf meine Rede und Gebärde. Der Hund überlegte sichtlich, wie er die letztere nachahmen solle. Endlich duckte er sich blitzschnell und die flacheren Gegenstände auf dem Tische geschickt vermeidend, gelangte er zu uns; mich dankbar liebkosend, ließ er sich in meiner Nähe nieder. Ich wiederholte dasselbe Manöver noch einigemal ohne eine begleitende Geste, aber jedesmal geschah nun dasselbe, ohne daß der fragende Blick des Hundes auf mich gerichtet wurde. Er wußte bereits, was er zu tun habe, wartete nur noch auf das „Ducken!“ um zu tun, wie ich ihn gelehrt hatte; endlich wurde auch dieses überflüssig, denn die Handlung war in des Hundes überlegender Vernunft aufgenommen, sein Gedächtnis half dem Tiere den der Handlung vorangehenden Entschluß fassen, es erkannte logisch das ähnliche Erfordernis einer ähnlichen Situation.

Dasselbe Tier musterte, wenn es vom Spaziergange heimkehrte, jedes Zimmer und überzeugte sich, ob jemand darin fehle. Hatte sich während seiner Abwesenheit eine Person entfernt, so kam es mit unruhig fragenden Ausdruck gelaufen, und wenn endlich die bezügliche Person heimkehrte, begrüßte es sie mit erleichtertem Aufseufzen, mit deutlich sprechender Beruhigungsbezeugung. Dann erst streckte es sich sorglos hin, um den gewohnten Tagesschlaf zu pflegen.

Es benützte sehr gern weiche Sitzmöbel zu seinem Lager; um es von diesen fernzuhalten, hatte es in jedem Zimmer ein breites Fußkissen zur Verfügung. Kam ein intimer Besuch und es streckte sich eine Person auf die Chaiselongue hin, lockte das Tier an und hob es zu sich herauf, so vermied es stets ängstlich, mit einer seiner Pfoten auf das Polster zu treten, auch bettete es sich nicht darauf, sondern auf den Leib der daliegenden Person. Einmal glitt es herab auf das Möbelpolster, wo es einen Moment liegen blieb, dann aber eilte es zu seiner Herrin, wartete vor derselben auf und entschuldigte sich auf diese Weise, indem es scheu nach der Chaiselongue blickte.

Zu Weihnachten bescherte man **Mora** ein zierliches Halsband mit frischer Marke, man legte es vor das Tier hin, daneben das alte Halsband. Der Hund roch nun das erstere ab, umtanzte es, lief zu seiner Herrin, wartete bittend auf, löste ihre ineinandergelegten Hände mit den Pfoten auseinander, und gab, hin- und herlaufend, zu verstehen, ihm das neue Halsband anzulegen. Als man ihm das alte bot, drehte er den Kopf aus der Schlinge heraus, sprang immer wieder auf das neue zu, bis es ihm endlich angelegt wurde. Jetzt leckte er dankbar die Hand, welche es ihm gegeben hatte. Das alte, abgeblaßte Juchtenband ließ er unbeachtet liegen, obgleich er es früher nur ungern entbehrte, wenn man es ihm abnahm.

Mora äußerte auch eine besonders lebhafte Vorliebe für frische

Farben, unter denen Hochrot und Violett in erster Reihe standen. Ich sah den Hund wie geblendet auf ein neues Kleid starren, welches seine Gebieterin zum erstenmal angelegt hatte; dann stieg er auf den Tisch, um es besser betrachten zu können und roch das Kleid neugierig ab, wahrscheinlich um es (?) seinem Gedächtnis besser einzuprägen. Später wunderte sich das Tier nie wieder über das Kleidungsstück, umgekehrt aber, sobald wieder ein neues Kleid erschien. Eine hellviolette Busenschleife, welche **Mora** zum erstenmal erblickte, erregte des Hundes Wohlgefallen in possierlicher Weise. Blumensträußchen roch das Tier mit großem Behagen. So oft ein solcher Strauß gebracht wurde, kletterte es an Menschen und Gegenständen empor, um den Duft der Blumen bedächtig und zierlich, fast frauengleich einzuatmen.

Gewahrte **Mora** eine Verstimmung seiner Herrin, — Tränenspuren entgingen ihm niemals, sie mochten noch so sehr verwischt sein — dann setzte er sich dicht vor sie hin, betrachtete sie unruhig und seufzte wiederholt aus voller Brust, ein unverkennbarer Ernst lagerte dabei auf dem Hundegesicht.

Dasselbe Tier konnte ebenso unverkennbar den Mund zum Lächeln verziehen, wenn die gutgelaunte Herrin komisch zu ihm sprach. Wenn Fremde zum ersten-, zweiten- oder drittenmal zu Tisch als Gäste zugezogen waren, beobachtete der Hund ihre Rede, ihre Gebärden. Dann zeigte es sich bald, welche Personen ihm sympathisch waren, nur diesen näherte er sich und nahm Leckerbissen von ihnen an. Er bellte an, wenn Verwandte des Hauses kamen, mochten sie ihm auch wenig bekannt sein, alle übrigen Leute meldete er lauter oder leiser an, jenachdem sie in der Gunst der Gebieterin standen. Er zeigte sich nachsichtig gegen die letzteren, obgleich er manche sonst mit Mißtrauen und Kälte betrachtete.

Die angeführten Beispiele verraten ein vernünftiges Urteil, das sich mitunter bis zur schlauen Berechnung steigert. Ein amerikanischer Bastard-Rattler, ebenfalls ein Weibchen, pflegte, wenn er sich auf seinem Vorzimmerposten langweilte, so zu bellen, wie wenn er das Nahen eines Fremden anzeigte. Alsbald eilte der Diener herbei, um nachzusehen; während er nun aus den inneren Gemächern heraustrat, schlüpfte das kleine Tier behend hinein, um seinen Herrn aufzusuchen und mit ihm zu spielen. Ein dritter Hund, ebenfalls Rattler, aber Männchen, dessen Aufmerksamkeit auf die Reden und das Tun der Leute geradezu unheimlich war, gibt sprechende Beweise einer deutlichen Vorliebe für die Einhaltung gewisser Höflichkeitsformen. Besagter Hund nahm nie etwas, weder von seiner Herrin noch von Fremden an, ohne aufwartend darum gebeten zu haben. Seine tägliche Knochenkost holte er selbst vom Herde, indem er seine Herrin, eine Wäscherin, aufsuchte. Er stieg vom Oberboden bis zur Hängestätte herab; hatte

er sie gefunden, so stellte er sich aufrecht vor sie hin und küßte, den Kopf vorbeugend, ihr förmlich die Hand. Es war ihm dies niemals gelehrt worden und dennoch ruhte er nicht eher, als bis er es getan hatte.

Einst folgte er nach der Mahlzeit seiner Herrin eine Stunde weit in ein Haus nach, wohin dieselbe Wäsche getragen. Nachdem er ihr aber die Hand geküßt, lief er stracks wieder nach Hause, um sich zu verkriechen, denn er befürchtete, daß man ihm den Ausflug übelnehmen würde. Von der Schamhaftigkeit des Hundes erhielt ich ebenfalls starke Proben, nicht minder von seiner bevorzugten Neigung zu einem bestimmten Nebentier, die sich oft bis zur Eifersucht versteigt. Schamhaftigkeit aber ist eines der bemerkenswertesten Merkmale des Bewußtseins und einer seelisch entwickelten Intelligenz.

Daß aber der Hund selbst gelegentlich als Erzieher auftreten kann, was freilich nur bei einem intelligenten, gut erzogenen Tiere möglich ist, beweist folgender anmutige Vorfall. Suschen, ein kleines Mädchen, hatte die üble Gewohnheit immer an den Fingern zu lecken, Dabei war sie vierzehn Jahre alt geworden, und wenn Vater und Mutter nicht achtgaben, fuhr sie schnell mit dem Zeigefinger nach dem Munde und saugte daran wie an einem Zuckerstengel. Alle Mittel, Versprechungen, Drohungen, Tadel, Geschenke, alles war vergeblich versucht worden, dem Kinde die Unart abzugewöhnen. Schließlich gab es nur noch Züchtigungen.

Suschen hatte seit ihrer zarten Kindheit ein weißes Windspiel, **Diana,** gehabt. Das brave Tier, sehr an das Kind gewöhnt, teilte dessen Kummer und seine Freuden. War das Kind traurig, so tröstete es der Hund mit seinen Liebkosungen. Schalt die Mutter ihr Töchterchen derb aus, so suchte das Tier durch allerlei Wendungen sie zu beruhigen und einer Szene vorzubeugen.

Das kluge Tier hatte, wenn es Suschen schelten hörte und strafen sah, den Grund dieser Vorgänge im Laufe der Zeit einsehen gelernt. Nun wußte es auch das Mittel anzuwenden, um dem ungezogenen Gebaren Suschens Einhalt zu tun. Sobald die kleine Saugerin die Hand zum Munde führte, lief die aufmerksame **Diana** herbei, zupfte sie am Kleide, und wendete die Rüge oder die Züchtigung ab, welche hätte folgen müssen.

So beugte **Diana** jenen Augenblicken des Zornes vor, der für ihre kleine Herrin ebenso unangenehm war wie für die zärtliche Mutter, die sich sicherlich Gewalt antun mußte, um zu dem äußersten Mittel zu schreiten. Auch der Hund kann erzieherisch wirken.

Die in diesem Abschnitt zusammengestellten allgemeinen Grundzüge der Erziehung des Hundes aber lassen sich nicht zum Abschluß bringen, ohne daß nicht auch die Kehrseite menschlicher Erziehungskunst an dem Hunde wenigstens in einigen Zügen zur Sprache gebracht wird. Diese Kehrseite tritt in der Verziehung des Hundes vor Augen.

Die Verziehung des Hundes.

In der Regel ist Verziehung das Erziehungsergebnis bei jenen Hunden, an welchen die Erziehungskunst des schönen Geschlechts herumgemeistert hat, und der Hinweis auf die in dieser Beziehung sehr häufig zutage tretenden, aufmerksamen Beobachtungen bestätigt mit unwiderleglicher Beweiskraft den bereits angeführten Ausspruch Brehms, daß nur Männer imstande sind, Hunde zu erziehen, denn bei aller Hochachtung vor verständnisvoller weiblicher Erziehungskunst, welche von Mutterliebe und Muttertreue beseelt an den eigenen Lieblingen die glänzendsten Resultate zu erzielen weiß, dem Hunde gegenüber wird man die Erfolge der Erzieherinnen unbedenklich in dem der Anerkennung ja keineswegs ermangelnden Satze kennzeichnen dürfen: Man merkt's auch!

Hierbei darf freilich nicht außer acht gelassen werden, daß es in der Hauptsache alleinstehende, bejahrte Jungfrauen und ehrwürdige Matronen sind, deren aufopfernd fürsorglicher Erziehungspflege, welche sie dem Gegenstande ihrer „einzigen Lebensfreude" widmen, die schlecht geratenen Ergebnisse dieser Beschäftigung zu verdanken sind.

Und in der Tat kann man anderes ja nicht erwarten, wenn man die bezeichneten Vertreterinnen des zarten Geschlechts mit ihren Lieblingshundchen im Verkehre beobachtet, wie sie sie pflegen, hätscheln, liebkosen, wie sie dieselben küssen, nachdem sie eben erst unter ihren Genossen geweilt, solche beleckt und an einem bekannten Körperteile berochen und berührt haben, nachdem sie zur Abwechslung mit den Leckerbissen, die von zarter Hand täglich ihnen dargereicht werden, einmal auch in faulendem Aas herumgeschnüffelt und davon gezehrt haben, und wie sie es zulassen, daß der sehnlichst Erwartete, nachdem er von seinem kurzen Streifzuge, zu dem er sich fortgeschlichen, wieder heimkehrt, die Dame im Antlitz, am Munde beleckt!

Aber das arme Tier ist wahrlich nicht schuld daran, wenn dem beobachtenden Auge ein Anblick sich bietet, der nur zu sehr geeignet ist, Abscheu und Ekel zu erregen, weil er ein wenig zu delikat erscheint!

Und das kleine, drollige Hundchen ist ja ein reizendes Tierchen, wie es uns in dem allerzierlichsten seiner Art in dem italienischen, dem Bologneserhundchen, von zartem, feinem Körperbau, dem Kindchen in der Familie der Windhunde, neuerdings vielfach auch dem King-Charles, bekannt ist, welches mit Vorliebe dazu auserwählt zu werden pflegt, die Rolle eines Schoßhundchens, eines Lieblings der Damen zu spielen, und in seiner Zierlichkeit wie dazu geschaffen scheint, ein liebebedürftiges und ach — der Liebe doch entbehrendes Frauenherz zu erwärmen und für dasselbe den Mittelpunkt einer unübertroffenen Liebespflege zu bilden, die eben nicht selten zu den oben erwähnten undelikaten Erweisungen sich steigert. Was Wunder,

wenn das verzärtelte und verhätschelte Tierchen, an so viel überreiche Liebeserweisungen gewöhnt, gar bald seine Herrin an Eigenwilligkeit, Empfindlichkeit und Empfindsamkeit, an Verweichlichung und Launenhaftigkeit noch übertrifft? Was Wunder, wenn der verzogene Liebling, dem die kleine Welt, die ihn umgibt, nur zu seinem Vergnügen geschaffen erscheint, nicht mehr davon ablassen mag, in sanften Armen umhergetragen zu werden, auf den weichen Kissen des Sofas der Ruhe zu pflegen, am warmen Busen zu liegen, in dem wohlgeheizten Zimmer zu bleiben, mit der Dame aus einem Glase zu trinken, von ihrem Teller zu speisen, sich von ihr küssen zu lassen, und jeden Eindringling in sein kleines Paradies mißlaunisch anzuknurren? Nun, jedem, oder richtiger jeder, nach seinem Geschmack, was ihnen beliebt! Wenn nur diese Liebesszenen hinter den dicht verhängten Gardinen des nach verweichlichtem Geschmack ausgestatteten Boudoirs sich verhüllen. Dort mögen sie, die Herrin will es ja so, ihren anerzogenen Launen und Ungezogenheiten freien Lauf lassen. Das anmutige, gefällige Äußere des kleinen Tieres berechtigt es an sich schon zu jeder beliebigen Betätigung seines Eigenwillens, und so bildet es in verkleinertem Maßstabe die Personifikation des Prunklebens in seinen ausgesuchtesten Spitzfindigkeiten und in der Leichtfertigkeit seines üppigen Wesens.

Es sind die Löwen-, die King-Charles-, die Havannahunde, welche diesen recht zweifelhaften Vorzug genießen, verhätschelt und verzogen zu werden, um ihre Herrinnen an Herrschsucht, Launenhaftigkeit und Wunderlichkeit noch zu übertreffen und die Rolle der kleinen Herren zu spielen.

Der verzogene Schoßhund ist völlig blasiert geworden, seine an sich schon zarte Natur hat die ungeeignete Lebensweise nervös gemacht. Jeder scharfe Lufthauch ficht ihn an und bringt ihm den Schnupfen. Und wenn er weich und bequem in den Polstern des Wagens an der Seite seiner Herrin eine Ausfahrt unternimmt, da erkennt man an seinem ganzen Wesen den Ton, der in seinem heimischen „Salon“ herrscht, wenn er, erschrecklich gelangweilt, mit verächtlicher Miene auf die Vorübergehenden von seiner Höhe herabblickt, als wollte er sie auffordern, ihn zu beneiden.

Ist er glücklich, dieser so wohlgehaltene, so ausgesucht genährte, so zart gepflegte Hund? O nein! Seine Gesundheit ist ruiniert, er teilt mit seiner Herrin die Nervosität, die Migräne, an der sie leidet. Das geringste Geräusch reizt ihn, der leiseste Widerspruch erbost ihn. Er scheut jede Bewegung, weil sie ihn ermüdet. Alle üblen, nachteiligen Lebensgewohnheiten und Fehler hat man ihm anerzogen. Armes Tierchen!

Zuerst freilich, ehe diese falschen Maßregeln ihre üblen Folgen zeigen, ist dem kleinen, niedlichen Löwenhündchen vielleicht wohl dabei gewesen.

Eingebüßt aber hat die Welt sicherlich sehr wenig dadurch, daß das Geschlecht der Möpse in ihrer alten Art als Gegenstand der geschilderten Verhätschelung fast gänzlich aus der Mode gekommen, ja eben in dieser Art wohl fast auf den Aussterbeetat gestellt ist. Er, der Mops, war früher der echte Altjungfernhund und als solcher das leibhaftige Ebenbild jener Frauengestalten, für welche die Bezeichnung „alte Jungfer" als ein Schmähwort gilt. In der unerträglichen Unart dieser ehedem so arg verhätschelten und gewiß nicht schönen Tiere spiegelte sich die ganze Launenhaftigkeit in treuestem Abbilde wieder, um beide, die Person wie den Hund als einen wenig begehrenswerten Besitz zu charakterisieren.

Der verzogene Hund aber hat, um dies zum Schluß noch zu erwähnen, seine eigene Geschichte oft in sehr vornehmen Häusern, und es ist nicht das einzige Beispiel dieser Art, welches die Kulturgeschichte verzeichnet, daß eine Gräfin von Stolberg ihrem Lieblingshundchen gestattete, auf der gedeckten Tafel zwischen den Tellern und Schüsseln herumzuspazieren, und nach Belieben von den aufgetragenen Speisen zu kosten und zu naschen. Allerdings huldigte diese Dame auch der Liebhaberei, zwei Eichhörnchen am wärmenden Busen mit sich herumzutragen.

Das sind Verirrungen der Kultur, welche auch damit sich nicht entschuldigen lassen, daß dem Liebesbedürfnis eines weiblichen Herzens zur Befriedigung zärtlicher Gesinnung eine andere Ableitung nicht ohne weiteres zu Gebote steht. Bei vorhandener Willensgeneigtheit bietet sich jedem liebevollen, noch so einsam dastehenden Weibe eine Unmenge menschlicher Wesen dar, namentlich in der Kinderwelt, welche der an das Tier verschwendeten Fürsorge in höherem Grade bedürftig und ihrer würdig sind. Auch hier gilt der Satz: Jedem das Seine! Wahre Tierfreundschaft kann niemals dazu sich herbeilassen, das Tier an Stelle des Menschen zu erheben.

In Wirklichkeit sind es andere, ungleich höhere Aufgaben, welche die naturgemäße Behandlung des Tieres dem Menschen nahelegt. Sie bestehen darin, daß er, der höher Begabte, durch Zucht und Erziehung das geistige Leben in ihm nährt, seine Anlagen entwickelt, von seinen Kräften den richtigen, auf seinen eigenen Nutzen gerichteten Gebrauch macht, und auch da, wo es um nichts weiter als um sein Vergnügen sich handelt, in vernunftgemäßer Weise die Grenzen einhält, welche zwischen Mensch und Tier gezogen sind.

Auf solche Weise fördert der kultivierte Mensch sich selbst und seine eigene Kultur, und erreicht den von dem Schöpfer aller lebenden Wesen ihm nahegelegten Zweck, auch in dem Geschlecht der Hunde Mittel und Werkzeuge für seine Arbeit, seinen Schutz, für die Ausübung seines Berufes, wie für sein Vergnügen zu erziehen und sich

dienstbar zu machen. Nur durch vernünftige, verständnisvolle Behandlung wird dieser Zweck erreicht.

Selbstverständlich ist damit nicht gemeint, daß vereinsamte Personen den Hund als Genossen ihrer Einsamkeit nicht lieb und wert halten sollten, und ich gönne den unter solchen beklagenswerten Umständen nicht selten anzutreffenden einzelnen Mitmenschen von Herzen die Freude und den Trost, den sie, zumal wenn das Los der Armut an sie gefesselt ist, an ihrem einzigen, treuen und auch bei Entbehrungen dankbaren und ergebenen Lebens- und Leidensgenossen finden. Menschen in solchen Lagen hat ein treuer Hund schon manchmal vor der Verzweiflung bewahrt. Es ist etwas ganz anderes, den Hund, den man wertschätzt, in vernünftiger Weise zu pflegen und ihm seine Zuneigung zu erkennen zu geben, oder ihn zu verhätscheln und zu verweichlichen.

Daß auch bei der Erziehung und namentlich bei der Dressur des Jagdhundes, nicht minder bei derjenigen des „gelehrten Hundes“, soweit sie von Männern besorgt wird, nicht selten Fehler unterlaufen, Fehler, welche der Erzieher dem Tiere erst beibringt, um sie dann meistens mit Stock und Peitsche in leider meist unbarmherziger Weise zu strafen und den Hund zu quälen, kann leider nicht geleugnet werden.

Möchte doch jeder Besitzer von Hunden, welcher mit deren Erziehung sich befaßt, stets des tiefen Empfindens, des reichen, menschenähnlichen Gefühlslebens dieser bevorzugten Tiere sich bewußt bleiben. um alle Maßnahmen zur Erziehung derselben danach zu regeln!

II.

Der Hund als Mitarbeiter an den Werken der Kultur.

Kapitel 4.

Arbeit und Nutzen des Hundes im allgemeinen.

Der Hund, welcher, wie wir gesehen, dem Menschen gefolgt und über die ganze bewohnte Erde verbreitet ist, nimmt zweifellos die Stellung des treuesten Dieners und zuverlässigsten Gehilfen, die der Mensch finden kann, ein. Einzelnen Völkerschaften ist der Hund geradezu unentbehrlich, wie an anderer Stelle ausgeführt werden wird. Man darf sagen: Der Hund, und namentlich der Haushund, wiewohl er von dem Menschen leider unter allen Tieren am meisten geknechtet wird, ist und bleibt dasjenige unter allen uns gegebenen Haustieren, dessen Gesamtleistungen an Umfänglichkeit und Nützlichkeit nicht nur diejenigen aller übrigen Tiere in sich vereinigt, sondern sie darin beiweitem übertrifft.

Die Stärke einzelner Arten des Hundes, seine Schnelligkeit, die Feinheit seiner Sinneswerkzeuge, seine Ausdauer und seine Treue haben aus ihm einen zu mannigfachster Verwendung geeigneten, zuverlässigen Gehilfen des Menschen gemacht, und ich stimme der Behauptung Brehms nur mit Weglassung des diese mildernden „vielleicht" völlig bei, wenn er sagt: „Der Hund ist vielleicht sogar notwendig zum Bestande des Menschenvereins."

Es ist die allereinfachste Schlußfolgerung, daß man sagt: Der Hund ist von einer weisen und dem Menschen wohlwollenden Anordnung des Schöpfers mitten in das Tierreich hinein- und dem Menschen zur Seite gestellt, folglich muß er ihm notwendig sein. Ein Hinweis auf die in diesem Buche hinsichtlich des Nutzens des Tieres zusammengestellten Beispiele, in welcher Beziehung immer dieser Nutzen zutage getreten sein mag, ist Beweis genug für die Sicherstellung jener Behauptung, als daß man nach weiteren Belegen zu suchen nötig hätte.

Über den Nutzen des Hundes im allgemeinen äußert sich bereits Cicero in zutreffender Weise, wenn er sagt: Dem Hunde eigen ist

eine so treue Wachsamkeit, eine so liebevolle Verehrung ihrer Herren, so großer Haß gegen Fremde, eine so unglaubliche Schärfe des Spürens, so große Raschheit beim Jagen, daß dadurch auf das deutlichste zu erkennen gegeben ist, er, der Hund, sei zur Bequemlichkeit der Menschen geschaffen.

Wohl ist, das darf nicht unerwähnt bleiben, der Schaden, welchen einzelne Hundearten, zumal wenn sie in großer Zahl auftreten, anrichten, keineswegs unbedeutend, weshalb solche Arten auch fast überall, wo sie sich zeigen, verfolgt und unbarmherzig getötet werden. Wie groß jedoch dieser Schaden immer auch sein möge, der von diesen Hunden angerichtet wird, so steht derselbe tatsächlich in ganz untergeordnetem Verhältnis zu dem Nutzen, welchen das treue Haustier durch seine vorzüglichen Eigenschaften dem Menschen in weitestem Umfange und in größter Mannigfaltigkeit von jeher geleistet hat und fortgesetzt leistet. Auch fällt ein großer Teil des Schadens, den der Hund etwa anrichtet, dem Menschen selbst zur Schuld, insofern der letztere die unter allen Umständen ihm zu Gebote stehende Unterwürfigkeit des Tieres nicht zu erzielen verstanden, die Nützlichkeit des Tieres durch Ausbildung seines Naturells nicht gesteigert oder es verabsäumt hat, durch sorgfältige Beobachtung und gründliche Kenntnis die Erziehung des Tieres zu vervollständigen.

Es kann also jener Schaden gegenüber dem Nutzen, den das gesamte Geschlecht des Hundes der großen menschlichen Gesellschaft leistet, kaum in Betracht gezogen werden. Und selbst jene herrenlosen Hunde bringen, wie wir gesehen, der Bevölkerung ihrer Heimat durch Säuberung der Städte und Landstraßen einen recht erheblichen Gewinn für ihre Gesundheit.

Ähnlich verhält es sich, wenn man den Nutzen des Tieres erwägt gegenüber den Kosten, welche die Ernährung des Hundes erfordert. Vielleicht könnte man den Wert der Nahrungsmittel, die den Hunden gereicht werden, ungefähr berechnen, eine Berechnung aber der Gegenleistung, desjenigen also, was der Hund als Spielgefährte des Kindes, als Wächter, als Viehhirte, als Jäger, Zugtier, Soldat, Bote, Küchengehilfe, Polizeihelfer usw. dem Menschen zum Vorteil gewährt, ist schlechterdings unmöglich.

In Frankreich, sagt Pösche, führt man über die Hunde eine genaue Statistik und berechnet, was sie täglich verzehren. So belief sich die Zahl der Hunde in einem bestimmten, einige Jahrzehnte zurückliegenden Jahre auf drei Millionen. Diese Hunde beanspruchten einen Aufwand für Beköstigung von täglich 225.000 Franks. Damals gab es in Paris allein gegen 100.000 Hunde. Zieht man den Affektionswert, also den ganz unberechenbaren Wert, den die in jenen drei Millionen mitgezählten Luxushunde durch ihre Anhänglichkeit, durch die von ihnen geleistete Unterhaltung und das um ihret-

willen empfundene Vergnügen gewähren, in Betracht, so wird sich im Verein mit den durch die in jener Zahl enthaltenen wirklichen Nutztiere eine Wertsumme der Gegenleistung ergeben, welche den täglichen Aufwand von 225.000 Franks bei weitem übersteigt.

Linné faßt den Nutzen, den der Hund leistet, in den Worten zusammen: „Gelehrig erforscht er Verlorenes, macht nachts die Runde, meldet den Nahenden, wacht bei Gütern, wehrt das Vieh von den Feldern ab, hält Renntiere zusammen, bewacht Rinder und Schafe vor wilden Tieren, hält Löwen in Schach, treibt Wild auf, stellt Enten, schleicht im Sprunge an das Netz, bringt das vom Jäger Erlegte ohne umzusehen, zieht in Frankreich den Bratspieß, in Sibirien den Wagen.“ Daß er Botendienste verrichtet, Samariterdienste ausübt, Kriegsdienste leistet, daß er den Menschen verteidigt und ihm das Leben rettet, diese und noch gar manche andere der Leistungen des trefflichen Tieres müssen als Ergänzung jenes Ausspruches hinzugefügt werden.

Und hinsichtlich des Vollbringens der meisten solcher Leistungen darf nicht unbeachtet bleiben, daß das Tier dieselben verrichtet, ohne daß ihm solche besonders angelernt werden, daß er fast alle Fertigkeiten von selbst zur Ausführung bringt ohne seinem Herrn wesentliche Mühe zu verursachen.

Bei der Vielseitigkeit aber, mit welcher der Hund seine mannigfachen körperlichen wie geistigen Fähigkeiten dem Menschen zu Diensten stellt, darf nicht außer Augen gelassen weren, daß das Naturell jeder besonderen Art unter ihnen und in nicht seltenen Fällen sogar jedes einzelnen Tieres nur nach ganz bestimmter Richtung hin diensttüchtig und zu befriedigenden Leistungen tauglich gemacht werden kann, daß es mithin nicht möglich ist, jeden beliebigen Hund in beliebiger und in gleich vorteilhafter Weise dem bestimmten Zwecke, den eigenen Interessen dienstbar zu machen. Wer seinen Hund zu Leistungen auffordert und ihn an solche gewöhnen will, die dem Naturell des Tieres widersprechen, darf nicht erwarten, von den dem Hunde unverständigerweise zugemuteten Diensten Gewinn zu erzielen.

Die Verdienste des Hundes um das Wohl der Menschheit sind, wie wir sagten, unschätzbar und unberechenbar. Sie sind auch uralt. Denn es gibt kein anderes Tier, welches der Mensch von den frühesten Zeiten an dauernd so an sich zu fesseln gewußt hat wie den Hund. Schon die ältesten Bewohner des inneren Asiens waren tierfreundlich und haben es verstanden, dem Hunde die gerechteste Würdigung seiner vortrefflichen Eigenschaften zuteil werden zu lassen, welche er verdient. Der Hund steht durch seine Leistungen als Jäger mit den ersten Anfängen menschlicher Kultur in engstem Zusammenhange als Mitbegründer.

Die alten Ägypter mit ihrer hochausgebildeten Kultur waren

zweifellos von dem Nutzen des treuen Haustieres überzeugt. In Griechenland und Italien hat man den Hund nicht minder nach dem Werte seiner Fähigkeiten hochgehalten und seit den sagenumkränzten Zeiten der grauen Vorzeit war er dort so gewöhnlich wie bei uns. Es spricht für den Bildungsgrad der Völker des klassischen Altertums, daß man in Griechenland wie in Rom sich von den Orientalen, mit denen man in so regem Verkehr stand, unbeeinflußt erhielt, indem man nicht wie viele von jenen dem Tiere mit Verachtung begegnete, das für den Menschen unschätzbare Eigenschaften der Kulturförderung zeigte und diese ihm zu Diensten zu stellen bereit war. Doch hat selbst das die Hunde geringschätzende Volk Israel nicht Anstand genommen, diese Tiere als Hirten ihrer Herden zu verwenden, während der Gebrauch derselben zur Jagd ihm unbekannt geblieben zu sein scheint.

Ehe wir jedoch der Besprechung der Mitarbeit des Hundes an den Kulturwerken der Menschheit in ihren einzelnen Erweisungen uns zuwenden, haben wir uns in einer allgemeinen Übersicht diejenigen Arten von Hunden zu vergegenwärtigen, welche die Alten bevorzugten, deren Pflege und Züchtung sie oblagen oder welche einzelne unter ihnen aus dem Auslande bezogen, und die sie alle zur Verrichtung der ihnen zu übertragenden Dienstleistungen verwendeten oder ihrer sonst sich in ihrem Kulturleben bedienten.

Es haben uns diese Hunde als die Zeugen und Gehilfen der Kultur der Alten zu gelten.

Kapitel 5.

Die Zeugen und Gehilfen der Kultur unter den Hunden des Altertums.

Soweit sie uns aus den überlieferten Mitteilungen zahlreicher Schriftsteller namentlich des klassischen Altertums in Verbindung mit wieder aufgefundenen oder sonst erhalten gebliebenen bildlichen Darstellungen der alten Kunst bekannt geworden sind, ist es eine ganz beträchtliche Anzahl von Hunden der verschiedenen, zum Teil ganz vorzüglichen Arten, welche die Alten an ihr Kulturleben zu fesseln sich veranlaßt sahen.

Nachdem es den Menschen gelungen, die diesen Tieren angeborene Wildheit zu bannen und sie zu zähmen, fanden sie heraus, daß dieselben eine Fülle von Eigenschaften und Fähigkeiten in und an sich tragen, die sie geeignet erscheinen lassen, in die Mitarbeit menschlicher Dienstleistungen einzutreten, und im Zusammenleben mit ihnen machten sie sich schon zu jener Zeit, welche die Sage noch mit ihrem Schleier umhüllt, den Nutzen zu eigen, der sich bei verständigem Gebrauche dieser tierischen Kraft von ihnen erwarten ließ. Wie wenig sie

darin sich getäuscht, wie erfolgreich mithin die zwischen Mensch und Hund geteilte Arbeit gewesen sein muß, lehrt uns die dem Hunde in den ältesten Zeiten überall aus der Kultur jener Völker hervorleuchtende Hochschätzung des Tieres, die wir in einer späteren Besprechung in zahlreichen Merkmalen uns entgegentreten sehen werden.

Und daß schon damals das Verhältnis des Hundes zum Kulturmenschen nicht nur darin bestand, daß letzterer ihn zum Gehilfen vieler seiner Arbeitsverrichtungen erhob, darüber geben uns Hinweise in genügender Anzahl vollständigen Ausweis, durch den die Tatsache verbürgt ist, daß das geistige Wesen des Hundes und seine innere Beanlagung schon von den Alten voll gewürdigt und gepflegt worden ist. Der Beweis davon liegt in der Tatsache, daß es schon im sagenumhüllten Altertum zur Gewohnheit geworden war, den Hund an die Person zu fesseln und in stetem Umgange mit ihm Unterhaltung und Vergnügen zu finden.

Die „Tischhunde", von denen Homer in seinen Gesängen mehrfach berichtet, sind als sprechender Beweis des eben Ausgesprochenen zu betrachten, und wenn auch die von dem ältesten Dichter, den die Welt kennt, in glänzenden Bildern geschilderten Kulturverhältnisse der Zeit des Trojanischen Krieges weit davon entfernt sind, den Schluß auf eine Überkultur irgendwelcher Art in uns aufkommen zu lassen, so möchte ich doch nicht abgeneigt sein, der Würde, welche die gepriesenen Helden jenes Krieges in dem Verkehr mit ihren Lieblingshunden an den Tag legten, den Vorzug zu geben vor mancher Art von Hundeliebhaberei unserer Zeit, wie wir sie oben in dem zur Erziehung von Lieblingshunden Gesagten an den Tag gelegt sehen.

Wie lange Zeit hindurch freilich die Periode gewährt haben mag, ehe ein so inniges Verhältnis zwischen Mensch und Hund, wie solches in den eben erwähnten Beziehungen zum Ausdruck kommt, sich herausgebildet hat, das zu beurteilen kann uns nur mit Zuhilfenahme von Mutmaßungen annähernd gelingen. Und mag auch die dem Hunde, wenigstens in verschiedenen Arten angeborene Intelligenz der Zähmung desselben und seiner Gewöhnung an den Menschen, seiner Einführung in die Arbeit desselben, seiner Gewöhnung an die Häuslichkeit und seiner Unterordnung unter den menschlichen Willen, seiner Fügsamkeit in menschliche Verhältnisse in hohem Grade zustatten gekommen sein, als sicher wird man annehmen dürfen, daß es eines langen, weil langsamen Entwicklungsprozesses bedurft haben mag, ehe der Hund, nachdem er zum erstenmal die Schwelle der Kultur überschritten hatte, zu dem geworden ist, was die älteste Geschichtsurkunde, eben die Homerischen Gesänge, was die Denkmäler der ältesten Zeiten Ägyptens uns hiervon bekunden.

Aus diesem Grunde erklärt es sich auch, daß die fortschreitende

Entwicklung des Hundes erst zu einem gewissen Gesamtergebnis seiner Leistungen geführt haben muß, ehe man daran dachte, sich einen Überblick über die einzelnen Arten, wie sie bei den verschiedenen Kulturvölkern unterhalten wurden, zu verschaffen und zusammenzustellen. Zu einer derartigen Zusammenstellung dürften Freunde von Hunden aber auch infolge der beobachteten Züchtungs- und Kreuzungsergebnisse zwischen den mannigfaltigen Rassen des Altertums allmählich sich gedrängt gesehen haben, denn gerade ihnen, den Freunden des Tieres, mußte nicht allein die Verschiedenartigkeit im Äußern des Tieres der Beobachtung wert erscheinen, vielmehr mußte auch die Abweichung im inneren Wesen des Tieres ihr Nachdenken anregen. Dies aber veranlaßte sie zu jenen Aufzeichnungen, denen wir einen wesentlichen Teil unserer Kenntnisse von den Hunden der alten Kultur verdanken.

Man befaßte sich demgemäß auch schon im Altertume damit, die Arten der Hunde nach gewissen Klassen geordnet einzuteilen. Die erste derartige Klassifikation findet sich in einem Fragment des Pindar — geb. 521 v. Chr. — Man kann also bis in das sechste Jahrhundert der vorchristlichen Zeitrechnung zurückgehen, um dem ersten Versuch einer systematisch geordneten Aufzählung der damals gehaltenen Hunderassen zu begegnen. Zwei Jahrhunderte später erwähnt Xenophon — geb. um 445 v. Chr. — die ihm bekannten Arten von Hunden aus Asien und Europa, und im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung sind in dem berühmten Dionysiusfestzuge des Ptolemäus Philadelphus, eines der mazedonisch-griechischen Beherrscher Ägyptens 285—297 n. Chr. (18), bereits 2400 verschiedene Arten von Hunden vorgeführt.

Der Übersichtlichkeit halber lasse ich eine Zusammenstellung der verschiedenen Hundearten folgen, wie solche sich aus den zerstreuten Überlieferungen in Wort und Bild ergibt.

Es kannten Griechen sowohl wie Römer:

1. Asiatische Rassen, welche durch die vielfachen Beziehungen zwischen Griechenland und Asien in Europa etwa nach den Medischen Kriegen bekannt und eingeführt worden sind. Xerxes hat eine große Anzahl indischer Hunde bei seinem Heere mit nach Europa geführt (480 v. Chr.).

Es sind aber unter der asiatischen Rasse zu unterscheiden: die indischen, die kretischen und karischen Hunde.

Unter den indischen Hunden sind als die berühmtesten Asiens wieder zu unterscheiden: medische, albanische, hyrkanische, karmanische, syrische, lydische. Unter diesen befanden sich die getigerten Bracken von Bengalen, welche noch heute aus Indien ausgeführt werden. Sophites (19) gab dem König Alexander 150 solcher Hunde zum Geschenk.

Zur Zeit des Augustus bezog man aus der Stadt Seres (20) eine Art sehr mutiger Hunde, welche wunderbar stark, aber sehr gewalttätig und deshalb schwer zu behandeln waren. Die Hunde von Lydien sind auch unter dem Namen Magnesier, eine Abart der indischen Bracken, bekannt gewesen. Sie wurden, wie die Hunde Asiens, allgemein zur Jagd verwendet.

Berühmt zur Jagd war auch die kretische Rasse, namentlich der auf das Wildschwein eingejagte Hund. Man rühmte die Feinheit ihrer Nase, und die Tiere waren unermüdlich im Laufen in den Gebirgen, auch kämpften sie gegen Bären und andere wilde Tiere. Ebenso verwendete man diese schönen Hunde zur Bewachung der Herden, der öffentlichen Gebäude und Privathäuser. Auch schätzte man sie als Reisebegleiter hoch. Heute sind diese einst so trefflichen Tiere degeneriert, wie sich aus einem Bericht des Reisenden Sonnini ergibt, welcher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Kandia — eben die Insel Kreta der Alten — besuchte, und aus obigem Umstande die Abneigung der Türken gegen diesen Hund erklären will.

Während wir durch Vorstehendes bezeugt finden, daß Asien den Jägern Europas Hunde lieferte, gab Europa jenen die seinigen. So führte Polykrates, der Tyrann von Samos, im sechsten Jahrhundert v. Chr. auf diese Insel Doggen von Epirus oder Molosser und Spürhunde von Lakonien ein.

Von den afrikanischen Rassen kannte man in Griechenland und Italien nur drei: die ägyptische, kyrenische und die kanarische. Oppian erwähnt ihrer und bezeichnet sie als geeignet sowohl zur Jagd als zur Bewachung der Rinderherden. Sie waren kleiner als die griechischen Hunde. Älian nennt die Hunde von Memphis, Strabo diejenigen von Äthiopien.

Die Hunde von Kyrene waren sehr klein, aber man rühmte das Feuer dieser Bastarde, welche von Hund und Wolf abstammten.

Der kanarischen Rasse erwähnt nur Plinius, ihre äußere Gestalt galt als nebensächlich.

Von europäischen Hunden kannten die Alten vier Rassen: die griechische, die italienische, die keltische und die britannische.

Griechenland lieferte sehr viele Arten. Oppian erwähnt im Anfang des dritten Jahrhunderts n. Chr. Hunde von Arkadien, von Argos, Lakedämon, von Taygetos; die Hunde von Amorgos, eine Rasse von den Kykladen, die von Elis, von Lokri und von Molossis.

Der Peloponnes allein besaß vier bis fünf verschiedene Arten. Gratias Faliscus (28*) führt die Hunde von Ätolien an, Pollux (29*) und Älian nennen die von Sikyon, von

Chaonien, wahrscheinlich identisch mit den Molossern, und die phyllischen (Achaja).

Es werden sechs Hauptklassen griechischer Hunde unterschieden, nämlich 1. Epiroten oder Molosser, 2. Spartiaten oder Lakonier, 3. Lokrier, 4. Ätolier, 5. Arkadier, 6. Sikyonier, alle nach den einzelnen Landschaften ihrer Herkunft benannt.

Die italienische Rasse umfaßt die von Umbrien, die ausonischen oder etruskischen, die von Salent und die von Sizilien.

Von den keltischen oder gallischen Hunden kannte man vier Arten: den Seguser (Leithund), den Weltragen (Windspiel), die **Petrones = petrunculi**, Berghunde, die **chiens courants** = Jagdhunde der Franzosen, namentlich solche, welche sehr harte Fußsohlen haben, so daß sie auch über Felsgestein unbeschädigt hinweglaufen können, worauf die Bezeichnung **petrones** hinweist, und die Hunde auf Damhirsche, **damarets**. Sie waren sämtlich sehr gute Spürhunde.

Außerdem gab es auch eine gallische Rasse kleiner Hunde, die man im Lande aufzog, wahrscheinlich eine besondere Art, Produkt einer besonderen Industrie, um den Launen einer Mode zu genügen.

Die britannische Rasse endlich umfaßte zwei Arten: die Bulldogge und den Terrier. Letzterer war noch im vierten Jahrhundert n. Chr. unter der Bezeichnung „schottischer Hund" in Rom Gegenstand der Neugierde. Symmachus (30*) erzählt, daß man deren sieben in die Stadt einführte, welche gelegentlich eines Festes, das ein Quästor gab, den Augen des Volkes ausgestellt wurden, und Bewunderung erregten. Sie waren so wild, daß man sie in einem eisernen Käfig halten mußte.

Kapitel 6.

Der Jagdhund.

„Suchend streift er durch die Flur,
Nichts entgeht der feinen Nase,
Selbst die allerkleinste Spur
Wittert er im hohen Grase.
Wie gewandt, wie klug und fein
Weiß er alles auszuspähn.
Seiner Arbeit zuzusehn
Ist schon Götterlust allein." (Bunsen.)

Die Jagd ist es, die Ausübung des „edlen Weidwerks", welche an der Kulturentwicklung eines jeden Volkes in hervorragendster Weise Anteil genommen und einen bedeutsamen Einfluß auf das Leben der Völker, auch auf unser Volksleben ausgeübt hat, und in

mannigfachste Beziehungen zu unseren gesellschaftlichen Verhältnissen getreten ist. Sie ist es auch, die nicht minder eine ganz erhebliche Einwirkung auf den Wohlstand und auf die ökonomischen Bedingungen des Volkslebens hervorgerufen, wenn diese auch, soweit es sich um die letzten anderthalb Jahrhunderte handelt, in abnehmender Stärke sich gezeigt haben.

Hierzu bedurfte und bedarf der Mensch des Hundes.

> **Es ritt ein Jäger wohlgemut**
> **Wohl in der Morgenstunde,**
> **Wollt jagen in dem grünen Wald,**
> **Mit seinem Roß und Hunde.**

Dieses Schlußwort der Strophe eines Uhlandschen Volksliedes erinnert an den unentbehrlichen Begleiter des Jägers, den Hund.

Die Liebe zur Jagd steht bei dem Hunde obenan. Seine Lust zur Jagd bildet den Grund, daß derselbe für sie sich leicht abrichten läßt und hierzu sehr gelehrig ist. Der Hund aber ist dasjenige Tier, welches dem Menschen freiwillig sich zu Diensten stellt.

Mit der Erziehung für einen bestimmten Zweck, der Dressur des Hundes, ist es freilich ein anderes. Die ursprünglichen Triebe des Hühnerhundes äußern sich bekanntlich darin, daß er auf jedes ihm erreichbare Geflügel sofort Jagd macht, um es als seine Beute zu verzehren; durch richtige Anwendung aber von Lohn und Strafe wird der Hund dahingebracht, diese Triebe zu unterdrücken, dem Jäger Meldung von der Entdeckung eines Jagdtieres zu machen und ihm dasselbe unversehrt zuzutragen.

Immerhin bleibt der Trieb des Hundes, der Beute nachzujagen und sie zu erjagen, also sie entweder zu erfassen oder sie zum Stillstehen zu bringen, mächtig. Hunde jagen ihrer Beute über Stock und Stein nach und sind nicht aufzuhalten, bis sie ihr Ziel erreicht haben und den gehetzten Tieren an der Schnauze, im Nacken oder an den Ohren hängen oder bis sie halb tot zusammensinken. Derartiges Jagen verstehen alle Hunde, wenn auch sehr viele darunter ihre Absicht nicht erreichen, also die Beute nicht erjagen.

Die bei der Jagd beschäftigten Hunde verteilen sich in drei Gruppen. Zu der ersten gehören kräftige bissige Hunde, welche den Kampf mit ihren Gegnern aufnehmen sollen; es folgen die schnellen Hunde, die das flüchtige Wild niederreißen sollen; endlich die jägermäßig am tüchtigsten ausgebildeten Hunde, welche das Wild aufspüren oder stellen.

Was aber die Tüchtigkeit eines Hundes in der Ausübung der Jagd anbelangt, so eignen sich diese, nicht alle Hunde in gleich trefflicher

Weise an. Junge Hunde, deren Eltern Jagdhunde sind, lernen, je weiter hinauf in den vorausgegangenen Generationen deren Vertrautheit mit der Jagd reicht, desto leichter und vollkommener die erforderlichen Jagddienste an der Seite des Jagdherrn.

Denn Kenntnisse und angelernte Fertigkeiten können sich bei Tieren vererben. Das Geschlecht der Hunde, welches fortwährend zum Stellen und Herbeitreiben des Wildes abgerichtet wird, bringt diese Fertigkeit zuletzt schon auf die Welt mit. Die Jungen vorzüglicher Jagdhunde haben vor anderen ungemein viel voraus und lernen gewöhnlich leicht und bald alle ihnen zukommenden Verrichtungen. Knight nahm einen Dachshund und einen Hühnerhund, beide noch ganz unwissend, mit ins Freie und stellte sie so, daß ihnen ein Iltis zu Gesicht kam. Der Dachshund zeigte alle Zeichen sichtbarer Aufregung, der Hühnerhund blieb gleichgültig, schlug aber alsobald beim Anblick eines Rebhuhnes an.

Auf diese Weise erklärt es sich, daß gute Jagdhunde vom Menschen nicht alles, sondern manches auch durch sich selbst lernen. Am Kap gehen manchmal einige Hunde allein auf die Jagd, und haben sie ein Wild erlegt, so läuft einer nach Hause, um jemand zur Abholung zu bewegen, während die anderen das Wild bewachen.

Die Robbenfänger auf der King-Insel halten ebenfalls Hunde, die allein Känguruhs jagen und ihre Herren dann zur erlegten Beute führen.

Der Hund nun ist, wie jedermann weiß, des Jägers andere Hälfte, besonders in der eben angedeuteten Vollkommenheit. Ohne Hund keine Jagd, ausgenommen die mit dem Falken. Es ist demnach nur selbstverständlich, daß dem Hunde bei der Jagd eine hochwichtige Rolle zufällt, eine Rolle, die ihm seit uralten Zeiten zuerteilt worden ist, und welche ihm schon nach dieser einen Richtung hin einen ganz erheblichen Anteil an unserem Kulturleben, wie an demjenigen aller Kulturvölker sichert. Waren doch viele der ältesten Kulturvölker anfangs Jägervölker. Und selbst in dem Leben unkultivierter Völker ist dem Hunde vor anderen Tieren eine fast ausschließlich der Jagd geltende Bedeutsamkeit beizumessen.

Aus diesem Grunde gebührt der Besprechung des Jagdhundes mit Recht der Vorrang unter der Behandlung der vielfachen Berufsleistungen des Tieres, und es ist eine Folge des umfangreichen, zur Verfügung stehenden Materials, wenn die Besprechung gerade des Jagdhundes Anlaß zu einer ausgedehnteren Darlegung führt, wie sie im folgenden sich darstellt.

Über den Ursprung des Jagdhundes erzählt man sich bei den Orientalen eine hübsche Fabel, welche folgendermaßen lautet:

Unter den Söhnen Hams, des jüngsten Sohnes Noahs,

war Streit entstanden. Der Vater verließ seine Söhne, ging hierauf nach Kanaan, und Serug und Kus trennten sich. (1. Mose, 10.)

Kus ließ sich mit seinen zahlreichen Herden in dem schönsten Lande der Welt nieder, aber am Morgen nach seiner Ankunft sah er das Gras mit Blut befleckt. Ein Schakal war in die Herden eingebrochen und hatte Schafe getötet. Kus brachte dem Herrn ein Opfer dar, aber Nimrod, sein Sohn, schloß sich den Gebeten nicht an, sondern schwur, den Schakal zu vernichten.

Am folgenden Morgen schleppte ein Wolf ein Schaf fort, und Nimrod gelobte sich, das Geschlecht der Wölfe auszurotten.

In der nächsten Nacht hörte man donnerähnliches Gebrüll und die vor Furcht zitternden Hirten bemerkten einen Löwen, welcher eine junge Kuh zwischen seine starken Kinnbacken nahm und mit der Beute entfloh.

Während man sich in Klagen erging, erschien Nimrod auf seinem flinken Kamele, den Jagdspieß schwingend, unwillig darüber, daß man das Gebet fortsetzte, während man handeln sollte und verkündete, daß er die wilden Tiere verfolgen und sie alle vernichten werde.

Er entdeckte den Löwen in einem Dickicht und wollte ihn mit seinem Jagdspieß treffen, aber der Löwe zerbrach mit einer seiner Pfoten den Speer wie einen Strohhalm, zeigte, das Maul aufsperrend, seine furchtbaren Zähne und entfernte sich, ohne seinen Feind auch nur zu beachten.

Nimrod raufte sich in Verzweiflung die Haare, da bemerkte er den Wolf. Er schickte sich an, ihn zu verfolgen. Aber der Räuber der Schafe lief wie der Wind, und als der Tag zu Ende ging, sank er erschöpft zur Erde, von innerer Wut erfüllt.

Während der Nacht bemerkte er den Schakal, wie er um ihn herum streifte. Er versuchte ihn mit dem Aste eines Baumes zu erschlagen, aber das Tier, listig, wie es ist, wich dem Schlage aus und entwich ins hohe Gras.

Als Nimrod am Abend des nächsten Tages in das Lager seines Vaters zurückkehrte, hörte er ein bisher ihm unbekanntes Geheul. Als er näher kam, sah er ein dem Wolfe ähnliches Tier, aber mit schwarzem Fell, welches die Zähne fletschte und brummte. Er bedrohte dasselbe mit seiner Keule, dieses aber, anstatt zu fliehen, sprang auf, bedrohte ihn und verdoppelte seine Laute, um seine schlafende Umgebung aufzuwecken.

Jared erschien auf der Schwelle des Zeltes und sagte zu seinem Bruder: „Schlage nicht zu, er ist unser Freund."

Hierauf beschnüffelte ihn das Tier lange Zeit, und da es ihn als ein Familienglied erkannte, leckte es ihm mit seiner groben Zunge die Hand.

Jared benachrichtigte sodann seinen Bruder, daß der Herr ihre

Bitten erhört und in seiner Abwesenheit ihnen diesen treuen Wächter gesendet habe, den er **Roth** genannt.

Nimrod betrachtete, indem er zur Auffrischung seiner Kräfte aß, das Tier mit eifersüchtiger Miene und dachte: „Dieser hier hat mich erwittert von weiter her, als ich dem Schakal auf die Spur kommen würde, er besitzt einen gelenkigen und sehnigen Körperbau und wird im Laufe überlegen sein; er ist wachsamer als der Löwe, denn er schreckt nicht vor einer drohenden Waffe zurück. Es wäre eine Schande, wenn er der Wächter unbedeutender Herden bliebe: er wird der Genosse meiner Kämpfe sein und den Ruhm mit mir teilen."

Er streichelte **Roth** mit der Hand und reichte ihm eine Schale mit abgerahmter Schafsmilch, aber der Hund verließ das Zelt, um die Trift zu umlaufen und Wache zu halten.

Tagelang versuchte Nimrod vergebens, **Roth** in die Wälder oder die Berge zu führen. Dieser kümmerte sich nur um die Bewachung der Herden.

Aber eines Morgens brachte der Jäger eine Gazelle und einen Hasen, die er mit List gefangen hatte; der Hund richtete seine Ohren empor, seine Augen glänzten, seine Nüstern bewegten sich unruhig.

Nimrod weidete sogleich die Gazelle aus und **Roth** durchwühlte ihren geöffneten Leib. Er trank und seine Augensterne entbrannten förmlich. Nimrod ließ den Hasen fallen und noch einmal schlürfte Roth das warme Blut. Von da an ging eine Änderung mit ihm vor. Er vergaß seine Herren und Herden, seine Würde und Folgsamkeit, wandte sich zu Nimrod, bellte und schaute nach dem Gebirge, und beide gingen davon.

Zu zweien töteten sie den Schakal, den Wolf, den Löwen, und der Jäger kehrte, bekleidet mit dem Fell des Königs der Tiere, siegreich heim. Sein Herz war mit Stolz erfüllt, als sein Vater und seine Brüder, glücklich, in ihrer Saumseligkeit einen Beschützer zu besitzen, ihn für den tapfersten unter den Menschen erklärten.

Er sagte ihnen nichts von dem Anteil, welchen Roth an seinen Siegen hatte und es schien ihm, als ob die Augen des Tieres ihm deshalb Vorwürfe machten. Wütend, schlug er ihn, und nannte ihn nicht mehr **Roth,** sondern H u n d. Dieser senkte demütig den Kopf, wohl wissend, daß sein Herr, zur Strafe dafür, daß er die Herde verlassen, ihn dazu verurteilt habe, der Sklave desjenigen zu werden, dem er sich bereit gezeigt, seiner Leidenschaft dienstbar zu sein. Alle Tage mißhandelt, ergab er sich in sein Schicksal, beugte sich unter die Züchtigung und leckte die Hand, die ihn schlug.

Es darf auch ohne Bedenken angenommen werden, daß die Verwendung des Hundes zur Jagd der ursprünglichste und älteste Gebrauch dieses Tieres überhaupt ist, mit dem der Mensch dasselbe zu seinem Nutzen sich zugesellt hat.



Dr. Robinson sagt diesbezüglich in seinem Berichte über den Hund:

„Er, der Hund und der Urmensch haben sich wahrscheinlich auf der Jagd zusammengefunden, und vielleicht hat der Jäger einmal junge Hunde zum Spielen für seine Kinder nach Hause gebracht. Aber nach der Gleichgültigkeit zu urteilen, die heute noch die Wilden für den Hund zeigen, ist nicht anzunehmen, daß der Urmensch sich mit der Züchtung und Zähmung des Hundes viel abgegeben habe. Doch ließ man ihn in der Familie und er betrachtete sich bald als dazu gehörig. Später entdeckte man sein Jagdtalent und machte es nutzbar.“

In jenen Zeiten, wo die Jagd nicht nur eine Erholung, wo sie eine Notwendigkeit war, auch in der Zeit, wo man hauptsächlich ein Hirtenleben führte, war der Hund untrennbar vom Menschen. Und besonders die Jagd war lange Zeit hindurch die einzige Beschäftigung des Mannes, zu der ihn nicht allein die Not, sein und der Seinen Leben zu schützen, sondern auch das Bedürfnis von Nahrung und Kleidung unwillkürlich drängte. Und was die Hirten der frühesten Zeiten anlangt, so ist sicher, daß sie ihren Beruf, ihre Herden weiden zu lassen, erst dann zu erfüllen vermochten, nachdem die Jäger in Gemeinschaft mit ihren Hunden die wilden Tiere in der Nähe der Weideplätze erlegt und wenigstens einigermaßen Sicherheit vor räuberischen Überfällen der Raubtiere geschafft hatten.

Anderseits aber darf nicht unbeachtet bleiben, daß das edle Weidwerk seit undenklichen Zeiten das „königliche Handwerk“ gebildet hat und noch heute bildet, an dessen Ausübung zu allen Zeiten die Hochgestellten der Völker in bevorzugtem Maße sich beteiligt haben. Lange Jahrhunderte hindurch und bis weit über das Mittelalter hinaus betrachtete man die Jagd gleichzeitig als eine Veranstaltung, dazu geeignet, um kriegerischen Sinn auszubilden und zu fördern. Und wenn man heutigentags diesem Nebenzwecke auch eine viel geringere Bedeutung zuschreibt, die Ausübung der Jagd ist noch immer das bevorzugte Vergnügen der höchst- und hochgestellten Gesellschaftskreise. Kaiser, Könige, Fürsten und der gesamte Adel huldigen dem Weidwerk mit unverkennbarer Vorliebe. Und alle können des Hundes hierzu nicht entbehren.

War es doch in den ältesten Zeiten gerade die Jagd, welche diejenigen, die mittels derselben ihre Gewalt und Geschicklichkeit an den Tag legten, zu Gewalthabern inmitten ihres Volkes erhob.

Und in der Tat erforderte die Ausübung der Jagd im Altertum eine Fülle von Mut und Kühnheit, von Ausdauer und Geschicklichkeit, insofern die ersten Jäger mit nichts anderem als mit einem Stabe bewaffnet waren. Für sie war der Windhund der von der Natur ihnen verliehene Jagdgehilfe, ganz geeignet dazu, wilde Tiere mitten in ihrem Laufe zu packen.

Der erste Jäger, dessen das Alte Testament gedenkt, war ein Mann fürstlichen Ranges, Nimrod, der sprichwörtlich gewordene „starke Jäger vor dem Herrn". Die Patriarchen waren zwar Nomaden, pflegten aber auch die Jagd.

Ob man sich damals schon der Hunde hierzu bediente, ist ungewiß. Einige wollen unter Berufung auf Josephus (31) die Stelle Psalm 22, 17 vom Hetzen der Hunde erklären.

Von den Kriegern der alten Ägypter erfahren wir schon aus der frühesten Zeit, daß sie sich in Friedenszeiten mit der Jagd zu beschäftigen pflegten, und daß sie dabei der Hunde als Jagdgehilfen sich bedienten. Sie jagten auf Antilopen, Gazellen, wilde Ochsen und Ziegen, Steinböcke, Hirsche, Hasen, das Ichneumon, Wölfe, Füchse, Hyänen, Leoparden, Löwen.

Jäger standen beim Volke in hohem Ansehen, sie wurden über das gewöhnliche Volk gestellt, und ihr Beruf galt als ein göttliches Geschäft.

Bildliche Darstellungen auf ägyptischen Denkmälern beweisen aber, daß in Ägypten sich nicht nur die Kaste der Jäger mit Ausübung der Jagd befaßte, sondern daß letztere auch von höheren Ständen zum Zeitvertreib gepflegt wurde. Die Zahl der wilden Tiere, die erlegt wurden, ist wie aus verschiedenen abgebildeten Jagdszenen ersichtlich ist, eine sehr bedeutende. Man jagte auf Wagen und zu Fuß, bediente sich dabei des Bogens, der Netze und Schlingen, benützte aber auch Hunde, und zuweilen hierzu eigens abgerichtete Löwen. Es darf angenommen werden, daß die alten Ägypter zur Ausübung der Jagd mit Hunden vorzugsweise solche Stellen an oder in der Wüste ausgewählt haben, welche frisches Trinkwasser, mitunter auch Futterkräuter darboten. Auch scheinen die Ägypter Tiergärten besessen zu haben, in denen Wildtiere verwahrt wurden, die man dann jagte.

Auf den altägyptischen Denkmälern, die an anderer Stelle zu erwähnen sein werden, finden sich, wie Herr Franz Woenig in seiner Studie: „Altägyptische Jagd" im „L. Tagbl." 1895 ausführt, zahlreiche Darstellungen von Jagden der alten Ägypter. Aus ihnen, und namentlich aus einem solchen, welches aus Theben stammt und eine Wüstenjagd veranschaulicht, erkennen wir das wilde Durcheinander der flüchtigen Tiere jener Arten des Wüstenwildes, welche man auf Treibjagden zu erlegen liebte.

„Wir erblicken", heißt es, „in getreuen charakteristischen Darstellungen Gazellen, Hyänen, Hasen, wilde Katzen, verschiedene Arten von Antilopen, Füchse, Schakals, Steinböcke, wilde Ziegen, wilde Ochsen, das wilde Schaf, Stachelschweine, Igel und Strauße; und diese Kollektion der Wüstenjagdtiere wird durch Darstellungen am gleichen Orte und durch Jagdbilder in Beni-Hassan, Saqqara, Medinet-Abu usw. wesentlich ergänzt. Steinböcke, Hirsche, Löwen und



Leoparden gesellen sich den genannten zu. Wo der Nil ausgedehnte Seen und Sumpfterrains mit schier endlosem Schilf und Papyruswäldern bildet, lockt das nach Tausenden zählende Vogelwild: Schnepfen, Reiher, Kraniche, Enten, Gänse, Ibisse, Pelikane und andere Sumpf- und Schwimmvögel den Jäger, sein Jagdglück zu versuchen. Auch Adler, Geier, Falken, Rebhühner und Turteltauben erlegt er mittels Bogen und Pfeil und Wurfholz oder fängt sie, wie das Sumpfgeflügel, in Netzen, Ganz besonderen Reiz hat für den altägyptischen Jäger die gefahrvolle Jagd auf Nilpferde und Krokodile.

Die Jagden fanden, je nach den verschiedenen Jagdgebieten, zu Wagen, zu Fuß und auf Booten statt. Die Waffen der Jäger waren Speer, Bogen und Pfeil, Wurfholz, Lasso und Netze; auch fing man das Wild in Fallgruben und mittels Fangeisen.

Auf dem soeben erwähnten interessanten, aber stark lädierten Gemälde, sind noch schwache Überbleibsel vom Wagen des Jägers, der, auf diesem stehend, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet das Wild verfolgt, sichtbar.

Wie wir aus den bildlichen Darstellungen ersehen, war auf Steppen- und Wüstenterrains die Treibjagd mit Hunden sehr beliebt. Unter den verschiedenen Hundearten des alten Ägypters scheinen die „Windspiele“ mit hohen Beinen, schlankem Körper, Ringelschwänzen und spitzen Ohren wegen ihrer Klugheit, Kühnheit, Treue und Schnelligkeit ganz besonders bevorzugt worden zu sein. Für den Jäger waren diese Tiere, die sich noch jetzt im Sudan unter dem Namen der „Slughi“ erhalten haben, unentbehrlich. Diese bevorzugte Hunderasse war im alten Ägypten nicht heimisch. Sie soll in den Zeiten des neuen Reiches (1300—1000 v. Chr.) aus den Weihrauchländern am Roten Meere importiert worden sein. Auf den Denkmälern des alten Reiches (3500—2500 v. Chr.) erscheint nicht selten ein kleiner, ohrloser Hund, den man auch zur Jagd verwendete.

Die Windspiele waren so leichtfüßig, daß sie selbst den windschnellen Strauß, die flinkste Gazelle einholten und zeigten so viel Mut und Kühnheit, daß sie selbst vor dem Löwen nicht zurückschreckten. Wir sehen, wie sie den flüchtigen Antilopen an die Schenkel und an den Hals fahren, wie sie Hyänen und Schakalen ins Genick springen und sie niederwürgen. In dem Gewirr der Jagdszenen sind die Jagdhunde stets am Halsbande kenntlich. Die kleinen Genrebilder in Theben, die uns den Jäger zeigen, der mit Bogen und Pfeilen bewaffnet über die Steppe schreitet, die stattlichen Windspiele an der Leine führt und ihre Jagdlust kaum zu zügeln vermag, sind von großer Treue, Lebendigkeit und Frische.

Jagdbogen und Pfeile waren von riesiger Dimension. Die Länge der Pfeile betrug, nach den Abbildungen zu schließen, mindestens

1½ Meter. Sie wurden durch die Schärfe ihrer Spitze und die Schnelligkeit und Kraft, mit der sie von der Sehne des Bogens schwirrten, selbst auf Löwenjagden zu einer sicher tötenden Waffe.

Vom König Thotmes IV. (18. Dynastie, um 1530 v. Chr.) erfahren wir, daß er, begleitet von zwei Jägern, fleißig in der Gegend von Memphis jagte, und Skarabäeninschriften aus der Zeit seines Nachfolgers des Königs Amenhotep III. (18. Dynastie, um 1500 v. Chr.) erzählen, daß dieser Herrscher in den ersten zehn Jahren seiner Regierung 110 wildblickende Löwen mit eigener Hand erlegt habe.

Außer diesen Zeugnissen haben wir aber auch eine reiche Anzahl bildlicher Belege, die dafür sprechen, daß namentlich die Jagd auf Wüstenwild zu den beliebtesten Vergnügungen altägyptischer Herrscher und Würdenträger gehörte.

Ein solcher vornehmer Nimrod erscheint in der Bildergalerie Beni-Hassans, begleitet von seinen Hunden. Er hat bereits mehrere Pfeile gegen zwei wilde Ochsen abgeschossen. Einer derselben sitzt im rechten Auge des verfolgten Tieres, zwei andere schwirren in der Luft. Der Jäger ist im Begriff, den vierten Pfeil abzuschießen. In der Hand hält er noch einen Reservepfeil. Ein zu seinen Füßen aufgesprungenes, langohriges Häschen sucht sich durch schleunige Flucht zu retten.

Auf einem der Gemälde in Theben erblicken wir den Pharao auf freiem Felde, wie er sich mit seinem Sohne dem Vergnügen der Jagd hingibt. Das Wild ist von flinken Windhunden aufgescheucht und in ein weites Gehege hineingetrieben worden. Wilde Ochsen, Ziegen, Gazellen, Antilopen, Schakale und Strauße springen und laufen, gehetzt und geängstigt von der Meute, wild durcheinander. Der König steht mit seinem Sohne vor dem sich weithin dehnenden Gehege. Mit der einen Hand hält er den riesigen Bogen, mit der Rechten spannt er die Sehne und hält zugleich noch drei herabhängende Reservepfeile. Von sicherer Hand geführt, schwirren die tödlichen Geschosse in den buntgewürfelten Haufen der Wüstentiere hinein, die schwer getroffen übereinander stürzen. Ein Treiber sammelt für seine Majestät die Pfeile, welche ihr Ziel verfehlt haben. — „Die klägliche Gebärde eines an der Pfote verletzten Hundes, die stürzenden Ochsen, die von Antilopen überrannten Strauße usw. zeugen davon, daß der alte Künstler alles selber beobachtet hat."

Nach Erman war es wohl die gewöhnliche Jagd, das Wild mit Hunden zu hetzen, die es rudelweise in der Wüste aufjagten und verfolgten. Man verwendete hierzu eben den ägyptischen Windhund, den Slughi, ein Windspiel großer Art mit spitzen, aufrechtstehenden

Ohren und geringeltem Schwanze, wie deren noch heute in den Steppen des Sudan zum Hetzen gebraucht werden.

In der heißen Jahreszeit jedoch können in Ägypten Hunde zur Jagd nicht benützt werden, da der Wassermangel ihre Erhaltung in den wüsten Jagdgebieten unmöglich macht.

Auch in den alten, mächtigen Reichen Asiens, in Babylonien, Assyrien, Persien, wo die Jagd gleichfalls zu den Hauptvergnügungen der Herrscher gehörte, bediente man sich bei der Veranstaltung solcher, der Hunde. In den Schilfmooren Babyloniens bot schon in den ältesten Zeiten wie noch heute die Jagd auf die Gazelle dem Hunde reichlich Gelegenheit, seine Schnellfüßigkeit an den Tag zu legen. Die Windspiele, deren man sich auch dort hierzu bediente, sind äußerst zart gebaute Tiere, das arabische mit kurzem, das persische mit langem Haar. Letzteres ist unserem Windhund sehr ähnlich, so daß man hierin ein Merkmal seiner Abstammung von jenen erblickt hat.

Den mächtigen Fürsten dieser Länder standen zur Abhaltung ihrer Jagden ganze Heere von Männern und Tieren zur Verfügung, in denen den Hunden eine Hauptrolle zugeteilt war.

Auch die vedischen Arier betreiben, nachdem sie zuvor in ihren einzelnen Stämmen ein Jägervolk gewesen waren und sich an beiden Ufern des Indus seßhaft gemacht hatten, die Jagd auf Wild weiter fort, teils zum Vergnügen, teils zur Aufrechterhaltung der Sicherheit. Aber nur zur Eberjagd bedienten sie sich der Hunde, welche hierzu besonders abgerichtet waren.

Was die Jagd bei den Israeliten des Altertums anlangt, so sind uns hierüber nur kümmerliche Andeutungen überliefert worden.

„Eine einzige Spur davon, daß auch der Gebrauch des Jagdhundes den Israeliten nicht ganz fremd war, findet sich wahrscheinlich im Spruche Sal. 30, 31, denn unter allen überlieferten Deutungen des hebräischen Wortes „zarzir" ist die von Luther befolgte, „ein Windhund von guten Lenden", die zum Ausdruck und Zusammenhang passendste. Wir wissen, daß die Ägypter Jagdhunde gebraucht haben, ebenso die Assyrier, welche, wie die Liste ihrer Hundenamen zeigt, für mancherlei Dienste verschiedene Rassen verwendeten. Eine elamitische scheint von ihnen besonders geschätzt worden zu sein, wie von den Babyloniern eine indische. Von arabischen Dichter werden die aus Seleukia stammenden Jagdhunde nicht weniger gepriesen als das Jagdroß.

Jetzt ist in Palästina der persische Jagdhund, ein großer und starker Windhund, mit seidenweichem, isabellgelbem oder weißlichem Haar und lang herabhängendem, gleichfarbigem Haarbusch an der Rute besonders hoch geschätzt und bezahlt."



Gelegenheit zur Ausübung der Jagd war für die Israeliten überreich vorhanden.

An Wild hat es in Palästina nie gefehlt. Von dem wilden Bergland im Norden von Galiläa und östlich vom Weißen Vorgebirge schreibt Robinson i. J. 1854: „Diese Gegend wimmelt von Wölfen, Bären, Panthern, Hyänen, Schakalen, Füchsen, Hasen, wilden Kaninchen, Jerboas, wilden Schweinen und vielen anderen Tieren. Gazellen und Rebhühner sah man in Menge." Mag auch das meist dicht bewohnte alte Palästina keine solche Fülle von Wild besessen haben, so zeigen doch die häufigen Erwähnungen von Raubtieren, auch des Löwen, und von eigentlichen Jagdtieren — Gazelle, Hirsch, Steinbock — daß es für die Jäger genug zu tun gab.

Noch heute rühmen die Araber ihre vorzüglichen Windhunde, welche die flüchtige Gazelle in der kürzesten Zeit erreichen. Wenn der „Slughi" eine Gazelle sieht, sagen sie, welche weidet, fängt er sie, ehe sie Zeit hat, den Bissen im Munde hinabzuschlingen. Allerdings ernährt ein solcher Hund bisweilen eine ganze Familie.

Daß mit der Ausübung der Jagd neben der Pflege kriegerischen Sinnes auch in frühester Zeit schon die Förderung körperlichen Wohlbefindens als ein nicht zu unterschätzender Nebenzweck verbunden war, ergibt sich aus der folgenden geschichtlichen Mitteilung.

Als Dionys, der Tyrann von Sizilien, das schwarze Linsenmus zu Sparta nicht schmackhaft genug finden wollte, sagte der spartanische Koch, es wundere ihn nicht, indem der Speise die beste Würze fehle, worauf Dionys fragte, warum er sie nicht beigemischt habe. Der Koch entgegnete jedoch, nicht an ihm liege es, diese Würze zu geben, sondern an dem Könige; er solle nämlich früh mehrere Stunden lang jagen und reiten, und erst dann sich zu Tische setzen, er bürge dafür, daß ihm die schwarze spartanische Kost dann vorzüglich munden werde.

Der Ruhm, der erste im Altertum gewesen zu sein, welcher die Jagdkunst in richtiger Weise betrieb und es verstand, Hunde zu regelmäßiger Verfolgung des Wildes abzurichten, wird dem Pollux zugeschrieben. (22) Orion (23) bediente sich ganzer Meuten oder Koppeln von Hunden. Während der Blütezeit der griechischen Republiken waren die Griechen der Ansicht, daß schlechtdressierte Hunde selbst dem eifrigsten Weidmann sein Geschäft zuwider machen könnten.

Auch in Griechenland war die Jagd Lieblingsbeschäftigung der Krieger und Helden. Ihnen galten Bären und Eber als die beliebtesten Jagdtiere aus dem Grunde, weil die Verfolgung und Erlegung derselben stets mit Gefahren verbunden war.

Den Fuchs fingen die Griechen auf der Treibjagd mittels einer großen Meute von Hunden, von denen er gewöhnlich nur nach blutigem Kampfe überwältigt wurde. An eine eigentliche Parforcejagd dachten

weder Griechen noch Römer, obwohl ihnen die fabelhafte Geschwindigkeit und Ausdauer des Hundes bekannt gewesen ist. Die Jäger scheinen regelmäßig zu Fuß der Jagd obgelegen zu haben.

Ebenso jagten die Alten den Hirsch in der Weise, daß sie ihn mit raschen Hunden hetzten, bis er den Atem verlor und mit offenem Munde stillstand. Indes kam auch die jeder Ritterlichkeit entbehrende Jagdweise vor, daß man dem Wild Schlingen legte.

Eine Art Parforcejagd war ein Sport der barbarischen Reitervölker, die im Norden der Balkanhalbinsel hausten.

Die zerstreuten Hunde wurden nach beendeter Jagd zum Empfange der Belohnung für ihre Dienste durch Hörnerschall oder allgemeinen Zuruf zusammengerufen. Es wurden ihnen die Eingeweide zum Mahle vorgeworfen, auch Brot und Bissen in das Blut des Wildes getaucht, gereicht. Die vorzüglichsten Hunde erhielten die größten Portionen. Bei Austeilung dieser Spenden, also schon damals eine Curée, wurden den Tieren anerkennende Lobsprüche gespendet.

In den Tagen des griechischen Geschichtsschreibers Xenophon (geb. 445 v. Chr.) wurden bereits Hunde zur Hasenjagd abgerichtet und er selbst schildert uns die Lakedämonier als die besten Züchter schneller und starker Jagdhunde. Lange Ohren und weite Nasenlöcher galten ihnen als besondere Kennzeichen guter Hunde und sie scheinen bei Auffütterung denselben Regeln gefolgt zu sein, welche in der Abhandlung von den Jagden in Frankreich von 1681 zur Darstellung gelangt sind: „**Il les faut nourrir aux villages et non aux boucheries**“, „Man soll sie in den Dörfern, nicht in Schlachthäusern aufziehen.“

Xenophon selbst betrieb in seinen Mußestunden die Jagd auf das Wildschwein mit lakonischen Hunden, welche den Spuren der Hauer des Tieres an der Rinde der Bäume folgten und auf diese Weise dessen Lager aufspürten. Selbst der gebildete Grieche hielt es seiner philosophischen Würde keineswegs für zuwider, ausführlich darüber sich zu verbreiten, welche Hunde für die Hirsch- und Rehjagd die tauglichsten seien, und er preist in dieser Beziehung die indischen als besonders stark, schnell und mutig.

Die Hunde der Molosser, der Bewohner von Molossis, des heutigen Albaniens, gaben wegen ihrer ungewöhnlichen Stärke zu mancherlei Übertreibungen Veranlassung.

Alexander der Große, König von Mazedonien, 356—323 v. Chr., besaß einen alten Hund, den er jedesmal mit auf die Jagd nahm. Wenn die Meute die Fährte verloren hatte oder unsicher war, so wurde dieser Hund aus dem Wagen auf den Boden gebracht, und er fand dann vermöge seiner Witterung das Wild bald auf. Es wurde von

dem König für diesen Hund ein eigener Mann gehalten, welcher ihn mit der größten Sorgfalt pflegen mußte.

Auch der Perserkönig Cyrus († 529 v. Chr. Geb.) war ein geschickter Jäger. Welchen hohen Wert er auf die Jagd legte, geht nicht allein daraus hervor, daß er geräumige Parke anlegen ließ, die seinen Hunden zum Aufenthaltsort dienten, in denen diese dressiert wurden, und daß er, der König selbst, in dieser Kunst sehr erfahren und eigensinnig war, sondern es ist dies auch aus der geschichtlich bezeugten Tatsache zu ersehen, daß er alle Ehrenstellen in der Provinz Babylon mit seinen Jägern besetzte.

Man war gewöhnt, Jäger von Bedeutung im Altertum als Menschen zu betrachten, welche über dem Volke standen. Die Geschichte liefert hierfür zahlreiche Beispiele. Nach Plato war die Jagd eine göttliche Übung und die Schule soldatischer Tugenden.

Der berühmte spartanische Gesetzgeber Lykurg erklärte sie, um die Lakedämonier zu guten Soldaten heranzubilden, für so notwendig, daß er die Forderung aussprach, die Jünglinge sollten an jedem Tage vom frühen Morgen an auf die Jagd geschickt werden. Selbst die Magistratspersonen sollten so oft als möglich an diesen Übungen teilnehmen.

Es gab unter anderen griechischen Stämmen einzelne, bei denen die Bestimmung festgesetzt war, daß kein Bürger des Staates an den öffentlichen Gastmählern teilnehmen durfte, wenn er nicht zuvor Beweise seiner Tapferkeit dadurch gegeben hatte, daß er einen Eber erlegte.

Die Anzahl der Hundearten sowohl für die Jagd wie für das Haus war bereits im frühesten Altertum eine ziemlich große, und die ältesten ägyptischen Denkmäler weisen schon sämtliche Hauptarten unserer heutigen Jagd- und Haushunde auf.

Das große Heer der Jagdhunde zeichnete sich aus durch scharfes Spürvermögen, Mut, Gewandtheit und Stärke, und veranlaßte schon die alten Ägypter, Griechen und Römer, Hunde zur Jagd abzurichten, die ihnen hierbei vortreffliche Dienste leisteten.

Nach Brehm ist der Stammvater, wenigstens der reinste Typus aller Jagdhunde, der bengalische Bracke, auch Tigerhund genannt. Derselbe war schon frühzeitig aus Indien über Ägypten nach Venedig und Dalmatien geführt worden, und hat sich dann über ganz Europa ausgebreitet.

Von Griechen und Römern wurden Jagdhunde öfters zu kundigen Leuten ins Futter, in Unterricht und Erziehung gegeben. Bis zu einem Jahre erhielten sie Milch oder eine andere der künftigen Bestimmung entsprechende Nahrung. Allzuviel oder zu schweres Futter verursachte nach der Meinung der Alten krumme Beine, machte die Eingeweide leidend und bedingte allerlei Krankheiten.

Das erste Anlernen erfolgte im Hofe. Der Jäger konnte die

weiblichen Hunde mit acht Monaten, die männlichen aber zwei Monate später an langen Riemen mit sich nehmen und lehren:

„— — — — — In den Werken des Weidganges
Jetzo gehörnete Ziegen und jetzt Rehböcke verfolgend,
Daß sie gestrengten Laufs um ein Weniges nur von dem Rücken kennen.“ (33*)

Nach den Aufzeichnungen verschiedener Schriftsteller der Griechen wie der Römer galten als gute und beliebte Jagdhunde diejenigen, welche in nachstehender Zusammenstellung mit Berücksichtigung ihrer Herkunft und ihrer besonderen Eigenart besprochen werden.

Pollux unterschied unter den beliebten Jagdhunden lakonische, arkadische, argivische, lokrische, eretrische, kretische und molossische Hunde, die er sämtlich aufzählt.

Griechen wie Römer bezahlten Wolfsfänger und Bärenbeißer bereits mit sehr hohen Preisen. Hundemeuten waren bereits im Gebrauch, deren jede, wenn sie vollständig sein sollte, einen guten kretischen Spürhund enthalten mußte. Zwischen Asien und Europa bestand bezüglich der Beschaffung von Jagdhunden ein reger Wechselverkehr, insofern ersteres den Jägern Europas Hunde lieferte, während dieses den asiatischen die seinigen gab. So führte der Tyrann von Samos, Polykrates, im sechsten Jahrhundert v. Chr. auf diese Insel Doggen von Epirus, also die Molosser und die Spürhunde Lakoniens ein.

Xenophon unterscheidet zwei Arten von Jagdhunden, die kastorischen und die Fuchshunde. Jene haben ihren Namen von Kastor, dem ersten der beiden Zwillingssöhne des Zeus, der Dioskuren, weil er, der Weidmann aus der Mythenzeit, diese Art vornehmlich hielt, diese, weil sie von Hunden und Füchsen abstammten. Im Laufe der Zeit hat sich beider Natur vermischt.

Es ist nicht ohne Interesse, die Ansprüche kennen zu lernen, welche die Griechen an ihre Jagdhunde zu stellen gewöhnt waren. Nach den Anforderungen der Jagdliebhaber sollten die Hunde, welche ihnen dienten, gestreckten, starken Körper, großen, leichten, nervigen Bau, eine große, breite und eingeschnittene Stirn, flechsigen Kopf mit hervorstechenden, schwarzen, glänzenden Augen, stumpfe Nase, kleine, dünne und hinten wenig behaarte Ohren, sägeförmig gerichtete Zähne und ein großes Maul haben. Der Hals sollte lang, gelenkig, beweglich, die Brust breit, nicht ohne Fleisch und stark, mit von den Schultern nur wenig abstehenden Schulterblättern und kleinen, geraden, runden, festen Vorderläufen sein, die etwas kürzer als die Hinterläufe sein mußten. Die Gelenke sollten gerade, die Seiten nicht durchaus tief, sondern schräg zulaufend, die Lenden fleischig, weder zu lang noch zu kurz, weder zu weich noch zu hart, die Dünnen weder zu groß noch zu klein, die Hüftgelenke abgerundet, hinten fleischig, oben nicht ge-

schlossen, innen aber zusammengezogen, die Weichen selbst dünn und nach unten schmächtig sein. Die Hunde mußten einen geraden, langen, spitzigen Schwanz, derbe Oberschenkel, lange, bewegliche, feste Unterschenkel und etwas magere, bewegliche Füße, munteres Aussehen, gutes Gebiß, gleichmäßigen Bau haben, und womöglich von Fuchs- oder Weizenfarbe sein. Solchen Tieren geht Schnelligkeit und Stärke nicht ab. (34*)

Solch' auch sind geschickt zum langgestreckten Jagdlauf,
Wie des Reh's und Hirsches, so auch schnellfüßiger Hasen. (35*)

Häufiger waren, aber als schlechter galten die kleineren Hunde, weil sie ihren Dienst bei der Jagd nicht verrichten können, die krummnasigen, weil ihnen das Gebiß abgeht und sie den Hasen nicht festhalten, die blauäugigen und blinzenden, weil sie schlechte Augen haben und üblen Aussehens sind, die steifen und schwachen, weil sie mit der Jagd schwer zustande kommen, die hochbeinigen und unverhältnismäßig gebauten, weil sie der Spur schwer folgen, die mutlosen, weil sie ihren Beruf verlassen und sich aus der Sonne in den Schatten entfernen. Hunde mit schlechten Nasen und Füßen taugten den Alten nichts, weil sie den Hasen selten riechen und den Laufdienst nicht versehen können, da ihnen die Füße wehetun. Solche und diejenigen, welche auf der Fährte bellend schwärmten, die Spuren unvorsichtig zertraten, Kreise machten, den Hasen vorbeiließen, zitterten, wenn sie ihn sahen, ohne loszugehen, oder diejenigen, die sich häufig umsahen, andere, welche die Lagerspuren nicht kannten, die anfangs eifrig, später matt verfolgten, die sich verliefen, das Wild verfehlten, auf der Fährte anschlugen, wenn sie ein Geräusch hörten, ihren Dienst stehen ließen, nur scheinbar revierten und Schein für Wahrheit ausgaben oder andere Fehler der Natur oder Dressur zeigten, verleideten auch dem eifrigsten Liebhaber die Jagd.

Die Indischen Hunde, von alters her bekannt, sind, und besonders die aus der durch ihren Dianatempel berühmten Stadt Magnesia, den Weidmännern sehr erwünscht gewesen. Sie wurden in Italien auch als Saurüden gehalten.

Als gute Jagdhunde wurden auch die karischen angesehen.

Als Leithunde wurden die sehr hurtigen, zum Bergklettern geschickten und im Laufen ausdauernden kretischen oder gorsischen Hunde bevorzugt. Sie waren wegen ihres scharfen Geruchs gute Fährtenspürer, dem Leitseil sehr folgsam und hatten lautes Gebell. Die Hündinnen wurden wegen ihrer Bedachtsamkeit gern zur Saujagd verwendet. Auch ließ man sie zu diesem Zwecke mit Spartanern sich paaren:

Vom diktäischen Vater erzeugt, doch lakonischer Mutter
Labros und Agriodos und hellen Gebelles Hylaktor (38*)

Reine Kreter waren indes schon gut zur Jagd, die Hündinnen namentlich zur Hirschjagd. Ein unbekannter griechischer Dichter sagt daher:

„Schnell wie ein Geier verfolgte die kretische Hündin die Hirschspur."

Auch die cyprischen Hunde sollen schnelle und gute Jagdhunde gewesen sein.

Die Molosser oder Epiroten von Molossus hinter dem Pindus an der westlichen Grenze Nordgriechenlands sollen, wie die Sage erzählt, von dem Hunde herstammen, welchen Vulkan aus Erz bildete, dann belebte und dem Jupiter schenkte. Dieser wieder schenkte das prächtige Tier der Europa, Europa dem Minos, Minos dem Prokris und Prokris dem Cephalus. Stark und von großem Körperbau waren diese Hunde sehr lernhaft, hatten scharfen Geruch, und waren schnell und hitzig aufs Wild. Deshalb wurden sie gern zur Jagd verwendet.

Hohen Ruhmes unter den Jägern genossen auch die lakonischen oder spartanischen Hunde. Sie waren zu jeder Jagd, besonders zur Sauhatz zu gebrauchen. Die Jäger rühmten, daß sie das Wild aufspüren, es verfolgen und im Auge behalten, ohne zu bellen.

Sehr gute Jagdhunde kamen auch aus Amyklä, der alten Königstadt, der Heimat des Kastor und Pollux. Man glaubte wegen ihrer vorherrschend gelblichen Farbe, daß sie von Hunden und Füchsen herstammten, und nannte sie Fuchshunde.

Anerkannte Saurüden waren die lokrischen Hunde.

Die arkadischen Hunde, von denen die besten von Tegea, dem berühmten Tempelorte der Artemis und des Pan kamen, waren in uralter Zeit als Jagdhunde hochberühmt.

Eine hohe Bedeutung erlangte die Ausbildung der Hundedressur, die in späterer Zeit als das wesentlichste Stück der Jägerei betrachtet wurde, so daß man der Jagdkunst den Namen *κυνηγετική* = Hundeführung gab und in Verbindung mit dem gesamten Weidwerk auch theoretisch behandelte.

Unter den von den Jagdliebhabern gezüchteten Hunderassen galten auch in späterer Zeit noch als besonders geeignet zur Jagd die schon genannten gewaltigen Molosser Doggen, die wilden arkadischen Hunde und die lakonischen Fuchshunde. Davon sind die Luxushunde zu unterscheiden, die mit größter Zärtlichkeit gepflegt wurden, unter denen gegen Ende des vierten Jahrhunderts die Malteserhündchen sich der größten Beliebtheit erfreuten.

In der hellenistisch-römischen Zeit entstanden Jagdklubs oder Jägervereine, und es trat überhaupt in dieser Periode bei den Vor-

nehmen die Jagdliebhaberei ebenso wie die Reitkunst stark in den Vordergrund zum Nachteil der Gymnastik.

Endlich werden noch die Sikonier, welche den Windspielen angehört zu haben scheinen, die argivischen, die ätolischen und die amorger, von Amorgo, einer der Sporadischen Inseln, unter den Jagdhunden angeführt.

Unter den italischen Hunden waren wegen guter Spürnase und Schnellfüßigkeit die umbrischen am besten und tauglich zur Hirschjagd. Hochberühmt aber, schnell und trotz ihrer langen Haare zur Jagd wohl verwendbar, waren die ausonischen oder tuskischen Hunde.

Nicht verschwiegen darf bleiben, daß die Römer im allgemeinen der Jagd wenig Freude abzugewinnen vermochten.

Immerhin gab es auch unter ihnen eifrige Jagdfreunde. Horaz besingt die Jagd als ein Vergnügen und als die geeignetste Übung dazu, Körper und Geist gesund zu erhalten.

Plinius schreibt: „Ich bin in meinem Tuskulum auf dem Lande damit beschäftigt, daß ich abwechselnd jage und meinen Studien obliege, beides bisweilen gleichzeitig. Aber es würde schwer sein, zu entscheiden, in welcher von diesen beiden Beschäftigungen es am leichtesten ist, Erfolg zu erzielen."

Wenn auch nicht in früherer Zeit, wie das Schweigen Xenophons hierüber beweist, so wurden doch später von Griechen und Römern auch Hunde nordländischer Rassen zur Jagd verwendet. Zunächst die gallischen oder keltischen, gute Jagdhunde, besonders als Hasenfänger gerühmt. Gratius, ein zur Zeit des Augustus lebender Dichter, erwähnt sie in einem Gedicht über die Jagd, und versichert:

„Großer Ruhm erhebt die mancherlei Kelten."

Die schnellsten Gallier waren die sogenannten Vertagen, wahrscheinlich Windspiele. An ihnen war alles schön, der Körper, die Augen, die Farbe, die Einrichtung der Beine. Sie apportierten gut.

Die Gallier gaben sich viel mit Haltung von Hunden ab. Sie waren leidenschaftliche Jäger. Jedesmal, wenn sie ein Stück Wildbret erlegten, legten sie aus Dankbarkeit eine kleine Geldsumme beiseite, zwei Heller für einen Hasen, vier Drachmen für eine Hirschkuh usw., und mit diesem Gelde kauften sie am Feste der Diana ein Schaf, eine Ziege oder ein Kalb, und schlachteten diese Tiere zum Opfer im Tempel der Göttin.

Nach der Opferhandlung wurde ein großes Fest gefeiert, dem die Hunde, mit Blumen geschmückt, beiwohnten.

Den Galliern galt die Jagd nicht als Mittel zur Zerstreuung, vielmehr betrachteten sie diese als Erziehungsmittel ihrer Kraft, ein

Mittel, welches freilich mit Gefahren verknüpft war, denn die erste Jagd, die man den Jünglingen gestattete, galt dem Ur, einer Art von wilden Stieren, welche nicht viel kleiner waren als ein Elefant, aber von einer Stärke und unglaublicher Gewandtheit, eines der furchtbarsten Tiere, welche damals die Wälder beherbergten.

In solcher Weise förderte das Volk Galliens seinen Mut und seine Stärke, und selbst die Vornehmen unter ihm schreckten nicht davor zurück, Bären, Wildböcke, ein gleichfalls furchtbares Tier, das vollständig verschwunden ist, zu jagen.

Was aber die Hunde, deren sie zur Jagd sich bedienten, anlangt, so waren dieselben auch bei den Römern sehr geschätzt, und in späterer Zeit werden die Hunde namentlich aus dem Gebiet der Segusianer und aus Gratianopolis, dem heutigen Grenoble, erwähnt. Sie waren unschön, aber Arrian sagt: Die besten sehen am schlechtesten aus.

Die gallischen Hunde waren gewandt, kampflustig, bissig. Aber sie hatten den Fehler, daß sie auf der Suche belferten. Ihre Stimme war schwach und heulend, und wenn sie die Spur eines Wildes hatten, verfolgten sie dasselbe nicht mutig, sondern mit Geheul. Auf sie ließ sich das bei den Baktriern gewöhnliche Sprichwort anwenden: Ein furchtsamer Hund bellt weit heftiger als er beißt. Wegen ihrer Schnelligkeit wendete man sie zur Jagd auf freiem Felde, sonderlich der Hasen an.

Die alten Gallier und später die in ihr Land eingebrochenen Franken besaßen ungeheuer große und sehr wilde Schweißhunde. Zwei von ihnen **Mirff** und **Morff**, welche der Vergessenheit entzogen geblieben, werden als furchtbare Packer mit furchtbarer Stimme begabt, geschildert; sie zeigten sich in der ganzen Wildheit ihrer Art, wenn sie die Fährte eines Wolfs oder Ebers verfolgten. Ihre hohlen, blutdürstig leuchtenden Augen waren durch die herabhängenden Ohren halb verdeckt, rauh und borstig war das Haar ihres Felles, dessen Farbe ins Schwarze, Fahle und Weiße spielte.

Von den britannischen Hunden wurden in Rom erst seit Eroberung Britanniens die Bulldoggen bekannt, diese wurden aber dort mit großem Beifall aufgenommen, mit so großem, daß man sie, wie in Athen die Molosser, zur Verherrlichung der Kampfspiele mit wilden Tieren verwendete.

Endlich sind zur Jagd noch verwendet worden, die pannonischen, die iberischen und die thrakischen, welche sämtlich als gut auf der Jagd galten.

Plinius erteilt den Hunden manches Lob, vor allen aber erhebt er die indischen Hunde. Diese sollen nach seinem Urteil die allervorzüglichsten Hunde gewesen sein, die man kannte. Weder Überlegen-

heit des Gegners noch Wunden oder sonst ein Hindernis soll imstande gewesen sein, ihren Mut zu schwächen.

Columella, der bedeutendste Ackerschriftsteller der Alten in der Mitte des ersten Jahrhunderts, nennt uns Haushunde, Hirtenhunde und Jagdhunde. Er lobt die Treue des Hundes mit beredten Worten und gewiß lohnte er diese besser und richtiger, als viele unserer heißhungrigen, gefühllosen Jäger es bisweilen tun, wenn der arme klapperdürre Feldmann einen Hasen gebracht hat, und er statt eines Anteils davon einige Liebkosungen durch Klopfen auf die Tappen empfängt, die nur Schmerzen seiner Haut, nicht aber Erquickung seinem Magen bringen können.

Bei der Wertschätzung und Fürsorge, welche die Alten allen Hunden, sonderlich aber den Jagdhunden zuteil werden ließen, erscheint es einigermaßen befremdlich, daß man selbst ausgedienten Tieren die Altersruhe nicht ungetrübt gönnte. Altersschwache und blind gewordene Spürhunde trug man in den Armen hinaus in das Jagdgebiet, und ließ sie durch ihren bewährten Geruch das Lager des Wildes aufspüren.

Wenden wir der Verwendung des Hundes zur Jagd bei unseren Vorfahren, den alten Deutschen, unsere Aufmerksamkeit zu, so wird uns auch bei diesen die hervorragende Bedeutung des Hundes leicht ersichtlich sein. Hielten doch die großen Waldungen mit ihren zahlreichen Wildarten die ganze Nation an die Jagd gefesselt, und von dem deutschen Jüngling wird uns erzählt, daß er, kühn wie er war, den im deutschen Norden hausenden Ur, dieses von Plinius und Cäsar in übertriebener Weise beschriebene, wilde Ungeheuer mit besonderer Vorliebe deshalb gejagt habe, weil diese Jagd zur Abhärtung des Körpers ungemein beitrug, die ohnehin in den weit ausgedehnten Wäldern Beschwerden genug bereitete. Die aus der Steinzeit herstammenden Knochenreste von Jagdhunden beweisen zur Genüge, daß schon in der vorgeschichtlichen Zeit dem deutschen Jäger der Hund als Gehilfe beigesellt war.

Ein für unsere Besprechung hochinteressanter Fund ist ganz neuerdings erst im Jahre 1895 der Verborgenheit entrissen worden, ein Fund, welcher den sicheren Beweis von dem Alter der Jagd in Deutschland und mit hoher Wahrscheinlichkeit auch denjenigen der Verwendung des Hundes zu derselben liefert. Bei Vandsburg, Kreis Flatow im preußischen Regierungsbezirk Marienwerder, wurde eine Steinkiste mit einer Gesichtsurne aufgefunden, bei der sich sehr gut erhaltene Zeichnungen vorfinden, die in die Urne eingeritzt sind. Die beiden Zeichnungen stellen anscheinend ein Paar Jagdspeere und wahrscheinlich einen Jagdhund, welcher an einer Leine geführt wird, dar. Aus diesen Beifügungen muß gefolgert werden, daß der Mann, dessen Asche die Urne aufgenommen hat, und welcher in den

letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt gelebt haben dürfte, wenn nicht ein berühmter, so doch ein eifriger Jäger gewesen ist. Unserer besonderen Beachtung wert ist aber der Umstand, daß dieser Jäger in jener mindestens zwei Jahrtausende hinter uns liegenden Zeit sich des Hundes als Jagdgefährten bedient zu haben scheint. Die Verwendung des Hundes zur Jagd seitens unserer Altvordern erhält damit einen neuen Beweis aus sehr früher Zeit.

Und auch in der vorgeschichtlichen Periode der Pfahlbauten wurde das Vorhandensein des Jagdhundes bei den Pfahlbauern nachgewiesen, da die vorgefundenen Skelettreste mit zweifelloser Sicherheit auf die in ihrem Bau elegante Gestalt eines Hundes hinweisen, der unserem heutigen Jagdhunde entspricht. Ergibt sich aber aus der geringfügigen Anzahl der vorgefundenen Knochenreste die Überzeugung, daß der Hund in den Seeansiedelungen der Pfahlbauer nicht als Speisetier Verwendung gefunden haben kann, so bleibt als Zweck der Unterhaltung dieses Hundes nur sein Gebrauch zur Jagd übrig, zu deren Ausübung den Bewohnern jener uralten Ortschaften reichliche Gelegenheit geboten war. Und tatsächlich legen die zahlreich aufgefundenen Knochenreste von Hirschen den Beweis ab, daß die Pfahlbauer eifrige Jäger gewesen sein müssen. Es darf mithin als zweifellos sichere Tatsache angesehen werden, daß schon in dieser altersgrauen Zeit der Steinperiode der Hund Begleiter des Jägers gewesen ist.

Bildete sich mit der wenn auch nur noch in ihren Anfängen fortschreitenden Kulturentwicklung der Germanen die Jagd zu einem Lieblingsgeschäft des vornehmen Teils der Nation heraus, von welcher die Gesetze der Burgunder und Alemannen als von einer Kunst reden, insofern unsere Urväter den wilden Tieren, vor allem eben dem Ur und dem Wolfe das Land abstreiten mußten, so ist es leicht erklärlich, daß die Hunde bei ihnen in hohem Ansehen standen, was deutlich daraus erhellt, daß der Diebstahl eines Hundes nach dem alemannischen Gesetz mit einer höheren Buße zu sühnen war, als die Entwendung eines Pferdes oder Rindes, und daß der Jagdhunddiebstahl mit dem überhaupt höchsten Strafansatz bedroht war, mit zwölf Schilling, während für die Entwendung eines Schäferhundes nur deren drei, eines Ochsen gleichfalls drei, eines Pferdes sechs festgestellt waren.

In den alten salischen, bayrischen und anderen Gesetzen, im Sachsen- und im Schwabenspiegel, kommen mancherlei Hunde in Erwähnung, so daß man daraus mit Sicherheit auf die damalige Kenntnis der Jagd und auf die Ausdehnung des Weidwerks schließen kann.

Canis segusius, seugius, seucis, scheinen die allgemeinen Bezeichnungen für den Spürhund gewesen zu sein, dessen Klasse wieder in mehrere Arten zerfiel. Man leitet das Wort von „seuken“

(suchen) ab. Manche unter den Franzosen hingegen lassen diese Hunde und ihre Namen ursprünglich aus der Provinz „Segusia“ herstammen.

Ferner kommen vor der veltraun oder wint, der Windhund, der hapichhunt oder habuchhunt, der bibarhunt, der Dachs- oder Otterhund, der triphunt (Treibhund), der spurihunt (Spürhund), der bracco (die Bracke), außerdem aber der hovawart (Hofhund).

Nach dem alemannischen Gesetz wurde der Saurüde oder Hatzhund zum Fangen der Säue, Bären und Ochsen gebraucht. Ähnlich spricht sich das bayrische Gesetz aus.

Es ist dies der schon bei den Schriftstellern der karolingischen Zeit vorkommende molossus, den die Glossarien Hessehunt nennen. Die Schweinrüden, deren Namen im dreizehnten Jahrhundert ein hersfeldisches Edelgeschlecht führte — Swinrude —, sind jetzt selten geworden, so häufig sie früher waren.

Der Saufinder und Sauheller, auch Treffrüde genannt, diente zum Aufsuchen der Sauen.

Wir finden also in jenen Zeiten, wo die erwähnten Gesetzsammlungen in Gültigkeit waren, eine immerhin stattliche Anzahl von Hunden verschiedenster Art, die dem deutschen Weidmann zur Verfügung standen. Sie stellen sich uns, wenn wir sie unter deutschen Bezeichnungen zusammenfassen, in nachstehender Reihenfolge zusammen: der Spuri- oder Spürhund, Leithund, Triphund, der Bibarhund, der Wint- oder Hapichhund, der Bärenbeißer oder die Bärenbracke, der Bärenfänger und der Büffelfänger oder die Saurüden in ihren eben angeführten Einzelarten.

Schon Karl der Große war im Besitz von Dachshunden.

Im Mittelalter galt Tristan, der bekannte Held der nach ihm benannten Sage, nicht nur für den besten Jäger, sondern geradezu als Erfinder des Jagens mit Spürhunden. Letzteres freilich ist irrtümliche Auffassung, da der Spurihund schon in den ältesten Gesetzbüchern Erwähnung findet. Tristan aber ist als Jäger der richtige Vertreter seiner keltischen Rasse, denn die kunstgerechte Jagd war die besondere Meisterschaft der Kelten. (42*)

Im vierzehnten Jahrhundert zählt Coler, ein landwirtschaftlicher Schriftsteller zu Goldberg in Schlesien, die zu seiner Zeit von seinen Zeitgenossen gewohnheitsmäßig gehaltenen Arten von Hunden auf. Nachdem er mit dem Schoßhundchen begonnen, einen anderen kleinen Hund als Stubenhund und Wächter des Hauses und Hofes an zweiter Stelle erwähnt, und an dritter „starker Rüden“ gedacht hat, die in ausgedehnten Besitzungen als Wachthunde verwendet würden, fährt er also fort:

„Es haben auch etliche große Herren, reiche Leuth, Edelleuth, Grafen, Fürsten Ihre großen Molossen und englische starke Hunde.

Die Schützen haben auch ihre Schieß Hunde, Wachtel Hunde und dergl. Hunde mehr."

Er läßt dann auch eine Aufzählung der verschiedenen Arten von Jagdhunden, die zu seiner Zeit im Gebrauch stehen, folgen.

Deutschland besitzt ja bekanntlich wenig wirklich konstante Hundearten. Die Engländer hingegen, welche durch ihren Reichtum und ihre besondere Vorliebe für Hunde besonders viel auf Hundezucht halten, haben Hundearten in reicher Anzahl hervorgebracht und aufzuweisen. England besitzt Hunde reinster Abkunft und für jeden vorgezeichneten Zweck der Jagd tauglich.

Daß es uns aber in Deutschland trotz des eben ausgesprochenen Umstandes an vortrefflichen Jagdhunden keineswegs fehlt, ist bekannt genug, und es bedarf deshalb keiner ausführlichen Besprechung dieser Tatsache. Jedenfalls sind für alle bei uns jagdbaren Wildarten mit den für die Erlegung derselben erforderlichen Eigenschaften begabte Hunde der hierzu geeigneten Rassen vorhanden, und es befinden sich unter ihnen jagdtüchtige, jagdeifrige und jagdlustige Hunde in großer Zahl.

Von seinem Jagdtriebe und im Pflichtbewußtsein als Jagdgenosse seines Herrn legte ein Hund ein sehr beredtes Zeugnis ab.

Als verbürgt wird nämlich folgende Begebenheit von einem Jagdhunde erzählt: „Dieser, dessen Herr auf dem Lande wohnte, kam einstmals eilig zu demselben, der sich mit mir in seiner Studierstube aufhielt. Die Tür war geschlossen. Der Hund kratzte und bellte zu wiederholten Malen. Endlich öffnete man ihm die Tür. Er wedelt, winselt, heult und springt voll Freude an seinem Herrn empor. Dann springt er von diesem zum Ofen, wo das Jagdgewehr steht, dann wieder zum Herrn und wieder zurück zum Gewehr. Sein Herr merkte nun wohl, daß der Hund ihm etwas mitteilen will und nahm daher das Gewehr. Erfreut läßt der Hund einen Laut hören, läuft zu einer der Türen hinaus, kommt wieder zurück, läuft dann zur Hintertür des Hauses hinaus, wo sich ein Berg erhob und veranlaßte seinen Herrn, mit ihm zu gehen. Ich und sein Herr folgen ihm. Der Hund geht immer hüpfend und heulend voraus und kommt wieder zurück. Wir gehen etwa 40 Schritte vorwärts, der Hund immer voraus. Bald aber beginnt er sich uns in einer anderen Weise bemerklich zu machen, indem er uns deutlich zu verstehen gibt, wir sollten links weiter gehen, indem er sich seinem Herrn anschließt und ihn nach demselben Wege hin drückt und wiederholt hüpft und bellt. Seiner Weisung folgend, begleitet er uns einige Schritte, dann dreht er sich schnell nach rechts und läuft um den Berg herum. Indessen gehen wir langsam den Berg hinan weiter, während der Hund rechts um den Berg herum, diesen emporgelaufen und bereits höher ist als wir. Bald gibt er einen Laut von sich,

und siehe da! er treibt einen Hasen vor sich her, seinem Herrn gerade in den Lauf, jener aber mußte die aufgewendete Mühe mit dem Leben bezahlen."

Tatsächlich also hatte der Hund seinen Herrn zur Jagd aufgefordert, um ihm den Hasen zum Schuß zu bringen, den er zuvor aufgespürt haben mußte.

Allerdings verleitet der bei manchen Hunden unwiderstehlich sich geltend machende Jagdtrieb einzelne unter ihnen zum Mißbrauch ihres Jagdrechts, indem sie aus Lust am Jagen und aus Gier nach Beute im Interesse ihres eigenen Magens die Jagd betreiben, und auf diese Weise als arge Wilddiebe in Tätigkeit treten.

Ein Dachshund hatte Vergnügen daran gefunden, Hasen zu jagen. Er entdeckte jedoch sehr bald, daß er sich vergebens abquäle, denn wenn er auch aus Leibeskräften lief, so vermochte er doch niemals, einen Hasen einzuholen und zu fangen. Sein Herr bemerkte darauf zu wiederholten Malen, daß derselbe ein ausgezeichnetes Windspiel aus dem Hofe herauszuschmeicheln und zu locken suchte. Dies gelang ihm auch endlich. Die scharfe Nase des Dachshundes spürte einen Hasen auf, den das Windspiel fing und heimbrachte.

Von der Zeit an wurden die beiden Hunde die ärgsten Wilddiebe in der ganzen Gegend und waren unzertrennlich voneinander, bis der Strick ihrer Wilddieberei, ihrer Freundschaft und ihrem Leben ein Ende machte.

In einem anderen Falle waren ein Hühnerhund und ein Windspiel die beiden Wilddiebe. Um den Hühnerhund am Jagen zu seinem eigenen Vergnügen zu hindern, war ein schweres Stück Holz an seinem Halse befestigt worden. Die hieraus entstehende Schwierigkeit beseitigte das Windspiel dadurch, daß es, neben dem Hühnerhund herlaufend, den schweren Klöppel im Maule trug, bis der letztere das Wild gefunden hatte; darauf ließ es das Holz fahren und verfolgte das Wild.

Ganz anders, d. h. entsprechend seinem Pflichtbewußtsein als Jagdgehilfe seines Herrn, benahm sich ein vorzüglicher Jagdhund in den nachstehend angeführten Fällen, deren zweiter einem der oben geschilderten sehr ähnlich ist.

Während meines Landlebens, erzählt der Kammerrat Huet, hatte ich einen Jäger, welcher sehr geschickt in der Kunst war, Hunde abzurichten. Unter vielen anderen war ihm die Dressur eines großen englischen Hühnerhundes so außerordentlich gut gelungen, daß er ihn zur hohen Jagd als Leit- und Schweißhund sowie zur kleinen Jagd gebrauchte.

Kusel, so nannte er ihn, leistete bei jeder Art von Wildbret, was er unter so verschiedenartigen Verhältnissen leisten konnte und mußte,

und war ein wahres Hundegenie. Er erfand für sich selbst Vorteile, von denen der Jäger versicherte, er habe sie ihm nicht gelehrt.

So kam er einmal, als ich mit meinen Leuten schon längst von der Jagd nach Hause zurückgekehrt war, über den Hof gelaufen und hatte einen Hasen bei einem Ohre mit dem Maule haltend auf seinen Rücken geworfen, um ihn desto leichter eine Stunde weit bis in die Küche tragen zu können.

Bei einer anderen Gelegenheit zeigte dieser Hund vorzügliche Überlegung und Treue. Der Jäger hatte an einem kurzen Dezembertage bei tiefem Schnee und strenger Kälte einen Hirsch angeschossen. In der Hoffnung, denselben vor Anbruch der Nacht noch erlegen zu können, ließ er seinen **Kusel,** der hier als Schweißhund agieren sollte, von der Linie streichen, um den kranken Hirsch zu verfolgen und niederzureißen. **Kusel** entfernt sich in voller Jagd so weit von ihm, daß er nichts mehr hört. Es wird Nacht, der Hund kommt nicht zurück. Der Jäger geht nach Hause und hofft, ihn dort anzutreffen. Sehr besorgt, daß das Tier sich verlaufen haben möge oder aufgegriffen worden sei, war er sehr erfreut, als wir am anderen Morgen den Hund über das Feld nach unserem Hause zulaufen sahen. Er kam winselnd und kratzend an meine Stubentür, sprang, als er eingelassen war, um uns herum, lief öfters in eine Fensternische, in der Gewehre standen, und hatte zum Beweise, daß er des Hirsches Meister geworden, rote Flecken von Schweiß an Maul und Halse.

Wir folgten seiner Aufforderung, nahmen Gewehre, und **Kusel,** immer vor uns herlaufend, führte uns nicht den geraden Weg, der aus dem Holze kam, sondern lief auf gebahnten Wegen um das Holz herum. Hier führte er uns auf mehreren Holzwegen nach verschiedenen Richtungen in ein Dickicht, wo wir, ihm einige Schritte nachkriechend, seine Beute fanden. Der Hund schien richtig nachgedacht zu haben, daß wir fast das ganze Holz der Länge nach durchkriechen müßten, um zu dem Hirsch zu kommen und brachte uns daher von der Seite, einen zwar weiteren, aber offenen und bequemeren Weg dahin. Zwischen den Füßen des von ihm vor Raubtieren über Nacht geschützten Hirsches hatte er sich eine Vertiefung in den Schnee gescharrt, und diese mit hervorgeholtem trockenen Laube zu seinem Nachtlager ausgefüllt. Leider wurde das brave Tier im folgenden Sommer wutkrank und mußte erschossen werden.

Leider bildete sich bei uns schon in früher Zeit, und zwar unter den Fürsten der Karolinger, die Verirrung im Jagdvergnügen aus, daß man einen Reiz darin fand, Hirsche zu Tode zu hetzen, um alsdann das Fleisch des verendeten Tieres den Hunden vorzuwerfen.

Die Jagd mit Hunden auf Wölfe war unter den Karolingern sehr gebräuchlich und lieferte reiche Beute. Auch unter Heinrich I. 876—936 war die Jagd mit Hunden auf die noch außerordentlich

häufig vorhandenen wilden Tiere sehr beliebt, und dieser deutsche Kaiser selbst erlegte öfters an einem Tage vierzig solcher Tiere.

Die Jagd im höheren Stile als Kunst betrieben, ist eine keltische Erfindung. Als Cäsar in Gallien eindrang, war der Gegensatz der Pirsche im Walde, die Hetzjagd im freien Felde, bereits ausgebildet und mehrere neue Hundearten, unter ihnen das Windspiel, gelangten durch die Gallier in den Besitz der römischen Gäste.

Es ist bekannt, daß die alten Germanen, die sich durch hohe Liebe zur Natur auszeichneten, große Freunde der Jagd waren, die in ihren weit ausgebreiteten Waldungen reiche Beute und Gelegenheit zur Bezeugung ihres Mutes und ihrer Stärke darbot. Als ein Tier von fast unnahbarer Majestät stellte der deutsche Wald dem mutigen Jäger den Schelch oder Riesenhirsch zur Erlegung. Welche Größe ein derartiges Wild besessen, erkennt man an einem alten Schelchgeweih in der Sammlung der Grafen von Erbach. Dieses Geweih weist bei einer Länge von 8 Fuß einen Umfang von einem Fuß am Rosenstock und eine Distanzweite der Spießer von 13 Fuß auf. Die Schnelligkeit und hochgradige Ausdauer dieses Tieres würde selbst den strammen Gliederbau des germanischen Jägers erschöpft haben, hätten nicht der Triphunt und der Spurihunt mit ihren stahlgleichen Muskeln zeitweilig die Verfolgung übernommen. Denn die Deutschen waren vorzügliche Hundezüchter seit den ältesten Zeiten und hatten besondere Arten auf Rotwild wie auf Bär und Eber dressiert. Der Bibarhunt spürte den Dachs in seinem Baue auf, der Windhund hetzte den Hasen. Eine besondere Hundepflege war aber auch damals schon eine Notwendigkeit.

Es ist selbstverständlich, daß den Hunden selbst durch die wilden, gewaltsamen Jagdtiere, die von ihnen verfolgt und angegriffen wurden, oft großer Schaden zugefügt wurde, und daß nicht wenige von ihnen den von ihnen bewiesenen kühnen Mut mit dem Leben büßen mußten.

Ein weiterer Umstand tritt hinzu, welcher von den älteren Schriftstellern zwar, vielleicht weil von ihnen nicht genügend beachtet, kaum der Erwähnung für wert gehalten worden zu sein scheint, und der gleichwohl einen erheblichen Einfluß auf die Jagd ausgeübt, diese in ihrer Ausdehnung beeinträchtigt hat, ich meine die oft recht beträchtlichen Einbußen im Bestande der Hunde, die sie in anderer Weise erlitten.

Viele Hunde nämlich gingen, wie aus späterer Zeit bestimmt berichtet wird, durch Krankheiten zugrunde. Namentlich richtete die Wasserscheu oft große Verheerungen unter ihnen an. Landgraf Ludwig IV. verlor im Jahre 1600 an 70 Hunde und dem Landgrafen Wilhelm IV. starben 1591 die meisten an Wasserscheu. Der Landgraf bat in dieser Not den Kurfürsten von der Pfalz um eine „Kölze voll Spatula foetida“, das ist das sogenannte Wandlauskraut, welches

häufig am Schloßberg zu Heidelberg wachse, damit er dieses Kraut in Hessen, wo es selten vorkomme, anpflanzen könne, denn es sei ein treffliches Mittel gegen Hundswut.

In früherer Zeit aber hatte man ein anderes Mittel. Man schickte die Hunde nach dem Kloster Vorberg bei Grünberg, wo der Segen der Nonnen gerade für Hunde besonders heilbringend sein sollte. Leider ist es mir nicht gelungen, auch nur einen einzigen Fall ausfindig zu machen, in welchem der erhoffte Segen der frommen Nonnen einem Hunde in Wirklichkeit zuteil geworden ist.

Da die Schweinehatz den Hunden stets zahlreiche Wunden brachte, so wurden die nötigen Heilmittel immer bei der Jagd mitgeführt, welche im sechzehnten Jahrhundert in Leinöl, Schweineschmalz und Wagenteer bestanden.

Um diese Zeit nannte man die jungen Hunde noch Welfen; ebenfalls nannte man das Werfen der Hunde Welfen.

Jagdhunde, also im engeren Sinne solche Hunde, welche das Wild auf der Fährte in freier Luft verfolgen und durch stetiges Anschlagen zu erkennen geben, daß sie Wild gefunden haben, wurden im fünfzehnten Jahrhundert auch „jagende Hunde“ genannt.

Nicht selten kam es vor, daß ein Fürst Not hatte, zu seiner Jagd geeignete Hunde zu erlangen. Im Jahre 1544 bat Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen den Landgrafen Philipp um etliche Jagdhunde, „damit er auf gegenwärtiger Hirschfeist des Weidwerks auflegen möge“.

Landgraf Wilhelm von Hessen erbat sich 1591 von dem Grafen Philipp von Hohenlohe einen Hund, „der neben allerlei Wildpredt Diebe und Schälke suchen könne“. Also auch eine Verwertung des Hundes zur Jagd, auf Tiere und Menschen!

Als der Kurfürst von der Pfalz den Landgrafen Ludwig IV. um Jagdhunde bat, schrieb dieser, da die seinen meist verkommen, an fünf seiner Vasallen und sprach deren Hilfe an. Dagegen war er 1592 schon besser versehen, wo er dem Herzog von Bayern drei Koppel schickte.

Im Jahre 1595 erhielt Landgraf Moritz vier Koppel von Herzog Ernst von Braunschweig, sowie 1602 von den Grafen von Solms drei englische und zwei brabantische, ja, 1611 von Herzog Johann Georg von Sachsen sogar dreißig Jagdhunde.

Landgraf Moritz hatte 1604 zu Kassel 80, und zu Marburg 60, und Landgraf Georg II. 1629 zu Darmstadt 80 Jagdhunde.

Bei dem schwerfälligen und langwierigen Verkehr damaliger Zeit erscheint es als eine ganz besondere Leistung, daß im Jahre 1757 Konrad von Falkenberg dem Landgrafen Philipp von Hessen vier Hunde aus Rom zusendete, darunter „einen Tocken“, welchen er aus Korsika erhalten, sowie einen türkischen Hund.

Indessen kam es keineswegs selten vor, daß man gute Hunde aus weiter Ferne und mit großen Kosten bezog, auch machte man sich häufig damit Geschenke.

Landgraf Wilhelm IV. schickte 1571 dem Grafen Georg von Henneburg zwei Bellrüden zur Schweinehatz. Im Jahre 1589 bat Landgraf Ludwig IV. den kasselschen Jägermeister um zwei gute Finder- oder Treffhunde, „so in der Schweinehatz zu gebrauchen", und erhielt zwei Treffrüden. Eigener Art erscheint das Versprechen des Komturs zu Frankfurt an denselben Fürsten, dahingehend, „er wolle allen Fleiß anwenden, einen gewissen Schweinsucher zu bekommen, es geschehe gleich mit Recht oder mit Unrecht".

Im Jahre 1586 verehrte Landgraf Moritz dem Kurfürsten von Brandenburg zwei „Treffrodten".

Um das Jahr 1707 bezog Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg eine Meute von 130 Parforcehunden von der Herrschaft Schlackenwerth in Böhmen.

Bei allen fürstlichen Schlössern und Jagdhäusern befanden sich in jener Zeit besondere Hundehäuser. Sie waren für die große Zahl der von deren Besitzern gehaltenen Jagdhunde unentbehrlich.

Landgraf Philipp von Hessen unterhielt immer einige Hundert Hunde. Eine ähnliche Zahl ergab der Hundebestand, den seine Söhne hielten.

Ich füge hier eine Berechnung der Kosten ein, welche die Erhaltung der Jagdhunde an einigen bestimmten Höfen verursachte. Landgraf Ludwig IV. von Hessen-Marburg kosteten 1582 seine Hunde allein 158 Malter Roggen sowie 1597, wo er 90 Hunde hielt, täglich 10 bis 12 Mötl (25) Äsung. Landgraf Moritz schlug 1604 die Äsung seiner 116 Hunde auf jährlich 320 Viertel Roggen und 280 Viertel Hafer an. Landgraf Georg II. hatte 1629 zu Darmstadt 118 Hunde, welche jährlich 560 Malter Frucht verzehrten, und Landgraf Ernst Ludwig 1702 allein an Parforcehunden 155 Stück.

Unter Landgraf Karl kosteten die Hunde zu Waldau im Jahre 1677: 360, 1678: 373, 1679: 393 und 1680: 350 Viertel Frucht, welche zu Hundebrot verbacken wurde. Landgraf Wilhelm VIII. besaß in der Regel über 200 Hunde, und allein die zu Waldau verzehrten 1784 über 400 Viertel Körnerfrucht im Werte von damals 1809 Talern.

Man rechnete zu jener Zeit 3 Pfund Brot täglich auf jeden Hund, so daß die jährliche Unterhaltung von 50 Hunden 216 Viertel Roggen = 528 Taler betrug.

Häufig vermischte man den Roggen mit Hafer, woraus sich obige Angabe von 280 Viertel dieser Frucht erklärt. Rechnet man zu den Körnern noch den Bäckerlohn mit 72 Talern und außerdem

30 Taler für Ochsengeschlinge, Schafsköpfe und dergleichen zur Hundesuppe sowie Milch für die jungen Hunde, so stellten sich die jährlichen Unterhaltungskosten von 50 Hunden auf 680 Taler heraus.

So beträchtlich diese Zahlen schon sind, so erscheinen sie doch noch gering gegen die Zahl der Hunde, welche andere Fürsten besaßen, wie beispielsweise Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, welcher 1592 mit nicht weniger als 600 Rüden zur Sauhatz an der Oberweser erschien.

Der Herzog von Zweibrücken, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der erste deutsche Nimrod war, hielt über 1000 Jagdhunde, die in Kompanien geteilt waren. Je zwanzig deren hatten einen Jäger zum Verpfleger und jeder Hund bekam täglich ein Pfund Fleisch und drei Pfund Brot. Alle waren mit Namen in ein Buch eingetragen und in Zimmern auf dem Karlsberg über der Stadt Homburg verwahrt. Jeden Morgen mußte Meldung über ihr Befinden erstattet werden. Wenn eine Hündin warf, so erhielt sie eine Roßhaarmatratze. Die Jungen wurden wieder mit Namen aufgezeichnet und der unachtsame Einschreiber strenger bestraft als ein Pfarrer, der einen Eintrag in das Taufbuch verabsäumt hatte. Fehlte ein Jägerbursche in der Verpflegung seiner Zöglinge, so wurden ihm die Haare abgeschnitten und er kam auf unbestimmte Zeit nach Zweibrücken unter die Galioten (26), unter denen mancher vergessen blieb und vermengt mit Verbrechern Jahr und Tag schmachten mußte.

Die Jagdhunde aber erfreuten sich eines für sie fast paradiesischen Lebens.

Man zählte die Hunde nach Koppeln oder Stricken, wozu je zwei oder drei gehörten. Auch nach Zügen wurden sie bisweilen gezählt.

Nicht selten wurden gute Hunde um einen für frühere Zeiten ganz erheblichen Preis ver- und angekauft. So kostete eine für den Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Kassel zu Saarbrücken im Jahre 1778 erkaufte Koppel Parforcehunde 474 Taler.

Da es häufig an Hunden zur Sauhatz fehlte, so wurden schon früher die Schäferhunde dazu verwendet. Aus diesem Grunde erließ zum Beispiel Landgraf Philipp folgenden besonderen Befehl an seine Oberbeamten:

„Nachdem wir alljährlich zu unserer Schweinehatze nicht so viel „Rödden“ (Rüden), als wir deren bedürfen, zusammenbringen können und gleichwohl viele unserer Untertanen Schafe und Pferche haben, denen dann gebührt Hunde zu halten, so befehlen wir, daß ihr jedem unserer Untertanen, so Schafe und einen Pferch hat, von unsertwegen mit ehrnst gebietet und befehlet, daß er einen starken Rödden, den wir zur Schweinehatz gebrauchen mögen, halten und denselben leiten lasse. Würden oder wollten aber einer oder mehr dasselbige nicht

tun, sollet ihr denselben die Schäferei ganz und gar niederlegen und nicht ein einzig Schaf zu halten gestatten."

Diese landesfürstliche Verordnung spricht für sich selbst; irgendeine Bemerkung dazu ist überflüssig. Ein beredtes Kulturbild!

Landgraf Moritz schickte gewöhnlich in der Schweinehatze einen Jägerknecht durch das Land, um die dazu nötigen Hunde sammeln zu lassen. In der Vollmacht, welche ein solcher Knecht 1598 erhielt, wird demselben aufgetragen, „bei den Schäfern, Metzlern und anderen so Hunde halten, die zur Schweinehatz dienlich" — „eine Anzahl Rudden und Hunde zu sammeln". Wer aber kleine Köter oder überhaupt zur Jagd undienliche Hunde liefern würde, der sollte mit 5 Hämmeln (Hammel) büßen.

Gewöhnlich belief sich die Zahl der also zusammengebrachten Hunde auf 200. Als man im Jahre 1619 deren nur 150 zusammengebracht hatte, genügten diese nicht.

Wie streng auf die Stellung der Schäferhunde zur Schweinehatz gehalten wurde, ergibt sich ferner aus der Tatsache, daß im Jahre 1593 nicht weniger als 28 Schäfer, weil sie unterlassen hatten, ihre Hunde zu bringen, damit bestraft wurden, daß man ihnen allen je fünf der besten Hammel wegnahm. Ja im Jahre 1567 war ein Schäfer in gleicher Weise bestraft worden, weil er keinen starken Rüden hatte.

Die eben geschilderte Verpflichtung der Schäfer dauerte bis in das 18. Jahrhundert. Alte gute Zeit!

Ein anderer Gebrauch scheint erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts eingeführt worden zu sein, der nämlich, die herrschaftlichen Hunde den Müllern zur Fütterung zu übergeben. Auch Landsiedeln, das heißt den Inhabern eines Land- oder Meiergutes, legte man diese Verpflichtung auf und ließ sie sich sogar verbindlich machen, jährlich eine bestimmte Zahl von Hunden aufzuziehen und dem Herrn zu liefern. Dieselbe Verpflichtung hatten auch im 16. Jahrhundert die Wasenmeister (27). Sie mußten einen oder mehrere Hunde aufziehen, unterhalten und auf Erfordern zur Jagd stellen.

Ebenso waren die fürstlichen Beamten verbunden, einen oder mehrere Hunde zu unterhalten, wofür ihnen jedoch eine Vergütung gewährt wurde, welche unter Landgraf Ludwig IV. jährlich in einem ½ Malter partim (halb Roggen, halb Hafer) bestand.

Diese Maßnahmen aber gehören bereits in den Bereich der Hundelager, über welche im folgenden noch ausführlich zu berichten sein wird.

Seitdem im sechzehnten Jahrhundert das Jagdrecht ein Regal, das heißt die Ausübung der Jagd ein königliches oder fürstliches Hoheitsrecht geworden war, widmete man der Hebung derselben und der Ordnung aller hierbei in Frage kommenden Verhältnisse erhöhte Aufmerksamkeit. Es wurden zur Beaufsichtigung besondere Beamte

angestellt, denen die Ausbildung der Jagdhunde und die berufsmäßige Ausübung der Jagd übertragen wurde.

Im Zusammenhang hiermit stehen die in verschiedenen deutschen Staaten aufgestellten gesetzlichen Verordnungen und Bestimmungen, denen zufolge der beabsichtigte Schutz der Jagdrechte eine Beschränkung in der Unterhaltung von Jagdhunden herbeiführte und Maßregeln zur Geltung gebracht wurden, welche ausschließlich Hunden, die zur Jagd nicht geeignet waren, das Dasein vergönnten und diese überdies noch mit einem heutigentags als für diese Tiere quälerisch zu bezeichnenden Hemmnis ihrer freien Bewegung versehen ließen, welche alles Bejagen des Wildes ihnen zur Unmöglichkeit machte.

Allerdings ist die „goldene Zeit" der Jagd längst vorüber, und was heutigentags von äußerem Glanze prunkender Jagdzüge sich etwa noch darbietet, reicht beiweitem nicht hinan an die glänzende Vergangenheit des ehemaligen Weidwerks, von dem nur ein matter Schimmer übrig geblieben ist. Und es klingt wie ein Klageruf, wenn wir einen bewährten Weidmann, den Ritter von Dombrowski, in seinem Vorwort zu „Hicfelts Aucupatorium Herodiorum" sich also äußern hören: „Es sind hehre, herrliche Hallen, aus welchen der Geist unserer Vorfahren im grünen Berufe atmet, aus welchen er mit ernstem Mahnen zu uns spricht, nicht ihrer und all dessen zu vergessen, was sie gelehrt, gestrebt und getan, um das Weidwerk zur Kunst, zum männlich edlen Beruf zu stempeln, und es auf dieser ethischen Höhe zu erhalten für alle Zeit."

Zur Ausführung dieser glanzvollen Jagdfeste aber bedurfte man an erster Stelle der Hunde, denen, in oft zahreichen Meuten gehalten, ein wesentlicher Anteil an dem Gelingen des Weidwerkes zufiel, sei es, daß sie den edlen Hirsch in Gemeinschaft mit dem hoch zu Roß dahinstürmenden Jäger zu Tode hetzten, sei es, daß die wilden Rüden den grimmigen Eber in den Tod jagten und überwanden. Und wie manch einer dieser unentbehrlichen Jagdgefährten wurde hierbei dem eigenen Tode geweiht, verzweifelt abgewehrt von dem edlen Tiere und mit mächtigen Schlägen von Lauft und zackigem Geweih zu Boden gestreckt! Wie manch einer zerfleischt, der in mörderischem Ringen die Wildsau gefaßt und in den wütenden Feind sich verbissen!

Eine der ältesten Jagdarten in Deutschland ist die Brackenjagd, das heißt die Jagd mit dem Brackenhunde oder kurz Bracken.

Die Brackenjagd ist sehr alt. Bereits im Nibelungenliede wird sie beschrieben. Man benützte die Bracken namentlich in wilderen Gegenden dazu, das Wild aufzuspüren, es laut und anhaltend zu jagen und dem vorstehenden Jäger zuzutreiben, bis sie abgerufen und an die Koppel genommen wurden. Die Brackenjagd begann im Oktober oder später und wurde mit vier bis fünf Hunden betrieben.

Die Bracken suchten mit niedriger Nase und gaben „Hals",

wenn sie Wild fanden und auf dessen warmer Fährte jagten. Derartige Hunde, welche außerdem laut werden, heißen weidelaut und sind zur Jagd nicht tauglich. Sobald ein Hund Laut gibt, müssen die anderen „beischlagen", das heißt herbeieilen und mit jenem zusammen das Wild vor den Schützen treiben. Sie dürfen aber das angeschossene Wild nicht „anschneiden".

Um sie eifriger zu machen, gibt man ihnen das Geschein des geschossenen Hasen und macht sie dadurch „genossen".

Der deutsche hirschgerechte Jäger bedarf zur Mitarbeit bei dem Weidwerk des Leit- oder Schweißhundes.

Es gilt als des Jägers größte Ehre „hirschgerecht" genannt zu werden, das heißt durch Arbeitung des Leithundes des Hirsches Zeichen, Wechsel und Wandel vollkommen inne zu werden. Sache des Leithundes ist es, seinem Herrn die besten, stärksten Hirsche anzuzeigen, nun aber ist es die Aufgabe des Jägers, dem Hunde nachzuhängen, daß heißt der Fährte desselben nachzufolgen. Des Leithundes hat man sich seit uralten Zeiten bedient. Auch zur Auffindung des Schwarzwildes findet der Leithund Verwendung.

Schon in altersgrauer Zeit war es üblich, den an der Hirschjagd beteiligt gewesenen Hunden die „Küree" zukommen zu lassen (29). Und zwar erhielten sie diese sofort nach Beendigung der Jagd. Mit Gier stürzten die Tiere auf sie los, um sie zu verzehren.

Um die Hunde ohne Peitsche von der Küree wieder wegzubringen, trat ein Weidmann mit den Gedärmen des Hirsches abseits, rief den Hunden zu und warf die Gedärme unter sie. Während sie fraßen, nahm man die Hirschhaut fort (30).

Von dem alten deutschen Leithunde stammen unsere deutschen Schweißhunde her, die von altersher in Deutschland gezüchtet wurden. In seiner Reinheit freilich ist er selten mehr vorhanden. Die Verminderung dieser deutschen Rasse bezeichnet man als eine Wirkung der seit dem Jahre 1848 herbeigeführten, ganz erheblichen Abnahme des Rot- und Damwildes in den meisten Gegenden Deutschlands.

Echte und gute Schweißhunde finden sich in Deutschland nur noch im Harz, in der Letzlinger Heide, in der Uckermark und in Schlesien. Es ist ein Verdienst des königl. preuß. Hofjagdamtes, daß dieses es sich angelegen sein läßt, die alten deutschen Schweißhunde zu erhalten. Auch einige kleinere Staaten des Deutschen Reiches, wie Koburg-Gotha, Meiningen, Braunschweig, Anhalt, Mecklenburg, halten auf reine Schweißhunde, da sich ihnen Gelegenheit bietet, sie zu erhalten.

Prinz Friedrich Karl von Preußen besaß mehrere solcher Hunde, die beim Suchen und Hetzen kranken Wildes oft Unglaubliches geleistet haben. Sie hatten aber, wie berichtet wurde, eine sehr schlechte Eigenschaft, nämlich die, daß sie, wenn sie mit geschossenem Wilde

auf einem Wagen lagen, dasselbe „anschnitten“, was ihnen selbst durch die schwersten Strafen nicht abzugewöhnen war.

Die Dressur des Hundes zur Jagd lenkt unsere Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, der ehemals von erheblicher Bedeutung bei diesem Geschäft war, ich meine den „Hundejungen“.

Die Behandlung der „Jägerburschen“, denen die Pflege und Bearbeitung der Hunde anvertraut war, darf keineswegs als eine sehr zarte bezeichnet werden. Und auch Adelige, die sich häufig der Jägerei zuwandten, wurden nichts weniger als rücksichtsvoll behandelt. „Der Hundejunge“, sagt Flemming, „soll nicht gleich das Maul hängen lassen, wenn es etwa ab und zu ein paar Ohrfeigen setzen sollte, maßen ein solcher Junge nicht gleich daran stirbt.“ Er soll zeitlich Morgens das Futter für die Hunde zurecht machen, den Stall reinigen, ihn mit frischem Stroh bestreuen. Sollte sich aber ein solcher Junge auf die faule Seite legen und etwa gar vor der Zeit trinken und spielen lernen, lange schlafen usf., so sei es nur billig, wenn er von den Vorgesetzten mit der Hetzpeitsche aus dem Bett und zur Ordnung getrieben werde.

Unter solch strenger Zucht verflossen die drei Lehrjahre des Hundejungen, gleichviel, ob er gemeiner oder adeliger Abkunft war. Die Bezeichnung „Hundejunge“ war also der übliche Ausdruck für den Jägerlehrling. Flemming schildert die Leiden desselben in drastischer Weise, und die Stelle, an der er von den Eigenschaften redet, die der Hundejunge bereits mitbringen müsse, berührt uns heutigentags mit einer gewissen Wehmut. Es heißt da:

„Der Hundejunge soll von christlichen Eltern stammen — er durfte also nicht Jude sein —, die Schule fleißig besucht haben, sich im ersten Jahre der Lehre wohl prüfen, ob er allen Beschwerden gewachsen sei und lieber beizeiten ein anderes Handwerk ergreifen; seinem Lehrherrn muß er treu ergeben und fleißig in der Erfüllung seiner Pflichten sein.“

Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts verschwindet der Hundejunge. An seine Stelle trat der Jagdpage, der viel besser gehalten wurde als der erstere.

Es muß in der altersgrauen Zeit ein erhebendes Gefühl für den Weidmann gewesen sein, wenn er wie Sturm und Wetter dahinbrauste inmitten der frischen Reiterschar, geleitet von dem gellenden Geheul der Meute durch den hochragenden, noch von keines Menschen Fuß betretenen Forst, nacheilend dem stolzen König der Wälder, dem hochgeweihten, edlen Hirsch, der flüchtig vor den Hunden davoneilt, bis endlich seine Titanenkraft erlahmt und die blinkende Waffe in seine Brust sich bohrt und froher Hörnerklang weithin sein Ende kündet!

Die Freude aber und die stolze Genugtuung des Jägers, mit denen die Ausübung seines Berufes ihn erfüllte, übertragen sich auf die Art und Weise, in der er den ihn begleitenden und mit ihm

arbeitenden Hund in zutraulichem Gespräch behandelt. Galt doch und gilt noch immer Liebe zum Hunde als ein Haupterfordernis eines tüchtigen, braven Weidmannes. Es ist deshalb nicht ohne Interesse, wenigstens eine Probe der Weidsprüche älterer Zeit anzuführen, aus denen der vertraute, liebevolle Umgang des Jägers mit seinem Hunde sich kennzeichnet, Sprüche, aus denen die ganze Biederkeit des braven, deutschen Weidmanns hervorleuchtet. Es heißt da:

„So nun der Leithund wird anfahren ernstlichen Fechten und die Fahrt je länger je neuer wird, und der Jäger empfind, daß sich der Hirsch nahe darbey hat niedergetan (gelegt), und ein Spur findet, die heist der Helblin, so soll er mit seinem Leithund also reden:

1. Es wird schier Zeit, hin, hin, **Gesell,** es wird schier Zeit!
2. Du hast recht, trauter Hund, du hast recht!
3. Da kompt der edle Hirsch einher!
4. Da hat er angerührt, her **Gesell,** da hat er angerührt!"

Und wenn der Hirsch dann flieht, so schreien der Jäger Jünglinge:

„Hetze fürter, schenk Schirm und Schall, und hetze her die guten Hund heut all! Juch, hetze alle her! Juch, hetze dem nach!"

Ist dann das blutige Werk vollbracht und liegt das edle erlegte Tier nach heißem Ringen leblos auf der Strecke, dann dürfen auch Lobsprüche nicht fehlen, welche dem treuen Hunde sein Anteil an dem glücklichen Ausgange des Jagens verdientermaßen zuteil werden lassen. Da heißt es nun:

„**Söllmann,** trauter **Söllmann,** mein trauter Hund, du bist dran Schuld, daß der edle Hirsch verwundt, du zeigst ihn an mit deiner feinen Nasen, da er zog hin 'gen Holz und über Straßen, der hat den Herrn und uns erquicket, da wir ihn in seiner Pracht erblicket; so können wir Weidleute fröhlich sein, dabey trinken Rhein- und Neckarwein, das habe Dank, mein treuer **Söllmann,** recht, recht, habe Dank und Recht!"

Aber der wackere Jägersmann ließ es damit allein nicht bewenden, daß er seinen Leithunden mit vertrauter Rede wohl verstandene Zeichen der Anerkennung oder Aufmunterung gab. Er ließ nach wohlgelungenem Jagdwerke den Hunden auch ihren Anteil an der erlegten Beute zukommen. Nach vollbrachter Jagd wurden so viel Gehörne, als Leithunde zur Hand und beteiligt gewesen, ihnen vorgetragen und zu genießen gegeben. Man gewährte ihnen das „Genäß".

Es weht, diesem Eindrucke wird man sich kaum verschließen können, ein frischer, biederer Geist durch die alten Weidsprüche, welcher um so wohltuender uns berührt, je weiter der moderne Mensch sich entfernt hat von der als natürlicher Ausdruck sich darstellenden Art liebevollen Empfindens für ein Tier, das seinem Herrn und damit

der Menschheit unersetzliche Dienste leistet. Da ist nichts zu finden von jenem erkünstelten, geheuchelten, manirierten Wesen, das heutigentags sich so häufig breit macht.

In früheren Zeiten der Stolz des hirschgerechten Jägers, ist der Leithund jetzt wohl ausgestorben. Er wurde namentlich zum Bestätigen des Wildes benutzt, indem man mit seiner Hilfe denjenigen Hirsch aufspürte, den man gerade jagen wollte. Er mußte alle Fährten, auf die er gearbeitet war, „verfallen und zeichnen", und auf denselben so lange nachziehen, bis er davon „abgetragen" wurde, indem man ihn mit beiden Händen um den Leib faßte, aufhob und gegen den Wind abwendete.

Was aber fernerhin den Schweißhund anlangt, so nennt diesen das alte bojarische Gesetzbuch Spurihunt und bezeichnet ihn als denjenigen Hund, welcher der Fährte des Wildes am Seile folgt, eine Erklärung, die freilich ebensosehr auf den Leithund sich anwenden läßt.

Der Schweißhund gilt als der unentbehrliche Vermittler der Hirschjagd und ist jener treuherzige Gesell, der oft Zeuge des erhabensten Moments, aber auch der tiefsten Niedergeschlagenheit seines Herrn ist. Seine Ahnen kennt niemand. Er ist ein Züchtungsprodukt des Menschen.

Man kann jeden Hund, der dazu sich anstellig zeigt, zum Schweißhund verwenden. Oft tun Tackel und Hühnerhund, nicht minder Schäferhunde, Spitze oder sonstige Fixköter diesen Dienst. Doch ist seine Größe von Bedeutung. Ist er zu groß, so verschüchtert er das Wild; vor kleinen Hunden stellt sich das Wild zu früh und verlängert durch häufige Flucht die Jagd.

Der Hühnerhund, früher Habichthund genannt, zur Vogelbeize unentbehrlich, wurde im fünfzehnten Jahrhundert „vorliegender", später „vorstehender", jetzt Vorstehhund genannt. In den bojarischen Gesetzen wird er als derjenige Hund bezeichnet, welcher dem Hasen nicht nur folgen, sondern ihn auch fangen soll. Das salische Gesetz dagegen bezeichnet ihn als den Hund, welcher vom Stricke abgelassen werden solle. In den ältesten Zeiten wurde er kurzweg Wind (Wyend) genannt.

Hühnerhunde müssen, sollen sie als wohl brauchbare gelten, mit hoher Nase auch in Quer- und Kreuzlinien das Feld vor dem ihm folgenden Jäger absuchen, fest vorstehen, sicher apportieren, und vor allem hasenrein sein, das heißt, sich von keinem vor ihnen aufspringenden Hasen abrufen lassen. Gute Hunde dürfen nicht am Boden suchen und schnüffeln.

Unentbehrlich für den deutschen Jäger ist der Apportierhund, Retriever, „Wiederbringer". Er muß kräftig sein, um einen Hasen tragen und mit ihm über Hecken und nicht zu hohe

Mauern springen zu können, wobei er das Wild nicht drücken und pressen darf.

Döbel unterscheidet noch den Spionhund, der gut suchen, und revieren, auch apportieren muß; den Auerhahnhund oder Beller, den Barbet- oder Wasserhund, Arten, welche heutigentags durch den Hühnerhund im allgemeinen ersetzt werden.

Als es in Deutschland noch viel Hochwild gab und daher das edle Weidwerk in seiner höchsten Blüte stand, hatte der sogenannte Vorsteh- oder Hühnerhund zwar einen hohen Wert für den Jäger, konnte aber durchaus nicht den Wert anderer zur Jagd gebräuchlicher Hunde, wie den des Schweißhundes und Leithundes, verdunkeln oder beeinträchtigen, wie es heute mehr oder weniger der Fall ist. Denn nachdem das Hochwild derart abgenommen hat, daß es sich kaum noch lohnt, Schweißhunde und Leithunde zu unterhalten und auf deren Anschaffung viel Kosten, auf ihre Abführung große Mühe zu verwenden, ist das Bedürfnis eines gut dressierten Vorstehhundes dadurch besonders bedingt, daß in der Jetztzeit vorzugsweise die sogenannte Niederjagd betrieben wird, zu der er unerläßlich nötig ist und für welche er von großem Vorteil sich erweist, wenn er ferm und von guter, reiner Rasse ist.

Während es in Rußland sehr gute und wohldressierte Hühnerhunde gibt, gelten zwar die meisten Hühnerhunde in Deutschland als gut dressiert, sind indes nur mehr oder weniger in der Praxis abgeführt. In der Regel fehlt ihnen die Stubendressur, die stets dem Abführen im Felde vorausgehen muß.

Der deutsche Jäger will gern einen Hund für alles haben und verlangt einen Gebrauch vom Hühnerhunde, welcher zu weit geht, und im Widerspruche steht mit den Anforderungen, die man an das Tier zu machen berechtigt ist. Der deutsche Hühnerhund spielt oft gleichzeitig die Rolle auch eines Schweißhundes, Haushundes und bisweilen sogar die eines Hatzhundes, indem er angeschossene Hasen verfolgen, ergreifen, abwürgen und seinem Herrn bringen soll. Nur den Dachshund kann er nicht ersetzen; dazu ist er zu groß.

Auch die Auswahl, welche Jagdfreunde unter den sich darbietenden Rassen guter Jagdhunde zu treffen pflegen, ist in hohem Grade der Mode unterworfen. Denn es gab, wie Herr O. Friedrich bezeugt, „und es gibt heute noch Jäger, vor deren Augen kein anderer Hund als der englische Vollbluthund Gnade findet“.

In dem Bestreben, stets das Beste zu liefern, hat der genannte Züchter den Jagdherren vorzügliche Jagdhunde zugeführt, unter denen von ihm selbst „Gordon, irische, Laverakſetter, englische und französische Pointers, polnische und böhmische Jagdhunde“ aufgezählt werden. Trotz trefflicher „Abführung“ gelang es jedoch nicht, „einen

für sämtliche Terrainverhältnisse brauchbaren und jeder Jagdart gerechten Hund" zu schaffen.

Diese Mißerfolge bewogen Herrn Friedrich, zu seinem altbewährten System zurückzukehren, Hunde aus englischen Pointerhündinnen von altdeutschen Hunden zu züchten, und auf diese Weise den Hund altdeutscher Abstammung wieder zu Ehren zu bringen. Und dies ist vollständig gelungen.

Es ist der „Gebrauchshund", welcher durch diese Kreuzung entstanden ist, sowohl Jagd- als Vorstehhund, welcher „zu jeder Jagd zu gebrauchen ist und das Angenehme hat, daß er bei seiner außerordentlichen Intelligenz und Findigkeit in erstaunlich kurzer Zeit dressiert werden kann".

Dank dieser Fürsorge steht dem Jägersmann ein Hund zur Verfügung, wie er ihn sich wünscht, ein Hund, dessen er sich bei jeder Art von Jagd, sei es Feld-, Holz- oder Wasserjagd, zweckmäßig bedienen kann.

Zu vielfachem Gebrauch für den Jäger eignet sich auch der Dachshund. Er ist auf das Jagen so erpicht, daß er sich zu jeder nur möglichen Art von Jagd verwenden läßt. Außerordentlich klug, gelehrig, treu, munter und wachsam, läßt er sich von Fremden nur schwer zum Freunde gewinnen. Doch ist er auch bissig und diebisch, im Alter mürrisch, oft tückisch und knurrt zähnefletschend selbst gegen seinen Herrn. Bei der Jagd aber vergißt er alles und geht seine eigenen Wege mit einer Willkür, welche bei Hunden beispiellos ist. Seine Jagdbegierde überwindet alle besseren Gefühle im Hunde, selbst alle Furcht vor Strafe. Doch läßt er sich wegen seines Eigensinns und seiner Widerhaarigkeit nicht dressieren, wohl aber als Erd- und Jagdhund gut verwenden. Ersteres geschieht beim Fuchs- und Dachsgraben, in letzterwähnter Beziehung benützt man ihn wie Bracken in England.

Auch der Pinscher ist ein über alle Maßen jagdbegieriger Hund. Er jagt Maulwürfe mit solchem Eifer, daß er nach Lenz bei einem längeren Spaziergange regelmäßig deren vier bis fünf, zuweilen aber auch 14 bis 18 Stück einfängt. Auch auf die Mäuse erstreckt sich seine Jagdlust, er fängt sie und frißt sich satt an ihnen. Indes übt der Pinscher die Jagd in seiner Weise nur zum eigenen Vergnügen. Zum geschulten Jagdhunde eignet er sich nicht, dazu fehlt es ihm an Tüchtigkeit, Kraft, Ausdauer, vielleicht auch an Charakter.

Körperliche aber und geistige Tüchtigkeit sowie ein durch Naturanlage der Rasse bedingter, durch angemessene Erziehung gefestigter Charakter sind wesentliche Erfordernisse eines guten Jagdhundes. Mit Maulwürfen, Mäusen und ähnlichem niedrigen Getier gibt sich ein edler Jagdhund nicht ab. Kommt es doch vor, daß tüchtige Jagdhunde selbst gegen Wildarten sich verächtlich beweisen, die zu jagen

anderer Lust und Begierde reizt! Es zeigt sich in dem Verhalten von Jagdhunden guter Rassen ein unverkennbarer Stolz, von dem geleitet sie gewisse Wildarten, die ihnen nicht behagen, als unter ihrer Jagdehre stehend ansehen.

Als Beispiel dieser Art berichtet v. L. W. im „Jäger“ folgenden Vorfall.

„Mein **Nestor**“, so erzählt der Berichterstatter, „ist drei Jahre alt und von vorzüglicher Rasse. Seine Nase ist vorzüglich und ich schätze ihn noch höher als **Dietzel**, seinen Telamoniden, der einen Spießbock wie einen Hasen apportiert.

Nestor hatte noch nie einen Fuchs gesehen. Sein Lehrmeister erblickte einen solchen in bedeutender Entfernung, als er gerade seinen Zögling bei sich hatte. Solange noch eine Möglichkeit des Treffens da ist, schadet Feuer auf den Fuchs nie, und auch unser Weidmann machte Dampf. Herr Reinecke suchte das Weite, **Nestor** gab ihm das Geleit, und der Jäger dachte, den Fuchs gefehlt zu haben.

Wie groß war sein Erstaunen, als er lange darauf, nachdem er sich schon oft nach dem Hunde umgesehen und ihm gepfiffen hatte, denselben mit dem Fuchs im Maule angetrabt kommen sah.

In seinem nächsten Bericht erzählte mir der Jäger diese Geschichte und ich wiederholte sie gerne, wenn man die Schönheit meines Hundes rühmte. Im vergangenen Mai gruben wir Füchse. Herr **Nestor** assistierte dabei. Die Dächsel machten einen Höllenlärm, und ein anderer gegenwärtiger Hühnerhund nicht minder.

Die Freude der Hunde war nicht gering, als der erste junge Fuchs, der schon stärker als die Dächsel war, zutage gefördert wurde und im ersten Bau noch vier andere folgten. Nachdem die Dächsel die jungen Füchse gehörig umhergezaust hatten, animierte ich, um dem Gequäle ein Ende zu machen, **Nestor** zuzugreifen.

Bis dahin hatte er ruhig dagelegen und dem Schauspiel ohne besonderes Interesse zugesehen. Nur mit Widerwillen stand er auf und apportierte erst auf wiederholtes Geheiß die fast verendeten, aber noch zappelnden Füchse, ohne sie jedoch totzubeißen. Diese Lauheit verdroß mich ungemein und ich argwöhnte, daß mir der Lehrmeister des Hundes ein Märchen aufgebunden habe.

Da ich nicht für jede Wildart besondere Hunde halten kann, sondern von einem Hühnerhunde auch verlange, daß er Raubzeug herzhaft anpackt, so nahm ich aus einem anderen Bau, in welchem ebenfalls fünf Junge waren, vier lebend mit nach Hause.

In einer Scheune sollten sie losgelassen und die unerfahrenen Hunde daran scharf gemacht werden. **Nestor** sah alle Vorbereitungen sehr gleichgültig an. Als nun der erste Fuchs losgelassen wurde und die anderen Hunde auf ihn stürzten, blieb **Nestor** ruhig an meiner Seite und wedelte nur mit der Rute. Allein kaum bemerkte er, daß



keiner von den Hunden zufaßte, als er mit wenigen schnellen Sätzen dem Fuchs nacheilte, ihn packte, sogleich würgte und mir ihn mit sehr gleichgültiger Miene zu Füßen legte.

Ebenso würgte er die drei anderen Füchse, schien jedoch trotz meiner Lobsprüche nicht stolz auf seinen leichten Sieg. Denn er legte sich nieder und würdigte die junge Diebesbrut keines Blickes."

Eine besondere Art von Hunden erforderte die Parforce- oder Hetzjagd. Sie stammt ursprünglich aus dem Orient.

Die Parforcejagd, Chasse par force des cerfs, zeichnet sich vor anderen Jagdarten ebensowohl durch Kostspieligkeit als durch Anstrengung aus, welche Jägern, Pferden und Hunden dabei zugemutet wird. Ihre Hauptmerkmale sind, wie Herr Friedrich August von O-Byrn sagt, daß jedesmal nur ein Stück Wild zum Erlegen bestimmt war, dann zu Pferde mit Unterstützung von eigens dazu abgerichteten Hunden, deren zum Verfolgen erforderliche Anzahl eine Koppel oder Meute genannt wurde, bis zum Halali, das heißt bis zum Momente der Erschöpfung des gehetzten Wildes, gefolgt wurde, worauf die Erlegung entweder mittels der Weidmesser oder durch das Schießgewehr geschah.

Die Hetz- oder Parforcehunde, Tiere besonderer Rassen, wurden dazu verwendet, daß sie, zu Meuten vereinigt, das Wild so anhaltend jagten, bis es ermattet sich endlich vor ihm stellt. Man verwendete hierzu auch die Foxhunde. Bei dem „Arbeiten" der Parforcehunde kommt es hauptsächlich darauf an, daß sie nur auf diejenige Wildart jagen, auf welche sie „eingearbeitet", das heißt eingejagt sind, sie dürfen also die Fährten anderer Stücke, welche die des eingearbeiteten Stückes kreuzen, nicht verlassen, müssen vielmehr auf der ihnen zugewiesenen Fährte fortjagen.

Leider freilich muß die Verwendung des Hundes zu dieser Art von Jagd nicht anders als eine erbarmungslose Hinopferung der treuen Tiere genannt werden. Und der Charakter der Grausamkeit ist ihr aufgeprägt ebensosehr dem edlen Hirsche gegenüber, der mit Pferden und Hunden zu Tode gehetzt wird, wie den Hunden gegenüber, von denen manch einer den Heldentod erlitt im ungestümen Kampfe gegen den verzweifelten Gegner, den zu bezwingen ihm auferlegt war.

Man muß sich das Bild nur lebendig vor Augen führen, wie sie dahinjagt, die losgelassene Meute, beseelt von dem Eifer, die ihr gewiesene Berufspflicht zu erfüllen, wie sie heulend, wie von Windesfittichen getragen, vorwärts stürzt, wenn sie die Fährte gefunden, wie der Schwarm der Hunde, die nach dem Schweiße des königlichen Tieres lechzen, mit heißer Zunge ihm folgt, wie kämpfend das edle Tier gar manchen der Hunde von sich abwehrt und manchen mit mächtigem Schlage von Lauft und zackigem Geweih dem Heldentode weiht.

Aber der anstürmenden Überlegenheit einer ganzen Meute Stand zu halten oder gar ihrer Herr zu werden, ist das stolze Tier selbst in der Hitze verzweifelter Anstrengungen nicht imstande. Es bricht zusammen, nicht ohne im Sturze noch seine Feinde niederzuschmettern.

Eine Art von Parforcejagd übte bereits Karl der Große aus. Dieser deutsche Kaiser war bekanntlich ein leidenschaftlicher Jäger, und ihm, dem unsterblichen Patron des Weidwesens, verdanken die großen Reichsfürsten die ersten organischen Einrichtungen des Jagdwesens. Er kannte keinen anderen Aufwand als denjenigen in Hunden, Stoßvögeln und Jagdzeug. Die Vorliebe dieses deutschen Fürsten für die Jagd und für gute Jagdhunde scheint sich auch durch eine Gegengeschenksendung an den König von Persien zu bekunden.

Der Sarazenen-König Aaran in Persien, Harun al Raschid, der berühmteste unter den Kalifen in der Residenz Bagdad, hatte an Kaiser Karl den Großen eine Gesandtschaft nach Aachen abgeordnet. Unter den Geschenken, welche der Kaiser dem Könige überschicken ließ, befanden sich auch wohl abgerichtete Jagdhunde. Um die Stärke dieser Hunde den Gesandten vor Augen zu führen, wurden dieselben gegen einen gewaltigen Löwen losgelassen, welchen diese zu Boden warfen, so daß es einem der Gesandten leicht wurde, dem überwältigten Tier den tödlichen Stich ungefährdet zu versetzen.

Wirklich hatte der König Hunde gewünscht, welche imstande wären, Löwen und Tiger zu jagen und zu überwinden, wie solche in seinem Reiche heimisch waren. Als er die Hunde erblickte, fragte er, zu welcher Art von Jagd sie sich eigneten. „Zu jeder Art," entgegneten die wiederheimgekehrten Gesandten. „Nun, wir werden ja sehen," versetzte der König.

Am folgenden Tage war von der Seite des offenen Feldes her gewaltiger Lärm zu hören. Es waren Hirten, welche ein Löwe verfolgte. Ihr Angstgeschrei war bis in den Königspalast gedrungen. Harun stieg sogleich zu Pferde und befahl den fränkischen Gesandten, welche die Hunde begleitet hatten, dasselbe zu tun und ihm mit den Hunden zu folgen.

Als man im offenen Felde angelangt war und den Löwen erblickte, befahl der König, die Hunde auf ihn loszulassen. Diese stürzten auf ihn los, packten das Ungeheuer mit Gewalt, und boten auf diese Weise den Gesandten die Möglichkeit, jenen mit ihren Schwertern zu töten.

Dieses Ereignis, so bedeutungslos es an sich ist, flößte dem Perserkönig nichtsdestoweniger hohe Achtung vor dem fränkischen Herrscher ein.

„Ich erkenne jetzt wirklich", sagte er, „die Wahrheit alles dessen, was man mir über meinen Bruder Karl berichtet hat, und ich verstehe aus der Art, wie er jagt, und aus dem unermüdlichen Eifer,

mit dem er unaufhörlich seinen Geist und seinen Körper zu üben pflegt, die Tüchtigkeit seiner Person, mit der es ihm gelungen ist, alles zu bändigen, was unter dem Himmel ist."

Denn schon die vor den fremdländischen Gesandten abgelegte Probe legt in beredter Weise Zeugnis ab von der Tüchtigkeit der Jagdhunde des deutschen Kaisers, wie sie gleichzeitig auch auf die Größe und Stärke dieser Tiere sowie auf deren Zucht schließen läßt. Königliche Hunde, die den Kampf mit dem König der Tiere aufzunehmen wagen!

Was die Herkunft dieser gewaltigen Hunde anlangt, so spricht D'Aussy (43*) die Meinung aus, daß sie Nachkommen der belgischen Hunde gewesen sein dürften.

Bis in das sechzehnte Jahrhundert erfolgte die Hirschparforce in der Weise, daß der Hirsch zuerst mit dem Leithund bestätigt wurde. Hierauf folgte man ihm zu Pferde und zu Fuß mit Hunden. Suchte er schließlich das Wasser und man fand es nicht rätlich, die Hunde der Erhitzung wegen in das Wasser zu lassen, so hielt man sie am Ufer zurück, und kühne Schwimmer griffen den Hirsch mit dem Schwerte in der Faust oder mit dem Spieße an. Die Gefahr war hierbei sehr groß, sobald der Hirsch Boden unter sich hatte, also stehen konnte. Nach den Urteilen der Schriftsteller jener Zeit gehörte zur Bestehung dieser Gefahr volle ritterliche Tapferkeit.

War der Hirsch abgefangen, so wurden die Hunde „gepfneischt". Der Jäger, der mit seinem Leithunde den Hirsch bestätigt hatte, bekam den Hirschkopf und das Herz für denselben. Der Kopf wurde auch allen übrigen Hunden gezeigt, um sie für die Zukunft anzufeuern.

Die Hirschparforce erforderte eine auserlesene Meute. Diese bestand später aus französischen und englischen Hunden. Große Meuten waren aus 80 bis 90 Hunden zusammengesetzt. Die Hirschmeute durfte auf kein anderes Wild, nicht einmal auf Tiere verwendet werden.

Die Wärter der Meute hatten ihre Wohnungen in der Nähe der Ställe, und Tag und Nacht mußten zwei von ihnen auf Wache sein. Man hielt schon damals viel auf Reinlichkeit und Lüftung, bereitete die Nahrung der Meute mit großer Umsicht und sonderte kranke Hunde sofort ab. Nach der Mahlzeit führte man die Meute spazieren. Ein Wärter schritt ihr voran, die Jäger an beiden Seiten, zuletzt kamen zwei Wärter.

Zwar wurde bereits im sechzehnten Jahrhundert die eigentliche Parforcejagd von Frankreich nach Deutschland übertragen und es wurden hier nach und nach die französischen und englischen Methoden des Parforcierens bekannt und die Jagden wurden sogar „sprachlich" nach französischem Muster ausgeübt; indes erreichte die in Rede stehende Art zu jagen erst gegen Anfang des achtzehnten Jahrhunderts

ihren Höhepunkt, und dies namentlich dadurch, daß aus Frankreich gerufene Jäger und Piqueurs an den meisten deutschen Höfen und auf zahlreichen Herrschaften des reichsunmittelbaren Adels eingestellt wurden und von diesen die Jagdweise ihres Heimatlandes hier eingerichtet ward.

Ihrer Kostspieligkeit halber konnte die Parforcejagd fast nur an Höfen ausgeübt werden.

Welchen Aufwand man um die angegebene Zeit an einzelnen Höfen hinsichtlich der Hunde zur Parforcejagd teils aus Eitelkeit, teils aus bloßer Nachahmungssucht trieb, kann man aus folgender Mitteilung ersehen, welche gleichzeitig auch darüber Aufschluß gibt, wie hoch sehr oft die Anforderungen waren, die man zum Teil sicherlich nur aus Eigensinn an den Parforcehund, wie er sein sollte, zu stellen gewöhnt war.

Die Darmstädter Parforcejagd zählte 1712: 155 Hunde. Hierzu wird bemerkt: „Ein schöner englischer Parforcehund, womit man Hirsche jagt, muß mindestens 26 bis 30" hoch sein, einen schönen, breiten Kopf mit einem Hübel, gute, helle Augen, eine etwas gedrückte Nase mit weiten Nasenlöchern, ein gut gespaltenes Maul, hängende Lefzen und Ohren und keine Gänsefüße haben, sondern gerade wie ein Fuchs auf den Füßen stehen, dabei eine lange Rute besitzen und von hellem und dickem Laute sein."

Die Parforce auf Hirsche wurde besonders in Dessau ausgeübt. Mindestens fünfzig bis hundert Hunde waren dazu erforderlich. Das Gescheide, der Wanst und das Rippenwildbret wurden mit der Haut des Hirsches bedeckt, der Kopf mit dem Geweih daran gelehnt, damit die herangeführte Meute unter Blasen der Fanfaren nach Abziehen der Decke das Wildbret genieße, wobei der Oberpiqueur den Kopf mit dem Geweih gegen die Meute hin bewegte.

Eine Art von Hirschparforcejagd besteht noch heute, wenn sie auch selten ausgeübt wird. Doch weicht sie von der alten weit ab.

Der ersten Meute, die im vorigen Jahrhundert in Deutschland lief, folgte das „rote Feld" in den weiten hannoverischen Heiden. Es waren 40 bis 50 Koppeln Beagles, eine kleine, englische, zur Hasenjagd dienende Rasse, die der Statthalter Herzog von Cambridge, ein schneidiger Reiter und Sportsmann, zu Anfang der dreißiger Jahre nach Hannover brachte. Der eigentliche Schöpfer der heutigen Parforcejagden in Deutschland war aber Prinz Karl, der Bruder Kaiser Wilhelms I.

Die Hochwildparforcejagden früherer Jahrhunderte und die heutigen unterscheiden sich wesentlich nur dadurch voneinander, daß früher ein starker Hirsch im Forste „bestätigt", das heißt mit dem jetzt längst ausgestorbenen Leithunde festgestellt wurde, in welchem Forstorte der Hirsch stand, und man dann auf diesen Hirsch, den „An-

jagdshirsch", die Meute zur Fährte legte, während man heute das zu jagende Wild, gewöhnlich einen Keiler, aber auch wohl einen Rot- oder Damhirsch, in einem Kasten an die Stelle bringt, wo die Jagd beginnen soll. Bevor die Hunde angelegt werden, wird dem in Freiheit gesetzten Wilde ein Vorsprung von 10 bis 30 Minuten gelassen. Bei diesen Jagden tritt der Reitsport viel mehr in den Vordergrund als die eigentliche Jagd, und man hat es sogar durch „Lancieren" des Wildes, daß es durch Reiter in eine bestimmte Richtung gedrückt wird, mehr oder weniger in der Hand, das Gelände zu bestimmen, über das die Jagd gehen soll, also einen Einfluß auszuüben, ob die Hindernisse, die die der Meute folgenden Reiter zu nehmen haben, leichtere oder schwierigere sein sollen.

Die Jagdmeute des hannoverischen Reitklubs zählt gegen 100 Köpfe.

Eine um vieles noch gesteigerte Grausamkeit gegen den Hund, wie sie schon die Hirschparforcejagd mit sich brachte, wurde bei einer anderen Hetzjagd dem armen Tiere ungescheut in unbarmherziger Weise zugefügt, und zwar bei der Eberjagd. Es darf als bekannt gelten, daß die Sauhatz sehr viel Hunde kostete, aus welchem Grunde das Sprichwort sich gebildet hat: „Wer Schweinsköpfe haben will, muß Hundeköpfe daran wenden."

Die Jagd auf Schwarzwild galt als eine Übung mittelalterlichen Mutes seit den frühesten Zeiten des Mittelalters. Manch treuer Rüde fand bei der Jagd auf Wildschweine den Heldentod. Nur wenige Sauhatzen liefen damals ohne Gefahr für die Hunde ab, und man hielt dieselben daher in großer Menge, um stets Ersatz zur Hand zu haben.

Um sie möglichst vor Schaden zu bewahren und dem Schweine Scheu und Angst einzuflößen, behing man ihre Halsbänder mit starken Schellen. Auch waren diese sehr starken Halsbänder mit Stacheln besetzt.

Bei großen Festhatzen kam auch hierbei der Leithund in Anwendung. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert bediente man sich zur Hatz mit Vorliebe der sogenannten Blendlinge, Bastarde von englischen Doggen und Windhunden. Die besten stammten aus Irland und waren 2½ Fuß hoch. Dieser Stärke und Größe ungeachtet, sollen sie so leicht und flüchtig gewesen sein, daß man zuweilen sogar Fuchshatzen mit ihnen durchführte. Sie waren sehr bösartige Tiere und fielen oft bei der Hatze selbst Menschen und Pferde an. Deshalb mußten auch die Führer dieser Hunde starke und tüchtige Leute sein, die oft halbe Stunden weit im Laufe der Hatze folgen konnten.

Überhaupt verwendete man bei der Jagd auf Schwarzwild, wie dies von altersher Regel war, Saufinder und Saupacker, die sogenannten Saurüden, starke Hatzhunde, meist Doggen, welche beherzt den Wildschweinen entgegentraten. Die Saufinder wurden am liebsten

aus Hunden gewählt, welche an zahme Schweine gewöhnt waren, also aus Hunden von Schweinetreibern und Schweinehirten. Die Finder spürten die Sauen auf und umstellten sie, während die Packer die Aufgabe hatten, das Tier an den Gehören festzuhalten, worauf dann das letztere vom Rüdemann abgefangen wurde. Bei Hatzjagden, an denen Jagdherren sich beteiligten, hebt man das Schwein mit den Hinterläufen aus, um jenem größere Sicherheit zu verschaffen. In früheren Zeiten legte man, um wertvolle Hunde vor den Keilern zu schützen, diesen Hundepanzer um den Leib, wodurch sie indes ebenso am Schnellaufen wie an Behendigkeit der Bewegung gehindert wurden.

Ich schließe hier nur noch, um den Vorgang einer Hatzjagd auf Eber namentlich in bezug auf die Verwendung von Hunden hierbei einigermaßen anschaulich zu machen, die Schilderung zweier solcher Jagden an, deren eine Guido Hammer in seinen „Hubertusbildern" gibt, und zwar aus einer Zeit, wo das Weidwerk noch von Glanz und äußerem Gepränge begleitet und umgeben war.

„In Moritzburg jagte König Friedrich August gern und hetzte Sauen. Ganze Meuten der auserlesensten Hunde, vorzugsweise dänischer Rasse, gingen von Dresden zu diesen Jagden, wo sie im alten Jägerhofe gehalten wurden. Jäger, Hunde, Doktoren und Hundejungen, alle waren teils zu Roß auf den Beinen.

Der König musterte selbst die zu beiden Seiten aufgestellten Meuten, die nach Farbe geschieden waren, als „weiße", „rote", „schwarze" usw. Meute. Der Monarch vergaß bis zu einem gewissen Grad den König und wurde Jäger. Als solcher fragte er nach einzelnen Hunden, die er alle beim Namen kannte.

Die Hunde waren zu zwei oder drei Stück aneinander gekoppelt und wurden von den Hundejungen oder von Bauern gehalten und waren kaum zu bändigen, wenn die eine Meute auf die zu jagenden Wildschweine gelassen war. Die schwarze Meute galt als unüberwindlich. Wenn sie dann losgelassen, schossen die dunklen Rüden mit Wutgeheul gleich losgelassenen Teufeln auf das kämpfende Tier, das sein Heil in der Flucht suchte.

Und von neuem begann die Hetze, bis einer von den schwarzen Unüberwindlichen das Tier am Gehörn packte und übersprang, so daß es der Meute ein leichtes wurde, den grimmigen, ohnmächtigen Eber zu überwinden, indem die Hunde mit dem borstigen Ungeheuer sich herumwürgten, und manche klaffende Wunde bezeugte, wie heiß der Kampf war. Die in der Sau verbissenen Hunde wurden ausgebrochen, die Hundedoktoren nähten die Wunden zu und man brachte die Hunde auf bereitstehende Wagen, auf denen sie nach Dresden zurückgefahren wurden. Die übrigen aber wurden wieder gekoppelt und fort ging es aufs neue, ein zweites Schwein zu hetzen.

Das war damals der letzte Abglanz der „goldenen Zeit der Jagd", in dessen Schimmer die Jägerei noch einmal schwelgte."

Indes hat sich an einigen Höfen in Deutschland der Widerschein jener alten Jagdherrlichkeit, wenn auch in bedeutend vermindertem Glanze, erhalten, und an einem derselben bildet die Eberjagd tatsächlich noch heute ein kühnes Kampfspiel, welches an den Mut und die Gewandtheit der Hauptbeteiligten nicht geringe Anforderungen stellt.

Eine Wildschweinsparforcejagd bildet in Mecklenburg am Hofe die brillanteste Eröffnung der Jagd. Ein Teilnehmer an einer solchen berichtet darüber in folgender, im Auszuge des die Hunde betreffenden Anteils an derselben mitgeteilten Weise: Während ich in Weimar nur Hirsche hetzen sah, die schon angeschossen waren, während ich in Moritzburg bei Dresden den König von Sachsen nur entwaffnete Keiler verfolgen sah, wurde die Wildschweinsjagd in Mecklenburg frei, mutig und gegen ungeheure Tiere ausgeübt, denen man alle Verteidigungsmittel gelassen hatte, welche die Natur ihnen gab.

Zahlreiche Gäste waren eingetroffen und lange vor Tagesanbruch erklang der kleine Holzpalast von unglaublichem Lärm.

Alle dramatischen Umstände einer großen und königlichen Jagd vereinigten sich, um uns — während der Nacht — wach zu halten. Der Ton der Hörner schallte von allen Seiten, die Gänge hallten von dem schweren Tritt der Jäger und des Heeres der Diener wieder; das Gebell der Hunde war unaufhörlich und durchdringend.

Endlich brachen wir auf. Prinz Paul und ich in einem leichten Holsteiner Wagen, welchen sechs prächtige schwarze Stuten zogen. Die Vorbereitungen waren außerordentlich. Während die ganze Straße mit Sand bedeckt war, dazu bestimmt, jede Fährte zu verraten, waren auf beiden Seiten des Waldes Netze von außerordentlicher Stärke aufgestellt, so daß sie nur ein Drittel, ungefähr in der Form eines Fächers, offen ließen. In dem Dickicht, welches dieses Dreieck ausmachte, waren sehr viele Sauen eingekreist worden. Die erste Arbeit war, sie herauszubringen.

Eine besondere Meute war zu diesem vorläufigen Angriff bestimmt. Sie bestand aus sehr kleinen Hunden mit niedrigen Läufen, welche eine gute Nase und eine sehr gute Stimme hatten, und hielten zwischen Pinscher und Dachshund die Mitte. Ihr Geläute, worin ihr Hauptverdienst bestand, hatte die Jäger, oder ich will glauben, vielmehr die Hundejungen veranlaßt, ihnen einen Beinamen zu geben, der von dem Ruhm einer damals berühmten Stimme entnommen war, die kleinen Hunde des Herzogs von Mecklenburg hatten den schmeichelhaften Beinamen: „Die Bande der Madame Catalani."

Während diese leichte Truppe den Angriff von der Spitze des

Fächers begann, indem sie den Feind neckte, organisierten sich die Hauptkräfte der jagenden Armee auf der anderen Seite des Waldes. Die kleinen Hunde gingen unter den Tüchern durch und schlüpften durch die Netze, welche eine Barriere für die Sauen bildeten. Dann führten sie ihre Nasen bald auf die Fährte des Wildes, welches in den Dickichten verborgen war, und mit voller Stimme, welche ihre Schwachheit bemäntelte, ging es drauf los, und nötigte es, erschreckt zu fliehen. Wenn die so rege gemachten Tiere nach der Seite der Netze flohen, wurden sie durch dieselben aufgehalten und durch Jäger und Hunde zurückgejagt, welche außerhalb derselben aufgestellt waren. Dadurch war das Wild gezwungen, nach der einzigen frei gebliebenen Seite zu laufen, dahin, wo sich der Fächer verengte, und jetzt begann die wirkliche Jagd.

Die Schlachtlinie der großen Armee war auf einem Bogen von fast einer halben Meile aufgestellt, parallel mit der Grenze des Waldes, von dem sie durch einen vollkommen freien, großen Zwischenraum getrennt war. Sie war eine in mehrere von Distanz zu Distanz aufgestellte Abteilungen gebrochene; jede dieser Abteilungen war auf folgende Weise gebildet: Ein tiefes und weites Loch war in die Erde gegraben. Die herausgeworfene Erde war dazu benutzt, auf jeder Seite einen sich sehr sanft abflachenden Hügel zu bilden. Auf jedem derselben war ein Jagdbedienter des Großherzogs zu Pferde postiert. Sie waren die Hauptakteure bei diesem Drama.

Während des Jägers Augen mit der äußersten Aufmerksamkeit auf die Ausgänge des Waldes gerichtet waren, setzte ihn ein langer Riemen, der vermittels eines Ringes in der Faust gehalten wurde, mit drei oder vier großen Hunden in Verbindung, welche ruhig in dem Loche lagen, wo sie den Moment, aufzutreten, abwarteten.

Diese Hunde, sehr verschieden von der vorhin erwähnten Meute, hatten wenig Nase, allein sie waren zugleich leicht und stark, zwischen Windhund und Dogge. Die Jagdliebhaber waren um einen der Hauptakteure gruppiert. — — —

Die Stunde des großen Schauspiels schlug. Infolge des Stöberns und des Gebells der kleinen „Bande der Madame Catalani" verließen die Sauen nach und nach ihre Zufluchtsorte, und erschienen, zurückgeschreckt durch die Netze und die Treiber, auf der Grenze des Waldes. Sobald das geübte Auge eines der Jagdbediensteten sie erblickte, wurde der Befehl zur Aufmerksamkeit auf der ganzen Linie wiederholt, und dies hatte einen ersten, sehr pikanten Umstand zur Folge. Der Jäger, welcher der Führer jeder Station war, fing an, an seinem Riemen zu rütteln, um die in den Löchern eingeschlafenen Hunde aufzuwecken. Diese erricten sogleich die Absicht dieses Zeichens und ihr heftig erregter Eifer zeigte sich auf die pittoreskeste Weise. Sie bellten freudig, bittend und zornig. Sie richteten sich gerade in die Höhe, indem sie ihre Vorderläufe mit unglaublicher Geschwindigkeit bewegten.

Bald richteten sie ihr Gehör und ihre Blicke auf die entfernten Ebenen, bald sahen sie ihre Herren mit Augen an, welche um Freiheit flehten. Beim ersten Zeichen waren sie aus ihren Löchern gesprungen, und der Jäger hatte große Mühe, sie am Ende seines langen Riemens zurückzuhalten, oder vielmehr sich selbst aufrecht zu erhalten. Während seine rechte Hand mit den Hunden kämpfte und seine linke sein Pferd zurückhielt, verfolgten seine Blicke aufmerksam in der Ebene die Richtung, welche der Keiler einschlug, der aus dem Holze hervorbrechen wollte. Als er sich endlich von dem Wege überzeugt hatte, den der Keiler nahm, gab er das Zeichen zum Aufbruch.

Jetzt wurde der Anblick der Ebene wahrhaft prächtig. Die Hörner erschallten aufs neue, jeder Stationsführer ritt in kurzem Galopp davon, indem er fortwährend die Hunde an dem Riemen zurückhielt, dessen Ende in seiner Hand blieb.

Als die eifrigen Hunde von ihm auf die Fährte des Wildes gehetzt waren, rief er den Jägern ein letztes und feierliches Wort zu, welches durch ihr eigenes Interesse geboten war: „Um Gottes willen, reiten Sie nicht den Hunden vor!" Bald darauf löste er den Riemen und gab seiner Koppel die Freiheit, welch erstere mit erstaunlicher Schnelligkeit dahinflog.

Man kann sich den Anblick, den die Ebene jetzt darbot, vorstellen. Von jedem von den Jägern innegehabten Posten rückten Reiter in vollem Lauf und eine noch weit größere Anzahl Hunde nach dem Punkte vor, auf dem sie das fliehende Wild einzuholen dachten. Dieses Rennen war gefährlich. —

Wir kamen bald in die Nähe des Keilers, indem wir das Verbot unseres Oberförsters verletzten und die Hunde hinter uns ließen. Man wird die Wichtigkeit dieses Rates einsehen, wenn man den Grad der Wut sieht, der diese armen Tiere erfüllt, die völlig unfähig geworden sind, etwas zu unterscheiden. Man hat zahlreiche Beispiele von Hunden, die sich in ihrer Aufregung auf vor ihnen laufende Pferde und selbst auf die Reiter stürzen, welche sie für das Wild hielten, und die sie zu erreichen und zu zerreißen lechzten.

Der Augenblick der Ankunft dieser Menge von zwei- und vierfüßigen Feinden bei dem Keiler, welchen sie verfolgen, bietet ein Schauspiel dar, von welchem derjenige, der eine solche Jagd noch nicht erlebte, sich gar keine Vorstellung bilden kann. Die zuerst angekommenen Hunde ergriffen an Gehör und Krickel das zum Tode bestimmte Opfer, welches noch in seinem Todeskampfe furchtbar ist. Ohne den Lauf des Tieres anhalten zu können, welches sie nach sich schleift, halten sie dasselbe doch auf. Sie geben den anderen Hunden Zeit, nachzukommen, und nach und nach verschwindet der Keiler unter einem Haufen von Feinden, welche sich über ihn werfen.

Sein Kampf war aber prächtig. Wütend wandte er sich und

schlitzte förmlich einige seiner Angreifer mit seinen furchtbaren Waffen auf; ich sah mehrere außer Gefecht gesetzte Hunde, denen die Eingeweide zerrissen heraushingen.

Nachdem das Schauspiel dieses furchtbaren Kampfes längere oder kürzere Zeit gewährt, muß es zur Entwicklung kommen. Diese besteht darin, den Keiler auf einem bestimmten Fleck mit dem Hirschfänger abzufangen, wodurch sein Leben fast auf der Stelle endet. Aber diesen einzigen Platz zu finden, ist für den Anfänger schwierig, und eine, einem dadurch wütend gemachten Tiere beigebrachte ungeschickte Wunde kann sehr unheilbringend werden. Die Ehre dieses gefährlichen Fangs ist demjenigen aufbewahrt, dem die Jagd gilt. — —

Der Prinz schickte sich mutig an, den Keiler abzufangen. Allein die Kunstverständigen, welche das Tier umgaben, sahen voraus, daß der Prinz, unerfahren in der Kunst, diesen besonderen Stoß zu führen, in Gefahr geraten würde. Sie drängten sich um das Tier, ihre Hirschfänger in der Hand, bereit, es durch ihre vereinten Stöße zu erlegen, wenn der des Prinzen fehlen sollte, was auch wirklich geschah. Der leicht verwundete Keiler brüllte fürchterlich und machte, um sich nach dem Angreifenden umzuwenden, eine Bewegung, welche die ganze Versammlung erschreckte. In diesem Augenblicke und ehe er sein Vorhaben ausführen konnte, fiel der Keiler, durchbohrt von Stichen, nieder.

Im Laufe des Tages ereignete sich dieses Schauspiel vier- oder fünfmal. Die Rückkehr fand Menschen, Pferde und Hunde gleich müde, eine gute Anzahl der letzteren war lahm.

Jetzt besteht die Parforcejagd noch am preußischen Hofe, wo auf Sauen, und in England, wo auf Füchse gejagt wird. Damit derartige Jagden ohne besondere Vorbereitungen auch in der Nähe der Hauptstädte auf Sauen abgehalten werden können, werden Keiler eingefangen, in Saugärten gehalten und vor Beginn der Jagd aus diesen herausgelassen, um dann auf die verbrochene Fährte die Meute anzulegen.

Um zu verhindern, daß viele Hunde geschlagen werden, sägt man dem zu jagenden Keiler auch wohl die Gewehre ab. Wenn sich der Keiler vor den Hunden stellt, wird er von dem zuerst ankommenden Mitgliede aus der Jagdgesellschaft durch Aufheben der Hinterläufe ausgehoben, bis der Jagdherr herankommt und ihn mit dem Hirschfänger abfängt.

Bei einer solchen Jagd, einer unter Beteiligung des Kaiserpaares im Jahre 1892 abgehaltenen **Hubertusjagd**, ereignete sich ein beachtenswerter Vorfall, über welchen seinerzeit berichtet wurde:

Im Jagen 1890 war ein vierjähriger Keiler (sogenanntes Hauptschwein) ausgesetzt. Die Meute gab sofort laut Hals, als sie auf die Fährte gesetzt war und das verfolgte Schwarzwild nahm das hohe Holz des Jagens 1888 und suchte im Dickicht des Jagens 1889 Schutz. Hier wurde es dicht am Spandauer Wege nach 12½ Minuten von

der Meute gedeckt. Es ereignete sich nun der bemerkenswerte Vorgang, daß der Leutnant v. Stolzenberg und der Generalmajor v. Plessen zu gleicher Zeit bei dem Schwarzrock anlangten. Während dieser den rechten Hinterlauf erfaßte, hob jener am linken das Schwein aus und hatte somit weidmannsgerecht verfahren. Als Dritter erschien der Kaiser, der sofort vom Pferde sprang und den Fang gab. Das Halali wurde geblasen, die Hunde erhielten das Küree (Eingeweide), der Kaiser verteilte 110 Brüche, den ersten an seine hohe Gemahlin, die an diesem Freitag die erste Parforcejagd mitgeritten hat. — In derselben Reihenfolge wie beim Aufbruch ritt der imposante Zug nach dem Schlosse zurück, von Gardedragonern eskortiert.

Es sind die ganz bedeutenden Kosten, welche die Veranstaltung von Parforcejagden im glanzvollen Stile ihrer Blütezeit auf ein äußerst geringes Maß zurückgedrängt haben. Denn welcher Luxus wurde bei diesen nur mit und an den Hunden getrieben! Welche Unsummen wurden auf die Tiere selbst, auf Zier und Schmuck derselben, auf Sammet, Seide, gestickte und gewirkte Kappen, auf Leibriemen, Halsbänder, goldene und silberne Spangen und Schellen verwendet! Und wie viel erforderte das Jahr hindurch die Unterhaltung und Besoldung der zahlreichen Jäger und der vielen Hundewärter! Die Verschwendung, welche die Veranstaltungen kostspieliger Jagden Jahrhunderte hindurch verursacht hatte, war teilweise ins Maßlose ausgeartet.

Da war es die eiserne Hand der Weltgeschichte, welche solchen Luxus mit einem gewaltigen Schlage zertrümmerte. Die Napoleonischen Kriege und die als deren Folge eintretende Verarmung Deutschlands versetzten der Prachtentfaltung dieser Jagden den Todesstoß in unserem Vaterlande.

Unter den deutschen Meuten der Gegenwart sind die bekanntesten die des Hannoverschen Militär-Reitinstituts, die Senne-Meute des Paderborner Offizierskorps und die königliche Meute in Potsdam.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, von dem Bestande an Hunden, welche zurzeit für die königlichen Jagden am preußischen Hofe zur Verfügung stehen, Kenntnis zu nehmen.

Es werden zu diesem Zwecke unterhalten:

1. auf dem königlichen Jägerhofe Klein-Glienicke bei Potsdam zirka 50 Koppeln Parforcehunde zur Parforcejagd auf Sauen in den Oberförstereien Potsdam, Kunersdorf im Grunewald;

2. auf dem Jägerhofe in Hannover 15 Koppeln Saufinder zum Gebrauch bei den Hofjagden im Springer Saupark, in der Göhrde und in Letzlingen, und

3. ebendaselbst ein kleiner Stamm alter Hannoverscher Schweißhunde, um die Zucht der letztgedachten Rüde zu sichern.

Bei den Jagdschlössern selbst werden keine Hunde gehalten (32).

In München wird von der bayrischen Heeresverwaltung eine Meute bei der königlichen Equitation gehalten, und zwar zu dem Zweck, den dorthin kommandierten Offizieren neben derjenigen reiterlichen Ausbildung, die auf Schulreiten bezw. auf mustergültige Darstellung alles in der Reitinstruktion Enthaltenen abzielt, auch Gelegenheit zum Jagdreiten zu gewähren. Diese Jagden werden in dem hierzu gepachteten, im allgemeinen zwischen Garching und Neufahrn, zwischen Isar und Moosach liegenden Gelände jährlich in zwei Zeiten abgehalten: im Sommer, Juni und Juli, die sogenannten Dienstjagden, zu denen regelmäßig Stabsoffiziere von den Kavallerie-Regimentern kommandiert werden, sowie im Herbst, von Ende September bis St. Hubertus oder bis zum Eintritt von Frost und Schnee. Die Dienstjagden werden in Uniformen geritten; bei den Herbstjagden erscheinen die Teilnehmer nach Belieben im roten Rock; dabei ist die Beteiligung von Gästen, Zivil wie Militär, Herren wie Damen, nicht nur zugelassen, sondern stets willkommen.

Diese Meute war im Jahre 1896 auf der Internationalen Hundeausstellung in Nürnberg durch sechs Hunde („Fox hounds") vertreten. Von ihnen wurden zwei als berechtigt für den ersten Preis beurteilt, der zwischen ihnen geteilt wurde. Einer erhielt den zweiten Preis und einer die bronzene Medaille, während der fünfte und sechste noch einer höchst lobenden beziehungsweise lobenden Erwähnung gewürdigt wurde.

Als berühmt sei endlich noch die Hundemeute des bekannten aristokratischen Sportsmanns, des Freiherrn von Peisten, „Glorietta" erwähnt.

König Albert von Sachsen war bekanntlich einer der hervorragendsten Jagdfreunde unter den Fürsten der Gegenwart. Die Jagdhunde des Königs stehen unter der Leitung und Beaufsichtigung des königlichen Leibschützen.

Einzelne der von dem Könige auch schon als Prinz zu seinen Jagden verwendeten Hunde zeichneten sich durch besondere Trefflichkeit aus. So werden **Feldmann** und **Diana** genannt, die im Jahre 1867 als gute, englische Hühnerhunde im königlichen Jagddienst standen. Dann folgte der brave deutsche Hühnerhund **Karo** und der von dem Hofjäger Thomas dressierte englische Hühnerhund Nimrod.

Herr von Schönberg-Bornitz schenkte dem König den sehr brauchbaren braunen, deutschen Vorstehhund **Fritz**, welcher viel leistete.

Die später für den sächsischen Jagdherrn erworbenen Hunde haben oft gewechselt. Im Herbst 1867 wurden die ersten Schweißhunde vom Fürsten Kielhorn in Hannover eingeführt. Diese Hunde waren sehr gut und hießen **Hirschmann** und **Diana.**

Als populärste Jagd gilt heute die Hubertusjagd im Grunewald, zu deren Veranstaltung Tausende von Zuschauern jedesmal hinausziehen, um von dem interessanten Schauspiel einen Blick zu erhaschen. Besonders anziehend und glänzend war die eben kurz geschilderte Jagd, da die Kaiserin zum erstenmal in Begleitung des Kaisers an ihr teilnahm. Und es ist in der Tat ein herrliches Bild, 20 bis 30 Koppeln Foxhounds, alle von gleicher Farbe, weiß mit schwarz und mit gelben Platten, der eine wie der andere die Rute sichelförmig nach oben gewendet tragend, die Nase auf die Erde gestreckt laut Hals gebend, dahinstürmen zu sehen, dahinter in langem Galopp die schneidigen Reiter im roten Rock, das „rote Feld". F. Amliny hat dieses Bild in seiner „Hubertusjagd" lebensfrisch veranschaulicht.

Mag aber immer die alte Herrlichkeit der Eberjagden dahingeschwunden sein, das „ritterliche Wildschwein" erfreut sich gleichwohl keiner Schonung, und der Mensch macht auch ihm das Fleckchen Erde, das ihm als Tummelplatz dient, streitig, wenn es nicht besonders gehegt wird. Aber die großen Waldungen mit ihren Dickichten in Verbindung mit der Unstetigkeit, Sinnesschärfe, Vorsicht, Kraft, Flüchtigkeit und Fruchtbarkeit der „Schwarzröcke" verhüten, wie L. Lever sagt, „deren völlige Ausrottung, so daß es beim beständigen Ankämpfen gegen ihre Vermehrung bleibt. Dem Jäger wird dieser Kampf besonders vom Winter erleichtert, da der weiße Leithund „Schnee" die Bestätigung der Sauen ermöglicht und Fingerzeige für den Betrieb der Pirsche, des Anstandes, der Treibjagden gibt. Aber wenn Eisnadeln an den entblätterten Zweigen funkeln und lastende Schneemassen die Äste der Nadelhölzer niederbiegen, dann erwärmt sich der Sauen Herz an dem Feuer der Liebe: die Rauschzeit ist eingetreten, und also bringt der gleiche Wintertag leicht höchste Wonne und Todesschmerz zumal.

Indessen macht den Weidmann der Besitz passender Hunde, der ebenso geschickten als mutigen Verbündeten in jenem Kampfe, unabhängig von der Jahreszeit. Schon mit einem einzigen „Finder" (einem mittelgroßen Hirten- oder Metzgerhunde, einem Brackenbastarde) zu Holze ziehend, der mit Eifer die Sauen im Dickichte aufsucht, verbellt, neckt und dadurch aufhält, ohne zu packen, mag er sich leise und gedeckt anpirschen, wenn der Hund Laut gibt, und einen guten Schuß anbringen. Aufregender wird das Schauspiel, falls eine Meute schwererer, scharfer Hatzhunde zur Verfügung steht, welche, auf die vom Finder gestellte Sau angehetzt, mit Todesverachtung packen („decken"), worauf ein kräftiger, Mut mit Vorsicht verbindender Weidmann möglichst rasch hinzueilt, um den Bassen entweder mittels des Hirschfängers, der Saufeder oder mittels der Büchsflinte zu strecken. Sich durch Baumstämme oder Felsen den Rücken deckend, schlägt die wutschäumende Sau ihre Bedränger ab, geht aber gewöhnlich nochmals

flüchtig, falls sie den nahenden Jäger vernimmt oder eräugt, und eine neue Hetze wird dann notwendig".

In den waldreichen Gegenden Ungarns, wo das Schwarzwild reichlich Nahrung und Unterschlupf findet, stellt man eine Art vereinfachter Parforcejagd auf das Wildschwein an.

In den Karpathen jagt man, wie mir ein Weidmann, welcher als Gast des Bades Töplitz mehrfach an solchen sich beteiligt hatte, erzählte, das Wildschwein in der Weise, daß man es von einer Meute kleiner Hunde, deren Rasse mein Gewährsmann nicht zu bestimmen vermochte, aufspüren und den Jägern zutreiben läßt, von denen die Tiere mit der Büchse erlegt werden.

Immer aber ist es das brave Tier, der Hund, welcher auch bei diesem eingeengten Jagdvergnügen die Kosten desselben nicht selten bezahlen muß, indem gar mancher von ihnen im mutvoll übernommenen Kampfe mit dem wütenden schwarzen Ungeheuer schwer verletzt dahinsinkt, und der alte Weidspruch: „Wer Schweinsköpfe haben will, muß Hundsköpfe daran setzen," behauptet noch heute zu schwerem Leid des Hatzhundes sein altes Recht.

Früher, zu der Zeit, als man die Feuerwaffen noch nicht kannte, wurden Parforcejagden auch auf Hasen gehalten. Indessen war die Hasenparforce weit weniger verbreitet als die beiden besprochenen Arten des Parforcierens. Bei dieser verwendete man kleine böhmische Hunde. Bisweilen jedoch wurde diese Hatz auch mit Windhunden betrieben. Ein Windhund, welcher allein einen Hasen zu fangen vermochte, hieß ein „Solofänger", ein anderer solcher Hund, welcher die übrigen vom Beißen des Hasen abhielt, wurde als „Retter" bezeichnet.

Der Gebrauch der Feuergewehre bei der Jagd hat das Forcieren auf Hasen wohl gänzlich verdrängt.

Eine außergewöhnliche, gänzlich ungefährliche Verwendung des Hundes zur Jagd kannte man ehemals in Italien, die der sogenannten „Hunde von Netz". Man bediente sich derselben dazu, das Wild in aufgestellte Netze zu jagen. In Mantua und Florenz wendete man dieses Verfahren beim Vogelfang an.

Da die Statistik in Deutschland den Hund bisher noch nicht in den Kreis ihrer Erhebungen aufgenommen hat, so ist es nicht möglich, die Zahl der hier vorhandenen Jagdhunde anzugeben. Selbst eine nur annähernd richtige Zahl wird sich aus dem Grunde nicht leicht feststellen lassen, weil die Zahl der von den einzelnen Jagdliebhabern gehaltenen Hunde eine sehr verschiedene ist. Daß aber diese Zahl eine sehr hohe sein muß, ergibt sich aus dem Umstande, daß einer vorgenommenen Schätzung vom Jahre 1893 zufolge die Anzahl der Jäger in Deutschland nahezu 250.000 betragen haben soll.

In England dienten im Jahre 1886 allein 279 Meuten mit 16.136 Hunden dem Vergnügen der Jagdliebhaber.

Zu alter Zeit wurden, um das hier einzuflechten, Invaliden unter den Jagdhunden auf Staatskosten verpflegt. Es geschah dies in Schottland, wo König Dornadella befahl, daß, wenn ein Hund bei der Jagd ein Auge oder sonst ein Glied eingebüßt hatte, der Staat für die Unterhaltung des Tieres zu sorgen habe.

Daß auch heutigentags noch in Deutschland dem Hunde Gelegenheit sich darbietet, seinem bösen Feinde, dem Wolfe, im Dienste seines Herrn nachzujagen, ist vielleicht nicht allgemein bekannt.

In Deutsch-Lothringen gehören Wolfsjagden zu dem beliebten Sport der Offiziere und der Großgrundbesitzer dortiger Gegend. So wurde in der „Köln. Ztg." vom 15. Januar 1886 gemeldet, daß „ein Wolf von großer Seltenheit in der Jagd des Fabrikbesitzers Adt in dem Staatswald Frène bei Mochern durch den kaiserlichen Förster Ruland erlegt wurde, während ein zweiter aus dem Treiben entwischte".

Ferner wird noch dem „Z. G. 1893" aus Metz berichtet:

„Es war ganz kürzlich am hellen Mittag, als der von der Kreisstadt Château-Salins nach Delme fahrende Handelsmann Kamillo Mouchot auf der Landstraße zwischen den genannten Städtchen unfern des Waldes von Amélécourt bemerkte, daß eine Wölfin seinen hinter dem Wagen laufenden Hund verfolgte und immer enger umkreiste, bis es endlich zum offenen Angriff kam. Der Hund wehrte sich tapfer, während die Wölfin an einer Telegraphenstange feste Stellung nahm und auch nicht wich, als Mouchot sie durch einen Revolverschuß an der Schulter verwundete. Weitere Schüsse abzugeben verhinderte ihn das enge, wütende Ringen der beiden Tiere. Eilig abgestiegen, riß Mouchot einen Baumpfahl aus und schlug damit auf die Bestie los. Leider wurden über den Vorgang die Wagenpferde scheu, so daß der Eigentümer, von der fast sicheren Beute loslassend, äußerste Mühe hatte, dieselben wieder zum Stehen zu bringen. So riß sich die Wölfin los und entfloh unter Geheul, einen starken Blutstreifen hinter sich lassend, nach dem Walde. Zwei Steinklopfer, welche jetzt zu spät auf der Kampfstätte ankamen, verfolgten das Tier im Walde, jedoch ohne seiner habhaft zu werden. Der Hund kam, dank seinem mit Stacheln besetzten Halsbande, mit einer starken Bißwunde am Kopfe davon."

Aus dem Umstande, daß das Halsband dieses Hundes mit Stacheln versehen war, darf man den Schluß ziehen, daß man in jenen Gegenden eine derart schützende Vorsichtsmaßregel für geboten erachtet, um seinem Hunde wenigstens ein einigermaßen wirksames Verteidigungsmittel für den möglicherweise ihm bevorstehenden Kampf mit seinem erbitterten Feinde mitzugeben.

Wurde in vorstehenden Ausführungen eine Verwendung des

Hundes zur Jagd in einigen ihrer besonderen Arten zur Sprache gebracht, welche an den Jagdherrn das Anfordernis stellte, über große und zahlreiche Meuten, die nach jeder Jagd mehr oder minder gelichtet wurden, am meisten bei der Eberjagd, zu verfügen, so ist hier der Ort, um einer Einrichtung früherer Zeiten zu gedenken, durch welche es ermöglicht wurde, ihm, dem Jagdherrn, jederzeit Meuten in genügender Anzahl bereit zu stellen. Es war dies eine Einrichtung, welche gleicherweise wie die oben erwähnte Beschaffung von Hunden durch den von dem Landgraf Moritz von Hessen in seinem Lande zur Einholung von Hunden umhergesendeten Jägerknecht in recht empfindlicher Weise in die volkswirtschaftlichen Verhältnisse einzelner Länder eingriff, und, weil sie einer Schädigung der Besitzbedingungen größerer Gutsbestände gleichkam, als eine Last gefühlt und nur mit Widerwillen getragen wurde.

Als Einrichtung dieser Art erscheinen die sogenannten Hundelager.

Kapitel 7.

Hundelager.

Der Brauch, Lager von Hunden zu halten, die schon zu alter Zeit in größerer Anzahl zur Jagd verwendet wurden, stammt aus der Zeit Kaiser Karls des Großen her, welcher ihn zur Einführung brachte. Da nämlich nicht sämtliche Hunde, welche der König hielt, bei Hofe bleiben konnten, so wurden diejenigen, welche vom Königshofe fern unterhalten werden mußten, in den Provinzen zum Unterhalt verteilt und dort von den Beamten oder von anderen Untertanen gefüttert. Karl befahl genaue Aufsicht über die in solcher Weise untergebrachten Hunde sowie darüber, daß, wenn selbige von den Krongütern selbst unterhalten werden sollten, die Aufsicht über sie einer besonderen Person aufgetragen und dieser auch das nötige Futter angewiesen werde.

Wahrscheinlich waren die königlichen Hunde auf der rechten Seite gezeichnet; wenigstens scheint ein Befehl Karls des Großen vom Jahre 803, dahin lautend, daß diejenigen Leute, welche Hunde haben, die auf der rechten Seite geschoren sind, mit denselben vor dem König erscheinen sollten, nur dahin erklärt werden zu können, daß dieses Verfahren sonst niemand erlaubt war.

Es stammt mithin, wie hieraus sich ergibt, aus der Zeit Karls die noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts übliche Sitte her, daß an manchen fürstlichen Höfen den Hunden ein Zeichen beigebracht beziehungsweise, wie dies später geschah, eingebrannt wurde.

Auch die Beamten und Meier hielten sich in solcher Weise Hunde, worüber man namentlich im Kloster St. Gallen sehr klagte. Doch

verbot Karl seinen Beamten, die Beihilfe der Untertanen zum Unterhalt ihrer Hunde in Anspruch zu nehmen.

Ursprünglich freilich scheinen es die Klöster, und zwar in Gallien gewesen zu sein, deren Herren eine sehr ähnliche Einrichtung ihren Gebietseingesessenen vorschrieben. Bereits im siebenten Jahrhundert mußten in dem von den Franken eroberten Gallien die angesiedelten Kolonisten Hunde für die Klöster zur Jagd erziehen und abrichten, die sie alljährlich am Zinstage abzuliefern hatten, an dem sie dieselben als wohl dressierte Tiere an der Leine vorführen mußten.

Einmal eingeführt, erhielt sich dieser Brauch der Hundehaltung nicht nur, sondern gewann nach und nach an Ausdehnung. Denn, wie die Kapitularien (33) und deren Einführung bezeugen, so finden sich auch in der Folgezeit Angaben über den Fortbestand der Hundelager, und zwar sind es die Weistümer (34), welche besonderer, für Jagdzwecke unterhaltener Hunde Erwähnung tun, die bei den königlichen Jagden Verwendung fanden.

In den Königsforsten wurden Pirschhunde für den König bereit gehalten, welche der Forstmeister des Bannwaldes, sobald jener Jagens halber den Forst betrat, ihm zuzuführen hatte. Es waren dies Bracken, welche herabhängende Lappen haben mußten. Schon das „salische Gesetz“ redet von Hunden, welche vom Stricke losgelassen werden mußten.

Die äußere Auszeichnung, welche diesen Hunden bei ihrer Hinführung zu dem König zuteil wurde, war in der Tat eine königliche. Der Hund mußte auf einer seidenen Decke liegen und an einem seidenen Leitseil gehalten werden.

In der Glanzzeit der Jägerei, wo große Jagden noch als Hoffestlichkeiten bei verschiedenen Gelegenheiten, wie bei Fürstenbesuchen, bei Hochzeitsfesten oder Tauffeierlichkeiten, zu deren Verherrlichung sämtliche Teilnehmer in glänzender Galauniform erscheinen mußten, abgehalten wurden, und welche zu förmlichen Maskeraden sich ausbildeten, hatten einzelne Höfe die Verpflichtung, die Hunde des Jagdberechtigten zu füttern, wenn sie nicht gebraucht wurden, und es riefen diese Lasten nicht selten große Erbitterung hervor.

Waren es, wie oben ausgesprochen wurde, zuerst die Landesfürsten, welche das Recht, Hundelager für ihre Jagdbelustigungen sich halten zu lassen, in Anspruch nahmen, so fanden sich in der Folgezeit auch die Grafen und selbst die Bischöfe durch das Beispiel jener veranlaßt, das gleiche Recht zu fordern, oder sie legten, wo sie auf Widerstand stießen, wenigstens eine Abgabe an Körnerfrucht zu Hundefutter ihren Untergebenen auf. Man fütterte die Hunde mit Haferbrot. Der Erzbischof von Köln erhielt täglich für seine Hunde zwei Malter Hafer.

Namentlich aber waren es aus leicht ersichtlichen Gründen die

Klöster, denen man gern und in umfangreichem Maße die Last auferlegte, Hundelager zu unterhalten. Aus den Klöstern stammt höchstwahrscheinlich auch die Bezeichnung der in ihnen angelegten Ställe für den Unterhalt und die Beköstigung der herrschaftlichen Jagdhunde her, die Bezeichnung „Hundelege", soviel als Hundelager. Man bezeichnet mit „Hundelege" oder Hundelager das Inlager von Hunden, die Last, welche die Klöster ertragen mußten, Hunde irgendeines Herrn, die letzterer zur Abhaltung der Jagd gebraucht, bei sich einzustallen und zu füttern, eine Last, welche von altersher die Klöster in Deutschland und anderwärts anerkannt und ertragen haben.

So bewahrten sich beispielsweise die Grafen von Tübingen die Hundelege zu Bebenhausen und das „Gejayd" in dem Schainbach.

Es ist leicht erklärlich, daß eine derartige, oft nicht wenig kostspielige Belastung der Klöster auf Widerstand stieß, auf einen Widerstand, welcher selbst den Papst in Rom veranlaßte, dagegen seine Stimme zu erheben. In einer päpstlichen Bulle vom Jahre 1126 heißt es: Wir untersagen auch „im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes", daß auf den Gütern des Klosters Salfeld nach Gewohnheit jener Provinz weder Hunde gefüttert werden, noch daß den Jägern Abgaben entrichtet werden.

Es dürfte aus dieser päpstlichen Verordnung hervorgehen, daß die Herren von Salfeld, welche ohne Zweifel das Kloster daselbst für ein Hundelager sich ausersehen hatten, zu spät mit ihrer Anforderung gekommen sind, und man wird zu der Schlußfolgerung berechtigt sein, daß die Unterhaltung von Hundelagern auf den Klostergütern bei Gründung der Klöster ausbedungen zu werden pflegte, weil andernfalls ja der Weg zur Beschwerdeführung in Rom auch den anderen mit der gleichen Last bedachten Klöstern bekannt gewesen ist und offen gestanden hat, und weil man mit Sicherheit annehmen muß, daß wohl kein Kloster ohne zwingende Verbindlichkeit den Druck einer solchen Last erduldet haben würde.

Daß die Last vom Territorialrecht herzuleiten ist, steht zweifellos fest, und es will mir wahrscheinlicher dünken, daß diese Last von den Gründern des Klosters auferlegt worden sei, als daß sie von den Erben und Nachfolgern derjenigen, denen der Schutz des Klosters oblag, nachträglich zugemutet worden sei, wie man gemeint hat.

Übrigens verdient die angeführte Jahreszahl der päpstlichen Bulle wegen des mit ihr gelieferten Beweises für das Alter der in Rede stehenden Einrichtung noch besondere Beachtung.

In einem alten „Heydenheimschen Leger-Buch" heißt es: „Desgleichen die von Helffenstain haben jährlichen mögen, Ir Jäger mitsampt Knechten, Pferdten und Hunden sechs Wochen in das Kloster gen Herbrechtingen legen."

Ferner besagt ein Lagerbuch des Klosters Königsbrunnen vom Jahre 1463: „Und ist mein Herr Schyrmmer (Schirmer) und Versprecher darüber (über das Kloster) und mag sein genade (seine Gnaden) Hundt, Jäger und Knecht dahinlegen von St. Johannistag bis Kreuzeserhöhung.“

Hingegen bestimmt Erkinger von Sawensheim bei Gründung des Klosters „Pontis Mariae“, daß dessen Güter von jeder Last, auch von Legung mit Hunden frei sein sollen.

Die gleiche, irgendwelche Errichtung von Hundelagern ablehnende Bestimmung findet sich in vielen Stiftungsurkunden der Klöster, ein Beweis, daß in der Regel bei späteren Klostergründungen die Verpflichtung bezüglich der Hundelager von vornherein geordnet worden ist.

Zahlreich sind die Klagen, mit denen man sich über die Verpflichtung der „Hundelegung und Jägerätz“ beschwerte. Man sagte, es seien den Geistlichen von den Laien so viel Lasten auferlegt, daß die Lage der Priester schlimmer erscheine, als es unter Pharao gewesen. Ganz allgemein pflegte man den Zwang, Hundelager halten zu müssen, als eine schimpfliche Last anzusehen.

So berechtigt diese Klagen im allgemeinen gewesen sein mögen, eines Umstandes darf in Ansehung derselben nicht vergessen werden, des Umstandes, daß in gar nicht seltenen Fällen auch Geistliche namentlich höheren Ranges es waren, welche durch ihr eigenes Verhalten, durch ihre Vorliebe für die Jagd, noch in erhöhtem Maße Anlaß zu derartigen Klagen boten.

Es ist bekannt, daß den Geistlichen die Ausübung der Jagd schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche untersagt worden ist. Verbote dieser Art beschlossen die Konzilien zu Epaon im Jahre 517, zu Macon 585, zu Tours 803.

Nach den Beschlüssen der Kirchenversammlung von Epaon im Jahre 517 war es Bischöfen, Priestern und Diakonen nicht erlaubt, Hunde zur Jagd zu halten (35). Gleiche Verbote erließen viele mittelalterliche Synoden, und es waren schwere Strafen auf die Übertretung dieser Bestimmungen festgesetzt.

Nichtsdestoweniger beteiligten sich die geistlichen Herren vornehmlich der höheren Grade bekanntlich in hervorragendem Maße an den Freuden der Jagd. Diese Herren gaben sich den Anschein, als wären sie davon überzeugt, daß jene Verbote nur die niedere Geistlichkeit zur Enthaltung von der Jagd verpflichten, und es schienen die Großwürdenträger den kleinen sagen zu wollen: Richtet euch nach meinen Worten und nicht nach meinen Taten!

So wurden denn Jagdhunde je nach Bedarf in den geistlichen Höfen gehalten, und es kam keineswegs selten vor, daß Kardinäle und Bischöfe, wenn sie aus den Sitzungen kamen, aus denen Jagd-

verbote an Geistliche hervorgingen, unverzüglich zu Pferde stiegen, um auf die Hirschjagd zu reiten. So hielten diese Herren sich an die Beschlüsse, die sie selbst mitgefaßt!

Ließ doch, um diesen Fall von Hartherzigkeit eines hohen geistlichen Würdenträgers einem Jagdfrevler gegenüber nicht zu übergehen, der Erzbischof Michael von Salzburg einen Wilderer in eine Hirschhaut genäht auf den Markt tragen und von seinen Jagdhunden zerreißen.

Auf dem Konzil zu Trient, dem Tridentinum, 1545 bis 1563, wurden die seit tausend Jahren bestehenden Verbote des Hundehaltens und der Ausübung der Jagd abermals erneuert.

Wie wenig man aber im allgemeinen nach diesen Verboten sich richtete, zeigen folgende Beispiele:

Sabellicus schreibt, er habe einen Bischof gekannt, der „um Jagens willen einen solchen Haufen Hunde gehalten, daß man sie gleichwie das Vieh in Herden habe teilen müssen" (44*).

Da die Vorliebe für die Jagd von vielen geistlichen Herren trotz der bestehenden Verbote, die sie an deren Ausübung behindern sollten, im Mittelalter mit dem Adel geteilt wurde, fand man an den geistlichen Höfen nicht selten große Meuten von Jagdhunden, und die kirchliche Literatur enthält zahlreiche Belege dafür, in wie ernster Weise man hierüber mit Mißmut erfüllt war.

So war der Kanonikus eines hohen Domstifts mit dem Tode abgegangen. Unter denen, die ihn betrauerten und die ewige Ruhe wünschten, wurde jedoch eine Stimme laut, welche ausrief: „Tröste ihn Gott, wenn er nicht mit hundert Teufeln in die Hölle hinabgefahren." Nach der Ursache dieser „kecken Rede" befragt, äußerte jener sich dahin, er vermöge sich nicht einzubilden, daß der geistliche Herr unter den „Gesegneten des Vaters" Aufnahme gefunden haben könne, weil derselbe anstatt der Armen die Hunde gespeiset, deren Anzahl sich auf hundert belaufen hätte und denen er je über den andern Tag frisches Brot „zur Suppen" habe backen lassen. Denn das Konzil zu Aquileja bezeichne es als eine ganz unanständige, strafmäßige, ja verdammliche Sache, „daß das Brot, welches zur Nahrung der mühseligen Armen erkleckete, das Brot, welches aus geistlichen Einkünften gesammelt worden und für das väterliche Erbgut Christi zu halten, zur Speis der Hunde unwürdig angewandt werde. Wegen welcher Missetat am Gerichtstage des Herrn strenge Rechenschaft wird zu geben sein".

Von den aus einem Kloster wegen der durch das Schutzrecht ihm auferlegten Verpflichtungen, den Hunden Zehrung, den Jägern Bewirtung zu liefern, führe ich nachstehendes Beispiel einer in ergötzlicher Weise geführten Klage in Verbindung mit der klug er-

sonnenen Maßregel zur Abwehr der kostspieligen Belastung des Klosters an:

Von Herbold, dem Abt zu Murhardt, welcher, weil er die Redensart „Voz Gutti Gott“ häufig im Munde führte, den Beinamen „Gutte Gotti“ erhalten hatte, wird in der angedeuteten Beziehung erklärt, daß er, weil die Jäger des Grafen Ulrich von Württemberg, als Schutzherrn des genannten Klosters, allzuoft dasselbe heimsuchten, einstmals, als jene wieder in Saus und Braus im Kloster lebten, mit einigen der Seinen an den Hof nach Stuttgart sich begeben und täglich mit ihnen an die fürstliche Tafel sich gesetzt habe. Nachdem er dies viele Tage hintereinander getan, sei er auf Befehl des Grafen befragt worden, ob er etwas anzubringen habe. In diesem Falle wolle man alsbald ihn anhören. „Voz gutti Gott,“ antwortete der fromme Herr, „bisher war ich der Meinung, das Kloster Murhardt sei vom Kaiser Ludwig für geistliche Ordensbrüder gestiftet worden. Anjetzo aber muß ich sehen, daß es ein Hundestall sei. Denn die Hunde meines gnädigen Herrn lagern sich haufenweis darin. Man hat den Chor und das Psaltieren meiner Mönche nicht mehr vonnöten, weil die Hunde genug dafür bellen und ausgeben. So lange diese im Kloster sind, bin ich willens, hier zu bleiben. Mein Herr kann mich leichter erhalten als ich seine Jäger und Hunde.“

Als dies dem Grafen Ulrich überbracht wurde, sprach er zu dem Prälat mit lächelnder Miene: „Gehet hin, lieber Prälat! Dieser Mißbrauch soll abgestellt werden.“

Aus Sachsen führe ich folgenden Fall eines Hundelagers in einem Kloster an, welches, aus anderen Beweggründen hervorgerufen, in einem gewissen Gegensatz zu den geschilderten steht. Als unter Kurfürst August von Sachsen die Nonnen im Kreuzkloster zu Meißen gegenüber der Einführung der Reformation sich „gar ungeschickt und unchristlich“ zeigten und sie mit „Aushungern“ bedroht waren, überwies ihnen der Kurfürst im Jahre 1556, damit sie „nicht vorwenden dürften, als wäre der Mangel nicht an ihnen gewesen,“ eine „kleine Nebenbeschäftigung“. Nach vollendeter Hirschjagd desselben Jahres verteilte der Kurfürst die Jagdhunde bis zum künftigen Jahre in die Ämter, „weil dieselben, wenn sie über einen Haufen sein sollten, gar schebicht würden,“ mit dem Hinzufügen, „darauf Acht geben zu lassen, daß sie nicht verloren noch durch Diener oder Andere ausgewechselt, desgleichen mit Wartung dermaßen versehen würden, daß sie nicht schebicht noch geringer, sondern unverderbet so gut als sie jetzt seien, auf des Kurfürsten Begehren wieder zugeschickt würden“.

Von den 142 Hunden, welche so verteilt wurden, überwies Kurfürst August 30 in das Kloster zum heiligen Kreuz. Für sie alle aber wurde gezahlt.

Nicht jedoch Klöstern allein wurden die besprochenen Verpflichtungen auferlegt, auch den Gerichten gegenüber beanspruchten die Fürsten das Recht der Lagerung und Atzung der Jagdhunde, und es hatten einzelne Landesherren von ihren Untertanen als Zubehör zu ihren Jagdrechten die Bestimmungen vereinbart, für sich, ihre Jäger und Hunde Herberge und Beköstigung zu verlangen. Dieses Recht lastete beispielsweise auf dem zwischen Hessen und Nassau gelegenen gemeinschaftlichen Gericht im Huttenberg. Da dasselbe sich nicht wohl teilen ließ, hoben beide alle Lager der Jäger und Hunde auf und setzten dafür eine jährliche Geldrente ein.

Im Jahre 1462 erkannten die von Eisenach den Landgrafen ausdrücklich das Recht zu, „Lager mit Luden (Leuten) und Hunden zu Salzschlief zu halten".

Im Gericht zu Rorbach (Ludwigseck) gab man gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts dem Landgraf einen Haferzins statt des Lagers. Auch mußte das Gericht einen Hundestall zu Thann unterhalten.

Es scheint, daß die Hundeatzung schon früher in den meisten Gerichten, wenigstens in den hessischen Landen, in eine bestimmte Abgabe verwandelt worden ist, welche bald als „Hundehafer", bald als „Hundegelt" vorkommt.

Im Fuldaischen aber waren beinahe alle Dörfer zur Jäger- und Hundeatzung verpflichtet, bis später diese in eine Geldzahlung verwandelt wurde.

Wo Klöster, Gerichts- und andere Amtsstätten zur Unterbringung der Hunde nicht in ausreichender Anzahl zu Gebote standen, wurden Pächter, Dorfschulzen, Müller, Schäfer, Krugbesitzer hierfür in Anspruch genommen, denen je ein bis drei Stück zur Fütterung übergeben wurden.

Die zur Fütterung untergebrachten Hunde wurden von den Jagdbauern wöchentlich einigemal spazieren geführt. Dieses Ausführen pflegte nach einer bestimmten Ordnung zu geschehen, so zwar, daß voran ein Forstbedienter oder Jäger mit einem Fangeisen auf der Schulter ging, ihm folgte der größte Hund mit zwei Bauern, die übrigen wurden je von einem Bauer hintereinanderher geführt. Ein Jägerbursche schloß den Zug. Also alles vollzog sich in bestgeregelter Ordnung!

Weiterhin ist noch einiger Anordnungen zu gedenken, durch welche behufs Ernährung der Jagdhunde der Grundherren als Ersatz für Hundelager eine besondere Abgabe für die Untertanen festgesetzt war. Diese gesetzlich anerkannte Leistung wurde als „Hundskorn" bezeichnet. Sie bestand darin, daß die Landleute verpflichtet waren, alljährlich ein bestimmtes Maß von Körnerfrucht (Frugum) zur Er-

nährung der Jagdhunde abzuliefern. In Westfalen hieß es diesbezüglich:

„Die Bauern geben neue Pflicht,
das ist der Bär und Hundskorn."

Diejenigen Müller, die sich weigerten, der Verpflichtung, Jagdhunde zu füttern, nachzukommen, gaben ein gewisses Hundekorngeld. Den Forstbedienten war nicht gestattet, unter dem Vorwande der herrschaftlichen ihre eigenen Hunde einzulegen und diese, wenn sie erwachsen waren, zu verkaufen oder zu verschenken, oder sonst einen Vorteil durch sie sich zu verschaffen.

Nahm ein Hund ohne Schuld des Unterhalters ab, so war er gebunden, dies dem nächsten Forstbeamten anzuzeigen. Ließ er aber den Hund verderben, so war er zum Ersatz des Wertes verpflichtet.

Bei Schädigung des Hundes ohne Verschulden des Pflegers fiel jede Strafe weg.

Die Abgaben dieser Art reichen weit zurück. So wird in einer Kaufsurkunde vom Jahre 1382, den Besitzwechsel des Landgutes Godershagen betreffend, neben der Übernahme aller sonstigen Leistungen auch das Hundskorn aufgezählt.

Auch in Mecklenburg bestand die Abgabe des Hundskorns. Von den Dörfern Trömitz und Schware bei Gera wurden noch im Jahre 1758 Zehnten an Korn nach Mildenfort geliefert. Diese Abgabe hieß dort „Hundedezem".

Da endlich, wo alle adeligen Jagden, welche mehreren Stämmen zuständig waren, durch im Gesamtdienst stehende Weidmänner ausgeübt wurden, wie dies namentlich bei den von Boineburg zu Lengsfeld (Hessen) der Fall war, wurden die zur hohen Jagd nötigen Hunde gemeinschaftlich gehalten und es wurde nach den Bestimmungen von 1709, 1716 und 1728 den Jägern zur Pflicht gemacht, alle Privathunde, es seien „Struber" oder Hühnerhunde, welche sie in dem Walde finden würden, tot zu schießen.

Die vorstehenden Ausführungen dürften zur Genüge gezeigt haben, wie tief einschneidend der Bestand zahlreicher Meuten von Jagdhunden auf weiten Gebieten des deutschen Landes in die wirtschaftlichen Verhältnisse der Bewohner eingewirkt hat.

Die Statistik, diese erst der Neuzeit angehörende Wissenschaft würde, wäre sie in all den Jahrhunderten, in denen die Jagd mit ebensoviel Eifer als Rücksichtslosigkeit betrieben worden ist, vorhanden gewesen, ziffermäßig nachweisen, in welch einem Umfange allein die zur Ausübung der Jagden erforderlichen Hunde dem Wohlstande der Bevölkerung zum Nachteil gereicht und das Gesamtvermögen belastet haben, während anderseits allerdings auch nicht in Abrede gestellt werden darf, daß durch die seitens der Höfe allein für Unterhaltung

der Hunde und der zu ihrer Pflege benötigten Mannschaften Unsummen verausgabt und in Verkehr gebracht worden sind.

Abweichend von der Art und anderen Zwecken dienend sind, wie hier noch hinzugefügt sei, Hundelager, welche in den letzten Jahren in einigen deutschen Städten errichtet worden sind. Es sind dies gesundheitliche Hundelager, die z. B. in Dresden, sehr beliebt und dazu bestimmt sind, gesunden und erkrankten Hunden Pflege zu gewähren.

Kapitel 8.

Der Otterhund und der Trüffelhund.

Haben die bevorstehenden Ausführungen uns die Verwendung des Jagdhundes zu verschiedenen Arten des edlen Weidwerkes zur Anschauung gebracht, so bedarf es zur Vervollständigung des sich darbietenden Materials hier noch der Besprechung einer zweifachen Jagd, und zwar einer blutigen und einer unblutigen, bei denen beiden dem Hunde der Hauptanteil des Jagdergebnisses zufällt.

Die blutige Jagd, welche oft zu den heftigsten Kämpfen zwischen dem beutegierigen Hunde und dem ihm zugewiesenen Jagdopfer geführt hat, ist diejenige auf den Otter.

Zur Vertilgung der der Fischzucht im höchsten Grade verderblichen Fischottern bedient man sich des Otterhundes, welcher daran gewöhnt worden ist, in das Wasser zu gehen und in die Tiefe zu tauchen, damit er die Flüsse nach der ihm angewiesenen Beute absuche. Man verwendet hierzu seit alter Zeit den Dachshund, welcher im alten bayrischen Gesetz, je nach seiner Abrichtung, als Biber- oder Otterhund gebraucht, unter dem Namen Bibarhund erwähnt wird.

Es ist aber zu diesem Jagdgeschäft nicht eine besondere Rasse von Hunden nötig, vielmehr kann man kleinere wie größere Hunde, sofern sie nur beherzte Tiere sind, hierzu abrichten.

Vor etwa hundert Jahren waren die Ottern in unseren deutschen Gewässern noch sehr zahlreich. Dies ist anders geworden, seit die Jagd auf den Otter geradezu den Charakter einer allgemeinen Hetze auf dieses der Fischzucht allerdings höchst gefährliche, aber immer doch kostbare Raubtier angenommen hat, und es steht zu befürchten, wenn man in der bisherigen Weise fortfährt, den Otter, wo er immer sich blicken läßt, zu verfolgen und zu erschießen, daß das Tier mit dem edlen Pelze in unseren Gewässern bald völlig ausgestorben sein dürfte.

In der Glanzperiode der Klöster und der Fischereien waren gewisse Otterjagdmethoden im Gange, welche regelmäßig zu bestimmten Jahreszeiten stattfanden. Noch bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts herein bezog der Förster in W .... in Kurhessen, wo früher bedeutende herrschaftliche Teiche sich befanden, eine jährliche

Quantität Frucht zum Brotbacken für die Otterhunde aus dem Staatsrentenamte. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war hauptsächlich die Treibjagd auf den Otter im Gange. Sie wurde mit Hinzuziehung vieler Schützen und Hunde ausgeübt. Solche Treibjagden sind jetzt nicht mehr gebräuchlich, und die Suche mit dem Hühnerhunde wird nur gelegentlich mit betrieben.

Bei den ehemals veranstalteten Treibjagden auf Ottern wurden nach geeigneter Aufstellung der Schützen einige Otterhunde losgelassen, nachdem am Ufer von dazu angestellten Leuten der Otter im Wasser mit den Störstangen alarmiert worden war. Die Otterhunde bildeten ursprünglich keine eigentümlichen Rassen, nur mußte es als Erfordernis gelten, daß sie gern in das Wasser gehen wollten. Es waren meist Blendlinge von Hühner-, Dachs-, Schäferhunden und Pudeln, jedenfalls Hunde, welche auf den Otter gewaltig erpicht waren, die sich mit anerkennenswerter Selbstverleugnung in das Wasser stürzten und den aufgescheuchten Otter schwimmend und laut bellend verfolgten.

Da es bei Treibjagden bisweilen vorkam, daß der Otter sich aus Angst unter das Ufer drückte und sich eine Zeitlang von einem kleineren Hunde verbellen ließ, so nahm man stets einen zuverlässigen, derb anfassenden, leichten Hatzhund mit hinzu, welcher schon Dachse gewürgt haben mußte, oder auch einen tüchtigen, Raubzeug packenden, starken Hühnerhund. Der letztere leistete noch bessere Dienste als ersterer, weil er den toten Otter apportiert. Indes gehören hierzu starke Hunde, die einen oder ein paar Schlappen, von dem scharfen Gebiß des Otters ausgeteilt, nicht fürchten. Fast alle Hunde sind auf den Otter sehr erbittert und es gibt deren aus gemischten Rassen, welche bei der Otterjagd von unschätzbarem Werte sind. Brachte doch einmal ein nicht sehr großer, aber starker Hund einen Otter, der gerade im Augenblick des Emportauchens in den Kopf getroffen war und der an der sehr tiefen Stelle eines Flusses sofort gesunken war, nach eigenem Untertauchen, 24 Pfund an Gewicht haltend, wenn auch mit großer Mühe, aus der Tiefe empor. Dieser Hund hatte noch nie einen Otter gesehen.

Als unterhaltender gegenüber der Otterjagd vom Anstand aus wird die Suche mit dem Hühnerhunde bezeichnet. Mit zwei erfahrenen Hühnerhunden suchen zwei Jäger die beiden Flußufer ab. Sie treiben den Otter auf und indem sie denselben laut verfolgen, bringen sie ihn dem Jäger zum Schuß.

Dachshunde suchen den Otter in seinen Röhren auf, aus denen sie ihn bald herausbringen.

Im alten England war die Otterjagd sehr üblich und wurde dort gern als Sport betrieben. Es dienten hierzu fünf bis sechs Koppeln Otterhunde. Sommerville schilderte in seiner „Chase“ die hier-

bei sich zeigende Tätigkeit der Hunde in folgender Weise. Der Jagdherr spricht:

„Huntsman schaff herbei die eilende Meute und folge ihm — dem Otter — zu seinem Lager! Horch! Die laute Suche beginnt und Wonne schwellt des Jägers Herz! Horch! Wie sie schnüffeln entlang dem fischreichen Strome, auf jedes Blättchen des Gebüsches riecht hinauf die spürende Nase. Bald scharen sie sich auf dem Festlande, bald stürzen sie sich geräuschvoll in die Flut oder brechen sich schnaubend den Pfad durch schilfbedeckte Tümpel. Auch der kleinste Schlupfwinkel entgeht nicht ihrer Suche! Dort im hohlen Stamm, der mit kahlem Haupt traurig grüßt die rastlos vorbeieilende Flut, liegt die Veste des Tyrannen. Merke, wie das edle Pack den Stamm umringt und seinen Todfeind herausbellt aus seinem Lager. Aufgeschreckt flüchtet er in die Flut und die kreisenden Ringe bezeichnen seine Spur. Die Meute erreicht ihn fast, der gestreckte Speer bedroht ihn mit Zerstörung. Sieh! Jener kühne Hund ergreift ihn, sie sinken unter, beide vereint. Da taucht er nochmals auf, blutend, und sucht das schlüpfrige Ufer zu erklimmen. Der Speer des Jägers durchbohrt seinen Nacken. Die purpurn sich färbende Flut bezeugt es. Verendend bricht er zusammen, umgeben von seinen zahlreichen Feinden. Das Hallo der Jäger und Freudensalven der Meute bezeugen das festliche Ende des Sports." Große Jagdgesellschaften wurden ehemals in England zur Betreibung dieses Sports vereinigt, welche mit ihren Meuten, den abgerichteten Otterhunden, lange Strecken der Flußgebiete absuchten. Jetzt ist aber auch dieses Nationalvergnügen in Verfall geraten und die Otterjagd seit 1760 so ziemlich aus der Mode gekommen. „Horribele" Meuten von Harriers und Terriers spielten damals die Hauptrolle hierbei.

„Die Otterjagd diente ursprünglich den Interessen der Fischerei und gelangt erst von Elisabeth — † 1603 — an zu größerem Ansehen. Die alten Jagdbücher von 1400 an zählen wohl den Otter zu den Tieren der niederen Jagd, beschreiben aber die Art ihrer kunstgerechten Erlegung nicht.

Der moderne Otternjäger zieht im März zu seinem Sport aus, löst also Fuchs- und Hasenjäger ab. Angetan mit dem grün und roten Jagdrock, der goldumränderten Pelzkappe, kurzen Hosen und Wasserstiefeln, und bewaffnet mit seiner Lanze, sucht er an einem schilfigen Ufer nach Fischüberresten und den Fußspuren des Otters. Seine Hunde, eine Mischart von Dachs- und Hühnerhunden, finden bald genug, gewöhnlich in einem hohlen Baumstamm das mit dem Wasser kommunizierende Versteck des Otters. Sie treiben ihn ins Wasser, wo er untertaucht und aus dem er nur von Zeit zu Zeit die Schnauze hervorhebt, um Luft zu schöpfen. Jetzt wird die ganze Meute auf das Tier gehetzt, welches trotz seines starken Geruches nicht

immer unter Wasser gefunden wird, so daß die Hunde neu angelegt werden müssen. Endlich wird das Tier sichtbar. Gelingt es nun dem Jäger, ihm seine mit Widerhaken versehene Lanze durch den Nacken zu bohren, so watet er ins Wasser und schwingt die Lanze mit dem Tiere hoch über seinem Haupte. Im anderen Falle verfolgen die Hunde den wütend um sich beißenden Otter, bis er, vielleicht angeschossen oder zerbissen, verblutet und erstickt."

Die Kamtschadalen jagen den Otter zur Zeit des tiefen Schnees, wenn sie sich weit vom Ufer entfernen, und bedienen sich dabei gleichfalls des Hundes.

Auch bei uns wird die Otterjagd nicht mehr systematisch betrieben, sondern nur gelegentlich oder zufällig mit ausgeübt. In einigen Gegenden, wo man den noch vorhandenen Bestand edler Fische vor der Vertilgung durch den Räuber dieser leckeren Beute zu bewahren bestrebt ist, tritt aber die Otterjagd verhältnismäßig nicht selten auf, und es kommt vor, daß hie und da ein Jäger sich der Otterjagd als seiner besonderen Spezialität widmet und seine Tätigkeit dem Bedürfnis umfangreicher Flußgebiete zur Verfügung stellt.

Ein in Westfalen heimischer Otternjäger war im Besitz von Hunden, mit denen der Aufenthalt jedes Otters gefunden wurde. Dieser Jäger wurde, wie der „Schwäb. Merkur 1882" meldet, nach der Gemeinde Aidlingen an der oberen Würm gerufen, wo die Freunde der edlen Fische vielen Schaden anrichteten. Nachdem dieser Jäger vorher in der Enz mit großem Erfolge gejagt, erlegte er in Gemeinschaft mit anderen Jagdgenossen von Dölpingen an mit seinen zwei Hunden an drei Jagdtagen sieben Ottern, deren einer eine Länge von einem Meter und ein Gewicht von 21½ Pfund aufwies.

Die Hunde, mit welchen das Flußufer abgesucht wurde, finden unfehlbar den Standort des Otters und bringen ihn sicher in den Bereich des Jägers, der ihn nach Umständen schießt oder harpuniert. Die Tüchtigkeit dieser Hunde bewährte sich in glänzender Weise.

Im zoologischen Garten zu Hannover sind vorzügliche Fischotterhunde in einer ganzen Meute vertreten. Der Preis dieser sehr nützlichen Tiere ist indes ziemlich hoch. — Bericht von 1885.

Wie nötig man dieser Tiere zum Zwecke der Vertilgung der in der Provinz Hannover recht zahlreichen Freunde wohlschmeckender Fische bedarf, das lehrt ein Blick auf die Ergebnisse der dortigen Fischotterjagd. Nach dem „Weidmann, Bd. 16, Nr. 36" wurden an Fischottern erlegt:

in den Monaten März und Februar 1882 = 131 Stück;

in den 27 Monaten von November 1882 bis Jänner 1885 = 1048 Ottern;

in den 29 Monaten von November 1882 bis 1. April 1885 = 1179 Ottern.

Es sind also im Durchschnitt im Monat 41 Fischottern abgeliefert worden.

In dem Rechnungsjahre vom 1. April 1884 bis 1885 wurden 573 Stück erlegt.

Diese Jagdresultate erforderten immerhin eine rührige Tätigkeit der Otterhunde.

Einen in seiner Art recht sonderbaren Vertreter unter dem Geschlecht der Fischotter lernen wir aus nachfolgendem Bericht kennen. Ihre Körperstärke veranlaßt sie dazu, die sonst übliche Gewohnheit umzukehren und ihrerseits die Hunde zu verfolgen und anzugreifen.

In Brasilien lebt im Bezirk des Jacuhygebiets ein Fischotter, die **ariránha** — sprich **aritánje** — der Brasilianer, ein Riese unter den Ottern. Diese Tiere besitzen eine überaus starke Abneigung gegen Hunde und es ist öfter vorgekommen, daß sie in Gegenden, in denen sie noch nicht Gelegenheit hatten, den Menschen fürchten zu lernen, sich in mehreren Individuen vereinigen, um Angriffe auf die bei den Jägern in den Booten befindlichen Hunde zu unternehmen. Dieser Otter ist so stark, daß er den ihn im Wasser verfolgenden Hund mit Leichtigkeit zu überwältigen imstande ist.

Zum Abschluß unserer kurzen Besprechung der Otterjagd erwähne ich noch eines ganz seltenen, seiner Art nach wahrscheinlich vereinzelt dastehenden Vorkommnisses. Grege erzählt folgenden interessanten Fall.

Ein polnischer Edelmann besaß einen zahmen Fischotter, welcher mit dem Hunde gemeinschaftlich auf die Jagd ging und die über Wasser geschossenen wilden Enten herbeiholte. Auch bewachte dieses Tier nach Art des Hundes die Gerätschaften, Haus, Wagen und Pferde seines Herrn und ging auf ein gegebenes Zeichen in das Wasser, aus dem es seinem Besitzer Fische herausholte. Ein Otter, die Stelle eines Hof- und Wachthundes, eines Entenfängers, eines Fischers verwaltend, und letztere Geschäfte auf menschliches Geheiß verrichtend, dürfte in der Tat eine Seltenheit ersten Ranges sein, und dabei er, dem der Hund sonst in erbitterter Feindschaft gegenübersteht, ein Kamerad und Freund eines Hundes!

Die unblutige Jagd, der noch Erwähnung geschehen soll, ist diejenige mit dem Trüffelhunde.

Die Trüffel wächst bekanntlich verborgen in der Erde herdenweise an den sogenannten Trüffelplätzen, die sich namentlich in Frankreich in der Provence und in Burgund, in Italien in Piemont und in der Lombardei, in Deutschland, aber besonders in Westpreußen, Thüringen, Oberschlesien, der Rheingegend, in Böhmen und in Rußland vorfinden.

Zur Gewinnung der Trüffel hat man Hunde abgerichtet,

die sogenannten Trüffelhunde. Aus diesem Grunde gehört die Trüffelsuche zur Jagd.

Aber die Verwendung des Hundes zur Trüffelsuche erfreut sich nicht des ungeteilten Beifalls der Jäger. Gar manchem unter ihnen erscheint diese Verwendung und die auf sie abzielende Abrichtung des Hundes verächtlich, weil sie meinen, daß das Schwammsuchen für die alten Weiber gehöre. Man schalt diejenigen, welche sich mit dieser Jagd abgaben, Kammerjäger, und stellte sie mit Ratten- und Mäusefängern in gleiche Linie.

Die Hunde müssen imstande sein, diejenigen Orte aufzusuchen und ausfindig zu machen, wo diese Früchte unter der Erdoberfläche verborgen liegen. Hierzu muß der Hund durch „ferme Bearbeitung" gebracht werden.

Nach Döbel kann man für diesen Zweck allerhand Mittel- und kleine Hunde gebrauchen. Einige nehmen Hühnerhunde dazu, andere Barbethunde oder Wasserhunde, also Pudel. Am besten eignet sich dieser zu solchen Diensten und wird wohl auch heutigentags am meisten hierfür in Anspruch genommen.

In Frankreich verwendet man zur Trüffeljagd einen besonderen Hund, welcher zwischen dem Rattenfänger und Schweißhund in der Mitte steht. Für den Trüffelhund heutigentags ist jedoch nachstehende Angabe zutreffend. Der Trüffelhund, **canis domest. barbatus, terrier-griffon**, stammt vom Hirtenhund und dem geradbeinigen Dachs ab, ist demnach ein doppelter Bastard gemischter Kreuzung mit aufwärts gekrümmtem Schwanz, höherem Kopf, in der Mitte gesenktem Rücken.

Die Abrichtung des Hundes zu dieser Art von Jagd ist nicht ohne Interesse für uns.

Der Hund, so beschreibt Döbel dessen Abrichtung zur Trüffeljagd oder Trüffelsuche, muß derart dressiert sein, daß er recht gehorsam sei, damit er die Trüffel nicht erst herauslange und fresse, ehe man hinzukommt. „Doch muß er zuvor dazu abgerichtet sein, daß man ihn lehre, die Trüffel zu fressen. Hierzu zwingt man ihn durch Hunger und mischt dann etwas von der Trüffel unter sein Essen. Dann sucht man ihn auch dazu zu bringen, daß er die Trüffel roh frißt.

Wenn der Hund die Trüffel liebt, so legt man ihn einen Tag an und läßt ihn hungern, geht dann mit ihm aus, legt anfangs hin und wieder ein Stückchen Trüffel zur Erde nieder und läßt ihn suchen. Wenn er etwas davon findet, liebkost man ihn. Man verscharrt alsdann einige Trüffeln leichthin in die Erde, diese muß der Hund suchen lernen.

Fängt er an, nach diesen verscharrten Trüffeln zu graben, so muß man sofort bei ihm sein und solche vollends herausnehmen. Auf diese Weise lernt er den Geruch der in der Erde liegenden Trüffel

aufnehmen, so daß er, wenn er an einen Ort kommt, wo Trüffeln stehen, er anfange hineinzugraben. Die Trüffel darf er aber nicht fressen."

In Mailand gewöhnt man die Hunde an den Trüffelgeruch in der Weise, daß man den jungen Tieren, sobald sie der Mutter entwöhnt sind, Milch zu fressen gibt, worin Trüffelstückchen gekocht worden sind. Dann läßt man sie später erst in der Stube, nachher im Freien Trüffeln suchen, die in kleinen Dosen eingeschlossen sind. Findet das Tier dieselben, so empfängt es eine Belohnung.

Hat man erst einen alten, gut dressierten Trüffelhund, so lernen die jungen unter seiner Anleitung das Suchen leicht. Man verwendet in Mailand hierzu den Pudel, während in Burgund nicht selten auch Schäferhunde dazu genommen werden.

Die Spürkraft des Hundes für die Trüffel ist gut und sicher. Es bedarf aber bei ihm jener besonderen Abrichtung, weil er von Natur selbst bei der Suche nicht in solchem Maße interessiert ist, wie das Schwein, welches man bekanntlich in der Provence und in Poitou ausschließlich zu diesem Geschäft verwendet, das in seiner Gefräßigkeit der Trüffel nachgeht, sie mit dem kräftigen Rüssel herauswühlt, aber auch energisch vom Verzehren des Fundes abgewehrt werden muß.

Sehr interessant ist es anzusehen, wie ein Trüffelhund eifrig suchend, einem Jagdhunde gleich, den Boden überall beschnuppert. Ist er recht gut, so schlägt er bei jedem Funde laut an. Man eilt herbei, gräbt mit dem Grabscheit die Trüffeln aus und belohnt den Hund.

Die Trüffeljagd mittels des Hundes ist wahrscheinlich in Italien zuerst eingeführt worden.

In Sachsen entdeckte man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts einen Trüffelherd. Nachdem ein Schäferhund in der Umgegend von Sedlitz — Groß-Sedlitz — bei Dresden im Oktober 1710 Trüffeln entdeckt hatte, ließ der Kurfürst König August II. von Polen um 1720 aus Italien zehn dressierte Trüffelhunde für je 100 Taler kommen. Dieser Hunde in Begleitung des Trüffeljägers Pietro Antonio Fenelio geschieht im Jahre 1720 gelegentlich der in Wermsdorf abgehaltenen Jagden Erwähnung. Dadurch verliert die Angabe, Deutschland habe den ersten Trüffelhund gesehen, als der sächsische Graf Wackerbart solche im Jahre 1724 angekauft, ihre Gültigkeit.

In Württemberg ließ zuerst der Geheimrat von Forstner Trüffeln durch dressierte Hunde suchen, welche der Turiner Hof Mitte des vorigen Jahrhunderts der jungen Kronprinzessin von Württemberg zum Geschenk gemacht hatte.

Wenn auch die Jagd auf Trüffeln als dem Naturell des Hundes wenig oder gar nicht entsprechend angesehen werden kann, so ist es doch diejenige, die er lebenslang verrichten kann, ohne je dabei in irgendwelche Gefahr zu geraten. Und man muß es als ein Zeugnis



für die Vortrefflichkeit des Tieres ansehen, daß es zu einer seiner Naturanlage so wenig zusagenden Arbeit sich verwenden läßt.

Haben wir in vorstehenden Darlegungen einen allgemeinen Überblick über die Teilnahme des Hundes an der Jagd der Alten sowie über die verschiedenen Jagdarten, zu denen er hauptsächlich in Deutschland von früh an verwendet wird, gewonnen, so bietet die Geschichte des Hundes in der Jagd nunmehr auch im Hinblick auf die übrigen Kulturvölker Europas reichen Stoff, um weiterhin den Jagdhund nach anderen Gesichtspunkten zu besprechen.

Zuvor aber legt sich uns noch eine Frage zur Beantwortung nahe, welche das Verhältnis des Hundes zum Jäger betrifft, die Frage: Was verlangt oder erwartet wenigstens der jagende Hund von dem Jäger, den er bei Ausübung dieses Geschäftes begleitet? Was der Jäger vom Hunde verlangt, wissen wir. Haben wir auch in umgekehrter Richtung einen Anhalt dafür, ob der Hund Ansprüche erhebt an den Jäger, in dessen Dienst er steht?

Je edler die Rasse des Hundes, je vollendeter und feiner seine Dressur, je gewandter seine Übung ist, desto größer sind die Erfolge, mit denen gute Jagdhunde in ihrem Berufe tätig sind.

Ob Jagdhunde wohl imstande sind, die Tüchtigkeit ihres Herrn in seinen Leistungen als Jäger zu beurteilen? Bei wirklich guten Hunden, welche mit Intelligenz begabt sind, ist dies gar nicht zu bezweifeln. Dieses Urteilsvermögen ist so sicher vorhanden, daß treffliche Tiere unter ihnen hiervon die deutlichsten Beweise geben. In der Tat, es kann hinsichtlich der Jagdausübung keinen größeren Gegensatz geben, als er in der Verbindung des „Sonntagsjägers“ und eines guten Jagdhundes uns entgegentritt, ersterer mit reichster, vollständiger Jagdausrüstung wohl versehen, bei der das lukullische Jagdfrühstück die bedeutungsvollste Rolle spielt, aber ohne jegliches Talent für das Weidwerk, letzterer, ich möchte sagen, die im Tiere verkörperte Jagdintelligenz, die den seinem Herrn anhaftenden Mangel gern ersetzen möchte, wenn nur der letztere nicht ein so vollständiger wäre, daß das Ungeschick des Herrn dem Tiere überhaupt keine Gelegenheit bietet, seine Befähigung durch Taten zu beweisen.

Es ist keineswegs gar so selten vorgekommen, daß gute Jagdhunde ihren ungeschickten Herren nicht mißzuverstehende Beweise ihrer Geringschätzung gegeben haben. Ob freilich solche Herren das Verhalten ihres Hundes beachtet, ob sie es verstanden haben, möge unentschieden bleiben. Köstlich ist ein Vorfall dieser Art, welchen Barbou nacherzählt:

„Ein Pariser findet sich eines Tages nach Eröffnung der Jagd bei einem seiner Freunde, einem reichen Gutsbesitzer, ein. Man fordert ihn auf, mit den Jägern aufs Feld zu gehen, aber er leistet anfänglich Widerstand, indem er freimütig seine Ungeschicklichkeit ein-

gesteht. Endlich aber läßt er sich doch überreden und man vertraut ihm den besten Jagdhund des Hauses an.

Der Hund, ein prächtiger Brack, ist gehorsam und begleitet den Freund. Sie begeben sich ins Jagdgebiet. Am Feststehen des Hundes vor dem Wilde war kein Zweifel. Rebhühner fliegen von allen Seiten auf, zwei Flintenschüsse begrüßen sie, aber kein Huhn ist getroffen. Der Hund beginnt weiter das Feld zu durchstreifen. Bald hält er von neuem an, ein Hase springt auf. Wieder sind zwei Büchsenschüsse vernehmbar, der Hase läuft um so schneller. Voll Unruhe wendet sich der Brack um, gleichsam unzufrieden. Indes als wohl erzogener Hund, welcher die einem Gaste gebührenden Rücksichten zu würdigen weiß, begibt er sich wieder ins Feld. Zum drittenmal steht er, die dritte Salve ertönt, aber wieder kein Erfolg!

Der Hund wendet sich abermals um, scheint schwankend zu sein und fragt sich, ob er fliehen und zu einem dieser Bezeichnung würdigen Jäger stoßen soll. Endlich steigen zum viertenmal Hühner auf, welche gleichfalls mit der Furcht davon kamen.

Da, während sein augenblicklicher Herr mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen zuschaut, wie die Hühner davonfliegen, läuft der Hund, aufs tiefste gedemütigt, hinter den Jäger und hebt, allerdings in hohem Grade unehrerbietig, einen Hinterfuß gegen den ungeschickten Tölpel. Er konnte in keiner anderen Weise ihm seine Verachtung bezeugen, nachdem er in seiner Würde so tief gekränkt worden war."

Und wie mancher von den braven Hunden wird alljährlich von solchen ungeschickten Jägern getötet oder verletzt!

Was wohl ein edler Jagdhund, um teures Geld von einem Sonntagsjäger erworben, denken mag, wenn er den Eifer, den er selbst in Ausübung seines Dienstes beweist, durch nichts als durch Fehlschüsse belohnt sieht?

Kapitel 9.

Fürstliche und herrschaftliche Jagdveranstaltungen und deren Einfluß auf Züchtung und Unterhalt der Jagdhunde.

Das hier zur Behandlung dargebotene Material ist ein so umfangreiches, daß ich mich nur auf die Mitteilung einer Reihe von Einzelheiten beschränken muß, um diesen Abschnitt nicht in übermäßiger Weise auszudehnen. Bietet doch die Jagdgeschichte sowohl unserer deutschen Vergangenheit, als diejenige anderer Nationen eine überreiche Fülle von Aufzeichnungen dar, welche sich auf die Unterhaltung von Jagdhunden beziehen, und in vielfacher Beziehung einen Gradmesser bilden für den Kulturstandpunkt des Zeitabschnittes, dem sie entstammen.

Die Leidenschaft der Fürsten und Herren im Mittelalter für die Jagd ist bekannt.

Karls des Großen ist bereits als eines Förderers des Jagdwesens gedacht worden.

Unter den deutschen Kaisern aus dem Hause Hohenstaufen galt namentlich Friedrich I., Rotbart, unter seinen Zeitgenossen als begeisterter Anhänger der Jägerei. Er verstand selbst die Kunst, Hunde zu dressieren. Unter ihm nahm die deutsche Jagd schon ein edleres, festliches Gepräge an.

Noch mehr war dies unter Friedrich II. der Fall. Unter ihm gewann die Jagd an Verallgemeinerung und an Glanz. Die Jagdschlösser vermehrten sich, die Jagdämter nahmen zu, deren Aufgabe es war, über das Jagdwesen zu wachen und der Pflege und Abrichtung der erforderlichen Hunde erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Bei dem Ansehen, das die Jagd das ganze Mittelalter hindurch als die würdigste, vornehmste und schönste Beschäftigung des von Krieg und Kampf ausruhenden Mannes genoß, galten solche Ämter als ungemein ehrenvoll.

Selbst die Teilnahme an beschwerlichen Kriegszügen vermochte damals die Lust zur Jagd nicht zu dämpfen. So wird beispielsweise von Wilhelm IX. von Aquitanien berichtet, daß er als Kreuzfahrer zwei große Windhunde mit sich geführt habe, welche, mit roten Halsbändern versehen, keuchend neben seinem Rosse einherliefen, und die er öfters auf Hyänen und Schakale hetzte.

Und es ist dies nicht das einzige Beispiel, daß Kreuzfahrer von Haus aus zur Jagd gerüstet fortzogen. Viele von ihnen ließen sich von Jagdhunden begleiten. Waren die Ritter doch so eng mit der Jagd verbunden, daß sie niemals auch nur in ihre Nachbarschaft ausgingen, ohne sich von einem ihrer Hunde begleiten zu lassen.

Noch im sechzehnten Jahrhundert kann trotz des Fortschrittes in manchen Zweigen des wirtschaftlichen Lebens von einer Abschwächung dieser Leidenschaft keine Rede sein, im Gegenteil steigerte sich dieselbe nur noch mehr bei dem gesamten Herrenstande und sie wurde namentlich bei den mächtigeren Fürsten gegen Ende des Jahrhunderts in ihrer Ausdehnung und ihrem Auftreten noch großartiger, aber auch noch rücksichtsloser und schroffer. Die Jagd mit ihren Abenteuern mußte den Krieg ersetzen, dessen Gefahren der Fürstenstand sich immer mehr entzog. Auch gewährte eine strenger durchgeführte Zentralisation und die Mehrung der landesherrlichen Hoheitsrechte den herrschenden Ständen viel ausgiebiger Mittel, um ihre Jagdgelüste in großartiger Weise auszudehnen und ihre Länder in einer Weise in Mitleidenschaft zu ziehen, daß man zu der Frage hingedrängt wird, wer damals es besser gehabt habe, das lang gehegte und kurz gehetzte Wild, oder der stets

gehetzte und nie gehegte Untertan, oder auch ob der wohlgepflegte und beschützte Hund oder der schwer bedrückte, schutzlose Bauer?

In dem mit Wald und Wild reich gesegneten Sachsen hatten die Fürsten bereits im fünfzehnten Jahrhundert der Jagd stark gehuldigt und es wurden die Kurfürsten seit den Tagen des landwirtlichen August leidenschaftliche Freunde der Jagd. Die Hauptwildgattung, die sich überall fand, war Rotwild. Rotwild und Schwarzwild aber mag wohl an sich in den Waldungen nicht so häufig gewesen sein, als es später infolge Hegung der Landesherren wurde. Erst im vierzehnten Jahrhundert erscheint der Fasan als neues Federwild. Niederes Wild fand sich nur in geringer Anzahl vor, Hasen in größeren Mengen nur in den „Hasenhegen“. Zur Hegung des Wildes ließ der genannte Kurfürst 1565 einen Wildzaun entlang der ganzen sächsischen Grenze gegen Böhmen errichten.

Zu Jagdhunden wurden in der Regel Leit-, Spür- und Jagdhunde verwendet. Zu Bären- und Schweinshatzen nahm man schwere Hunde; gegen Hasen und Füchse sowie zur Vogelbeize gebrauchte man Windhunde und Vogelhunde.

Schon damals war der Jagdapparat an Jägern, Pferden und Hunden, den man zu Hetzjagden auf Rot- und Schwarzwild brauchte, nachdem man es zuvor durch Versuche aufgespürt hatte, ein beträchtlicher.

Erst in jüngster Zeit hat man über den Ursprung jener starken, viele Jahrhunderte hindurch hochgeschätzten und viel verwendeten Hunde Nachforschungen angestellt. Das Ergebnis hiervon enthält nachstehende Mitteilung:

Die im Mittelalter als Hetzhunde und Solofänger sehr beliebten Hunde, die Allans, riesenstarke, kurzhaarige Doggen, leitet Dr. Lafite von den Hunden der Alanen ab, deren dem Steppenvieh verwandte Rindviehrasse er ebenfalls noch in den Maraîchins der Landschaft Aunis, die ja ihren Namen von den mit den Westgoten gekommenen Alanen trägt, zu erkennen glaubt.

Die Allans waren bis in die neueste Zeit die Lieblingshunde der Metzger in Südwestfrankreich, sie verschwanden aber rasch, seit die Hundefuhrwerke von der Polizei verboten worden sind.

Was die oben bereits berührten Jagdveranstaltungen in Sachsen anlangt, so war schon unter Herzog Albrecht um das Jahr 1468 ein besonderes Jägerhaus in Dresden errichtet worden, und zwar dasjenige, welches auf der sogenannten Viehweide vor dem Wilsdruffer Tore gelegen war. In den bei demselben eingerichteten Hundezwingern befanden sich stets einige Hundert Hunde in Pflege.

Bereits unter seiner Regierung waren gute Jagdhunde sehr geschätzt, namentlich galten die „raschen Hunde“ aus der Schweiz

sehr hoch. Ernst hatte in seinem und Albrechts Namen mehrere solcher Tiere bei dem Ritter von Rechberg bestellt. Letzterer erstattete einen ausführlichen Bericht, als er drei Jagdhunde und einen Leithund sandte. „Euer Gnaden," schreibt er, „soll glauben, daß der Leithund von der beßten Art ist, er ist aber nit ausgangen und ist doch über seine Zeit, daß ich sorg habe, er werde vor ersten nicht gefallen, aber ich hab keinen Zweifel, so ihn Ew. Gnaden arbeiten läßt und ausführen, er wird seinen Eltern nachschlagen. Die Jagdhunde sind alle drei vest, rasch und laufen gern mit Hirschen." Zum Schluß bemerkt er, er hoffe, „die Hunde würten ihr gutes Wort behalten und viel Kurzweil gewähren".

Man hielt also viel auf Abstammung von „guten Eltern". Dies wird bestätigt durch die Sendung einiger Hunde „von dem alten Lappen", also wahrscheinlich von einem guten Jagdhunde, mit welcher Herzog Wilhelm die beiden Fürsten Ernst und Albrecht erfreute.

Ein zweites Jägerhaus wurde unter Kurfürst August I. um 1568 in Altdresden, der heutigen Neustadt, angelegt. Ein unter Christian I. errichtetes drittes Jägerhaus, welches unter Christian II. mit dem „langen Zeughause", auch unter Johann Georg I. „mit dem fördersten großen steinernen Stocke nach der Stadt zu erweitert", wurde im Juli 1617 vollendet. Hinter dem Quergebäude waren zum Unterhalt der Jagdhunde Zwinger eingerichtet nebst Wohnungen für die zur Wartung der Hunde benötigten Leute. Im Jahre 1740 wurde zu letzterem ein großer englischer Hundestall hinzugefügt, welcher 90 Ellen lang und 18 Ellen breit war. Alles also großartige Anlagen zugunsten der Jagdhunde.

Kurfürst August von Sachsen, 1559 bis 1586, entzog bei seinen großen Güter- und Länderankäufen den Vasallen das Jagdregal, allerdings mit Wahrung der im Lehnsrecht begründeten Rechtsunterlagen und gegen „billige" Entschädigung. Trotz der Masse des Wildes, namentlich des Schwarzwildes, wurde dieses durch die die Landbevölkerung drückendsten Maßregeln geschützt, deren Hunde stark in Mitleidenschaft gezogen waren. Schäferhunde mußten Klöppel tragen, die Bauernhunde an die Kette gelegt werden. Ganze Dörfer wurden zur Herstellung von Wildbahnen verlegt, und die Dorfschaften in den Ämtern Pirna und Königstein konnten sich vor der gleichen Maßregel nur dadurch retten, daß nur unter der Bedingung der Abschaffung aller Hunde die die Getreidefelder gegen das Wild schützenden Hecken und Umfriedungen nicht mußten niedergelegt werden.

In einzelnen Kreisen wurden Häuser errichtet zur Bergung des Jagdgesindes sowie zur Unterbringung der Masse von Jagdhunden, die sonst Klöstern, Gemeinden oder einzelnen zur Unterhaltung zugewiesen waren, wie dies bereits besprochen worden ist.

Zur Hasenjagd bediente sich der Kurfürst gern eines „kleinen

Jagdhündleins, das zur Jagd gut" war, und den Namen **Kikebusch** führte.

Zur Befriedigung der kurfürstlichen Leidenschaft für das Weidwerk wurde selbst die Gesetzgebung grausam. Da die oben erwähnte Verordnung bezüglich der Klöppelung der Hunde nichts half, so sollte nach einer Verordnung Christians I. allen Hunden, welche die Untertanen mit auf das Feld nahmen, ein Vorderfuß abgelöst werden (!).

Daß die jagdeifrigen Kurfürsten Sachsens für die Pflege ihrer zahlreichen Jagdhunde mannigfache Leistungen von ihren Untertanen forderten, ist selbstverständlich. Einzelnen Gütern wurden Hunde zur Fütterung übergeben. Die Scharfrichter mußten die verwundeten Hunde unentgeltlich heilen. Die Besitzer des freien Hofes zu Sosa hatten einen Jagdhund zu dressieren.

Bei dem Umfange der veranstalteten Jagden, beispielsweise im Jahre 1565, wo der Kurfürst eigenhändig während der Pirschzeit 104 Hirsche erlegte, im Jahre 1566, wo er 330 Hirsche schoß, 1586, wo 80 lebende Füchse auf einmal gefangen wurden, sowie bei den häufigen Hetzjagden auf Wildschweine, die in zahlreichen Saugärten gehalten wurden, und deren der Kurfürst im Jahre 1579 nicht weniger als achtzehn besaß, wurde natürlich ein überaus starker Bestand von Jagdhunden erforderlich. Die Unterbringung derselben gab auch in Sachsen Anlaß zu wohlbegründeten Beschwerden. Sie waren, wie anderwärts geschah, auch hier an Klöster, Gemeinden, Forstbediente und Abdecker zur Ernährung übergeben, oder auch in besonderen Hundehäusern untergebracht.

Das Kloster Heilingen hatte im Jahre 1556: 30, das Kloster Heiligenkreuz ebensoviele zu unterhalten.

In Jahre 1569 wurden die Fleischer in den Städten aufgefordert, gute Lautläufer aufzuziehen und jährlich, wenn sie gefordert würden, deren zwei folgen zu lassen, „der Kurfürst werde sich dagegen, wenn sie zu ihrer Kinder Hochzeit Wildpret bedürften, auf schriftliches Ansuchen mit Gnaden bezeigen".

Im Jahre 1577 wurde Bericht eingefordert, wieviel Abdeckereien in jedem Amt vorhanden seien, und wieviel Jagdhunde auf jeder erhalten würden oder erhalten werden könnten.

In demselben Jahre wurde befohlen, daß die früher neu erbauten, später jedoch eingegangenen Hundehäuser und Hundeställe mit der dazu gehörigen Gräserei den Meistbietenden vermietet und von diesen über den Zins in gutem Stand erhalten werden sollten. Die Erbauung der Hundehäuser hatte wahrscheinlich den Beschwerden der Gemeinden wegen der aufgedrungenen Jagdhunde abhelfen sollen.

Wie stark die Landgemeinden für die Unterhaltung der kurfürstlichen Jagdhunde in Anspruch genommen wurden, ist aus einem

Bericht ersichtlich, den der Amtmann Wolf von Schönberg zu Rochlitz im Jahre 1556 darüber erstattete, daß sich die Gemeinde zu Wickersheim der Hunde halber als einer Neuerung beschwert hätte, während doch Kurfürst Moritz ins Amt befohlen habe, jeder größeren Dorfschaft zwei zur Schweinshatz taugliche Hunde aufzulegen.

Da dieser Bericht einen Einblick gewährt in die an die Gemeinde gestellte Forderung, sei aus demselben folgende Stelle wörtlich hier angeführt: „Will aber nicht verhalten, daß ich als Oberförster von Kolditz etliche Rüden, so kurfürstl. Gnaden zur Schweinshatz nächst gebraucht, durch den Forstknecht ins Amt anher geschickt, befohlen habe, nach Wickersheim, wo 32 besessene Mannen sind, zwei Hunde zu bringen; darauf haben die andern drei Dorfschaften, so kaum drei oder vier Häuser haben, willig einen Hund genommen, die von Wickersheim aber haben solche Hunde dem Landknecht auf andern Wegen wieder gebracht und ihm trotziglich vors Haus gebunden."

Der Amtmann ließ die Hunde zurückbringen und drohte der Gemeinde mit gebührender Strafe, wenn sie sich ihrer Verpflichtung entzögen oder die Hunde Schaden nähmen, denn von einer Neuerung sei hier nicht die Rede und ihre Klage mutwillig.

Bei Abhaltung der Jagden selbst hatten die Bauern außer anderen auch die Verpflichtung, die Hunde zu ziehen, die Hammermeister aber im Amte Krottendorf mußten für zwei Jäger mit Jägerjungen, Hundebuben und Hunde Herberge, Mahl und Futter beschaffen.

Unter Johann Georg I. erreichte das Jagdwesen am sächsischen Kurhofe eine ganz ungeheuere Ausdehnung.

Der Jägerhof zu Dresden beherbergte stets eine ungeheure Zahl der vorzüglichsten Jagdhunde. Im Jahre 1654 wurden daselbst verpflegt 37 Doggen und Bärenbeißer, sowie 315 der ausgesuchtesten Jagdhunde aller Art, darunter 40 Saufinder und 50 Dachsschleifer.

Die Veranstaltung von Bärenhetzen erforderte starke Meuten. So wurde im Jahre 1574 ein im Lautersteiner Forste gefangener Bär mit 50 Saurüden gehetzt (37).

Die ersten englischen Hunde zur Verwendung für die um diese Zeit in Sachsen zunächst versuchsweise einzuführende Parforcejagd wurden von Johann Georg IV. im Oktober 1692 erstmalig gebraucht, und es wurde vom Jahre 1694 ab zu dieser Jagd jährlich die Summe von 6000 Taler für die gesamte Equipage an Pferden, Hunden, Jagdzeug usw. festgesetzt.

Als im Jahre 1698 dem vom Kurfürst als Statthalter für Sachsen erworbenen Fürsten Anton Egon von Fürstenberg das kurfürstliche Jagdschloß Wermsdorf zu vollständigem Nießbrauch, auch der Jagdgerechtigkeit, eingeräumt worden war, begann für die Geschichte der Parforcejagd ein neuer Zeitabschnitt, da der Fürst, welcher während seines Aufenthaltes in Frankreich Geschmack

an dieser Art der Jagd gefunden hatte, diese nach französischem Muster in Sachsen einführte. Selbstverständlich war zur Durchführung dieser Jagden eine wesentliche Erhöhung des Bestandes an Hunden erforderlich, und es wurden solche nebst Pferden aus Frankreich und England bezogen und in dem am Schlosse zu Wermsdorf erbauten Jägerhofe untergebracht. Von dem Stande der Jagdequipage aber, zu der die Hunde gehörten, verlautet nichts. Es muß jedoch dieser Stand ein stattlicher gewesen sein, wenigstens im Jahre 1703, in welchem die Parforcejagd des Fürsten so glänzend gediehen war, daß er dem König etliche von seinen Hunden überlassen konnte.

Der Hundezwinger König Augusts II. befand sich im Jägerhof zu Altdresden, es wurden aber die königlichen Kammerhunde am Stalle bei dem Löwenhause verwahrt. Unter anderen kostbaren Exemplaren besaß der König auch einen Hatzhund von 4½ Fuß Länge.

Der Bestand des Hundezwingers weist um diese Zeit, wo die Parforcejagd wieder aufgefrischt wurde, nachstehende Hunde auf: 100 alte, 40 junge Hirschhunde, 35 Hasenhunde und 15 junge. Jeder Hund kostete täglich einen guten Groschen. Die jungen Hunde erhielten Milch. Da als jährliche Gesamtausgabe für die Hunde nur die Summe von 2889 Reichstaler 14 gute Groschen angegeben wird, können dieselben nur in den Jagdmonaten in königlichem Futter gestanden haben, und es trat für die übrige Zeit die seit Kurfürst Augusts Regierung bestehende Einrichtung in Kraft, die kurfürstlichen Hunde bei einer Anzahl von Offizianten und Grundstücksbesitzern im Lande besonders aber auf den „Meistereien", d. i. den Scharfrichtereien, unterzubringen, denen die Verpflichtung als Zwangslast ihres Amtes, ihres Grundstückes oder Gewerbes oblag, diese Hunde treulich zu verwahren und zu unterhalten. In den Kaufs- oder Pachturkunden wurde diese Verpflichtung von Amts wegen festgelegt.

Es kam vor, daß, wenn in Wermsdorf die Meute aus Gesundheitsrücksichten täglich spazieren geführt wurde, sie sich bei diesen Ausgängen zuweilen gegen das Vieh der Bauern brutalen Neckereien hingab, die verschiedenemale zu Reibungen zwischen Jägerei und Viehstandsbesitzern führte.

Wie die von dem Fürsten in Wermsdorf ins Leben gerufenen Schöpfungen in großartigem Stile diesen mit Stolz und Freude erfüllten, so legte er auch großen Wert darauf, die besten Tigerhunde zu besitzen. Dieser seiner Hunde rühmt sich der Fürst 1710 in einem Schreiben an den Graf Flemming „sonderlich, indem sie nicht allein sehr schön und schier alle getigert, sondern deren auch in ganz Europa, wie teuer man sie auch bezahlen wollte, fast keine mehr zu bekommen seynd, daß ich mich flattieren kann, nunmehr der erste

zu seyn, der mit gut und schönen französischen Hunden noch versehen ist." Auch lobt der Fürst seine Windspiele.

Beim Tode des Fürsten im Jahre 1716 war der Bestand seines Hundezwingers folgender:

„67 Stück vor den Hirsch,
47 junge Parforcehunde,
25 engeländische Hasenhunde,
5 desgl. junge,
29 Windspiele,
4 Leithunde,
4 Saufinder,
8 große Schweinshunde,
1 vorstehende Hündin."

Dazu kam noch ein junger Hund, der vom **„Bouffon"**, dem Leibhund des Fürsten gefallen. Einige der für die Wildschweinshatz bestimmten Wind- und Rüdenhunde befanden sich auf den Meistereien, sowie auch Hunde als in Donaueschingen befindlich aufgezeichnet wurden.

Trotzdem die Gesundheit des Königs infolge der Verwundung durch einen Biß, den ihm ein Bär im Oktober 1716 in Warschau zugefügt hatte, eine sehr angegriffene war, wurde gleichwohl am 22. Januar 1717 dem Baron Gall die interimistische Leitung der Parforceequipage übertragen. Zu dieser gehörten auch 200 Hunde, und es wurden die im Hermsdorfer Schloß- und Jagdhause nötigen Reparaturen auch an den Hundeställen angeordnet.

Als dem Kurprinz Friedrich August im März 1719 vom Könige die gesamte Equipage zu Wermsdorf mit Verstattung der Jagd übergeben worden war, errichtete der König 1720 ein Jagdhaus am Jägerhof, in welchem die für die Dresdener Jagdvergnügungen erforderlichen Hunde gehalten wurden.

Nachdem im Jahre 1724 der prachtvolle Palast, die Hubertusburg vollendet worden war, wurden auch hier zahlreiche Meuten von Hunden in den für ihre Unterbringung bestimmten Gebäuden eingestellt. Mit der wachsenden Eleganz des Hubertusburger Lebens und den erweiterten Räumlichkeiten war eine Vermehrung des Jagddepartements verknüpft.

In Dresden wurde im Jahre 1733 der Jägerhof, das jetzige Landstallamt, erbaut. Hier waren die Piqueure mit den Pferden und Hunden untergebracht.

Die Hatzjagden auf Sauen wurden unter König Friedrich August I. sowohl mit Netzen und Tüchern eingestellt, aber auch teilweise ganz im Freien abgehalten. Zu solchen Jagden diente eine besondere Art von Hunden, welche Hatzhunde hießen, sie waren ge-

waltig stark und von flinken Läufen. Es gab deren zweierlei, solche von reiner Rasse und andere, die von Fleischern und Landleuten gekauft wurden.

Zu einer Hatze gehörten acht bis zehn Hunde, welche zusammen auf eine Sau gehetzt wurden und auch sonst immer zusammenblieben, um einander bekannt zu sein.

Die Hatzen, welche aus zusammengesetzten Hundearten bestanden, hießen Keifhatzen.

Eine besonders schöne Hatze war die Leibhatze der Königin, deren Hunde sämtlich weiß waren, mit gelben Flecken, sehr groß, stark und tüchtig. Die Leibhatze des Königs bestand aus lauter schwarzen Hunden mit weißen Abzeichen, welche gleichfalls sehr brav waren. Hunde, welche die Fähigkeit besaßen, die Sau beim Decken vorn so zu überspringen, daß sie mit ihrem Leibe auf der einen Seite der Sau haften blieben, und auf der entgegengesetzten sie am Gehör packten, wurden besonders hoch geschätzt, weil sie auf diese Weise der Gefahr, geschlagen zu werden, entgingen, auch weil die Sau dadurch augenblicklich zum Stillstehen gebracht wurde. War ein Hund überdem auch noch so schnell im Laufen, daß er beim Hatzen vor den anderen die Sau erreichte, dann besaß er alle Haupttugenden und wurde als Matador ausgezeichnet, denn er allein schützte alle übrigen Hunde der Hatze vor der Gefahr, verwundet zu werden.

Bei den Hatzen ritt der König an die Stelle, wo die Sau gedeckt worden war, hin, stieg vom Pferde und fing, nachdem die Hunde abgebrochen waren und das Schwein ausgehoben worden, eigenhändig das Tier ab.

Es waren auch immer einige Windhunde bei den Hatzen zur Hand, um nötigenfalls die vorkommenden Rehböcke und Füchse durch sie zu hetzen.

Die Hatzhunde jagten nur so lange, als sie das Tier im Auge behielten. Deshalb standen an den Hatzplätzen immer zwei bis drei Hatzen, über die ein berittener Jäger oder ein jagdkundiger Jagdteilnehmer die Aufsicht führte.

Was die Hirschparforce anbelangt, so zählte man an Hunden zur Hirschjagd im Jahre 1725 einen Bestand von 200 alten und 50 jungen Hirschhunden.

Die Hasenhunde, Windhunde und Sauhunde, welche von der Unterhaltung des Kommandanten ausgeschlossen waren, vermehrten den Bestand um ein Beträchtliches.

Eine Jagd ganz eigentümlicher Art wurde am 9. Juni 1725 in Pillnitz abgehalten und damit der Beweis geliefert, wie sehr man es in jener Zeit liebte, die Jagdliebhaberei auch in Absonderlichkeiten zu zeigen. An dem bezeichneten Tage fand eine „Miniaturjagd“ statt, d. h. eine Jagd, bei welcher alles, was aktiv und passiv

daran beteiligt war, klein sein mußte: kleine Jäger (Knaben), kleine Hunde, kleines Wild; letzteres bestand nur aus Hasen und kleinen Tieren, als Jäger traten auf 24 Knaben, deren jeder ein kleines Hündchen bei sich hatte. Anführer dieser Jägerschar waren zwei Zwerge.

Wenn die Hunde zur Abhaltung von Jagden, sei es von Dresden oder von Hubertusburg auswärts verwendet wurden, und deshalb in verschiedenen Rittergütern untergebracht werden mußten, so wurde auch in solchem Falle stets ihrer Pflege und Schonung größte Aufmerksamkeit gewidmet. Als im Jahre 1738 die Meuten auf dem Rittergutshofe zu Seerhausen untergebracht waren, veranlaßte Baron Feullner den Besitzer des Ritterguts zur Pflasterung des Wagenschuppens, in welchem die Parforcehunde auf die Dauer des „Campements" untergebracht wurden, „maaßen sich vorm Jahre s. v. die Jauche nicht setzen können und beständig naß gewesen, welches bey denen Hunden eine und andere Maladie verursachet".

Am 1. Februar 1738 bestand die königliche Parforcejagdequipage aus 200 Hirschhunden, 51 jungen Hirschhunden, 22 Leithunden, in Summa 273 Stück.

Es wurden Hunde nicht allein für jede Wildart besonders gehalten, sondern auch für jede Jagdart, ja, oft sogar für die einzelnen Abschnitte einer Jagd.

Es werden im Jahre 1751 aufgezählt:

1. Leithunde, zum Bestätigen und Aufsuchen von Hirschen; 2. Lancierhunde, um den Hirsch zu lancieren; 3. englische Doggen zu Bären- und Sauhatzen; 4. Hirschhunde zur Parforcejagd; 5. deutsche, leichte Hetzhunde; 6. Bären- und Bullenbeißer; 7. dänische Blendlinge zum Hetzen der Sauen und Füchse; 8. Schweißhunde; 9. Pirschhunde; 10. Schießhunde, welche zwischen Schweiß- und Hühnerhund standen; 11. Saubeller oder -Finder; 12. Saurüden; 13. Windspiele; 14. Biberhunde; 15. Otterhunde; 16. Pudel zur Wasserjagd; 17. Dachshunde; 18. Hühnerhunde; 19. Auerhahnbeller; 20. Fasanenbeller; 21. englische Hasenhunde, zum Aufsuchen und Herausstoßen der Hasen gebraucht.

Hiermit ist aber auch der Glanz- und Höhepunkt des Jagdlebens und zugleich der Hundehaltung erreicht (der gerade am sächsischen Kurhofe sich entfaltet hatte). Es kam der Krieg und die Parforcejagdequipage wurde durch ihn in die traurigste Lage versetzt. Der Bestand des Hundezwingers verminderte sich von Jahr zu Jahr, und am Ende des Krieges war der Hundebestand bis auf neun Hirsch- und drei Leithunde zurückgegangen. Auch hatte der Krieg die Forsten und die Jagd arg verwüstet.

Friedrich August der Gerechte ließ allerdings den Jägerhof zu Dresden als Jagdzeughaus mit dem Hundezwinger noch fort-

bestehen, und von Zeit zu Zeit sah man zu den Parforcejagden in den Pillnitzer und anderen Wäldern eine Schar von mehr als einhundert Hunden, geführt und überwacht von einigen Piqueurs zu Pferde mit gewaltigen Hetzpeitschen auf der Straße.

Immerhin sind die Jagdergebnisse des Königs, die er seinen Hunden zu verdanken hatte, recht bedeutende. Das über alle Jagden geführte Tagebuch zählt in 43 Jahren bis 1825 folgende Wildstücke auf, die vor den Hunden par force gejagt und gefangen wurden: 113 hauende Schweine, 225 angehende Schweine, 757 Keiler, 621 Bachen, 894 Frischlinge, 2 Moldauer Schweine, 1 Schmaltier und 32 Stück Rehwild.

Die Konstitution von 1831 brachte der Jagd in Sachsen die empfindlichste Einschränkung. Der Jägerhof wurde aufgehoben und zu einer Reiterkaserne umgestaltet.

Die Zeit, welche für die Hunde, soweit sie der Jagd dienten, in gewissem Sinne eine Zeit des Glanzes und oft peinlicher Fürsorge, anderseits aber auch eine Periode übermäßiger Anstrengungen und zum Teil qualvoller Schmerzen gewesen ist, war zu Ende gegangen.

Eine neue Parforcejagd wurde in Sachsen durch den bewährten Lehrmeister der Kavallerie, General Senfft von Pilsach eingeführt, und zwar in Rücksicht auf die Ausbildung dieser Waffe im Reiten. Der lange, seit 1815 andauernde Friede hatte die Erziehung und Ausbildung der Kavallerie in falsche Bahnen geleitet; die Truppe besaß keine Übung, dort zu reiten, wo sie berufen ist, gegebenenfalls zu fechten. Das praktische Reiten war gänzlich vernachlässigt worden. Übung im Querfeldeinreiten erwies sich als notwendig.

Der Krieg in Italien im Jahre 1859 bewirkte einen Wandel in dieser Beziehung, nachdem das 10. österreichische Husarenregiment unter Oberst Freiherr von Edelsheim außerordentliche Erfolge erzielt hatte, weil es für das eigentümliche Gelände besonders geschult worden war.

Von dieser Zeit her, also aus dem Anfang der sechziger Jahre schreibt sich der Umschwung in der Ausbildung der deutschen, mithin auch der sächsischen Kavallerie. Man strebte durch Veranstaltung von Rennen mit Hindernissen, Schnitzeljagden und dergleichen Offiziere und Truppen zu tüchtigen Reitern auszubilden.

Zu diesem Zwecke wurde in Sachsen eine regelmäßige Parforcejagd gegründet, die den Offizieren Gelegenheit bieten sollte, das Querfeldeinreiten zu üben. Hier nun gewinnen auch die Hunde wieder an Bedeutung.

„Das Reiten hinter den Hunden bei der Jagd auf Wild hat den großen Vorzug, daß man nie weiß, wohin und wie lange dasselbe läuft. Die Reiter sind genötigt, den Hunden direkt zu folgen, um die Jagd nicht zu verlieren."

Zur Veranstaltung solcher Jagden eignete sich aber besonders die Gegend um Großenhain, welche mit ihren vielen Gräben sowie größeren und kleineren Wasserläufen für besonderes schwierig ausführbare Reitjagden passend erscheint.

Es wurde im Sommer 1865 der „Großenhainer Hetzklub“ gegründet, und zunächst mit Windhunden gejagt, die von verschiedenen Herren geschenkt worden waren. Die Hunde wurden bei dem Gemeindevorstand Heerig in Folbern untergebracht. Es wurde mit Hasenhetzen begonnen. Im Jahre 1867 aber ging der noch heute bestehende Verein zur Veranstaltung von Parforcejagden über. Es wurden englische **harriers** beschafft, die in einer Meute von 12 bis 15 Koppeln angekauft wurden, gleichzeitig auch große Jagdreviere gepachtet. Im Sommer 1868 traf die Meute in Großenhain ein und wurde in der hierzu gemieteten Paulsmühle untergebracht. Auch ein „Hundejunge“ trat in Dienst, nachdem ein **huntsman** schon einige Jahre zuvor entlassen worden war. Da der Hundejunge nicht reiten konnte, wurde der vom Klub angestellte Förster auf „Komisch“ gesetzt, um die Hunde auszuführen, da sie seit längerer Zeit an dieses Pferd gewöhnt waren.

Mit dieser neuen Meute wurde am 8. Oktober 1868 die erste Probejagd geritten, bei welcher in Ermanglung eines **huntsman** der Begründer Oberst von Senfft die Hunde führte. Es wurde eine Sau bei Göhre ausgesetzt und bei Reinersdorf von den Hunden gestellt. Weitere Jagden schlossen sich sofort an, am 12. Oktober wurde eine Fuchsjagd geritten. Um den Hunden Ruhe zu gönnen, fand am 13. eine Schnitzeljagd statt, der am 14. wieder eine Fuchsjagd folgte. Da in der Gegend viele Füchse vorkamen, bildeten Fuchsjagden in den ersten Jahren die hauptsächlichste Jagdunternehmung.

Der bis dahin noch fehlende **huntsman** wurde im Frühjahr 1869 eingestellt, so daß die Meute von da an regelmäßig für ihren Zweck vorbereitet werden konnte.

Nach dem französischen Kriege, während dessen General von Senfft das Jagen auf Damwild kennenlernte, wurde auch diese Jagdart in Großenhain eingeführt und zu diesem Zwecke englische **fox hounds** angeschafft. Das Wild zu den Dam- und Schwarzwildjagden wird seit Mitte der siebziger Jahre aus dem Moritzburger Tiergarten unentgeltlich überlassen.

Der Aufwand für die Hunde der Großenhainer Meute ist nicht unbeträchtlich. Der Ankauf solcher erforderte allein schon im Jahre 1877: 641 Mark, 1886: 1756 Mark, 1891 für 9½ Koppeln 1800 Mark und 1895, 8½ Koppeln 1600 Mark.

Die Großenhainer Meute nahm im Jahre 1889 bei der öffentlichen Veranstaltung des Festzuges zum Jubiläum des Hauses Wettin in Dresden Anteil, in welchem sie mitgeführt wurde.

Entbehren nun diese Jagden mit der trefflichen Großenhainer

Meute nicht eines gewissen Glanzes, so reichen sie doch bei weitem nicht zu der Prachtenfaltung früherer Zeiten hinan.

Wir verlassen aber die bezüglich der Verwendung von Hunden sicherlich nicht uninteressanten Jagdschilderungen, die gerade am sächsischen Hofe und in neuester Zeit unter Teilnahme einzelner Herren desselben als hervorragende Veranstaltungen unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken, um uns weiterhin den gleichen Unternehmungen an anderen deutschen Höfen zuzuwenden, soweit dem Hunde bei deren Ausführung ein wesentlicher Anteil der Mitwirkung zufällt.

Die dem Westen von Berlin benachbarten Waldungen, welche im sechzehnten Jahrhundert noch bis an die Stadt heranreichten, waren damals reich an Wild und deshalb einladend zu Jagdbelustigungen, die denn auch von den Landesfürsten eifrig gepflegt wurden.

Auch am preußischen Hofe fand die französische Jagdweise Eingang, wenn sie dort auch niemals in solchem Umfange wie in Sachsen geübt worden ist.

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen war bekanntlich ein eifriger Weidmann und jagte während seines, Ende August beginnenden zweimonatlichen Aufenthaltes in den im Kreise Teltow gelegenen Revieren des Jagdschlosses Königswusterhausen alle Tage. Mehr als 100 Parforcehunde und ein besonderer Marstall von etwa 60 Pferden wurden daselbst gehalten. So groß aber auch die Zahl der Jagdhunde war, und wenn diese einander auch noch so ähnlich waren, so kannte der König dennoch den Namen eines jeden Hundes. Der König selbst bestimmte unter den neu geworfenen jungen Hunden diejenigen, welche aufgezogen werden sollten.

Zur Nahrung der Hunde war außer der gewöhnlichen Menge von Roggenbrot wöchentlich ein Stück Rindvieh bestimmt. Außerdem wurde ihnen nach den Parforcejagden ein Teil des gehetzten Wildes unter dem Namen des „Jägerrechts" überlassen.

Die Preisgebung des Hirsches an die Hunde bot nach beendeter Jagd noch einen Akt der Belustigung für den König und den Hof dar. Die Hunde wurden nämlich, sobald der König in den Schloßhof eintrat, durch eine Gittertür eingelassen. Doch nicht ohne Schwierigkeit konnten dieselben zu ihrem Jagdrecht gelangen, indem ein Piqueur eine Zeitlang mit dem Hirschgeweih dasselbe verteidigte, der Kopf des Hirsches hochgehalten und, als ob er noch lebte, unter verschiedenen Bewegungen ihnen entgegengehalten wurde. Plötzlich, wenn die Gier der Hunde bis zum äußersten gestiegen war, wurde die Haut des Hirsches, welche die zerlegten Stücke bedeckte, hinweggezogen, und diese den hungrigen Hunden preisgegeben. Während dieser Zeit bliesen die Piqueure lustige Fanfaren, welche mit dem lauten Geheul der Hunde einen wunderbaren Zusammenklang bildeten. Der König fehlte niemals bei dieser Belustigung.

Indessen war es auch hier nicht den losgelassenen Hunden gestattet, sich um ein Stück zu beißen, sondern sie wurden trotz der geringen Beute, von der unmöglich alle bekommen konnten, durch Peitschenhiebe in der größten Ordnung und Verträglichkeit gehalten, und wer nach Verlauf von einigen Stunden in den Schloßhof kam, sah sie insgesamt sauber und gereinigt je zehn oder zwölf beisammen in ihren Häusern auf Stroh liegen.

Sie waren gewöhnlich weiß und hatten große braune, schwarze oder rötliche Flecke und breite, ziemlich lang herabhängende Ohren.

In dem zum Jagdschloß von Letzlingen in der Letzlinger Heide im Regierungsbezirk Magdeburg gelegenen Jagdreviere wurde unter König Friedrich Wilhelm IV., nachdem man den durch Wilddiebe verursachten großen Schaden namentlich im Jahre 1847 in besonders empfindlichem Maße erkannt, von den dortigen Forst- und Jagdbeamten große Sorgfalt auf die Veredelung, Fortpflanzung und Abführung von Schweißhunden verwendet, und nur diejenigen Schutzbeamten mit dem Abschuß des Wildes beauftragt, welche sich mit der Erziehung und Abführung der Schweißhunde zu beschäftigen wußten, und einen guten Schweißhund hielten. Eine Meute von Saufindern und Sauhetzhunden bestand damals in der Heide nicht, sondern nur einzelne dieser Hunderassen wurden von den Oberförstern und Förstern auf ihre Kosten gehalten und in dem Sautreiben bei Hofjagden mit verwendet. Erst nach der Einverleibung von Hannover wurden die dort noch vorhandenen Saurüden akquiriert und von 1872 ab durch Rüdemeister in den Saujagden auch bei den Letzlinger Jagden geführt. Diese Meute ist in Hannover und Umgegend stationiert und kommt jedes Jahr vor den Jagden nach Letzlingen. Ihrer wurde schon erwähnt.

Eine größere Anzahl von Hunden kam am bayrischen Hofe zur Verwendung, wo die Parforcejagd in vorzüglichster Weise blühte, und der Kurfürst, der Kurprinz und Prinz Ferdinand, ein jeder von dem anderen gesondert, jagten, wobei neben 400 Pferden die entsprechende Anzahl von Hunden in Dienst gestellt waren.

Da es aber nicht meine Absicht ist, eine ausführliche Aufzählung der von den deutschen Fürsten bei den von ihnen veranstalteten Parforcejagden in Gebrauch gewesenen Hunde zu entrollen, so darf ich von weiteren Ausführungen dieser Art wohl absehen, wie solche sich noch auf andere deutsche Fürstenhöfe, als diejenigen zu Stuttgart und Dessau, zu Hannover und Köln, bei den Fürsten von Waldeck und zu Bernburg, wo man allenthalben nach französischem Muster jagte, beziehen, und wo überall zahlreichen Hundemeuten Gelegenheit geboten wurde, dem Jagdeifer ihrer fürstlichen Herren unschätzbare Dienste zu erweisen.

Bestanden doch für die preußischen Herrscher in Wusterhausen,

in Köpenick, Friedrichstal und Rosental, für die sächsischen außer den bereits erwähnten noch in Moritzburg, Pillnitz und Grillenburg prächtige Jagdschlösser. Bayern war durch das kostbare Schloß Nymphenburg und durch Schleißheim berühmt, Braunschweig-Hannover hatte seine weltbekannte Görde als Jagdhaus aufzuweisen, in Braunschweig-Wolfenbüttel fanden starke Jagden zu Harzburg, Langeleben und Walkenried statt, den dessauischen Fürsten diente das durch Leopold berühmt gewordene Wörlitz als angenehmer Jagdaufenthaltsort, das württembergsche Haus legte auf Hohen-Aurach hohen Wert, und es standen hier überall wie an einer großen Anzahl anderer Jagdschlösser, deren Aufzählung zu weit führen würde, zahlreiche Hundemeuten jederzeit in Bereitschaft.

Hingegen dürfte es nicht ganz uninteressant sein, einer flüchtigen Besprechung der Jagdhunde in dem östlichen Teile des vormaligen Deutschen Reiches einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Ich gedenke da zuerst derjenigen in Österreich. Für den österreichischen Kaiserhof bestanden Jagdhäuser in Laxenburg, Ebersdorf, in Schönbrunn die Favorita. Unter Kaiser Maximilian I. von Österreich, der als Jäger schon durch die Sage von seinem Jagdabenteuer bei der Martinswand bekannt ist, waren neben 14 Forstmeistern und 105 Forstknechten 30 Jagdknechte mit 1500 Jagdhunden in Tätigkeit. Große Jagden waren seine Freude. Der gemeine Mann in Tirol zeigte sich dieser Jagden wegen oft gegen den Wildbann und dessen Feldschäden sehr erbittert.

Daß die Kaiser des Hauses Habsburg in der österreichischen Kaiserstadt zahlreiche Meuten von Jagdhunden hielten, beweisen die ehemals daselbst vorhanden gewesenen Rüdenhäuser.

In der früheren Zeit befanden sich Rüdenhäuser am unteren Erdberg an der sogenannten Landstraße, deren Insassen später in die Hundezwinger am Hundsturm übergingen. Dieses kaiserliche Jagd- oder Rüdenhaus war schon unter Maximilian I., welcher über die Jagd Bücher schrieb, im glänzendsten Zustande. Es barg die Wohnsitze für die englischen, die Wind-, Leit- und Vorstehhunde. Diese Hunde mußten von den Fleischhauern und Fleckfiedern ernährt werden, eine uralte Dienstbarkeit, welche nach der Erbauung des Lustschlosses Schönbrunn zum Teil auf den Hundsturm überging.

Auch das Stift Klosterneuburg hatte die Obliegenheit, für den Hof Jagdhunde zu unterhalten, der Sage nach zum Andenken daran, daß durch das Gebell der Hunde der längst verlorene Schleier der Markgräfin Agnes wieder entdeckt und hierdurch zur Gründung der „Canonie Neuburg“ der Anlaß gegeben wurde.

Bei der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken, während welcher Klosterneuburg wütend gestürmt, von dem Laienbruder Marcellin Ortner aber heldenmütig verteidigt wurde, steckten die

fliehenden Barbaren rachedurstig die Vorstadt nebst dem Hospital in Brand. Die kaiserlichen Jagdhunde waren dort in ihrem Stalle eingesperrt. Alles ringsum ging in Flammen auf, sogar ein hart am Hundestall stehender grüner Nußbaum, der Stall aber blieb unversehrt. Dieser Umstand trug viel dazu bei, den Mut der Belagerten aufrecht zu erhalten, welche meinten, es sei ihnen hierdurch von der Stifterin Agnes selbst ein Wahrzeichen der Errettung und Erhaltung gegeben worden.

Im letzten Jahre der Regierung Maria Theresias wurde das Rüdenhaus für 10.000 fl. verkauft.

Unter Kaiser Maximilian II., welcher ebenfalls als großer Jagdliebhaber bekannt ist, war für die Pflege zahlreicher Meuten in vorzüglichster Weise gesorgt. Der Kaiser unterhielt einen außerordentlich reichhaltigen Bestand von Jagdhunden, deren Wartung einem zahlreichen Dienstpersonal anvertraut war, darunter zwei Rüdenmeister und neun Rüdenknechte. Überdies befanden sich bei dem Hoffalkenmeisteramt außer zahlreichem anderen Personal zwei Knechte nebst einem Jungen für die Wind- und Wachtelhunde.

Alle Hundearten der Erde, welche nur irgendwie Verwendung für die Jagd zuließen, waren in den Hundeställen der kaiserlichen Jagdschlösser versammelt. Da gab es englische Doggen, Danziger Bärenhunde, niederländische Bullenbeißer, Pirsch- und Courshunde, Saurüden, Saufinder, Windhunde, französische und englische Parforcehunde, polnische, dänische und deutsche Bracken, Leithunde, Schweißhunde, Hühnerhunde, Wasserhunde, Stüberhunde, Otterhunde, Dachs- und Wachtelhunde, dänische Blendlinge und eine Unzahl gekreuzter Rassen, eine Auswahl, wie sie in gleicher Mannigfaltigkeit sonst wohl nirgends zu finden war.

Erzherzog Rudolf von Österreich nannte sich einen „**Archimagister Venatorum**" und bekleidete die Stelle eines Jägerobermeisters des Heiligen Römischen Reichs.

Der Jägermeister hatte bei Jagdfestlichkeiten die Aufgabe, das zubereitete Wild aus der Küche an die kaiserliche Tafel zu tragen und darauf zu sehen, daß die Majestät ihre ordentliche Portion erhielte, und daß ihm dieselbe gewürzt würde durch das Getön der Hirschhörner und das Gekläff der Windspiele.

In der Stadt Wien gibt es mehrere Örtlichkeiten und Baulichkeiten, deren Benennung ehemals an die Jagdliebhaberei der österreichischen Kaiser erinnerte oder noch erinnert. Die heutige Praterstraße in der Leopoldstadt führte früher bekanntlich den Namen „Jägerzeile", und zwar aus dem Grunde, weil Kaiser Matthias auf jenem Gebiet seinen Jägern Grundstücke zur Erbauung von Wohnungen angewiesen hatte. Selbstverständlich schloß die Jägerzeile in früheren Jahrhunderten auch zahlreiche Pflegestätten für

Hunde in sich. Der Umstand, daß die Gemeinde dieses Bezirkes auf ihrem Insiegel einen Hirsch führte, beweist, daß die dortige Gemeinde sich als eine Jagdgemeinde zu erkennen geben wollte.

Noch im heutigen Wien befindet sich unter den Linien eine, welche den Namen „Hundsturmlinie“ führt, in deren Bezirk in früherer Zeit am alten Donaurinnsal die alten Rüdenhäuser standen, wo der „Hundsturm“ entstanden war. Die Gegend seines Standortes hieß vormals die Ried, wie Fuhrmann in seiner historischen Beschreibung von Wien 1766 berichtet. (38), der Name des Turmes aber, welcher 1484 als „Hundsmühle“ vorkommt, dessen Umgebung 1684 noch mit Weingärten bedeckt war und außer einem Schloß nur wenig Gebäude trug, rührt daher, daß die Landesfürsten ehemals in der Gegend um den Turm oder in diesem selbst ihre Jagdhunde in einem Rüdenhause verpflegen ließen, welche zur Jagd in Schönbrunn verwendet wurden.

Am hinteren Teil des sauber renovierten Gebäudes sieht man in der Höhe auf den vier Ecken des Turmes Hundestatuen aus Stein aufgesetzt. „Wie es scheint,“ fügt der erwähnte Verfasser hinzu, „seynd sie nicht zu bloßer Zierde oder ohne Ursache, oder vielmehr zum Andenken eines ehedessen dort gestandenen Riedhauses dahin gesetzt worden. Nach der Zeit ist zu Erdbeer hinter den Weißgärbern ein dergleichen Ried oder Ringhaus bekannt, wo des kaiserlichen Hofs Jagd-Hund unterhalten worden.“

Der Hundsturm gehörte zu einem einträglichen Gute, ein Beweis dafür, daß für Verpflegung einer großen Anzahl von Hunden Vorsorge getroffen war.

Die im Rüdenhause untergebrachten Hunde waren für die Jagdlust im nahen Schlosse Schönbrunn bestimmt. Auch für die hier bestehende Gemeinde war das Gemeindesiegel sprechend, es zeigte einen Turm mit offener Pforte, in deren Mitte ein Hund stand.

Dasselbe Wahrzeichen befand sich auch auf dem Turme des herrschaftlichen Gebäudes selbst.

Es war, wie diese kurzen Angaben bestätigen, auch am Wiener Hofe dem Bedürfnis an Hundemeuten vollständig Genüge getan.

Wenden wir uns zur Besprechung der Jagdhunde, die bei Veranstaltung der Jagden in einigen außerdeutschen Ländern unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken!

Ehemals, bevor der Windhund in der oben unter den Charakterdarstellungen des Hundes geschilderten Weise entartet war, galt derselbe in Frankreich als bevorzugter Jagdhund der vornehmen Jagdliebhaber. Obwohl seine Nase niemals, auch früher, als besonders gut und fein entwickelt gelten konnte, so ersetzte seine Schnelligkeit im Laufen diesen Mangel doch in genügender Weise. Deshalb stand er im Altertum in hohem Ansehen, das sich im Mittelalter nur noch

steigerte, während dessen hohe Herren ihn bevorzugten, welche ihn zu ihrem Begleiter und zum Genossen aller ihrer Feste und Vergnügungen erhoben.

Man besaß deren mehrere Arten aus der Bretagne und bezog solche auch aus Irland und Schottland. Sie jagten teils in der Weise, daß sie, sobald sie einen Wolf oder Eber erblickten, diese bei den Ohren packten, teils, daß sie des Hasen im Laufe sich bemächtigten. Man ließ sie aber auch, vornehm, wie sie gehalten wurden, auf dem mit Wappen gestickten Kissen zu Füßen der untätigen Burgfrau ruhen, und begnügte sich damit, um ihre Beine nicht ganz steif werden zu lassen, sie von Zeit zu Zeit ein Kaninchen im Park erjagen zu lassen.

Von allen Jagdhunden besaß selbst der noch unentartete Windhund zweifellos das geringste Maß von Intelligenz.

Heutzutage sind die Windhunde in Frankreich geächtet. Seit dem Jahre 1844 dürfen sie zur Jagd nicht mehr verwendet werden.

Schon in der ältesten Zeit gab es in Frankreich leidenschaftliche Jäger. Ludwig der Heilige, geb. 1215, ließ eine eigene Art von Jagdhunden aus der Tatarei kommen, deren Abkömmlinge noch heute daselbst unter dem Namen „Griffons" bekannt sind. Die Jagd kostete in Frankreich ungeheuere Summen. Der kleinste Edelmann hielt Jäger und Hunde, da die Jagd das größte Vergnügen des Adels bildete, und die hohen Herren nahmen auf ihre Jagdhunde tausenderlei Rücksicht.

Ein Hund galt als eines der kostbarsten Geschenke, das man einem Edelmann bieten konnte.

Franz I. sagte oft, daß es in Frankreich keinen noch so kleinen Edelmann gäbe, der seinen König nicht würdig damit empfangen vermöchte, daß er ihm einen schönen Hund, ein schönes Pferd und ein schönes Weib zeige.

Die Zahl derjenigen, die Meuten hielten, soll sich auf 20.000 belaufen haben und Ludwig XII., geb. 1462, sagte nicht mit Unrecht, daß die Großen des Reiches in Gefahr kämen, von ihren Hunden aufgefressen zu werden.

Der König selbst aber liebte gute Jagdhunde außerordentlich. Er führte neue Arten nach Frankreich ein. So die sogenannten „baux", Windhunde aus der Barbarei, die hierauf unter der Bezeichnung „greffiers oder griffons" vorkommen, mit denen er öfter im damaligen „Walde von Rouvray", dem heutigen Boulogner Gehölz auf Damhirsche jagte.

Die Bezeichnung „greffiers" erlangten diese Tiere durch eine von dem König angeordnete Kreuzung mit einer Brackenhündin und einem Hunde weißer Rasse. Man gab den kleinen Hunden aber

obige Bezeichnung, weil die Hündin einem der Sekretäre des Königs gehörte, welche man damals greffiers, Kanzlisten, nannte.

Das Haus und der Park „des Loges" im Walde von Saint-Germain wurden nur zu dem Zwecke errichtet, um daselbst diese neue Hundeart aufzuziehen und zu unterhalten, welche die Eigenschaften anderer Jagdhunde in sich vereinigte, ohne deren Fehler zu besitzen. Für gewöhnlich waren diese Hunde ganz weiß und hatten gelbe oder kastanienbraune Flecken, besaßen jedoch die feine Nase des Bracken und die Leichtigkeit und Schnelligkeit der „weißen Rasse".

Der berühmteste unter den Hunden dieser Art war **Relais**, dessen Biographie Ludwig XII. selbst verfaßt hat und die von Revoil folgendermaßen wiedergegeben wird:

„**Relais**, herstammend von der Rasse derjenigen Hunde, welche dem Herzog von Burgund zur Jagd dienten, war im Alter von einem Jahre Ludwig, dem Herzog von Orleans, damals in der Bretagne, geschenkt worden. Er diente ihm in diesem Herzogtum so lange, bis der Prinz auf den Thron gelangte.

Ganz Frankreich sollte Schauplatz der Leistungen dieses stolzen Tieres werden. In allen Provinzen und in allen Wäldern wurde er der Schrecken des Wildes, welches seiner Verfolgung reichlich sich darbot. Befreit von der Koppel, welche die Hunde unter einem Joch festhält und welche seines Mutes für unwürdig erachtet wurde, lief er wie ein General an der Spitze der übrigen, indem er ihnen immer den rechten Weg zeigte und sie darauf zurückführte, wenn sie sich verirrt hatten.

War während der Nacht ein Hirsch heimlich ausgebrochen, so legte er sich auf der betreffenden Stelle nieder und erhob sich bei Tagesanbruch mit erneuten Kräften, nahm seine Fährte wieder auf, und kehrte nicht eher zurück, als bis er den Sieg davongetragen hatte.

Man sprach nur von ihm, er wurde von jedermann geliebt, besonders vom König, der ihm die Ehre erwies, sein Biograph zu werden, um die Abkömmlinge eines so braven Hundes zu begeistern, ebensogut und womöglich noch besser zu werden.

Er stand in seinem dreizehnten Lebensjahre, als er, am Tage seines Todes selbst, in Anwesenheit des Königs und der Hofleute einen Zehnender anfiel und bezwang.

Der König war nicht undankbar, er ließ die letzte Tat eines so treuen Dieners wie dieser Hund es war, niederschreiben und veröffentlichen.

Der Vorgänger Ludwig XII., Ludwig XI., hatte allenthalben nach Hunden suchen lassen, in England wie in Spanien, und Wilddiebe, die er ohne weiteres am nächsten Baum aufhängen ließ, baumelten nicht selten in ganzen Scharen selbst in unmittelbarer Nähe der königlichen Schlösser.

Durch Ludwig XIV., unter welchem der Prunk bei Festjagden alles Dagewesene übertraf, wurde der Gebrauch des Parforcehorns nach Tönen und Stücken zur Befolgung für die Hunde bei der Jagd in überreichem Maße ausgebildet. Dem Hundestalle wurde in Rücksicht auf seine Lage, Bauart, Länge, Breite und Höhe große Aufmerksamkeit gewidmet. In einem besonderen Backofen wurde das Hundebrót gebacken.

Man bediente sich namentlich der normännischen Hunde zur Parforcejagd, und vornehmlich war es die Ausübung dieser Art von Jagden, die ebenso, wie sie unter dem Königtum an Ausdehnung nicht endeten, als an äußerem Gepränge stetig zunahmen, Veranlassung bot, der Beschaffung und Pflege der hierzu nötigen Hunde stete Fürsorge zu widmen und ganz beträchtliche Geldsummen dafür zu verwenden.

Deshalb findet man am französischen Hofe lange Zeit hindurch Jagdhunde vortrefflicher Rassen und von anerkannter Tüchtigkeit.

Hohen Ansehens erfreuten sich die grauen Hunde der Könige von Frankreich, die rothaarigen, wegen ihrer Stärke und Ausdauer gepriesenen Hunde Englands, die weiße, vorzüglich für die Hirschjagd ausgezeichnet verwendbare Rasse des Orients. Es waren dies alles sehr gesuchte und hoch im Preise stehende Arten.

An Berühmtheit aber allen voran standen die schwarzen Hunde der Abtei von St. Hubert in den Ardennen. Sie besaßen eine unglaubliche Widerstandsfähigkeit gegen die Kälte und ihre hochgradige Stärke und Entschlossenheit befähigten sie zu ausgezeichneten Kämpfern gegen Schwarzwild und Bären.

St. Huberts schwarze Zöglinge erwiesen sich wohl verwendbar auch gegen den Fuchs, und erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts verdrängte sie der englische Fuchshund durch seine nahezu idealen Vorzüge aus ihrer lange behaupteten Stellung.

Dieses hervorragende Tier verdankt seine seltenen Eigenschaften einer lange fortgesetzten Kreuzung. Der Überlieferung nach Abkömmling des alten englischen Hundes, vereinigt er gegenwärtig die Schnelligkeit des Windhundes und den feinen Geruch des Bluthundes mit dem Mute der Dogge und der Klugheit des Pudels. Es liegt auf der Hand, daß derartig begabten Hunden eine um so größere Rolle bei der Jagd zufallen mußte zu einer Zeit, wo das Feuergewehr noch nicht allgemeine Verwendung gefunden hatte.

Die Kreuzung dieser besten Arten der älteren Hunde lieferte die Rasse der Jagdhunde, deren man sich gegenwärtig in Frankreich bedient. Es sind dies, nach Barbou, die Hunde der Gascogne, die blauen Hunde von Foudras, die Hunde von Saintonge, die der Bretagne und der Vendée, die von Poitou, die normannischen, die von Artois, die Hunde des St. Hubert und

endlich die englischen, Hunde, über deren Wert im einzelnen die Ansichten der Sachverständigen oft weit auseinander gehen.

Es braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, daß die Zucht und Pflege, welche die Könige Frankreichs auf die Hunde verwendeten, wesentlichen Einfluß ausgeübt haben auf die Heranbildung einzelner und sicher nicht der weniger jagdtüchtigen Arten unter diesen Tieren.

Weil man in Frankreich die Jagd an und für sich selbst, den Lärm, welcher dabei stattfindet, die lauten Zurufe an die Hunde, das Ungestüme, welches die Handlung begleitet, liebt, ist es erklärlich, daß man Meuten mit laut klingenden Stimmen bevorzugte. Diesem lebhaften Wesen im Temperament der französischen Jagdherren und Jäger entsprechend, lieben auch die französischen Jagdhunde den Lärm bei der Jagd, wie er bei Hetzjagden in reichem Maße dort zum Ausdruck kommt.

Indessen sind auch in Frankreich die Hetzjagden selten geworden und haben solche zu Liebhabern nur noch einige hohe Herren oder etliche Geldfürsten.

Die Jagdgeschichte Frankreichs hat unter den Parforcehunden außer dem bereits genannten **Relais** noch eine Anzahl anderer berühmter Größen namhaft gemacht, wie **Belus, Nérestan** und andere, und man konnte in früherer Zeit nicht selten von Edelleuten den Ausruf vernehmen:

„Si je perdais mes chiens, je perdrais mon honneur!“

Jene alten Edelleute, die so leidenschaftliche Jagdfreunde waren, mögen dies in der Tat geglaubt haben.

Wo heute noch in Frankreich Hetzjagden veranstaltet werden, sind sie auf kleinere Bezirke beschränkt, und man gebraucht dazu auch nur eine geringe Anzahl von Hunden, bisweilen sogar nur einen einzigen.

Daß man auch in Frankreich zu verschiedenen Jagden Dachshunde verwendet, bei denen sie, selbst wenn dies kleine Hetzjagden sind, erhebliche Dienste leisten, ist selbstverständlich.

Immer aber wird man, was die Heranzucht guter Jagdhunde in Frankreich anlangt, den Einfluß nicht gering anschlagen dürfen, den in vergangenen Zeiten die Herrscher selbst und die Repräsentanten des hohen Adels hierin ausgeübt haben.

Ich komme aber weiterhin auf einige andere Beziehungen des Hundes zur Jagd zu sprechen. Dabei handelt es sich zuerst vom „Curée“, dem wir allerdings schon bei der deutschen Hirschjagd begegneten, das aber seinen Ursprung auf französischem Boden hat.

Das sogenannte „kleine Jagdrecht“ für die Jagdhunde bestand unter Ludwig XIV. darin, daß der erlegte Hirsch auf eine schöne, grüne Stelle gebracht, ihm die Haut abgezogen und folgende

Teile von ihm genommen wurden: das Maul, das kurze Wildbret, das Gekröse, die großen Gefäße, die Zunge, die Ohren und die Brust. Davon gehörten Kopf, Herz, Schulterblätter, Lunge und Leber dem Leithunde, welche ihm als Curée gereicht wurden. Hierauf wurde das Halali geblasen, wobei die Meute sich auf den Hirsch stürzte, von welchem Ziemer und Keulen abgelöst waren, und in kurzer Zeit war das Wild verzehrt. Während des Curée wurden Fanfaren geblasen und man hatte Mühe zu verhindern, daß die Hunde sich gegenseitig bissen.

Das Curée, d. h. die Portion des den Hunden zufallenden Anteils an dem erlegten Wilde pflegte man ihnen so warm als möglich zu reichen, weil die Erfahrung lehrte, daß sie dadurch begieriger wurden.

Sobald der Hirsch verzehrt war, wurde auch das sogenannte „le fortu" noch preisgegeben. Dieses bestand aus dem kleinen Eingeweide, welches man zu diesem Behufe beiseite geschafft hatte. Man hatte dies als das beste Mittel gewählt, die Hunde an Gehorsam zu gewöhnen und sie richtig auf der Fährte zu machen. Einer von den Hundeknechten hing das fortu auf eine lange hölzerne Gabel, und ging damit ein paar Hundert Schritt zur Seite, blies alsdann einen Ruf und versammelte durch denselben alle Hunde um sich herum. Das Fleisch hing so hoch, daß die Hunde es durch Sprung nicht erreichen konnten, sie wurden daher sehr laut und schrieen es heftig an. Wenn sich die Gesellschaft lange genug an diesem Vorgange belustigt hatte, wurde das fortu den Hunden vorgeworfen, und sobald sie es verzehrt hatten, wurden sie zur nächsten Tränke und von da nach Hause geführt.

Die Wolfsparforce, eine Jagdart, welche im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in Frankreich sehr allgemein war und als sehr beschwerlich galt, erforderte eine große Meute von wenigstens 100 guten und echten Wolfshunden. Da der geringste Stand der Equipage bei einer Wolfsparforce außerdem noch 25 bis 30 gute und schnelle Jagdhunde erforderte, konnten nur sehr reiche Herrschaften sich ein solches Vergnügen verschaffen.

Weniger kostspielig war dieselbe Jagd zu erzielen, wenn man sich der Anwendung von Windhunden hierbei bediente. Es genügten in diesem Falle ein halbes Dutzend guter Parforcehunde und zehn Stück Windhunde.

Daß die Teilnahme von Hunden an der Jagd und ihre Bedeutung für dieselbe zu jener Zeit ihren Höhepunkt in Frankreich erreichte, in welcher unter Ludwig XIV. und XV. das Jagdwesen den Gipfel seiner Entwicklung und seines äußeren Glanzes erlangte, ist selbstverständlich. Zum Beweise dessen in der hier in Frage kommenden Beziehung sei nur auf die Ställe in dem Jagdschloß von Chantilly, erbaut von dem berühmten Aubert, erinnert. Das Werk wurde 1719 begonnen, 1735 aber erst vollendet. Außer über 200 Pferden,

welche diese Ställe stets beherbergten, befanden sich darin 60 Koppeln Hirschhunde, 80 Koppeln Eberhunde und 45 Koppeln Rehhunde, welche daselbst gehalten wurden.

Keinen Tag des ganzen Jahres ließ der Besitzer, der Herzog von Chantilly, ein moderner Nimrod, ohne Jagd vergehen, und so stark auch die Ausbeute auf dieser ausgedehnten Besitzung war, sie genügte ihm gleichwohl nicht, denn nach der hier beendeten Jagd fuhr er sogleich wieder fort, um am selben Tage noch die Freude des Sports auf anderen seiner Besitzungen zu genießen.

Mußten derartig leidenschaftlichen Jagdliebhabern überall, wo sie ihrem Sport Genüge zu verschaffen gedachten, zahlreiche Meuten geeigneter Hunde zu Gebote stehen, so war man selbst dann nicht in Verlegenheit, seiner Jagdlust Befriedigung zu verschaffen, wenn dieselbe an einem Orte sich einstellte, wo eigene Hunde nicht vorhanden waren und Jagdhunde in genügender Anzahl überhaupt nicht zu erlangen waren.

In ihrem besonderen Tagebuche berichtete eine französische Dame von einem Besuche bei der in die Verbannung getriebenen französischen Königsfamilie in Österreich und erzählt, wie der Herzog von Bordeaux, der die Unterhaltung geführt, mit vielem Witz einen Zug aus dem Leben des Generals Junot mitgeteilt habe. Dieser hatte, als er in seiner Eigenschaft als Generalgouverneur in Görz gewesen, erfahren, daß es dort viel Wild gab, von dem Gouverneur der Stadt verlangt, daß er ihm in zwölf Stunden eine Koppel von einhundert Hunden verschaffe. Einhundert, nicht mehr und nicht weniger! Und das unter Androhung von hundert Stockschlägen.

Der Gouverneur wußte nichts Besseres zu tun, als alle Hunde der Stadt, Schlächterhunde, Windhunde, Doggen, kurz alles, was ihm Hundeähnliches zu Gesicht kam, zusammenzuraffen. Das Kontingent wurde glücklich gestellt. Von dem Erfolge aber schweigt die Geschichte.

Wenig bekannt dürfte eine Maßregel sein, mit deren Einführung man in Frankreich der Schwierigkeit begegnete, Jagd- oder solche Hunde, die zur Abrichtung für diese geeignet erschienen, auf zweckmäßige Weise sich zu beschaffen. Heutigentags freilich ist diese Einrichtung nicht nur in Frankreich, sondern auch bei uns ziemlich weit verbreitet, in großen Städten eine ständige.

Im südlichen Frankreich nämlich, und zwar in dem Hauptorte der Vendée, in Bourbon-Vendée, hielt man seit den ersten Jahrzehnten vorigen Jahrhunderts eigene Märkte für Jagdhunde ab. Dieses Gebiet ist seit undenklichen Zeiten der klassische Boden des edlen Weidwerks in Frankreich. Jeder Edelmann war dort ein ausgezeichneter Jäger. Bei den in den dortigen Revieren öfter veranstalteten groß-

artigen Jagden suchte jeder mit seinen Hunden zu glänzen und einer den anderen zu übertreffen. Man bestritt und verteidigte die Schönheit und Vortrefflichkeit seiner Hunde mit ebensoviel Feuer und Eifer, als früher die Ritter die Reize der Damen ihres Herzens. Daher war hier schon früh ein lebhafter Verkehr im Handel mit Hunden entstanden. Ein guter Hund galt häufig mehr als eine Kuh.

Aber man klagte, daß man zum Zwecke des Ankaufs von Hunden oft große Reisen in dem wenig angebauten Lande unternehmen mußte. Deshalb ordnete die Verwaltung jährlich zwei Märkte an, im Mai und im Juli, wo man dann das damals seltene und seltsame Schauspiel genoß, während des ganzen Morgens nach und nach Hunderte von kräftigen, edlen Jagdhunden ankommen zu sehen. Die beste Ordnung herrschte unter Hunden, Käufern und Verkäufern, so daß selbst die Damen den Markt mit ihrer Gegenwart beehrten und furchtlos unter den Tieren umherwandelten, die ihre scharfen Zähne nur für Eber, Wölfe und Füchse hatten.

Dies war der erste Hundemarkt, welcher abgehalten wurde, eine Veranstaltung, auf die wir später eingehender zurückzukommen haben werden.

Heutigentags herrscht an trefflichen Jagdhunden in Frankreich kein Mangel. An Haushunden, welche zur Jagd verwendet werden, sind zu nennen, und es sind dies schöne und wertvolle Arten: 1. **le chien de St. Hubert, le chien de Gascogne, le chien de Poitou, le chien Vendéen,** sowie die englischen Windhunde, unter denen der **Talbot, le Foxhound, le Harrier, le Beagle** und die **Briquets** die hervorragendsten sind;

2. die **chiens bassets,** mit niederen, kurzen Beinen und die **Torses;**

3. die **Terriers,** lebhafte und mutige Tiere.

Unter den Haushunden, welche das Tier aufspüren, aber nicht töten, führe ich an:

1. den **chien d'arrêt,** 2. den **griffon,** 3. den **barbet** oder **caniche;** ferner die **Espagneuls,** französische wie englische **Settres,** die **Coker** oder kleinen **Espagneuls;** sie alle bilden den größten Teil der Meuten und sind in großer Mannigfaltigkeit vorhanden.

Häufig findet man in Frankreich — wie in Rußland — auch die großen dänischen Hunde.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Jagdhunde in England.

Große Bedeutung erlangte der Hund selbstverständlich im klassischen Lande des Sports, in England, wo der Zucht und Veredlung des Hundes wohl unter allen Nationen die größte Beachtung gewidmet worden ist, und wo noch heutigentags erhebliche Summen für Ankauf und Unterhaltung von Hunden verwendet werden.

Wir haben demnach im Verlaufe dieser Besprechung eine Reihe

von Jagden und jägerischen Veranstaltungen zu betrachten, die zum Teil ein recht sportliches Gepräge tragen.

Die alten Briten züchteten, wie Strabo — geb. um 63 v. Chr. — berichtet, berühmte Jagdhunde, die sie teils selbst zur Jagd oder im Kriege verwendeten, teils ausführten. Sie jagten zu Fuß hinter den Hunden und trieben das Wild in Netze. So auch die Angelsachsen, deren König Alfred — † 901 — schon mit 12 Jahren ein höchst erfahrener und tüchtiger Jäger war, und sich in allen Zweigen dieser edlen Kunst auszeichnete, der er sich mit unermüdlichem Eifer und erstaunlichem Erfolg widmete.

Selbst Eduard der Bekenner — 1042 bis 1066 — jagte täglich nach dem Gottesdienste mit Hunden oder Falken.

Die Normannen jagten zu Pferde, mit Bogen und Pfeilen und dem Speer bewaffnet. Auf den großen Treibjagden bildeten zahlreiche Knechte eine Kette, in der das Wild zu Hunderten erlegt wurde. Bei solchen Gelegenheiten hatte der Sheriff des betreffenden Bezirkes für Unterkunft und Verpflegung der Pferde, Meute und Jäger zu sorgen, wobei es natürlich nicht ohne schwere Bedrückung des Volkes abging.

Die Parforcejagd ist nicht in England entstanden, sondern höchstwahrscheinlich in dem sonnigen Süden Frankreichs, dessen nicht durch schroffe Gebirgszüge oder ausgedehnte Wälder unübersichtliches Gelände geradezu einlud zur kunstgerechten Aufsuchung und Erlegung des Wildes, zur „vénerie". Diese Behauptung läßt sich nicht streng beweisen, wohl aber stützen: Das erste Jagdbuch ist Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Frankreich entstanden unter dem Titel: „Le Dit de la Chasse du Serf", und umfaßt die wichtigsten Regeln für die Hirschjagd, besonders die Curée. Der Sage nach — Gottfried von Straßburg um 1200 — bringt Tristan — englisch Tristram — die Kenntnis der höfischen Jagd aus der Bretagne nach England. Er zeigt dem König Marke von Cornwallis die „furkie" und die „curie"; er umstrickt die Leber, Nierenbraten und Ziemer des erlegten Hirsches mit dessen Netz und bindet es an eine Gabel; ferner legt er Herz, Milz und Lunge samt Magen und Darm auf die Haut (le cuir) des Hirsches, als Belohnung für die Hunde; endlich lehrt er den Hirsch zu „prisanten" = présenter; nachdem jeder der Jagdgäste die ihm übergebenen Teile mit Ruten festgebunden hat, reitet man zu zweien ab, voran der Jagdmeister mit dem Kranz auf dem Haupte, dann ein Mann mit dem Geweih, die übrigen mit der Brust, den Läufen und der Haut, zuletzt der Mann, der die furkie wie ein Siegeszeichen hoch hält; dazu wird geblasen.

Unter Eduard II., 1307—27, werden durch den Hofjäger Guyllame Twici die neuen Regeln zu einem Jagdwerke vereinigt. Danach werden die beasts of venery mit Spürhunden aufgescheucht,

und von der Meute und dem berittenen Jäger so lange verfolgt, bis sie sich stellen oder erschöpft zusammenfallen.

Bei der Hirschjagd können zwei Fälle eintreten, 1. das **„forloyng"**, wobei einige voreilige Hunde den Hirsch verfolgen, ehe die ganze Meute entkoppelt ist und sich somit weit von den übrigen entfernen. 2. Das **„parfet"**, wobei alles in tadelloser Ordnung vor sich geht.

Sonst bestehen die eingestellten Jagden fort; die Tiere und Hunde dürfen dann nicht die Kette der Treiber und Bogenschützen durchbrechen. Nach der Erlegung des Hasen erhalten die Hunde das **„halou"** = Rippen, Vorderläufe samt den Schultern, Hals und Kopf. Das Rückenstück kommt in die Küche; ist der Hirsch **„pris aforce"**, so bekommen die Hunde als **„guyrreye"**, vom französischen **le cuir**, auf seiner Haut Hals, Eingeweide und Leber, dem Jäger gehört die Haut, dem Zerwirker das Vorderblatt. Der Eber wird ungehäutet in 32 Stücke zerlegt, die Hunde bekommen die geschmorten Eingeweide mit Brot auf die Erde.

Um das Jahr 1400 spielt die Parforcejagd auf den Hasen eine viel größere Rolle. Es gibt 27 Rufe zur Einlenkung der Meute auf die rechte Fährte. Die bis dahin verachtete Fuchsjagd kommt zu einigem Ansehen. In das fünfzehnte Jahrhundert aber fällt die Blüte nicht nur der Hasenjagd, sondern hauptsächlich der Hirschjagd. Auch richtet man die **meets** der Jagdgesellschaft genau nach französischem Muster ein. Die Vollziehung der **curée** erfordert geradezu anatomische Studien; nur ein ganz erfahrener Jäger darf sich daran wagen. Bereits im sechzehnten Jahrhundert werden die Leckerbissen nicht mehr an einer Gabel befestigt, sondern in die Haut des Hirsches gepackt, nachdem man das Geschlinge an der Gurgel emporgehoben, die Lendenbraten und den Talg hinzugefügt und mit dem Netz umschlungen hat.

Die Jagdwissenschaft erreichte Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ihren Höhepunkt, so daß der englische Jäger damals bedeutend mehr zu lernen hatte als heutzutage.

In Schottland veranstaltete man zu jener Zeit große Treibjagden mit geradezu orientalischem Aufwande. Tausende von Stammesgenossen folgten dem Häuptling, Hunderte von Adeligen dem König, zu Tausenden fiel das Wild unter ihren Pfeilen und Speeren.

Eine vollständige Umwälzung auf dem Gebiete der Jagd herbeizuführen, war die Erfindung des Schießpulvers berufen, das zwar im sechzehnten Jahrhundert vereinzelt zu Jagdzwecken verwendet wird, aber erst im achtzehnten Jahrhundert durch die Erfindung der französischen Feuerschlösser zu seinem verdienten Ansehen kommt.

Nach dieser kurzen jagdgeschichtlichen Übersicht werfen wir einen Blick auf die Jagdarten im allgemeinen, wie sie in England üblich sind.

Hunting, im engeren Sinne Parforcejagd, bei der **fair plai** besteht, indem der Jäger, unbewaffnet und zu Pferde mit seinen Spürhunden das Wild aufsucht und es mit seinen Hunden, die dem Wilde an Schnelligkeit nur gleichkommen, so lange kunstgerecht jagt, bis es von der Meute umzingelt wird oder sich selbst stellt. Die Parforcejagd ist erst im Mittelalter aufgekommen und schnell zu hoher Blüte gelangt; sie wurde damals auf Hase, Hirsch, Eber und Wolf betrieben. Jetzt wendet man sie vorzüglich an in Deutschland auf das Wildschwein, in Frankreich auf Hirsch und Wolf, in England auf den Fuchs.

Im weiteren Sinne versteht man unter **hunting: the chase**, wozu man rechnet:

1. **Coursing**, das Jagen eines vorher aufgetriebenen Wildes mit Windhunden. Schon von Arrian — um 150 v. Chr. — beschrieben, ist diese Jagdart jederzeit in Brauch gewesen, wie noch heute in England besonders auf den Hasen. Der Jäger ist hierbei nur Zuschauer.

2. **Stolking**, die deutsche Pirsch, das jederzeit geübte Beschleichen und Erlegen des Wildes mit Schießwaffen, im Altertum und Mittelalter mit Bogen und Pfeil, in neuerer Zeit mit Feuerwaffen. Es wird in England besonders auf Rotwild betrieben. Man nennt es

3. **Fowling**, wenn es auf Vögel aller Art gerichtet ist, wie an der englischen Küste auf Seevögel, im Lande auf Rebhühner usw., in Schottland auf Haselhühner. Diese Jagdart heißt

4. **Hawking**, wenn man sich statt der Schießwaffen abgerichteter Falken und Habichte bedient. Sie kann also hier nur der Vollständigkeit der obigen Begriffserklärung halber Erwähnung finden.

Wie in allen Ländern, so hat auch in England die Jagd ihren Einfluß auf die Kulturentwicklung des Landes in durchgreifender Weise ausgeübt. Auf den verschiedenen Kulturstufen ist der Zweck der Jagd: Vernichtung, Erlegung, kunstgerechtes Einholen des Wildes. Mit dem Vordringen der Kultur weichen nicht nur die Raubtiere, sondern auch die Tiere der hohen Jagd schnell zurück: Wolf, Eber, Hase, Hirsch. Die Ausrottung des Wolfes verdankt England vornehmlich dem König Edgar (959—75), der sich von dem besiegten König von Wales jährlich 300 Wolfspelze als Tribut zahlen ließ, eine Lieferung, die nur viermal geleistet werden konnte. Trotzdem verleiht noch 1432 Heinrich IV. an Sir Robert Plumpton ein Stück Land in Nottinghamshire „zum Schutze gegen die Wölfe“. Da aber in keinem einzigen englischen Buche die Wolfsjagd beschrieben wird, so dürften solche Verleihungen wohl nur **pro forma** geschehen sein. Auch die Jagd auf den Eber wird nirgends beschrieben, wohl aber noch Ende des sechzehnten Jahrhunderts seine kunstgerechte Zerlegung. Die Ausrottung des Wildschweines mag in oder nach dem siebzehnten Jahrhundert erfolgt sein. Versuche, es neuerdings wieder einzuführen, sind ge-

scheitert. Der Hase ist wohl jederzeit mit Windhunden gejagt worden, seit Anfang des vierzehnten Jahrhunderts nachweislich auch Parforce. Heutigentags werden Hasenjagden nur selten abgehalten. Der Hirsch, das königliche Tier, hat jederzeit durch sein mächtiges Geweih Aufsehen erregt, das im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ganz genau beschrieben wird. Die großen Treibjagden unter den Normannen und die späteren Parforcejagden setzten ihm so zu, daß bereits im siebzehnten Jahrhundert die Zahl der in Parken gehaltenen Hirsche die der wilden zu übersteigen beginnt. Der im Mittelalter verachtete Fuchs aber ist allmählich als Ersatz des Wolfes zugelassen worden, und seit etwa 1750 das vornehmste Jagdtier des englischen Parforcejägers. Seit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts kommt zu einigem Ansehen auch die Jagd auf Dachs, Wildkatze und Otter, welch letzterer noch heute kunstgerecht gejagt wird.

Die Ausübung der Jagd trägt in England, wie man weiß, einen ganz anderen Charakter als anderwärts, und dient, so seltsam dies klingt, in der Hauptsache einem anderen Zwecke, als dies in Deutschland und Frankreich der Fall zu sein pflegt.

Die muntere Gesellschaft, das Hallo, der Hörnerschall, welche unsere deutsche Jagd begleiten, die grünen, zierlichen Uniformen, die unsere Jäger schmücken, alles dies ist in England nur Nebensache. Die Jagd als solche, sagen wir, der Sport, der sich an sie knüpft, bildet für den Engländer den Hauptreiz, der ihn zur Veranstaltung von Vergnügungen dieser Art veranlaßt, Vergnügungen, die freilich in mancher Hinsicht unserer Geschmacksrichtung wenig zusagen, ja, in einem nicht geringen Grade da, wo die Leidenschaft zur Entartung geführt hat, unser Gefühl verletzen.

Das Ergebnis, der Ertrag der Jagd, also die Jagdbeute, hat für den jagdlustigen Engländer geringes oder gar kein Interesse.

Die beliebteste Art der Jagd in England ist das „Hunting“, ein Sport, welcher bei uns nicht heimisch ist. **Hunting** bedeutet das Hetzen des Wildes mit dem Hunde. Es ist das eigentliche Jagen hinter dem Wilde her, kein Auflauern und Niederschießen. Das Wild wird mit Hunden, Pferden und Menschen gehetzt, bis es ermattet stürzt und sich der Gnade von Hund und Mensch ergibt, die immer Ungnade ist.

Die englische Jagd macht mehr den Eindruck von Wettrennen, an dem Hunde und Pferde beteiligt sind, die sich auf einen Hasen oder einen Fuchs einzulassen bestimmt werden, und es ist ein charakteristisches Zeichen der englischen Art zu jagen, daß oft Hunderte von Jägern, alle mit Hunden, einem winzigen Fuchs, höchstens zwei Hasen nachjagen.

Es kommen Beispiele vor, daß mit hundert berittenen Jägern in scharlachroter Jagdkleidung und fünfzig Meuten von Hunden aus

den ersten Kennels, den Hundeställen der Grafschaft, nichts weiter vollbracht wird, als daß man zwei Hasen zu Tode rennt.

Die Engländer bewundern an erster Stelle die Jagdgesellschaft, mit ihren schönen Rennern, auf denen sie erscheint, sodann das Rennen selbst, welches in wilder Hatz über Stock und Stein dahinsaust, endlich, und nicht zum mindesten die Hunde mit ihrer raschen Bewegung und unermüdlichen Schnelligkeit.

Bei dieser Art „wilder, verwegener Jagd" kommt es, wie man leicht denken kann, gar nicht selten vor, daß einzelne Hunde sich zu Tode rennen oder in Flüssen ertrinken, die sie zu durchschwimmen beabsichtigen.

Welch hohes Interesse der Engländer seinen Jagden widmet, bezeugt die Tatsache, daß in seiner Heimat überall Jagdjournale mit so großer Genauigkeit geführt werden, daß man in solchen fast von jedem Jagdtage im ganzen Königreiche eine kurze Nachricht findet.

Man findet darin genau angegeben, wo und zu welcher Stunde und Minute Ihrer Majestät „**staghounds**" (Hetzhunde), ehemals Prinz Alberts „**harriers**" (Windhunde), wo Baron Rothschilds **hounds**, wo die Hunde einer unzähligen Menge von Lords, Esquires und Mistres zusammentreffen. Man führt nur immer das Zusammentreffen der Hunde auf und setzt stillschweigend voraus, daß da, wo die Hunde sich begegnen, auch die eingeladenen Jäger sich einfinden werden. Beweis genug für das Interesse und den Wert, den man den Hunden zollt.

„Ich sah in einem englischen Journal", schreibt Kohl, „nicht weniger als 109 solcher „Zusammentreffen" angekündigt. Von den „**meetings**" den „**buck-hounds**" (Hirschhunden) Ihrer Majestät, von den „**harriers**" des Prinzen Albert und von dergleichen illustren Hunden nehmen sogar die „**Times**" und die anderen politischen Blätter Englands Notiz."

Bei den Hirschjagden, welche die Königin von England veranstaltete, nahmen sich die die Hunde antreibenden Reitknechte niemals die Mühe, die Fehler, welche die Hunde begingen, zu rügen. Sie halten dies für Zeitverlust. Leute, die nach den verschiedensten Richtungen hin in großer Anzahl aufgestellt sind, passen auf das Tier auf und benachrichtigen den Reitknecht über den Lauf desselben, eilen in verdoppeltem Galopp herbei, rufen mit einem Bockshorn die Hunde, welche daran gewöhnt sind, sich auf dieses Zeichen hin zu sammeln, und führen sie auf die richtige Fährte zurück, indem sie dadurch die Dauer der Jagd um die Hälfte verkürzen. Schnell, schnell! heißt es, es wird Zeit, das Tier zu packen!

Infolge des Interesses, das die Engländer dem Hunde und allen mit Hilfe desselben veranstalteten Jagd- und Sportunternehmungen widmen, erklärt sich die Tatsache, daß sie die Aufzucht dieses Tieres



durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel von jeher begünstigten und förderten.

Die Engländer waren es, welche unter den verschiedenen Tieren dem Hunde eine besondere Ausbildung zuteil werden ließen, indem sie die Schnelligkeit, den Ehrgeiz, sowie alle Eigenschaften, welche den Wetteifer des Tieres zu beleben vermögen, in entsprechender Weise entwickelten, und es ist allgemein bekannt, daß sie der Züchtung vorzüglicher Rassen die hingebendste Sorgfalt widmeten.

Was aber die durch letztere erzielten Erfolge anlangt, so kann man dieselben als geradezu erstaunliche bezeichnen, insofern es den Engländern gelungen ist, die natürliche Entwicklung des Hundes in einer Mannigfaltigkeit zur Ausbildung zu bringen, daß durch dieselbe die verschiedensten Charaktere in ihren wesentlichen Eigentümlichkeiten festgestellt und in größter Vollendung gezüchtet worden sind. Vom kraftvollen, kampflustigen Bulldogg bis zum zierlichen, seidenhaarigen Schoßhündchen haben sie fast alle einzelnen Sonder- und Spielarten, welche im Hundegeschlecht vorkommen, erschöpft, und dieselben ihrem Wesen nach mit markigen, energievollen Zügen zur Darstellung gebracht.

Wir finden den „**greyhound**", Windhund aus Schottland und Irland, den „**spaniel**", Wachtelhund, den „**colly**", Schäferhund von Schottland, den „**mastiff**", Bullenbeißer, den „**bloodhound**", Bluthund; es begegnet uns der „**staghound**", Hirschhund, der „**buck-hound**", Damhirschhund, der „**deer-dog**" Rotwildhund und zahlreiche Spielarten, der „**fox-hound**", Fuchshund, der „**otter-hound**", Fisch- oder Otterhund, der „**pointer**", Hühnerhund, der „**setter**", Vorstehhund, und eine Menge anderer Hunde, deren Aufzählung füglich erspart bleiben kann.

Der Hauptgebrauch, zu dem alle die verschiedenen Arten Verwendung finden, ist derjenige für die Jagd, und als dessen Zweck ist ebensosehr die Geschicklichkeit des Hundes selbst, wie die Verfolgung und Erlangung irgendeines anderen Tieres zu bezeichnen. Außerdem aber gibt es noch eine Menge sogenannter Sports in England, bei deren Ausübung der Hund und seine Geschicklichkeit allein der vornehmste Zweck ist.

Selbstverständlich ist wie anderwärts auch in England die Jagd auf Wildgeflügel beliebt. Der heutige Engländer jagt gern, mit dem Feuergewehr bewaffnet und von seinen Hunden begleitet, auf Fasanen, Rebhühner und Wachteln in den Feldern und Büschen des Binnenlandes, auf Enten und Schnepfen in den Moorebenen und an den Schilfufern des Ostens, auf Birk- und Haselhühner in der schottischen Heide, oder endlich auf Seevögel an der Küste und auf den Inseln, besonders den Hebriden, von denen St. Kilda als die gefährlichste gilt.

Kinder und Hunde befreunden sich gegenseitig miteinander wohl

bei allen Völkern der Erde, aber in der Kinderwelt Englands ist, wie ein Blick in die englischen Kinderbücher bestätigt, die Liebe zu den Tieren, namentlich den Hunden, besonders groß. Die Kinder sprechen darin mit ihren Tieren, als ob diese vernünftige Wesen wären. Eine Freundin, erzählt Kohl, schrieb mir einmal, als ihr Schoßhündchen unter dem Hufschlag eines Ponny gestorben war: „Ich bin doppelt traurig um meinen **Moussy,** bei dem Gedanken, daß diese nicht mit Vernunft begabten kleinen Geschöpfe nur ein Leben haben, und wir sollen deshalb so viel wie möglich es zu verlängern und sie glücklich zu machen suchen."

Die Vorliebe der Bewohner Britanniens für Hunde, namentlich solche zur Jagd, läßt sich bis in die ältesten geschichtlich bekannten Zeiten des Landes zurückverfolgen.

Hier, wo schon in der grauesten Vorzeit die Hirschjagd als die Blüte keltischen Sports galt, war das Interesse für gute Jagdhunde ein sehr reges. Doch galt es als Ehrensache für den Jäger, den Hirsch, diesen respektablen Gegner, nicht durch die Hunde zu Boden strecken zu lassen, sondern ihm den Todesstoß selbst zu geben. Aus Abbildungen von Jagden im vierzehnten Jahrhundert ersieht man nicht selten die Ladyjägerin so dargestellt, wie sie durch Hornruf die Meute anfeuert.

Auch zur Eberjagd wendete man schon in der Keltenzeit den Hund teilweise an, indem man ihn von Hunden aus seinem Lager aufjagen ließ. Hatte man in diesen früheren Zeiten ganz beliebige Hunde hierzu genommen, so zog man später eigene Arten zur Eberjagd auf und trainierte sie. Man hielt bei Eberhunden viel auf Reinheit der Rasse und pflegte sie mit größter Sorgfalt. Sie besaßen unzähmbaren Mut und stürzten sich, kaum des Wildes ansichtig geworden, auf dasselbe, auch wenn dies ihren eigenen Untergang bedeutete. Deshalb hetzte man sie erst dann auf die Fährte, wenn der Eber bereits erschöpft war. Doch fanden trotzdem viele Hunde ihren Untergang hierbei.

Auch um den Bär zu jagen, wendete man eigene Hunde an, nachdem der ursprüngliche Brauch, ihm mit Bogen und Pfeil, mit Keule und Falle zuleibe zu gehen, wie dies zur Zeit der römischen Invasion in Britannien geschah, zu einem Sport höherer Vollkommenheit geworden war. Die Hunde stellten Meister Petz und boten dem Jäger Gelegenheit, mit Speer oder Weidmesser ihm ein Ende zu machen.

Aus der alten Jagdgeschichte Großbritanniens mögen folgende Angaben hier Raum finden.

Britannien wird in bezug auf die Jagd zum erstenmal erwähnt vom Geographen Strabo, der die britischen Jagdhunde rühmt. Eine in Sanhope-Durham aufgefundene Inschrift bezeugt, daß die Römer in Britannien die Hetzjagd auf Wildschweine betrieben. Wir wissen durch den Bischof Asser, daß König Alfred ein eifriger Jäger war, und sein Neffe Athelstan verlangte nach der Schlacht bei Brunau-



burg vom besiegten Könige von Wales unter dem jährlichen Tribute eine Anzahl Jagdhunde und Jagdvögel. Wilhelm der Eroberer liebte das Wild, „als wäre er sein Vater“: er war grausam streng gegen die Übertreter der Jagdbestimmungen.

Daß aber trotzdem die eigentliche Parforcejagd, bei der also das Wild nicht direkt durch die Schnelligkeit der Hunde erlegt, sondern vielmehr durch geschickte Verwendung der Meute „gestellt“ wird, dadurch also, daß man die ermüdende Meute verstärkt oder ganz ablöst, nicht in Britannien, sondern in Frankreich entstanden ist, dafür sprechen viele alte Jagdbücher direkt selbst; es wird auch von Gottfried von Straßburg in seinem Tristan beschrieben. Sir Tristram, so heißt der sagenhafte Vater der kunstgerechten englischen Jägerei, bringt die Kunst, den Hirsch zu jagen und zu zerwirken, aus der Normandie nach Cornwallis.

Das älteste englische Jagdlehrbuch von Twici, dem Hofjäger des Königs Edward II., beschreibt die Parforcejagd auf Hasen, Hirsch und Eber. Der Wolf, der gleichfalls zu den edlen Jagdtieren gehört, wird nur dem Namen nach erwähnt; von seiner Jagd hören wir nichts: er war seit dem zehnten Jahrhundert in England ausgerottet. Twici beschreibt die Jagdtiere selbst, und neben der Parforcejagd auch eine eingestellte Jagd (mit „archers, lefrers und establie“) sowie die Art, wie die Hunde zu belohnen sind, „quand tu as pris le cerf, etc. à force“. Besonderen Wert aber legt er der Hasenjagd bei.

Galt die Jagd unter allen angelsächsischen Fürsten als das eigentliche Merkmal und Abzeichen des Königtums und des Adels, und bildete dieselbe den wesentlichen Bestandteil in der Erziehung junger Fürsten, so legte man auch schon in früher Zeit auf gute Jagdhunde ebensoviel Wert als heute. Scharf witternde Jagdhunde waren nicht selten ein Tribut, welchen siegreiche Fürsten Besiegten auferlegten.

So hoch aber schätzte man einzelne Arten unter den Hunden, daß man deren Besitz und ihre Verwendung zur Jagd nur dem Adel erlaubte. Die alten englischen Jagdgesetze verboten den Gebrauch des Windhundes allen Jägern, welche nicht der Auszeichnung genossen, von adeliger Abkunft zu sein.

Der Jäger des Königs hatte mit seinen Untergebenen, seinen Hunden und Pferden freie Station bei den königlichen Freihöfen. Am 9. November jedes Jahres brachte er seine Hunde vor das Angesicht des Königs und breitete zugleich alle Felle und Häute der Tiere, welche in der letzten Jagdperiode erlegt worden waren, vor ihm aus. Diese wurden dann zwischen ihm und dem König geteilt. In jener frühen Zeit hieß der Jäger bereits „huntsman“, und dieser war damals mächtiger als sein Gebieter.

Als Eduard III. (1327—1377) nach der Schlacht bei Poitiers seinen Siegeszug durch Frankreich hielt, führte er außer umfangreichen Einrichtungen zum Fischen auch dreißig Falkner, welche mit ihren Vögeln zu Pferde saßen, sechzig Koppeln sehr starker und ebensoviel Koppeln Windhunde mit sich, deren er an jedem Tage zur Ausübung der Jagd sich bediente. Außerdem waren in seinem Gefolge eine Anzahl von Edelleuten und wohlhabender Herren, welche gerade wie der König ihre eigenen Hunde bei sich hatten.

Als die besten Hunde für große Jagdfeste galten die grauen Hunde von Wales, welche wahrscheinlich aus dem schottischen Hochlande herstammen. Wenn man erwägt, daß zur Zeit Jakobs V. (geb. 1512) es Jagdgesellschaften gab, die aus mehreren Tausend Personen bestanden, so liegt der Schluß nahe, wie zahlreich hierbei auch die Beteiligung von Jagdhunden gewesen sein muß. Als der eben genannte König von Schottland eines Tages seinen Adel aufforderte, ihm mit Pferden und Hunden auf die Jagd zu folgen, sammelten sich mehr als 8000 glänzend ausgerüsteter Personen. Die großen normännischen Lords wetteiferten mit ihren Monarchen in der Sucht, die Jagd zu verherrlichen. Manche dieser Edlen hielten 1600 Jagdhunde und eine entsprechende Anzahl von Pferden.

Die Könige von Schottland widmeten überhaupt der Pflege der Jagdhunde ganz besondere Fürsorge, damit sie ihr „Jägerrecht jederzeit richtig bekameten". Ein Gesetz bestimmte, daß, wenn einer der Hunde ein Auge oder irgendein Glied bei der Jagd eingebüßt habe, und fernerhin nicht mehr hierzu zu gebrauchen wäre, derselbe auf gemeine Kosten verpflegt werde. Ja der schottische König Crathilindus fing mit seinen Nachbarn wegen eines kleinen Stäubers einen Krieg an.

Im Laufe der Jahrhunderte aber hat auch das Jagdwesen in England eine bedeutende Umwandlung erfahren. Die Gewohnheiten der Sportsmen, ihre Pferde und Hunde, sind im Laufe der Zeit nach dem Urteile der größten Kenner in unglaublich hohem Grade verändert worden. Der Sport ist vollkommen, aber eben dadurch in mancher Beziehung dürftig, verglichen mit der Vergangenheit.

Die Meute des Herzogs von Rutland machte eines Tages in zwanzig Minuten dem Jagen ein Ende und der berühmte Shaw, des Herzogs huntsman, erklärte, es wären zwei Meilen zurückgelegt worden. Da ist es ganz natürlich, wenn manchem Sportsmann am Schlusse eines so rasch beendeten Jagens der Wunsch aufdämmerte, die Hunde möchten nicht so rasch gegangen sein.

Zum Beweise dafür, wie ungeheuere Summen die Meuten ehemals beanspruchten, sei nur die Tatsache angeführt, daß im Jahre 1826 Mr. Folgambes für seine Meute bei deren Verkauf 3600 Pfund Sterling erzielte.



Es wurden aber Jagdhunde in England schon im vorigen Jahrhundert mit hohen Preisen bezahlt. Eine englische Zeitung vom Jahre 1781 berichtet, daß bei St. Fallerfall in einer Auktion 50 Stück Jagdhunde zum Verkauf gebracht wurden, die in je fünf Kabelungen verteilt waren. Von diesen galt die erste 188 Pfund Sterling, die zweite 173 Pfund, die dritte 157 Pfund.

Zugleich wurden drei Windhunde verkauft, deren erster einen Preis von 346 Pfund, der zweite 215 und der dritte 110 Pfund erzielte, so daß also für diese 52 Hunde zusammen ein Betrag von ungefähr 21.000 Mark gezahlt wurde. Aber der Verkäufer habe trotzdem, so wird hinzugefügt, geklagt, daß die Hunde fast verschenkt worden seien.

Bei dem Werte, der manchem einzelnen Hunde beigemessen wird, darf man sich nicht wundern, wenn nicht selten ein Landjunker ehemals seinen Windhund mehr achtete als den Hofmeister der gnädigen Herrschaft.

Der Herzog von Grafton gab für seine Fuchshunde jährlich 4000 Pfund Sterling, also etwa 80.000 Mark aus.

Ein anderer berühmter englischer Fuchsjäger hielt siebenundfünfzig Jahre lang viele Fuchshunde, und sie kosteten ihn jährlich gewiß ebensoviel, so daß er sein Leben lang für sein Steckenpferd die ungeheure Summe von anderthalb Millionen Taler oder vier und eine halbe Millionen Mark ausgegeben hat.

Baron Lionel von Rothschild kaufte um das Jahr 1840 von Sir Shakerly dessen berühmte Meute zu Fuchsjagden, und zahlte dafür 500 Guineen (à 21,45 Mark).

An den Jagdvergnügungen ihres Gemahls nahm früher auch die Königin von England teil, von einem großen Teil ihres Hofstaates begleitet. Sie befand sich dabei in einem Wagen, und wenn das Glück es fügte, daß, wie dies im Jahre 1840 geschah, der gehetzte Hirsch gerade vor dem königlichen Wagen von den Hunden festgenommen wurde, befahl sie dem Jägermeister, Lord Kinnaird, sämtliche Jagdhunde in ihre Nähe führen zu lassen, damit sie eine genaue Inspektion über sie abhalten könne, und es erregte, wie damals die Windsorzeitung sich ausdrückte, die Schönheit der Tiere ihre höchste Bewunderung.

Einen sprechenden Beweis tierfreundlicher Fürsorge eines englischen Edelmannes für seine Hunde noch nach dem Tode ihres Gebieters wird man in nachstehendem Vermächtnis erkennen.

Sir Gilbert East de Firfield, welcher gegen Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts in England verstarb, hinterließ nebst einem Vermögen von 8,000.000 Franken folgende Bestimmung in seinem Testament:

„Ich hinterlasse meiner Universalerbin Marie East alle Hunde, die mir bei meinem Ableben gehören, wo immer dieselben sich auch

befinden mögen. Diese Tiere müssen mit derselben Sorgfalt genährt werden, als ich es bei Lebzeiten selbst getan.

Die Legatarin wird ihnen Milch, Gersten- oder Hafermehl, Schiffszwieback geben. Sie wird wöchentlich sieben Schillinge für jeden Hundekopf erhalten. Man wird eine ehrenwerte und ordentliche Person suchen, um auf die Hunde acht zu geben. In Krankheitsfällen wird ein Supplementzuschuß für Medikamente bewilligt.

Ich verbiete, daß man je aus falschem Mitleid eines dieser Tiere wegen Alters oder Krankheit töte."

Im Gegensatz zu den Jagdgewohnheiten in Frankreich bedient man sich noch heute in England zur Hasenjagd des Windhundes, ebenso in Holland. In beiden Ländern wird Erstaunliches seitens dieser Tiere geleistet. Ein Reisender, welcher einer lebhaften Jagd in Holland beiwohnte, versichert in glaubwürdiger Weise, daß vier Windhunde wie abgeschossene Pfeile auf Hasen losstürzten und mit so gewaltigen Sprüngen ihnen nachjagten, daß man ihre Bewegungen nicht zu unterscheiden vermochte. Sie packten einen Hasen im Laufe in weniger als neun Minuten. Der eine von den Hunden hob, ohne seinen überaus schnellen Lauf im mindesten abzuschwächen, den Hasen mit der Schnauze zwei bis drei Fuß empor, und warf ihn, indem er das Maul öffnete, zu Boden.

Diese vortreffliche Tat begeisterte selbst den Veranstalter der Jagd, einen phlegmatischen Holländer, derartig, daß er von seinem Pferde herabsprang, und den Hund umarmte.

Auch die Jagdgeschichte Englands kennt die Einrichtung von Hundelagern, wie solche in deutschen Landen zahlreich angeordnet waren. In Wales mußten Hunde samt den Jägern von den Kronbauern unterhalten werden. Wie dieselben dem König vorgestellt wurden, ist oben bereits geschildert worden. Hier sei nur noch an einen Brauch besonders auffälliger Art erinnert, der uns zwar schon von Sokrates her bekannt ist, bei diesem indes weniger befremdlich erscheint als hier, wo er im christlichen England geübt wurde. Der Oberjägermeister des Königs nämlich leistete, so oft er einen Eid abzulegen hatte, diesen bei seinem Horn, seinen Hunden und seiner Koppel.

Zu welchen Gewaltmaßregeln die übertriebene Jagdlust bisweilen Fürsten hinriß, zeigt die Geschichte König Wilhelms von England, genannt der Rote oder Rotkopf (geb. 1056), welcher in seinem Königreich 22 Mutterkirchen mit den sie umgebenden Dorfschaften niederreißen ließ, nur zu dem Zwecke, um Hundeställe, Wildbahnen und Jagdhäuser daselbst zu errichten.

Gegenwärtig jagt man in England noch immer mit Fuchshunden, welche als die vorzüglichsten aller englischen Jagdhunde gelten. Sehr berühmte Männer haben sich mehr mit ihnen als mit anderen Dingen



beschäftigt, und bei den hochgestellten Herren erregen sie noch immer hohes Interesse. Walter Scott z. B. besaß einen berühmten Jagdhund namens **Maida.** Bei einem Wettrennen durchlief einmal ein solcher Hund, genannt **„Blaumütze"**, eine Strecke von fast 4½ englische Meilen in acht Minuten und wenig Sekunden und langte fast gleichzeitig mit einem Rennpferde am Ziele an.

Die Erwähnung des Fuchshundes in diesem Zusammenhange führt uns unmittelbar zu der Besprechung derjenigen in England üblichen Jagd, die ihm seine Bezeichnung verschafft hat, und bei deren Ausübung der Hund eine hervorragende Rolle spielt. Dies sind bekanntlich die Fuchsjagden.

Heutzutage ist das **fox hunting** einer der beliebtesten Sports in England. Es ist kaum 200 Jahre alt; die erste auf Füchse allein eingejagte Meute wird von Wilton (**Sports and Pursuits of the English**) zirka 1750 nachgewiesen. Ebenso jung ist die Rasse der **fox hounds**, die man erst durch eine besondere Zucht aus einer Kreuzung des früheren südlichen, schwerfälligen Hirschhundes mit dem leichteren nördlichen ins Leben gerufen hat. Ihre Vorzüge sind Ausdauer, Schnelligkeit, besonders Spürsinn.

Das **stag hunding** muß immer mehr abnehmen, da das Abjagen von 6 bis 8 Sechsendern jährlich einen Bestand von 230 bis 240 Stück „**Stand**"-**wild** voraussetzt. Man behilft sich schon seit etlichen Jahrhunderten mit einem aus der Gefangenschaft herbeigeholten „**carted deer**", das „**a quarter of an hour's law**" hat, d. h. dem etwas vorgegeben wird. Das **boar hunding** spielt jetzt in England kaum eine Rolle.

Da aber die Veranstaltung der Fuchsjagden, wie sie noch heute in England gebräuchlich und sehr beliebt sind, immerhin bezüglich der hierzu verwendeten Hunde unser lebhaftes Interesse zu erwecken vermag, so sei hier ein umfassendes Bild von dem noch heute herrschenden Zustande dieser Jagden eingefügt.

„Im Schloß Berkeley, Grafschaft Gloster," erzählt Zoller, „finden wir den Typus einer jener Meuten (**packs**), auf welche die englische Aristokratie so stolz ist; in Melton-Mowbray, Grafschaft Leicester, können wir uns einen Begriff von dem Generalstabe einer fashionablen Jagd machen, aber inmitten der ländlichen Bevölkerung, in einem Dorfe im Westen von England, wird sich uns der ganze Enthusiasmus der Engländer für einen Zeitvertreib zeigen, welchen die Poeten besungen und der einen so großen Einfluß auf die ländlichen Sitten ausübt.

Berkeley-Castle war das erste Ziel meiner Wanderungen, dort sollte ich jene trefflichen Hundeställe kennen lernen —. Nach der Sprache der Gelehrten dieser Wissenschaft — der Jagd — ist eine gute Meute oder Hetze die Grundlage für die Jagd. Die renommiertesten

sind in England die des Herzogs von Rutland, des Herzogs von Beauford, der Grafen Charborough und Fitzwilliam. Seit mehr als einem Jahrhundert haben sich die Meuten in diesen vier Familien von Vater auf Sohn vererbt. Aus diesen Etablissements sind sogar die übrigen Meuten, welche jetzt in Großbritannien verbreitet sind, hervorgegangen. Die Ställe des Grafen Fitzharding, Herrn von Berkely, zählen zu den besten. Sie liegen in einiger Entfernung vom Schlosse, ebenso wie die Jagdställe. Über der Tür sah ich 27 Fuchsköpfe symmetrisch angebracht. Diese Trophäe zeigte die Ergiebigkeit der Jagd, und man war erst im September, also kurz nach Eröffnung der Jagd, die Saison, hunting season, beginnt im Monat August und endet im Mai des folgenden Jahres.

Ich wurde durch den Wärter, einen Mann von großem Wuchs, eingeführt, der die Peitsche, das Zeichen seiner Autorität, nie aus der Hand legt, — dieses Symbol der Allmacht ist in seiner ursprünglichen Form noch immer in den Händen des „feeder", des Mannes, der die Fütterung und Wartung der Hunde überwacht.

Wir traten zuerst in die Küche, wo sich zwei ungeheuere Kessel über Backsteinherden befanden. Der eine der Kessel diente dazu, das Grützemehl zu kochen, der andere, das Pferdefleisch abzusieden. Aus dieser Hundeküche tritt man in einen großen Hof, der sorgfältig gepflastert, sonnig und von einem Springbrunnen erfrischt ist, welcher in ein steinernes Becken fällt. Hier macht sich ein Teil der Meute während des Tages Bewegung.

Zur Rechten des Hofes befindet sich ein enger Schlafraum, ungefähr 12 Fuß hoch, mit Glasziegeln gepflastert, von drei oder vier Fenstern erhellt, die nach Form und Stellung mit unseren Kirchenfenstern Ähnlichkeit haben. Die Wände sind tadellos weiß, und über dem Boden erhebt sich eine Art von Lager, nämlich Holzverschläge von 20 Zoll Höhe, in denen frisches Stroh aufgeschüttet ist.

Bei meinem Eintritt in den Stall wurde ich von einer Masse von Hunden mit geraden Beinen, runden Füßen, breiten Rücken und großer und langer Schnauze umringt, deren Gesicht auf eine gewisse Gutmütigkeit deutete und auf den Wunsch schließen ließ, mich kennen zu lernen. Es befanden sich siebenundfünfzig Paare in den Ställen von Berkeley; früher waren es neunzig. Die meisten der Hunde sind hier geboren, die übrigen waren Geschenke des Herzogs von Beauford oder wurden aus anderen Ställen gekauft. Denn keine Meute würde sich lange auf gleicher Höhe erhalten, wenn man sie nicht mit neuem Blute mischte.

Die verschiedenen Partien des Stalles sind alle nach dem nämlichen Muster gebildet, und nach der größeren oder kleineren Meute sind mehr oder weniger Schlafräume vorhanden.

Der einzige Ort, von dem wir noch zu sprechen haben, ist der

Fütterungssaal, eine Art offener Galerie oder Veranda, die der ganzen Länge nach am Stalle hinläuft und in der die Hunde ihr Futter in frischer Luft verzehren können, während sie vor der Sonne und dem Regen geschützt sind. Man fütterte sie ein einzigesmal des Tages. Da es gerade Fütterzeit war, so wohnte ich diesem Schauspiel bei, das sehr belebt ist.

Ein hölzerner Trog, angefüllt mit Grütze, wurde in die Mitte des Futterstalls gestellt, und von der Oberfläche der heißen Speise stieg durch eine Dampfwolke ein Geruch auf, der die Meute bald herbeizog. Die Verteilung der Güter beruhte hier wie bei den Menschen zum Teil auf dem Rechte des Stärkeren, der es durch seine Zähne demonstrierte. Die Ordnung wurde aber durch den Feeder immer bald wieder hergestellt. Ein Kreis von Schnauzen zeichnete ziemlich genau die Gestalt des Troges, und während die Gäste schweigend ihr frugales Mahl verzehrten, bewegten sich die Schwänze beständig mit der Gleichmäßigkeit einer Uhr hin her.

Alle diese Hunde führen den Namen „**fox hounds**“, Jagdhunde auf Füchse, und bilden heutzutage eine sehr ausgeprägte Rasse in England. Diese Rasse existierte vor zwei Jahrhunderten noch gar nicht. Woher kommt sie? Das ist eine Frage, welche die Archäologen dieser edlen Wissenschaft sehr beschäftigt hat, und trotz ihrer Vermutung herrscht noch eine gewisse Dunkelheit über dem Ursprunge dieses ausgesprochenen Feindes des Fuchses. Die Ansicht, welche nach meiner Meinung am meisten für sich hat, ist die, daß der Fuchshund vom Talbot abstammt.

Was ist dieser Talbot jetzt? Man hält noch in den Parks einiger Schlösser von England eine Art von großen Hunden, welche Landseer in mehreren seiner Bilder verewigt hat. Es sind schwer zu behandelnde und gefährliche Tiere, welche keine Autorität anerkennen, und die die Peitsche selbst nicht hindert, ihren Blutdurst zu befriedigen. Sie sind im übrigen sehr langsam und würden für die Fuchsjagd, wie sie jetzt Stil ist, mit ihren pfeilschnellen Pferden, gar nicht mehr geeignet sein. Der Talbot erscheint deshalb gegenwärtig gewissermaßen als ein historischer Hund. Er gehört zur Familie der „**blood hounds**“, Spürhunde, von denen Walter Scott häufig spricht, und welche eine englische Gesellschaft, die **Thrapstone association** im Jahre 1803 zur Verfolgung von Mördern verwenden wollte, ein so großes Polizeitalent hatte sie in ihnen gefunden.

Diese Vorfahren der Rasse wurden die Ahnherren zweier Raritäten: des „**Stag-hound**“, Hundes zur Hirschjagd, und des „**Fox-hound**“, Hundes zur Fuchsjagd. Der letztere ist indes nur eine Modifikation des ersteren, da er aber seit zwei Generationen verschieden behandelt und in einer anderen Jagd verwendet wurde, so erkennt man ihn sogleich an seinem Wuchs und, wie die Kenner sagen, an dem

ganzen Stil seiner Person (?). Moderner als der Stag-hound, von dem er unzweifelhaft abstammt, verdankt er seiner Herkunft und ohne Zweifel auch den zahlreichen Kreuzungen die großen Eigenschaften, die ihn auszeichnen, die Kraft, den Mut, die Gelehrigkeit, die Schnelligkeit und seine sichere Witterung. Von allen Jagdhunden hat er, wie man behauptet, am meisten den Teufel im Leibe. Ein Engländer, Mr. Ward, hatte vor einigen Jahren den bedeutendsten Ruf als Züchter von Fuchsjagdhunden.

Die Vervollkommnung der Hunderasse im allgemeinen war stets und ist noch heute Gegenstand ernsten Studiums in England. Bei den Hunderennen stürzen sich die Renner auf ein gegebenes Zeichen, meist ein Pistolenschuß, in die Bahn und durchlaufen sie unter dem Jubel und Beifall der Menge. Andere werden auf Kaninchen, wieder andere auf Ratten abgerichtet. Von Zeit zu Zeit finden auch in den englischen Städten Ausstellungen oder Kongresse von berühmten Hunden statt. Die Sieger der Wettrennen, von denen einzelne bis zu 150 Pfund Sterling gewannen, erscheinen bei diesen Meetings mit ihren Trophäen: Bechern, Halsbändern, goldenen oder silbernen Medaillen. Eine dieser Ausstellungen, der ich in London beiwohnte, zog am ersten Tage viele Tausende Neugierige herbei, obgleich der Eintrittspreis einen Schilling betrug. Man kann sich denken, daß auch für die Fuchsjagdhunde alles geschah, um die Züchtung zu ermutigen.

Vor einigen Jahren machte ein Mr. Meynill eine Wette von 500 Guineen, daß seine zwei Fuchshunde rascher laufen, als zwei andere Hunde der gleichen Rasse, welche einem Mr. Barry gehörten, der ebenfalls Sportsmann war. Ein anderes Ereignis erregte noch mehr Aufsehen in der Jägerwelt. Ich spreche von der großen Wette von tausend Guineen zwischen dem Herzog von Beauford und dem Grafen Winchilsen. Es handelte sich darum, wer rascher laufe, der Hund oder das Pferd, die zur Fuchsjagd verwendet würden.

Keine Art von Ruhm ist dem Fuchshund versagt geblieben. Er wurde in Versen von Sommerville, in Prosa von Beckford gefeiert, welch letzterer mit Recht für den klassischesten Schriftsteller des Sportes gilt. In unseren Tagen hat sogar ein englischer Künstler, Mr. Francis Grants, der mehrere Meuten in Großbritannien besuchte, zu diesem Ende in seinen Jagdbildern die Porträts einiger dieser von der Aristokratie so sehr gesuchten Hunde eingeführt. Eine schöne Meute Fuchshunde zu besitzen, gilt beim britischen Adel wirklich für eine Art Ehrensache und für eine Verpflichtung, welche durch die soziale Konvenienz geboten ist.

Der Feeder, der mich in die Ställe von Berkeley eingeführt, ist, was die Engländer einen Jack of all trades nennen, ein Mensch, der in allen Sätteln gerecht ist. Obgleich auf der letzten Stufe des Jagdstaats stehend, zählt man auf ihn, daß er strenge Polizeidisziplin

unter der Meute übe. Er schläft in einem Zimmer, das ganz besonders für ihn im Hundestallgebäude hergerichtet ist, denn seine Vermittlung wird zuweilen selbst in der Nacht nötig, wenn es gilt, die Aufstände unter seinem Volk zu unterdrücken. Da sein Gesicht eine Art von rauher Güte und den Wunsch, meine Neugierde zu befriedigen, ausdrückte, so richtete ich einige Fragen über die Pflichten seines Berufs und die Natur der Hunde, mit denen er zu tun hatte, an ihn. Er belehrte mich, daß die Fuchshunde gewissermaßen die Soldaten der Hunderassen seien; sie wohnen zusammen in Ställen, wie diese in Kasernen, kämpfen in geschlossenen Schwadronen, und wollen von allen Verpflichtungen des bürgerlichen Lebens nichts wissen. Die Meute bietet somit ein Bild der ursprünglichen Organisation des Clan.

„Diese Hunde“, fügte er hinzu, „sind von hoher Abkunft, man muß sie aber abrichten. Die, welche nicht in der Anstalt geboren sind, finden anfangs das Leben in der Hundehütte ziemlich monoton, aber sie gewöhnen sich zuletzt daran. Wir führen sie indes im Sommer bei Tagesanbruch, wenn die Luft frisch und der Boden taufeucht ist, spazieren. Haben Sie nicht bemerkt, daß alle abgerundete Ohren haben? Diese Operation wird mit der Schere vorgenommen, und geschieht, solange sie noch ganz jung sind, um zu verhindern, daß ihnen die langen, hängenden Ohren nicht an den Dornen und Hecken zerrissen werden, wenn sie hindurch müssen. Für den, der sie nicht kennt, gleichen sich alle diese Hunde, für mich aber, der ich mein ganzes Leben mit ihnen zubringe, unterscheiden sie sich so scharf voneinander wie die Menschen, die ein ähnliches Geschäft treiben. Es gibt welche unter ihnen, die vom ersten Tage an das Wild packen. Das liegt in ihrem Blute, sie verfolgen den Fuchs aus Instinkt, wie das Wolfsjunge die Brust der Wölfin annimmt. Andere dagegen haben große Mühe, ihren Beruf zu erlernen. Wir bestrafen sie nie für ein erstes Vergehen, wenn es sich aber wiederholt, gibt ihnen die Peitsche eine gute Lektion. Es handelt sich nicht um eine strenge, sondern um eine gleichmäßige Behandlung. Jagdhunde von guter Geburt haben ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl; sie wissen genau, ob man sie ungerecht bestraft oder ihnen eine gerechte Züchtigung zuteil werden läßt. Alles hängt von der Art, sie zu behandeln ab, und, wie ich sagte, der gute Jäger macht den guten Hund.

Ich mag bei den Fuchshunden eine servile Unterwürfigkeit nicht leiden. Der Unterschied zwischen Hunden von vornehmer und gemeiner Rasse ist, daß die ersteren, obgleich ebenso gelehrig als die letzteren, mit einem gewissen Stolz und gern gehorchen. Es gibt jedoch auch bei der besten Leitung und unter den feinsten Meuten Hunde, die ganz und gar unverbesserlich sind. Einzelne von ihnen suchen beständig Streit mit ihren Kameraden oder stören die Jagd, indem sie jeden Augenblick bellen. Ein guter Hund soll im Walde nur sprechen, wenn

er etwas zu sagen hat. Sie lächeln und denken, daß die Menschen es auch oft nicht besser machen. Das ist wahr. Aber wenn Sie in die Geheimnisse der Fuchsjagd eingeweiht sind, so müssen Sie die fatalen Folgen eines solchen Lärms für den Erfolg des Tages kennen. Noch schlimmer ist indes, daß dieser Fehler ansteckend ist. Ein schlechter, lärmender oder ungezogener Hund genügt, um eine ganze Meute zu demoralisieren. Man muß sich deshalb solche Hunde vom Halse schaffen."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte ich ihn, als ich an dem geheimnisvollen Ausdruck seines Gesichts merkte, daß es sich um etwas Wichtiges handle. — „Nun ja," antwortete er, „man muß von Zeit zu Zeit ein Beispiel geben. Der nach reiflicher Überlegung zum Tode verurteilte Hund wird mit einem Stricke um den Hals aus dem Kennels herausgeführt und aufgehängt. Die anderen Fuchshunde werden dadurch gewarnt, auf ihrer Hut zu sein."

„Glauben Sie wirklich, daß seine Kameraden die Motive des Richterspruchs und die Natur der Hinrichtung verstehen?" — „Ganz gewiß," antwortete er mit der ernstesten Miene von der Welt.

Der Feeder, obgleich ein entschiedener Verteidiger der Todesstrafe, liebte seine Hunde aufrichtig und erging sich gern in Lobeserhebungen. „Es sind im ganzen aber gute Kinder," beeilte er sich hinzuzufügen. „Sie haben namentlich im höchsten Grade das Gefühl gegenseitiger Verteidigungspflicht und verstehen sich darauf, einander beizustehen. Wenn Sie Maler sind, — denn es waren schon mehrere hier, um die Kennels zu sehen — so hätten Sie da den schönsten Vorwurf zu einem Bilde. Es ist interessant zu beobachten, wie diese armen Tiere oft ganz erschöpft nach einem anstrengenden Jagdtage, sich auf ihr Lager legen und darauf bedacht sind, einander nicht zu stören. Sie legen sich sogar so, daß ihr Körper als Kissen für den Kopf des Nachbars dienen kann. Wenn das gute Einvernehmen der Meute bisweilen gestört wird, so ist das häufig die Schuld eines oder zweier schlimmer Charaktere. In den meisten Kennels ist ein Hund, der eine förmliche Autorität über die anderen Hunde ausübt. Das geht alles ganz gut, so lange er seine Macht nicht mißbraucht. Wenn er aber ein Tyrann gegen seine Kameraden wird, wenn er sie mißhandelt und ohne Grund quält, so läuft er Gefahr, eine Empörung gegen sich aufzurufen. Haben Sie nie von einem dieser Hunde gehört, der von seinen Untertanen im Kennel umgebracht und gefressen wurde?" — „Nein, diese Geschichte ist mir unbekannt," antwortete ich, „aber Sie setzen mich in Erstaunen, diese Hunde, die uns umgeben, haben alle ein so gutmütiges Aussehen, sie bieten so willig den Kopf, wenn man ihnen schmeicheln will!"

„Trauen Sie ihrem gutmütigen Aussehen nicht so sehr! Der Fuchshund, obgleich gelehrig und vertraut gemacht, behält immer noch

etwas von seinen wilden Instinkten, die unter gewissen Umständen bisweilen erwachen.

Es ist nicht solange her, daß ein Wächter dasselbe Schicksal hatte wie der Hund, von dem ich Ihnen soeben sprach. Wenn Sie mich über meine Meinung befragen, so kann ich nur sagen, daß ich fast glaube, er war im Unrecht gegen die Meute. Dieselben Tiere, die sich so brutal gegen die ungerechte Gewalt empören, zeigen unter anderen Umständen eine rührende Achtung vor der Unschuld und Schwäche. Einer der ersten Sportsmen von England hatte ein kleines Kind, das vom Hause verschwunden war, und welches man überall suchte, als dem Vater und der Mutter zugleich der Gedanke kam, das Kind könne in die Kennels geraten sein. Dieser Gedanke mußte sie mit der gräßlichsten Angst erfüllen, denn man wußte, daß damals in einem Teile der Kennels sehr wilde Hündinnen sich befanden, welche Junge hatten, und denen niemand zu nahen wagen durfte. Wie groß war die Freude und das Erstaunen der Eltern, als sie beim Eintritt in diesen gefährlichen Teil des Kennel das Kind auf einer der Hündinnen reiten sahen, die sich von ihm wie ein Lamm leiten ließ!"

Dieses Gespräch mit dem Feeder über das Leben des Fuchshundes und die Sitten der Kennels belehrte mich auch noch über die ökonomische Einrichtung dieser Anstalten.

Einige ausgewählte Meuten wurden in England bis zu 2000 Guineen bezahlt. Der gewöhnliche Preis ist jedoch 500 bis 1000 Pfund Sterling. Diese erste Ausgabe ist jedoch nebst der Erbauung der Kennels der geringste Teil der Kosten. Es will noch nicht alles heißen, die Hunde kaufen, man muß sie auch unterhalten und die Leute bezahlen, die sie warten. Die Zahl der Fuchshunde, welche eine Meute bilden, hängt von der Natur der Gegend und von der Zahl der Jagden in der Woche ab. Diese beiden Umstände bringen die größten Verschiedenheiten in das Ausgabebudget. Das Beste ist deshalb nur, allgemeine Tatsachen zu geben.

Es existieren gegenwärtig, schreibt Kohl im Jahre 1865, in England und Wales hundert Kennels, diejenigen ungezählt, welche in Schottland und Irland blühen. Nun, jede dieser hundert Meuten, welche entweder von sehr reichen Partikuliers oder von einer Anzahl Aktionäre unterhalten werden, kostet im Durchschnitt 1500 Pfund Sterling jährlich, das macht im ganzen eine jährliche Ausgabe von 150.000 Pfund. In dieser Ziffer ist freilich die Unterhaltung der Ställe mit einbegriffen, denn zur Fuchsjagd braucht man zweierlei: Hunde und Pferde.

Ich kannte jetzt die Einrichtung des Kennels und der Ställe, welche gewissermaßen den Ausgangspunkt für die Fuchsjagd bilden. Aber man jagt nicht bloß mit Hunden und Pferden, es bedarf noch eines ganzen Generalstabs von Angestellten, welche sämtlich ihre ver-

schiedenen Dienste haben. Wenn wir uns eine Idee von diesem Personal und von der Wichtigkeit machen wollen, welche die Engländer dieser Art von Sport beilegen, die so viel Geld kostet, so viele Leute beschäftigt und von der eine so große Menge von Familien lebt, so müssen wir uns nach Melton begeben. Melton-Mowbray in Leicestershire ist in der Tat die Metropole der Fuchsjagd.

Hier versammelt sich jeden Winter die Aristokratie der Fuchsjagd.

Die Stadt Melton, an den Ufern des Flusses Eye gelegen, verdankt ihr Wachstum, ihre verhältnismäßige Wohlhabenheit und die verbesserten Einrichtungen der letzten Zeit der berühmten Fuchsjagd. Diese Jagd beginnt im November und dauert fünf Monate des Jahres, während welcher die Sportsmen aus allen Teilen von England hier zusammenströmen. Es fehlt nicht an Hotels, sie aufzunehmen und man versichert, daß in den Ställen 700 Pferde Platz haben.

Wir brachten den ersten Tag unserer Ankunft in Melton damit zu, mehrere Jagdanstalten zu besuchen, welche in ihrer Art alles übertreffen, was man in England sehen kann. Jeder Sportsmann, der an Ort und Stelle wohnt, besitzt durchschnittlich in seinen Ställen ein Dutzend Pferde, manche haben aber bis zu zwanzig für ihren Privatgebrauch. Die große Zahl von Pferden, welche zum Dienste eines einzigen Jägers bereit stehen, erklärt sich aus der Natur der Gegend. In Leicestershire, wo das Terrain so uneben und von Hindernissen aller Art durchschnitten ist, hat jeder gute Fuchsjäger die Gewohnheit, mindestens zwei Pferde auf die Jagd mitzunehmen, von denen das eine das andere ablösen kann. Man hat sogar gefunden, daß dieser Brauch eine Ökonomie ist, indem er die Gesundheit der Pferde schont, welche ohne diese Vorsicht nicht leicht die Strapazen einer so lange dauernden Jagd aushalten würden.

Mit der Fuchsjagd sind in weniger als einem Jahrhundert bedeutende Veränderungen vorgegangen. Vormals versammelten sich die Jäger vor dem ersten Hahnschrei, und meist waren die Hunde schon vorher längs einer Hecke postiert, wo sie den Tagesanbruch erwarteten, um sich in das Gebüsch zu stürzen, wo der Feind versteckt war. Das ist nun ganz anders. Die Jagd beginnt verhältnismäßig spät am Tage, und geht dann sozusagen mit Dampf. Der Unterschied zwischen dem alten und neuen Stil läßt sich in zwei Worten erklären: ehemals brauchte man einige Minuten, um den Fuchs aufzuspüren und Stunden, um ihn zu erlegen; jetzt braucht man Stunden, um ihn aufzuspüren und einige Minuten genügen, um ihm ein Ende zu machen.

An die Spitze der kleinen Armee, welche den Winterfeldzug unternehmen will, stellt sich der „**master of fox-hounds**", eine sehr gesuchte Würde und eine der größten Ehrenstellen, die ein Gentleman in Großbritannien erringen kann, wo die Fuchsjagd so hoch in Ehren steht. Sein Amt versieht er ohne Gehalt, dieses ist sogar sehr kost-

spielig, da er meist für sich allein eine Meute, Pferde und einen ganzen Jagdstab halten muß.

Eine der ersten Bemühungen des Master ist, den Umkreis des Jagdreviers so weit als möglich zu ziehen. Die Master sind zunächst genötigt, sich mit den anderen Gutsbesitzern, namentlich denen, welchen die Schlupfwinkel gehören, wo sich die Füchse verbergen, ins Einvernehmen zu setzen.

Die Erlaubnis fehlt selten, aber sie wird nur unter einer Bedingung gegeben, daß die Jagd gut arrangiert wird. Eine andere Pflicht des Master ist, Maßregeln für die Erhaltung des Fuchses zu treffen, denn ohne das würde der Kampf aus Mangel an Kämpfern bald aus sein. — Man erhält die Füchse, um sie zu töten. Wenn man an die Metzelei denkt, die jedes Jahr unter ihnen angestellt wird, so begreift man kaum, daß die Rasse unserer britischen Füchse noch nicht ausgerottet ist. Es bedurfte zu diesem Ende einer großen Überwachung und einer Übereinstimmung der Sitte, welche dem Gesetz gleich kommt.

Der Fuchs hat in England auf dem Lande zwei besondere Feinde: die Gutsbesitzer, welche Wild in ihrem Park unterhalten und die Pächter. Reinecke spielt ihnen mehr als einen schlimmen Streich. Das liegt in seiner Natur. Da stiehlt er ein Kaninchen oder einen Fasan, dort frißt er ein Huhn. Die englischen Pächter, denen er in einer Nacht den ganzen Hühnerhof erwürgt, würden ihm gern eine Kugel auf den Pelz brennen und sich selbst Recht schaffen, aber im allgemeinen wagen sie es nicht, so sehr fürchten sie den Zorn der Jäger.

Gleichwohl braucht der **master of fox-hounds** einen hohen Grad von Diplomatie, um seine Nachbarn zu bestimmen, sich in die Inkonvenienzen der Jagd zu finden. Aber diese Unterhandlungen sind noch nichts im Vergleich zu den Pflichten, die den Master auf dem Jagdrevier erwarten. Vor allem muß er pünktlich sein, er darf nie zu spät kommen. An Ort und Stelle übernimmt er sogleich den Befehl der Jagd. Sodann hat er die Ordnung im Jagdrevier zu erhalten.

Diese Aufgabe ist bisweilen sehr schwierig, denn es gilt, eine Meute unbändiger Hunde, einen Stab von Diensttuenden —, endlich eine Truppe undisziplinierter Jäger und Neugieriger zu Pferde im Zaum zu halten und zu dirigieren. Indes wäre die Fuchsjagd kein Vergnügen mehr, wenn man des Gelingens immer sicher wäre. Es gibt weiße und schwarze Tage, wie man sagt, die Chance, zu gewinnen oder zu verlieren. Wenn die Hunde aber sich mehrere Wochen hintereinander bei der Aufspürung des Fuchses getäuscht haben, so werden sie mutlos und verlieren allen Elan. Wehe dann dem **master of fox-hounds**! Alle seine Opfer, seine guten Absichten, seine Bemühungen könnten ihn nicht vor der boshaften Kritik schützen. Statt ihm Dank zu wissen für die Kosten, die er aufwendet und die Mühe, die er sich

gegeben, verwerfen ihn seine Nachbarn, als wollten sie sich für ihre Hunde rächen, die nichts zu beißen hatten.

Jedoch nicht in allen Grafschaften gehört die Meute dem Master. Eine gute Anzahl Meuten werden auf Aktien unterhalten. In diesem Falle ist der Master nur der Chef einer Kommanditgesellschaft, dann ist sein Amt noch viel schwieriger und zarter, weil er über die Jäger, die er repräsentiert, nur eine prekäre Macht ausübt.

Für die Umgegend ist die Fuchsjagd eine Erwerbsquelle. Sie zieht viele Menschen herbei; die Unterhaltung der Meuten und Ställe nimmt eine große Menge Hände in Anspruch und bringt viel Geld unter die Leute. Auch liegt darin ein großer Vorteil, daß die Jagd den Adel veranlaßt, auf seinen Gütern zu leben.

Die Fuchsjagd steht auf dem Prinzip der Teilung der Arbeit. Nach dem Master kommt der **huntsman**, der ein bezahlter Angestellter ist, welcher im Dienste des Squire steht, der eine Meute auf seine Kosten unterhält. — Er muß mit der Meute auf gutem Fuß stehen. Wie Cäsar die Namen aller seiner Soldaten kannte, so muß der Jäger die Namen aller seiner Hunde, die Eigenschaften jedes einzelnen und seine Art zu jagen kennen. Ihre Genealogie weiß er auswendig und häufig erben seine Kinder in dieser Beziehung von seinem heraldischen Wissen. Man erzählt, daß einige Jäger, welche bei einem berühmten schottischen **huntsman** zu Tische waren, über die edle Abkunft eines der Hunde der Meute disputierten, ohne einig werden zu können. „So hole deine Schwester!“ sagte der **huntsman** zu einem seiner Söhne. Diese Schwester, ein Mädchen von 16 Jahren, trat ein und löste augenblicklich das Problem. Zu Hause ist der **huntsman** trotz der etwas wilden Art seiner Beschäftigung ein ausgezeichneter Mensch, namentlich wenn man ihn im rechten Augenblick zu packen weiß, das heißt bei der Heimkehr von einer Jagd, welche glücklich war.

Es gibt gegenwärtig in England eine ziemlich große Zahl von berühmten **huntsmen**; die meisten von ihnen waren in Lagen, wo ihr Leben in der höchsten Gefahr schwebte, aber sie scheinen im allgemeinen der Meinung eines ihrer Genossen zu sein, welcher behauptete, die Glieder des menschlichen Körpers seien nie so solid, als wenn sie häufig eingerichtet worden.

Der **huntsman** hat zwei „**whippers-in**“, Hundeführer, unter sich. Diese beiden Adjutanten müssen vor allem kühne Reiter sein, und mit ihren Pferden die keckften Evolutionen auszuführen stets sich bereit halten. Das heißt, es ist ihnen noch mehr als dem Master oder dem **huntsman** vergönnt, Gefahr zu laufen, zu ertrinken oder sich den Hals zu brechen. Ihr Platz auf dem Schlachtfelde ist bei den Hunden, die sie bisweilen auf sehr brutale Weise züchtigen, wenn sie ihre strategischen Manöver leiten.

Der erste Hundeführer befindet sich meist inmitten der Meute und

der zweite hinter ihr. Es gibt indes zwei Systeme, welche die Ansichten der Jäger scheiden. Das eine besteht darin, die Hunde gewähren zu lassen, wenn sie die Witterung haben, das andere will dagegen, daß man alle ihre Manöver leite. Die Partisane der ersten Methode stützen sich auf die Autorität von Beckford, welcher behauptete, daß die Hunde, die man sich selbst überlasse, selten einen Fuchs töten. Man hat jedoch in verschiedenen Fällen bemerkt, daß sie oft mehr wissen als die Jäger selbst, und daß sie nicht immer der Anweisung der huntsmen oder whippers-in bedürfen, wenn man auf falscher Fährte war, um selbst den Irrtum zu erkennen und die Richtung zu ändern. Es geht hier wie in der Kriegswissenschaft, wo Takt und Erfahrung gebieterisch eintreten. Junge huntsmen, begierig ihr Talent zu zeigen, lassen ihren Soldaten, Hunden wollte ich sagen, keine Initiative und halten sie immer unter der Hand. Das Schlimme bei diesem System, wenn es auf die Spitze getrieben wird, ist, daß man den Hunden alles Selbstvertrauen nimmt. Sie lernen auf solche Art nur sich auf ihren Herrn verlassen, während sie ihrem eigenen Instinkt folgen sollten.

In den Augen jedes enthusiastischen Jägers sind es die edelsten und klügsten Geschöpfe. Es herrscht unter ihnen eine Rivalität, die das Gefühl der Hierarchie nicht ausschließt. Die Jagdhunde kennen sich unter sich und scheinen die verschiedenen natürlichen Anlagen der einzelnen zu respektieren. Man sieht sie auf dem Schlachtfeld ihren Platz freundlich einem anderen Hunde einräumen, von dem sie wissen, daß er im gegebenen Falle mehr leisten kann, worauf sie, wenn das Manöver gelungen, wieder in die Reihe eintreten. Die Menschen schreiben sich häufig zu, was den Hunden gebührt, und wenn ich die Jäger sagen höre: „Wir haben diese Saison zwanzig Füchse geschossen," oder „die Hunde haben diesen Morgen den Fuchs verfehlt," so frage ich mich, ob die Sportsmen nicht jenen Generalen gleichen, die allen Ruhm des glücklichen Erfolges für sich in Anspruch nehmen, während sie die Verantwortlichkeit der Niederlage auf ihre Soldaten abladen. Wir sind weit entfernt, die Funktionen der whippers-in zu unterschätzen, welche gewiß sehr nützlich sind, denn ohne sie würde die Meute einem Schiffe ohne Piloten gleichen. Alles, was man mit Nimrod bedauern kann, ist, daß es bis jetzt in England keine Hilfskassen gibt, um das Alter einer Klasse von Menschen zu erleichtern, welche tausendmal ihr Leben zum Vergnügen der Reichen riskiert, und die häufig alles entbehren müssen, wenn ihr Leben zur Neige geht.

Auf der nächsten Stufe nach den Hundeführern steht in der Jagdorganisation der feeder, dessen Verrichtungen bereits geschildert wurden.

Als ich endlich mit dem Sportsman von unserer Promenade in der Umgegend heimkehrte, begegneten wir einem Manne, der auf

einem kleinen Pony saß und von einigen Dachshunden begleitet war, die sich geheimnisvoll durch das Gebüsch schlichen. „Dieser Mann", sagte mir mein Führer, „ist heute Nacht der Märtyrer für unser Vergnügen von morgen. Wir nennen ihn den „earth stopper".

Seine Charge ist sehr wichtig. Sie besteht darin, wie Ihnen schon das englische Wort sagt, die Löcher zu verstopfen, in welche sich der Fuchs verkriechen könnte, wenn er von den Hunden verfolgt wird. Diese nächtliche Erscheinung ist eine der interessantesten der ganzen Jagd, und gewissermaßen der Wehrwolf des fox-hunting. Ohne seine bescheidenen Dienste gäbe es keine Jagd, denn was der Meister Fuchs am besten kennt, das ist der Weg zu seinem Lager, und ist er einmal dort, so hält es schwer, ihn da wieder herauszubringen. Armer earth-stopper! — in der Nacht, die einer Jagd vorausgeht, gibt es für ihn kein Bett, es mag nun schneien oder stürmen.

Sie fragen mich vielleicht, warum er gerade diese düsteren und finsteren Stunden wählt, um sein Geschäft zu besorgen. Das ist aber sehr einfach, denn bei Nacht verläßt der Fuchs seinen Bau, um sich seine Nahrung zu suchen. Wenn der earth-stopper deshalb sein Geschäft zu früh am Abend oder zu spät am Morgen besorgte, so würde er große Gefahr laufen, den Helden des Tages in seinen Bau einzuschließen. So wie Sie ihn hier sehen, geht er meilenweit umher, bis er seine Aufgabe erfüllt hat; nur leider gleichen nicht alle Winternächte dieser. Es gibt so kalte und strenge, daß seine Glieder wie das letzte Blatt am Baume zittern. Der stopper hat sich vorher mit den masters zu verständigen, um zu wissen, welches Gehölz man abtreiben wird, dann weiß er auch, was er zu tun hat. Sehen Sie, wie er mit Grabscheit und Hacken bewaffnet beim Mondenschein durch die Gegend streift, und mit Dorngestrüpp und Steinen die Löcher verstopft, in welchen der Fuchs ein Asyl suchen und der Hunde spotten könnte. Statt dessen muß der Schlaukopf, der alle Schlupfwinkel sich verstopft sieht, sein Heil in der Flucht suchen. Und hätte er auch mehrere Baue in der Umgegend, alle sind verstopft, und er muß das Fersengeld bezahlen. Nach der Jagd muß der earth-stopper eine andere Art von Arbeit beginnen, welche darin besteht, die Löcher wieder aufzumachen, um die Spuren seiner ersten Nachtarbeit zu tilgen.

Und nun richtete der Sportsman meine Aufmerksamkeit auf den Helden des Tages selbst. Um gut zu jagen, bedarf es eines guten Stabes, guter Hunde, guter Pferde und eines guten Fuchses. Wer nie an den Vergnügungen der Jagd teilgenommen, bildet sich gern ein, daß alle Füchse gleich viel wert seien. Das ist ein großer Irrtum. Es gibt vor allem Sackfüchse, welche vom Kontinente kommen und aus denen sich die Engländer nicht viel machen. Diese Ausländer haben weder das Feuer noch den wilden Charakter der britischen Füchse. Da sie dem heimatlichen Boden entfremdet sind und weder die strategischen

Resourcen des neuen Landes kennen, wo sie, dem Sacke entsteigend, das Licht erblicken, noch die Schlupfwinkel, noch die Grenzen der Wälder und Täler, so bieten sie dem echten Jäger einen elenden Widerstand. Selbst die Hunde verachten sie. Man hat mehr als einmal beobachtet, wie im Augenblick, wo einer dieser Sackfüchse losgelassen wurde, die besten Hunde der Meute ihren gewöhnlichen Platz an der Spitze des Armeekorps gar nicht einnehmen wollten. Und dann laufen diese Füchse eher wie Hasen und sind in Ermangelung anderer nur dazu gut, den Jagdhunden „Blut zu machen“, wie die Fuchsjäger sich ausdrücken. Die Jagdhunde aber wollen, wenn sie einmal einen guten, wilden Fuchs gerochen, nicht mit der Zahnspitze mehr ein solches „such carrion“, Luder, anrühren. Dem Eindringen der französischen Füchse in Großbritannien schreiben alle englischen Jäger seit einigen Jahren den Verfall eines Vergnügens zu, das mit der Geschichte und den Landessitten der Engländer in so inniger Beziehung steht.

Es gibt ferner Füchse, die man in England „zieht“, aber sie taugen nicht viel mehr als die Sackfüchse, und man mag sie später in einen Fuchsbau zu wohnen bringen, sie bekommen doch nie mehr den echten Charakter ihrer Rasse.

Das einzige Tier, das die dieses Namens würdigen Sportsmen gern jagen, das ist der gute alte, britische Fuchs, der seit Jahrhunderten trotz der Hunde, der Einzäunungen, der Eisenbahnen und der Fortschritte des Pfluges sich fortpflanzte. Aber auch der letztere hat sich seit ungefähr dreißig Jahren in den Genüssen Capuas verweichlicht. Die große Zahl der reservierten Jagden und Parks, wo man das Wild gleichsam für den Bratspieß aufzieht, hat ihm zu reichliche Gelegenheit geboten, seinem großen Appetite gütlich zu tun. Wo findet man heutzutage außer vielleicht in etlichen wilden Distrikten Schottlands, jenes lange, magere, heißhungrige Tier, das im letzten Jahrhundert so gewöhnlich war und das vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang wie der Wind lief? Neben ihm ist der Fuchs von heute ein Murmeltier, fett, breit und kurz, er hat ganz das Aussehen eines Alderman von London, der von Rehziemer und Schildkrötensuppe lebt. Aber er ist wenigstens mutig, und da er sich zuhause fühlt, so weiß er sich besser zu verteidigen als die, welche aus fremden Ländern kommen.

Die großmütigen Foxhunters bieten dem Fuchse, wenn es die Gesetze oder der Brauch der Jagd verlangt, eine Gelegenheit, sein Leben zu retten. Haben sie nicht ohnedies Vorteile genug? Wenn die Hunde zur Verfolgung losgelassen werden, so haben sie einen leeren Bauch, der Fuchs dagegen hat die ganze Nacht gefressen, und bisweilen so gut gefressen, daß er seine Beine im Laufen nicht mehr findet. Und dann die Jäger, sind ihrer nicht hundert gegen einen? Ich frage nun, ob von so vielen getötet zu werden, wirklich besiegt werden heißt?

Das zeigt deutlich genug, daß der Fuchs, um den Menschen

stand zu halten, gezwungen ist, zu aller Art von List seine Zuflucht zu nehmen. Das Leben dieser Tiere kennt überdies nur der Jäger. Jeder **huntsman**, der es zur Vollendung in seiner Kunst bringen will, muß die Naturgeschichte des Meister Reineke studieren. — Es gibt alte Füchse, welche die Hunde drei, vier Jahre hintereinander zum Narren haben, und zwar nicht bloß durch ihre sicheren Schlupfwinkel, sondern auch durch wirklich schlaue Taktik. Man hat mir von einem dieser listigen Tiere erzählt, das die Jäger unter sich den Teufelsfuchs nannten, und der wirklich einen Pakt mit diesem bösen Geiste abgeschlossen zu haben schien. Es bedurfte der ausdauerndsten Anstrengungen einer ausgezeichneten Meute, um diesen Zauber zu brechen, und als es den Hunden endlich gelang, sich seiner zu bemächtigen, so glich er einem Wolfe, so groß war er und so wild sah er aus.

Einer der naturgeschichtlichen Punkte, welche die Jäger und Gelehrten am meisten beschäftigen, — ist der Geruch des Fuchses, der sich nach der Richtung des Windes ausdehnt. Aber gerade auf dieses dunkle Problem stützt sich die ganze Kunst der Fuchsjagd. Dieser den Hunden wohl bekannte Geruch scheint indes nach Alter und Individuum verschieden zu sein, und wird stärker oder schwächer, je nach den Gefühlen des verfolgten Tieres, wie Furcht, Wut und Verzweiflung.

Das Außerordentlichste ist, daß der Fuchs ein Bewußtsein der Spur zu haben scheint, welche die Richtung seines Laufes verrät und die ganze Meute ihm nachzieht. In den kritischen Momenten sucht und findet er häufig das Mittel, sich geruchlos zu machen. Und das will so viel heißen als unsichtbar, denn in den meisten Fällen sehen die Hunde den Fuchs, wenn ich mich so ausdrücken soll, nur durch die Witterung.

Es genügt deshalb über einen Fluß zu setzen und auf diese Weise, wie die Jäger sagen, den starken Geruch, der seinen Tod herbeiführen kann, abzuwaschen. Die Hunde sind dann einige Zeit im Ungewissen, wohin sie sich wenden sollen und folgen mehr einem allgemeinen Gefühl, als positiven Anzeichen. Man kann sich deshalb denken, welchen Wert die echten **huntsmen** darauf legen, unter dem Winde zu jagen, es ist dies die erste Bedingung einer glücklichen Jagd."

Soweit der Bericht Zollers über die Vorbedingungen der Fuchsjagd und die Beziehungen derselben zum Hunde. Ich schließe nun die Schilderung einer solchen Jagd des nämlichen Gewährsmannes an, zu welcher dieser in einer „aus Konvenienzgründen" von ihm nicht genannten Grafschaft eingeladen worden war.

„Es gibt", fährt der Erzähler fort, „kein amüsanteres Schauspiel als ein Fuchsjagdstelldichein. Die warmen Händedrücke, welche zwischen den Sportsmen ausgetauscht werden, das Schnauben der

Pferde, das Klatschen der Peitschen, das laute Gebell der Hunde, die ihre Ungeduld zu erkennen geben, und wohl zu wissen scheinen, was ihrer harrt, alles das verkündet einen Festtag. Dieses Stelldichein (meeting) sollte im Mittelpunkt der coverts, d. h. dem Lager, den Schlupfwinkeln des Wildes im Dickicht stattfinden, die man diesen Morgen abtreiben wollte.

Als wir ankamen, fanden wir eine Gruppe Pächter und Jäger versammelt, von denen sich eine schöne und junge Jägerin zu Pferd abhob, welche ein etwas extravagantes Kostüm trug, deren Wangen jedoch von der frischen Morgenluft und der frohen Aussicht auf ein Lieblingsvergnügen rosig angehaucht waren. Die Unterhaltung drehte sich wie bei allen solchen Gelegenheiten um das Wetter, das günstig zu werden versprach, es war weder Nebel noch heftiger Wind, die beiden größten Feinde der Fuchsjagd. Die Pächter und Sportsmen begrüßten sich deshalb auch mit einem echt englischen: „A fine morning!" Jeden Augenblick kamen neue Jäger. Es war interessant, sie ruhig durch die Heide heranreiten oder in ihrem roten Kostüm plötzlich hinter einem Gebüsch hervorkommen zu sehen.

Endlich erschien der Squire, ein Mann von sechzig Jahren, dessen freundliches Wesen es deutlich zeigte, welches Vergnügen es ihm mache, anderen ein solches Vergnügen zu bereiten. — Er bot mir die Hand mit jener echt englischen Offenheit und Herzlichkeit, die ich aller zeremoniellen Höflichkeit vorziehe.

Er übernahm den Befehl der Armee. Auf einen Wink und ein Wort, das er an den Jäger (huntsman) richtete, wurden die Hunde, die man bisher nur mit der Peitsche im Zaume gehalten, losgelassen. Der Boden war weit und breit nur mit magerem, dürren Grase bewachsen, auf dem man ohne Zweifel hatte Esel und Gänse weiden lassen. Da und dort erhob sich allerdings in diesen Steppen ein dichtes Gesträuch, undurchdringliches Heidekraut, fest verwachsenes Gebüsch von Disteln und Wälder von dornigem Ginster, die eine gewisse Höhe erreichten, aber nicht genug, um Schatten zu werfen.

In diesen Gebüschen nun galt es, den Fuchs aufzuspüren. Der Hundsmann hatte den Hunden das Signal gegeben, indem er rief: Hark in! hark in! there dogs! Man munterte sie dadurch auf, die Ohren zu spitzen.

Das Covert bot ein ganz ungewöhnliches Schauspiel. Jedes Gebüsch, ja jedes Blatt bewegte sich, als wenn es von einem geheimnisvollen Geiste belebt wäre. Man kann mit den Engländern sagen, die ganze düstere Heide lebte. Diese Illusion wurde, wie man sich denken kann, durch die Hunde hervorgebracht, welche beinahe unsichtbar geworden, die toten Halme bewegten, die Zweige schüttelten und das Gras selbst zittern machten. Von Zeit zu Zeit zeigten sie sich jedoch und ihr weißes und schwarzgeflecktes Fell kontrastierte dann lebhaft mit

der fahlen Farbe des Grases und Strauchwerkes. Alle die Hunde legten eine bewunderungswürdige Geduld an den Tag und wußten sich an den engsten Stellen durchzuzwängen. Der Hundsmann feuerte sie freilich durch Stimme, Gesten und Beispiel an. Er nannte sie alle bei Namen und sprach eine völlig neue Sprache mit ihnen, die sie indes sehr gut zu verstehen schienen. Tiefes Schweigen herrschte unter den Jägern.

Plötzlich hörte man ein Gebell, dumpf wie das eines Hundes, der schläft, aus dichtem Gebüsch hervor. Auf diese Aufforderung antworteten andere Hundestimmen wie eben so viel Echos, und dann folgten deutlich Töne. Dieses Gebell, namentlich das letztere, verkündete, daß der Fuchs gefunden sei. Jetzt galt es, ihn aus seiner Verschanzung herauszutreiben. Das war das Werk weniger Minuten. „Tally-ho! tally-ho! gone away!“ Da ist er, fort Hunde, packt ihn! rief der erste Whipper-in in einem Tone, der nicht zu beschreiben ist. Der Hundsmann bläst in das Horn, die zerstreuten Hunde sammeln sich, und alle Jäger die Sporen eingedrückt galoppieren davon.

Das war ein Rufen und Durcheinander von Menschen, Pferden und Hunden, daß einem förmlich schwindlig wurde. Die Meute namentlich entwickelte einen bewunderungswürdigen Eifer, Mut und Gehorsam. Es war interessant zu sehen, wie die Hunde immer wieder in Reih und Glied zurückgingen, oft bis unter die Füße der Pferde, trotz der Gefahr, zertreten zu werden, und bald war die Ordnung wieder hergestellt trotz der Heißgier der Hunde.

Der Squire befahl, sich etwas zu mäßigen. Aber nun zeigte sich eine andere Schwierigkeit. Ich hatte gehofft, der verfolgte Fuchs werde uns über eine schöne Ebene führen, die sich zur Rechten vor uns ausbreitete. In seiner Bosheit hütete er sich wohl, uns diesen Gefallen zu tun, und führte uns im Gegenteil auf ein unebenes, jeden Augenblick von Hecken, Gesträuchen und Gräben kupiertes Terrain, wo er wahrscheinlich den Saum eines Waldes zu erreichen hoffte.

Diese Hindernisse überwanden die Hunde mit kühnen Sätzen, manche stürzten dabei in die Gräben und kugelten sich, aber schon im nächsten Augenblicke waren sie wieder auf den Beinen.

Ihrem Beispiel folgten die Pferde und Reiter, welche wie Eichhörnchen über alle Zäune setzten. Wer nicht daran gewöhnt ist, kann jeden Augenblick den Hals brechen. Glücklicherweise öffneten einige Kinder, von dem Trinkgeld gelockt, die hölzernen Barrieren, welche Güter scheiden, um die ungeschickteren Reiter durchzulassen. Ich schloß mich sogleich diesen an, denn alles, was ich bei einem solchen Terrain und einem so ungestümen Ritte tun konnte, war, mich im Sattel zu halten. — Ich hatte freilich, um mich zu ermutigen, das Beispiel eines dicken Pächters vor mir, der trotz seines Gewichts nichts zu fürchten schien. Er flog bei jeder Krafttour, die sein Pferd machte,

auf eine erschreckende Art im Sattel und sank dann mit der ganzen Schwere wieder zurück.

Obgleich etwas entfernt von der Avantgarde der Jäger, entging mir doch kein wesentliches Moment. Ich sah die Hunde auf eine Anhöhe laufen. Ihre Zungen, die wie rote Lappen im Winde schwankten, zeigten, wie der Blutdurst mit Müdigkeit rang. Plötzlich hielten sie inne, die Bewegung ihrer Ruten verriet ihre Unruhe, den Fuchs verloren zu haben. Der Hundsmann veränderte im Einverständnis mit den **Whippers-in** die Richtung der Meute, wodurch die Jagd wieder mehr auf meine Seite kam.

In dem Augenblicke, als die Jäger aufs neue über die Hindernisse setzten, die sie kaum hinter sich gelassen, sah ich ganz deutlich in der Entfernung einen Sportsmann in den Graben fallen, über den er gerade setzen wollte, und da ich nicht bemerkte, daß er sich wieder erhob, so war anzunehmen, daß er eine schwere Verwundung erlitten. Ich machte einen meiner Nebenreitenden darauf aufmerksam; er tat jedoch, als ob er mich nicht hörte. Auf der Fuchsjagd hält man sich nicht mit solchen Lappalien auf. — — —

„Vorwärts! vorwärts!" hörte ich in mein Ohr klingen. „Der Fuchs müßte diesmal Glück haben, wenn er entkäme, die Hunde sind ihm auf den Fersen. Packt ihn, packt ihn!"

Die Meute schien wirklich ihre Kräfte zu verdoppeln, sie fürchteten offenbar den Verlust ihres Feindes. Die Jäger drückten den Pferden ihre Sporen in die Weichen, die Peitschen klatschten, die Pferde dampften und schnaubten. Ich sah mich plötzlich den Trümmern einer Mauer gegenüber, hinter der ein Obstgarten lag. Die ganze Bande der Jäger war verschwunden. Ich hörte jedoch einen großen Lärm von durcheinander rufenden Stimmen und ein Krachen von Zweigen, woraus ich schloß, daß die Pferde in einem Moment die verfallenen Teile der Mauer übersprungen hatten. Da ich mir Kraft genug nicht zutraute, das gleiche zu tun, so suchte ich einen Umweg, um mich auf den Schauplatz zu begeben. Als ich an Ort und Stelle kam, hatten die Hunde den Fuchs gerade abgetan und der Ruf „**who — whoop!**" ertönte von allen Seiten.

Der Hundsmann war vom Pferde gesprungen. Nachdem er die Standarte (**brush**) des Fuchses abgeschnitten, welche man als Schmuck aufbewahrt, hob er das Tier in die Höhe. Bei dem Anblick dieser Trophäe erhob sich unter den Jägern ein lautes Freudengeschrei. Mit den Hunden war es jedoch ganz anders. Im Kreise um den Hundsmann versammelt, stießen sie ein heftiges Gebell aus, das von ihrer Gier zeugte.

Nachdem der Hundsmann den Fuchs eine Zeitlang balanciert hatte, warf er ihn mitten unter die Hunde hinein, die ihn in einem Augenblick zerrissen hatten, jeder wollte seinen Teil davon haben. Die

Gier, welche die **fox-hounds** auf das Fleisch eines Tieres haben; das zu ihrer Familie gehörte, muß die Naturforscher befremden. Vielleicht gleichen sie gewissen Kannibalen, welche, ohne den Menschen zu ihrer gewöhnlichen Nahrung zu machen, nach dem Kampfe großen Geschmack an dem Fleische ihrer Feinde finden.

Die Jagd war zu Ende. Der Squire verabschiedete die Pächter und einen Teil der Jäger mit einer freundlichen Handbewegung, welche sagen zu wollen schien: „Jedermann hat seine Pflicht getan!"

Der Fuchsjagd schloß sich ein Bankett an, zu dem der Squire den Sportsmann und unseren Berichterstatter einlud, und letzterer bemerkt, daß man sagt: „Hungrig wie ein Fuchshund" und daß er Gelegenheit hatte, sich zu überzeugen, daß die Jäger den Hunden im Appetit nichts nachgeben.

Die englischen Fuchsjagden bezeichnet Herr R. Kleinpaul in seinem Werke „Das Mittelalter", Bd. I, als den „krassesten Rest mittelalterlicher Parforcejagd", und läßt sich über sie noch weiter also aus:

Die Fuchsjagden beginnen im November, wenn die englische Hauptstadt in dickem Nebel eingehüllt ist, und zwar hauptsächlich in den Grafschaften Mittelenglands, wo der Boden weich, die Luft feucht, der Wind gelind ist und die Felder nur mit Hecken oder Staketen, Planken und Latten eingefriedigt sind. In jeder Grafschaft haben sich sogenannte „Fields" oder Jagdgesellschaften gebildet, jede einzelne hat einen Meister (**Master of the Fox-Hunt**), einen Oberjäger (**Huntsman**) und einen Einpeitscher für die Hunde (**the Whipper-in**). Es ist eine große Ehre zum „Master" gewählt zu werden; dieser fühlt sich als eine öffentliche Person; die Jagdzeitung bringt sein Bild und seine Biographie. Er hat die Mitgliederbeiträge einzukassieren und in liberaler Weise für die Treiber und die Meute der Fuchshunde zu sorgen, auf deren Zucht dieselben Summen verwendet werden, wie auf die der Parforcehunde im Mittelalter. Die Ställe sind noch heute schöner als die englischen Bauernhäuser, geräumig, hoch, luftig, warm, bequem, Wände und Fußböden mit Fliesen von glasiertem Ton bekleidet, die Pritschen, auf denen die Hunde schlafen, mit frischem Stroh belegt, die Wasserleitungsröhren mit Quellwasser gespeist, die Küchen mit allem nötigen versehen, die Höfe wie geputzt, die Gärten schattig. Die Beamtenwohnungen sind komfortabel; die Pfleger und Erzieher der englischen Fuchshunde haben etwa doppelt soviel Gehalt wie die englischen Schulmeister. Eine Meute von 60 auserlesenen Hunden kann mit 40.000 Mark und mehr bezahlt werden. Der Fuchshund, nicht mit dem Foxterrier zu verwechseln, gehört zu den Bracken, ist mittelgroß, meist dreifarbig, weiß, mit gelber und dunkelbrauner Fleckung, welche die Ohrgegend einschließen soll, mit breiten hängenden Ohren, weiter Brust und schlanken Läufen, die gerade sein müssen

wie Pfeile. Ein solcher Hund ist unglaublich schnell und ausdauernd, schneller als das Pferd, und man arbeitet ununterbrochen an der Vervollkommnung dieser Rasse. Der Master hat den Jagddistrikt und den Sammelplatz zu bestimmen; meist wird vormittags 11 Uhr mit der Jagd begonnen. Die Herren sind in roten Röcken und weißen Beinkleidern, die Damen in dunklen, knappschließenden Reitkostümen. Auch Unbeteiligte finden sich ein, zu Wagen und zu Pferde, um den Anfang der Jagd, den „Start" mit anzusehen. Auf ein Zeichen des Masters geht es los, die Hunde werden abgekoppelt, und dahin saust der Zug durch dick und dünn, über Hecken und Zäune, Gräben und Mauern — die Hunde eifrig stöbernd, Wälder und Dickichte durchsuchend. Die Suche geschieht lautlos; ein guter Hund darf nur „sprechen", wenn er etwas zu sagen hat. Jetzt „spricht" einer — jetzt schlägt einer an, jetzt hat man das „Callenge" — hochlautend stimmt die Meute ein. Der Fuchs, dem man wohlweislich die Erde, d. h. alle Eingänge zu seinem Bau verstopft hat, ist gefunden. „Tally-ho!" schreit der Einpeitscher, der Oberjäger stößt ins Horn — die Reiter sammeln sich — in dichtgeschlossener Meute, durch ununterbrochenen Zuruf angefeuert, bei Namen genannt, setzen die Hunde hinter Reinecke her, die Jäger hinter ihnen nach. Die Fuchsjagd dauert gewöhnlich 4 bis 5 Stunden, dann ist das arme Opfer eingeholt."

Was den heutigen Stand der in England gehaltenen Parforcemeuten anlangt, so gibt uns hierüber ein im Jahre 1895 in der Jagdzeitung „Hubertus" erschienener Aufsatz erschöpfende Auskunft. Das Interessante, das die in ihm gebrachten Angaben zur Darstellung bringen, rechtfertigt die ausführliche Wiedergabe derselben. Sie lauten:

„Es ist selbstverständlich, daß in dem Lande, welches das Reiten hinter den Hunden zu seinem hervorragendsten „Nationalsport" zählt, seitens der vielen Jagdgesellschaften und einzelnen Sportsmen die für die Zwecke der Parforcejagd nötigen Meuten in bedeutender Zahl und Stärke gehalten werden. Trotzdem wird die betreffende Ziffer jeden überraschen. Nach der neuesten Zusammenstellung gibt es in England 16 Meuten von Hirschhunden, welche zwischen 16 bis 38 Koppeln (die Koppel zwei Hunde) zählen; insgesamt beziffern sich diese auf 395 oder den Köpfen nach auf 790 Hirschhunde. In Irland beträgt die Zahl der von sechs sogenannten „hunts", unter welcher Bezeichnung man die gesamte Jagdeinrichtung versteht, gehaltenen Koppeln 164 oder 328 Hunde. In Schottland gibt es keine Parforcehirschmeuten.

Unvergleichlich größer ist die Zahl der Meuten, welche zur Fuchsjagd dienen, nämlich 153, während die der Hunde selbst, deren Koppeln zwischen 15 bis 60 schwanken und im ganzen die Zahl von 5791 erreichen, 11.582 Köpfe zählen. In Schottland beziffern sich die von zehn Gesellschaften gehaltenen Fuchshunde auf 339½ Koppeln

oder 679 Hunde, in Irland die der 20 Meuten auf 770½ Koppeln oder 1541 Hunde.

In Harriers- oder Hasenhundemeuten gibt es in England 110, die Kopfzahl der Hunde beträgt 3702; in Schottland sind drei Meuten mit 55½ Koppeln (111 Hunde), in Irland 27 Meuten mit 466 Koppeln (932 Hunde). Beagels, das sind Hasenhunde von 15 bis 17 englischen Zoll Höhe, werden in 44 Meuten mit 585 Koppeln oder 1170 Köpfen gehalten. Die Gesamtzahl der zum Zwecke der Parforcejagden gehaltenen Meuten beziffert sich daher auf 367, deren Koppelzahl auf 10.415½, im ganzen gibt es demnach in Großbritannien 20.831 Parforcehunde.

Da die Bodenbesitzverhältnisse in ganz England, d. h. also in England im engeren Sinne, in Schottland und Irland, ganz andere sind, wie bei uns und das, was wir Großgrundbesitz nennen, dort ganz andere Rechte mit einbegreift, so sind selbstverständlich auch die Jagdverhältnisse ganz andere; es werden der Ausübung der Parforcejagd keine Hindernisse in den Weg gelegt. Wenn irgendein Privatmann, der weder über einen ausreichenden Grundbesitz noch auch über die keineswegs geringen Mittel verfügt, sich eine Meute dieser oder jener Hunde samt Huntsmen, Whippers usw. halten zu können, dennoch diesem so herrlichen Sport im vollsten Maße huldigen will, genügt es, daß er sich einer Jagdgesellschaft (hunt) anschließt. Außer den hierzu nötigen Pferden hat er keine weiteren Anschaffungen „lebenden Materials" zu machen und nach Schluß der Saison nur einen Teil der Kosten zu decken. Gehört er aber der Klasse der oberen 10.000 an, ist er bei jedem selbständigen Besitzer einer Meute stets gern gesehener Gast. Die Erhaltung eines pack's, wie man die zu dieser oder jener Jagd bestimmten Hunde nennt, ist in England eine ziemlich kostspielige Sache.

Die Institution der Parforcejagden ist aber ein sehr bedeutender nationalökonomischer Faktor. Die Erhaltung der 389 verschiedenen Meuten mit einer Kopfzahl von 20.831 Hunden, deren Kennels und Kennelpersonale erfordert gering gerechnet einen Aufwand von 1½ Millionen Pfund Sterling. Angenommen, daß hinter jeder der 389 Meuten nur 80 Personen reiten und jede dieser sich die minimalste Zahl von Pferden, das sind 3, hält, so ergibt dies seitens der 31.120 Teilnehmer eine Benutzung von 93.360 Pferden. Die Erhaltung dieser Tiere nur zu 15 Schilling per Woche gerechnet, nimmt eine Summe von nahezu 3½ Millionen Pfund Sterling in Anspruch, so daß der Minimalbetrag, den die Parforcejagden in England, Schottland und Irland in bezug auf Erhaltung von Pferden und Hunden jährlich erfordern, sich auf 5 Millionen Pfund Sterling oder 100 Millionen Mark beziffert. Im Jahre 1892 hat Lord Yarlbirough, der Master und Besitzer der Broocklesby Hounds, eine ähnliche Be-

rechnung angestellt und bei einer bei weitem geringeren Zahl von Meuten und Jagdteilnehmern die Summe von 4½ Millionen Pfund Sterling als jährliche Kosten ausgerechnet.

Allerdings ist der ganze zur Parforcejagd gehörige Apparat ein äußerst umfänglicher und daher kostspieliger. Es gehört viel dazu: 1 Direktor, 1 Oberjäger, mehrere Piqueurs, alle mit je fünf Pferden, eine genügende Anzahl Jagdpfeifer mit je zwei Pferden, eine Meute von 120 bis 160 rassenreinen und fehlerfreien, gleich großen und gleich schnellen Hunden, das Stallpersonal, die Hundewärter usw. Daher tun sich öfter verschiedene Herren zusammen und lassen jeder an einem bestimmten Tage der Woche auf seinem Besitztum jagen. Dieser Tag kostet jährlich wenigstens 520 Pfund.

Graf von Pleß zu Ivenack-Mecklenburg, der einzige in Deutschland, der eine regelrechte Parforcejagd auf Füchse unterhält, gibt jährlich zirka 100.000 Mark dafür aus.

In früherer Zeit waren Hetzen, welche von Hunden ausgeübt wurden, in weitestem Umfange gebräuchlich, und man verwendete als Tiere, gegen welche die Hatz gerichtet war, nicht nur wilde, sondern auch zahme. Außer Bärenhetzen gab es auch Ochsen-, ja selbst Pferde- und Eselshetzen. Was die letzteren anlangt, so pflegte man das arme, friedliebende Tier an einen Pfahl zu binden, und in solcher Weise gefesselt, mußte sich das beklagenswerte Langohr gegen die auf dasselbe gehetzten Hunde verteidigen.

Solche Eselshetzen, ersonnen und eingeleitet von erbarmungsloser Grausamkeit gegen ein wenig wehrhaftes, noch dazu angebundenes Tier erscheinen dadurch als ein im höchsten Grade ungleicher Kampf, daß es unserem Empfinden wohl kaum möglich gewesen sein dürfte, dem Anschauen eines derartigen Schauspiels mehr als einen flüchtigen Augenblick zu widmen.

Während die Hundebeißereien in allen Teilen Englands ziemlich häufig waren, wird von den grausamen Arten derartiger Belustigungen, denn das scheinen sie für den Engländer in der Tat zu sein, nur noch eine einzige geübt, und seltsam genug, man ist von großen Tieren wie Bären, Bullen, Pferden zu kleinen herabgekommen und zwar zu den — Ratten.

Die Rattenjagden gehören wie die Fuchsjagden zu den beliebten sportlichen Belustigungen der Engländer, und es könnte fraglich erscheinen, ob hier die geeignete Stelle sei, ihrer ausführlich zu erwähnen. Wenn man jedoch in Betracht zieht, daß die Jägernatur des Hundes, sein Jagdeifer und seine Jagdlust die Bedingung und Veranlassung derartiger Veranstaltungen bilden, Veranstaltungen, die als Ersatz anderer jagdbarer Tiere der Ratte die Ehre erweisen, die allerdings wenig beneidenswerte Rolle eines solchen zu übernehmen, so wird man der Besprechung solcher Unternehmungen in diesem Zu-

sammenhange immerhin ihren Raum vergönnen dürfen, wenn auch deren Ausübung nicht dem freien Felde oder dem offenen Walde, sondern einem eingeengten Raume mit seiner einschränkenden Umfriedung angehört. Sie gelten sicherlich als ein Jagdsport der Engländer.

Die Engländer befleißigen sich eigens der Abrichtung von Hunden für die Rattenhetze, und es bestehen für deren Vorführung besonders hergerichtete Bühnen, „pits" genannt. Es sind dies kleine, kreisrunde Arenen mit von Brettern hergerichteten Galerien umgeben, auf denen die Zuschauer Platz nehmen. Eine Anzahl Ratten werden zu einem oder mehreren Hunden in die Arena gelassen.

Man unterscheidet zwei Arten von Rattenbeißereien, derart, daß entweder die Hunde um die Wette beißen, wobei derjenige, welcher von 20 oder 30 Ratten die meisten tötet, als Sieger hervorgeht, oder man veranstaltet solche Hetzen gegen Zeit („against time"), d. h. es wird darauf gewettet, daß ein Hund in einer bestimmten Anzahl von Minuten oder Sekunden eine gleichfalls bestimmte Anzahl von Ratten fangen und beißen werde. Die Schnelligkeit, mit welcher der Hund die Ratten fängt, die Sicherheit, mit der er sie packt, die Kraft seines Bisses, mittels dessen er die Ratte augenblicklich tötet, alles dies bildet den Gegenstand der Bewunderung und der Erörterung seitens der Liebhaber dieser Kämpfe.

In der Regel verwendet man hierzu nur kleine Hunde, und je kleiner der Hund ist, desto größer ist die Bewunderung, welche ihm während des Kampfes mit den ebenfalls bissigen Tieren gezollt wird. Daß man hierbei bisweilen zu einer Kleinheit der Hunde herabsteigt, die man für den in Rede stehenden Zweck fast für ungeeignet halten möchte, ergibt sich aus einer Zeitung, die eine Herausforderung zu einem Rattenkampfe brachte, in welcher der Besitzer des Hundes versicherte, er stelle einen Terrier von 2½ Pfund im Gewicht zur Verfügung, daß er gegen jeden Hund von dem nämlichen Gewicht mit fünf Ratten um die Wette beißen lassen wolle.

Es war die Beobachtung der Fähigkeit und der stark ausgebildeten Jagdbegierde, namentlich des Pinschers, Ratten zu fangen, welche die Aufmerksamkeit der jagdlustigen Briten auf diese hervorstechende Eigentümlichkeit des Hundes lenkte. Sie verfielen dadurch auf die Idee, große Rattenjagden abzuhalten und hierbei ihre Hunde in Tätigkeit zu setzen. Dabei wurden, was ja keineswegs befremden kann, Wetten von Summen ganz außerordentlicher Höhe veranstaltet, wodurch das Vergnügen das Gepräge eines Glücksspiels erhält. Durch Kreuzung des Pinschers mit der Bulldogge erhält man einen wahren „Rattenpinscher", den englischen „Bullterrier", welcher im Fangen und Totbeißen von Ratten Unglaubliches leistet.

Gewisse Leute der City Londons übernehmen es, für vor-

nehme junge Nichtstuer die nötige Anzahl von Ratten herbeizuschaffen. Mit diesen Vierfüßlern begibt man sich in eine alte Niederlage, in einen Keller oder dergleichen, stellt sich ringsum an den Wänden auf, und läßt nun die Ratten zu Dutzenden, ja zu Hunderten auf einmal laufen. Gewöhnlich werden hierauf zwei Hunde auf die Ratten losgelassen.

In einigen verrufenen Stadtvierteln Londons gibt es sogar förmliche Kampfplätze für derartige Rattenjagden. Sandplätze, ringsum mit Planken umzäunt, hinter denen die Zuschauer Platz nehmen. Der Besitzer des Platzes empfängt von jedem Zuschauer außer einem bestimmten Eintrittsgelde noch eine gewisse Summe für jeden Rattenkopf.

Sobald die Ratten aus ihrem Käfig losgelassen sind, beginnt ein unerhörtes Durcheinander und die Ratten gebärden sich so, als hätten sie eine Vorahnung ihres gräßlichen Endes. Dann bringt der Vorsteher die Pinscher herbei und läßt sie laufen. Nun beginnt ein Schlachten und Morden ohnegleichen. Word berichtet, er habe einen Bulldoggenpinscher gekannt, welcher unter dem Namen **„Tiny"** wahrhaft berühmt gewesen sei. Derselbe wog bloß 5½ Pfund und war gleichwohl der allerärgste Feind aller Ratten. In einem Zeitraum von 28 Minuten und 5 Sekunden — man möge die Gewissenhaftigkeit der Zählung beachten! — hatte er 50 Ratten erbissen und man berechnet, daß dieses Tier während seines Lebens mehr als 5000 Ratten erlegt habe, eine Menge, die 1½ Tonnen an Gewicht gehabt haben mag.

Dieser kühne Rattenfänger schaffte erst die starken Tiere hinweg. Wenn er schon etwas angegriffen war, kamen die übrigen an die Reihe. In seiner Jugend rannte er mit solch außerordentlicher Behendigkeit auf dem Sandplatze herum, daß es hieß, man könne den Schwanz nicht von seinem Kopf unterscheiden.

Es lag also Berechnung in seinem Kampfe gegen die Ratten.

Seine Jagdbegierde auf das von ihm bevorzugte Wild wurde der Grund zu seinem Tode. Er war einst in einem Zimmer eingesperrt und hörte in einem anstoßenden Raume eine Ratte nagen, welche er nicht bekommen konnte. Dieser Umstand versetzte ihn in so gewaltige Aufregung, daß er ein hitziges Fieber bekam und an diesem zugrunde ging.

Das wahrhaft „klassische" Vergnügen der Rattenjagden hat sich auch nach Frankreich verpflanzt, wo dasselbe heute gleichfalls zu großer Belustigung dient, und zum Teil nach der Erfindung eines klugen Kopfes in anderer Ausführung zur Unterhaltung dient.

Die französische Stadt Roubaix ist berühmt wegen der dort stattfindenden Rattenkämpfe. Das heißt: eigentlich sind es Kämpfe zwischen Ratten und Hunden, bei denen die ersteren naturgemäß unterliegen. In einem nicht gerade sehr vornehmen Viertel der Stadt — so schreibt

man der „Straßburger Post“ — befindet sich ein Haus, eigentlich ist es nur eine hölzerne Baracke, in welchem der Sport betrieben wird. Wenn das Stadtviertel auch nicht sehr fein und das Haus nicht sehr verlockend aussieht, so begeben sich an den „Kampftagen“ doch zahlreiche Herren und nicht wenige Damen (zumal englische) dorthin. Im Innern des Sporthauses stehen einige umfangreiche Käfige, in denen das rohe Spiel vor sich geht. Für die unterhaltendste Art gilt ein „Hindernisrennen“, bei dem an den Scharfsinn des Hundes die größten Anforderungen gestellt werden. Vier Ratten werden einzeln unter umgestülpten Blumentöpfen versteckt, und neben diesen „gefüllten Töpfen“ stellt man noch ebensoviele „leere“ auf, d. h. solche, unter denen sich keine Ratten befinden. Alle Töpfe haben genau die gleiche Größe und Form, die Aufstellung erfolgt in Abwesenheit des Hundes, so daß dieser von vornherein keine Ahnung hat, wo sein Wild versteckt ist. Trotz dieser erschwerenden Umstände hat **„Master Jack“** nur 50 Sekunden Zeit, um sein Werk zu vollbringen, das weiß er auch, und man kann sich denken, wie sehr sein Point d'honneur durch die Schwierigkeit der Aufgabe gekitzelt wird. Sobald er den Käfig betritt, verläßt er sich nur noch auf sein feines Ohr und vor allem auf seinen haarscharfen Geruch: das Gefäß, aus dem ihm Rattenduft entgegenströmt, stülpt er mit kunstgerechtem Pfotenschlage um. Kaum ist die beengende Hülle gefallen, so stürzt die Ratte heraus, aber weit kommt sie nicht, denn **Jack**, seiner Sache sicher, schnappt zu und erdrosselt sie hinterrücks. So geht es weiter, bis alle Blumentöpfe ausgeräumt, alle Ratten erwürgt sind. Im Grunde sieht die Geschichte schwieriger aus, als sie eigentlich ist, denn nur bei der ersten Ratte darf Jack keine Zeit verlieren; läuft er dieser einmal nach, so fallen zwei, drei andere Töpfe ganz von selber. Bei einer solchen Steeplechase ereignete es sich einmal, daß eine riesengroße schwarze Ratte durch den plötzlichen und unvermuteten Anblick des Hundes einen Wutanfall bekam und ihrem Verfolger entgegensprang. Sie verbiß sich in die Unterlippe des Hundes und ließ nicht los, obwohl er, heulend vor Schmerz, sie mit aller Macht hin- und herschlenkerte. Endlich bekam er sie am Genick zu packen und brach ihr alle Knochen im Leibe; sein Zorn war ebensogroß, daß er sich selbst, die 50 Sekunden Rennzeit und die auf ihn gesetzten Unsummen vergaß, um nur der Rache zu frönen. „Rache schmeckt süß“, dachte er und verschlang das Untier mit Haut und Haaren, zum Entsetzen der Zuschauer.

Und nun noch von einer ganz besonderen Art des „Hinderniskampfes“. Die Ratten werden, ebenso wie bei dem oben beschriebenen Rennen, in umgestülpten Blumentöpfen untergebracht, doch wird der Schwanz durch das kleine Bodenloch des Topfes gezogen und dann ein Knoten in ihn gemacht, so daß er nicht wieder zurück kann (!). Würde der Topf nun umgeworfen, so bliebe die Ratte trotzdem an

ihn gekettet, und könnte sich durch das Gefäß schützen. Deshalb gelangen bei diesem Spiele nur die allerintelligentesten Rattenfänger zur Verwendung, die darauf abgerichtet sind, zuerst den Schwanzknoten abzubeißen, dann den Topf umzuwerfen und schließlich die freigewordene Ratte abzutun. Der Billigkeit halber gibt man ihnen für diese schwierige Arbeit etwas mehr Zeit, nämlich 54 Sekunden, für jeden „Knotenabbiß" 1 Sekunde (!).

In der Tat, ein recht edles Vergnügen!

Leider sind wir in Deutschland von einer gleichartigen Vorführung nicht verschont geblieben. Eine mit der Stuttgarter Internationalen Hundeausstellung verbundene Rattenfängerprüfung auf lebende Ratten hatte ein so zahlreiches Publikum angezogen, daß der Zuschauerraum kaum ausreichte. Trotz des strömenden Regens — so berichtet die „Münch. Allg. Ztg." — stand man gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge, fast als wenn ein weltberühmter Schauspieler oder Sänger aufträte, rings um die mit einem Drahtnetz überspannte Bretterarena. Publicus war in der rosigsten Stimmung. Als der Mann, der die Kasten zu öffnen hatte, in welchen je zwei Ratten eingesperrt waren, die Arena betrat, wurde er gleich mit einem vergnügten „He Rattekarle" begrüßt und mit Zigarrenstummeln beworfen. Die Spannung erreichte ihren Höhepunkt, als die Schnauzerl eingelassen wurden und das Gemetzel losging. Auf die Hunde, welche die Ratten nur umherjagten oder nicht scharf genug anpackten, hagelten die verächtlichsten Redensarten und Schmähungen herab, während die schneidig auf die tüchtig um sich beißenden Ratten losgehenden Hunde, die ihre Opfer im Genick packten, schüttelten und sie in die Luft warfen, daß sie zuckend niederfielen, einen frenetischen Jubel beim Publikum entfesselten. Durchweg entwickelten die Hündinnen eine weit größere „Schneid" als die Rüden. Nach jedem Kampfe packte Rattekarle die toten Ratten mit einer Zange und warf sie in die Kisten zurück, und die Sache begann von neuem. Die Leute konnten sich daran nicht satt sehen und wichen und wankten nicht. Es war ein recht merkwürdiges Schauspiel, aber die Hauptsache war, man amüsierte sich königlich dabei.

Diese „Tierhetzen" werden hoffentlich nicht von spekulativen Köpfen zur Modesache erhoben; müßiger Pöbel in Zylinderhut und in Ballonmütze, der an solchen Roheiten sich erfreut, wird zwar überall zu finden sein, bisher hat sich aber Deutschland von solchem minderwertigen Zeitvertreib, wie Hahnenkämpfe und dergleichen, glücklicherweise freigehalten.

Ich schließe hiermit die Besprechung des Einflusses der verschiedenartigen Jagdveranstaltungen, welche zum weitaus größten Teile als geschichtliche Vorgänge hinter uns liegen, auf Züchtung und Haltung von Jagdhunden aller Arten ab. Sie, diese oft großartigen

Jagdbelustigungen, die von dem ganzen Glanze des Luxus und der Verschwendung ihrer Zeit umgeben waren, gehören meist der Vergangenheit, eben der Jagdgeschichte an. Insofern sie aber Veranlassung boten, der Züchtung tüchtiger, edler Rassen von Jagdhunden Bahn zu brechen und deren Verbreitung in weidmännischen Kreisen Vorschub zu leisten, oder auch Jagdhunde von hervorragendem Werte und zu besonderen Leistungen jägerischer Art aus der Ferne zu beziehen, reicht die Nachwirkung jener Jagdunternehmungen bis in die Gegenwart herein. Könnte man die Spuren bis weit in die Vergangenheit zurückverfolgen, wir würden auf manch einen vortrefflichen Jagdhund edler Rasse stoßen, dessen „Geist" mit seinem Blute von Generation zu Generation sich vererbt, und trotz mannigfacher Kreuzungen sich fortgepflanzt und erhalten hat.

Kapitel 10.

Einiges von den Jagdhunden im Süden, Osten und Norden.

Soviel uns die Schriftsteller des alten Griechenland und Italiens über die Verwendung von Jagdhunden im Altertum berichtet haben, so dürftig sind die Nachrichten über diesen Gegenstand aus späterer Zeit, ein Beweis, daß die Jagdbelustigungen innerhalb der genannten Länder bisweilen nicht diejenige Ausdehnung erlangt haben, wie dies in alter Zeit dort der Fall gewesen und wie wir dies von Deutschland, Frankreich und England gesehen haben. Das Gepränge geräuschvoller Jagden, dem man in der Glanzzeit des Jagdwesens so viel an kostspieliger Huldigung darbrachte, scheint über die Grenzlinie, welche man überschreiten muß, um in die sonnigen Gefilde Italiens, Griechenlands und der Türkei zu gelangen, nur äußerst wenig vorgedrungen zu sein.

Zwar haben die Höfe der zahlreichen italienischen Staaten ihre Jagden gehabt und der Monarch des jetzt geeinigten Königreiches Italien huldigt bekanntlich wie die meisten der europäischen Herrscher dem Jagdvergnügen. Es ist mir aber nur von einem einzigen der italienischen Höfe früherer Zeit gelungen, Nachrichten aufzufinden über einen mehr als gewöhnlichen Bestand von Jagdhunden.

In dem anzuführenden Falle war er aber dafür desto ansehnlicher. Das Gebaren aber des hierbei in Frage kommenden Grundherrn mit seinen Hunden liefert ein sprechendes Kulturbild jener Zeit.

B e r n a b o s, Herzog zu M a i l a n d, ein grausamer Weidmann, hielt für seine Jagden 5000 Hunde, welche auf den Dörfern verteilt waren, und von den Bauern auf ihre eigenen beträchtlichen Kosten unterhalten werden mußten. Jeder Bauer war verpflichtet, eine bestimmte Anzahl Hunde zu halten und zu hüten, so daß die

ärmsten von ihnen ihren Kindern die Nahrung verkürzen mußten. Auch konnten die Bauern wegen der häufigen Jagddienste für den Ackerbau wenig sorgen. Dazu lebten sie in steter Angst, weil sie um des geringsten Versehens halber grausam bestraft wurden.

Zur Beaufsichtigung der Hunde oder wohl mehr der sie verpflegenden Bauern waren besondere Hundevögte angestellt, die mit ihren Hundeknechten im Lande umherzogen und Visitationen abhielten, dabei aber die Bauern nach Belieben quälten. Sie führten Hunderegister, in welche der Befund ihrer Prüfungen eingetragen wurde. Ihnen konnten die Bauern niemals die Pflege der ihnen anvertrauten Hunde zu Dank besorgen, und sie mußten sich oft unbarmherzige Strafen gefallen lassen.

Wegen dieser Tyrannei des Herzogs wurde derselbe sieben Monate in seinem Schlosse gefangen gehalten und schließlich mittels Gift getötet.

Als nach dem Tode des Herzogs später im Jahre 1541 gegen 200 Hunde bei der Stadt Alexandria, nahe an Mailand gelegen, sich zusammenrotteten, auf Mailand losstürmten und viele Menschen verletzten, hielt man dies für ein Zeichen göttlichen Mißfallens wegen jener Tyrannei, zumal Herzog Johann Maria von Mailand seine Hunde mit „Menschenfleisch" mästete, um sie dadurch wütender zu machen. Dem Herzog aber wurde zur Strafe für seine „Hundstyrannei" sein Kopf in der Kirche mitten voneinander gespalten. (46*)

Etwas umfangreicher fließen die Mitteilungen aus dem Osten.

Unter den Herrschern des Türkenreiches gab es einzelne Jagdliebhaber, welche zur Unterhaltung von Jagdhunden erhebliche Summen verwendeten.

Von den Jagdhunden eines türkischen Kaisers in Konstantinopel gibt Erasmus Francisci in dem „Ausländischen Kunst- und Sittenspiegel" (47*) eine interessante Beschreibung. Er sagt: „Der meiste Teil von den Jagdhunden, derer bei diesem Gepränge — es war bei Gelegenheit des Empfanges eines englischen Gesandten, wobei ein prunkhafter Aufzug veranstaltet wurde, um das Jahr 1582 — mächtig viel waren, war bekleidet mit Röcken von Brokat und Damast. Die Reiter, welche diese Hunde begleiteten, zogen, an Zahl zwei bis drei Hundert, in Löwenhäuten auf, andere in Tigerbälgen, wieder andere, vier bis fünf Hundert, in Leopardenhäuten. Andere Scharen waren in Wolfs-, noch andere in Bärenhäute gekleidet. Auch viele der Pferde waren in Tierhäute gehüllt."

Vom Sultan Mahomed IV. († 1691) wird berichtet, daß er, ein großer Jagdfreund, dem, wie „Venantio Diana in seinen Jagdgeschichten (1749)" erzählt, jede Jagd 30 bis 40 Tausend Taler gekostet haben soll, sich mehr um die Sättigung seiner Jagdhunde, als um die seiner verhungerten Untertanen bekümmert habe.

Sultan Mahmud I. († 1754) hatte 400 Jagdhunde, von denen ein jeder ein Halsband, reich mit Juwelen verziert, und eine Decke hatte, welche mit Gold und Perlen eingefaßt war.

In Dolma-Baghtsche, einem Dorfe nordöstlich von Konstantinopel, dicht am Bosporus, befindet sich ein besonderes Haus, in welchem noch vor einigen Jahrzehnten eine Meute großer und furchtbarer Jagdhunde als Eigentum des Staates unterhalten wurde. Diese Tiere waren, wie ein Reisender erzählt, von schrecklichem Aussehen und glichen mehr Raubtieren als Genossen des Menschen. Ihre Stärke war so groß, daß sie schon mit einem Schlage dem Menschen ein Bein zerschmetterten. Sie wurden an eisernen Ketten zur Dressur geführt und es waren zwei Männer, jeder an einer Seite, erforderlich, um einen solchen Hund in Schranken zu halten.

Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf einige Jagdarten im hohen Norden Europas, so dürfen deren drei unserer Beachtung wert erscheinen, die Jagd auf das Renntier, auf Vögel und auf — das Schaf.

Die Lappen im nördlichen Teile der skandinavischen Halbinsel, deren einer Teil als die Renntier- oder Berglappen bezeichnet wird, und deren einziger Reichtum die Renntiere sind, von denen auf jede Familie mindestens 300 bis 500 Stück kommen, haben den Hund als Jagdgefährten an ihrer Seite. Sie verwenden namentlich Spürhunde, die stets angebunden gehalten und besonders im Sommer, wo sie das Wild zu Fuß verfolgen, von ihnen in Verwendung genommen werden.

In anderen Gebieten Norwegens, wo die Felswände mächtig emporragen, so steil, daß sie von Menschen nur schwer zu erklimmen sind, und welche die Heim- und Brutstellen zahlreicher Vogelscharen bilden, gewöhnt man die Hunde zum Vogelfang. Sie klettern zu den steilsten Anhöhen empor, wohin ihnen kein Mensch folgen kann. Ein einziger Pächter hält sich 16 bis 20 dieser kleinen, geschmeidigen, krummbeinigen Vogelhunde, die ihm oft reiche Erträgnisse liefern.

Auffällig erscheinen könnte es, daß man ein so friedliches, im selbständigen Handeln äußerst beschränktes Tier wie das Schaf mittels Hunden jagen läßt. Es geschieht dies auf Island und den Faröerinseln. Diese Maßregel ist dort bedingt durch die klimatischen Verhältnisse des mit steilen, baumlosen Felsmassen reich versehenen Landgebietes. Man richtet die Hunde daselbst dazu ab, auf einen Wink ihrer Herren das Felsgestein zu erklettern, ihnen die in diesem blöckenden Schafe zu ergreifen und nach Hause zu bringen. Auf keine andere Weise würden die fast das ganze Jahr hindurch im Schnee umherirrenden Bewohner jene sich dienstbar zu machen vermögen, wenn sie nicht durch

die Schlauheit und Geschicklichkeit ihrer Hunde dabei unterstützt würden.

In Rußland bezeichnet man die Jagd, welche mit Jagdhundmeuten ausgeübt wird, als „fliegende Jagd“. Während in Kurland eine Treibjagd mit Treibern nur auf dem ihm selbst zugehörigen Jagdgebiete von dem Jäger vorgenommen werden durfte, war das Bejagen fremder Territorien während der Schießzeit nur mit Anwendung von Jagdhunden (Bracken) und Vorstehhunden gestattet.

Um den Hauptsport der kurländischen Jäger, eben die fliegende Jagd, mit Verwendung größerer Meuten überhaupt betreiben zu können, war es erforderlich, daß der Jagdfolge zu Pferde keine hindernde Grenze entgegen stand, denn eine solche Folge ging oft mehrere Meilen von dem Punkte hinweg, wo die Meute gelöst, also koppelfrei gemacht wurde, und so den Anfangspunkt der Jagd bildete. Für die Wildbestände waren diese meilenweiten Jagden schädlich. Denn alles, was die zahlreichen Hunde aufgenommen hatten und laut jagend verfolgten, wurde rücksichtslos niedergeschossen, ohne Schonung des weiblichen Wildes.

Es ist dies eine Art Parforcejagd, zu welcher sieben bis acht Koppel Jagdhunde und eine Anzahl berittener Jäger verwendet werden. Die Bezeichnung „fliegende Jagd“ bezieht sich auf das durch die Hunde flüchtig gemachte Wild.

Auch das Elchwild wird in Kurland mit Hunden gejagt. Der von der Meute gejagte Elch hält selten über eine oder anderthalb Stunden vor, stellt sich dann den Hunden zur Gegenwehr und wird dann von den Schützen niedergestreckt. Die Parforcejagd auf Elchwild mit lustigem Hörnerklang und dem Geläute der jagenden Meute bildet auch dort für den Jagdfreund einen Hochgenuß. Junge, noch unerfahrene, aber zu kühne Jagdhunde, die ein müdegejagtes Elch gestellt haben und verbellen, werden bisweilen von dem wütenden Tiere stark verletzt oder gar durch einen Schlag mit den Vorderläufen getötet.

Diejenigen Hunde, welche man zur Jagd auf Renntiere, Zobel, Füchse usw. abrichtet, füttert man zuweilen mit dem Fleische von Dohlen. Es geschieht dies deshalb, weil man beobachtet haben will, daß der Geruch, die Nase der Hunde, dadurch verstärkt wird.

Im Gouvernement Wologda befinden sich unter dem Stamme der Syrjanen unermüdliche Jäger, welche mit etwas getrocknetem Brote monatelang in Gesellschaft ihrer vortrefflichen Hunde von sehr konstanter Rasse, dem Wolf ähnlich, grau, mit schwarzen Extremitäten, spitzen, langen Ohren und langem Schwanze, durch die Wälder dahinwandern. Ebenso gibt es am Jenesei Jäger, welche monatelang mit ihren Hunden umherstreifend der Jagd obliegen.

Was die Finnländer der ältesten Zeit anlangt, so weiß bereits Herodot uns einen Stamm dieses Volkes namhaft zu machen,

den er als Archippäer bezeichnet und von denen er erzählt, daß sie vorzugsweise von Jagd und Fischerei gelebt und daß sie als eigentliches Jagdtier nur den Hund besaßen.

Unter den Adeligen Rußlands gibt es selbstredend viele Jagdliebhaber, auch unter den Bauern viele treffliche Jäger. Bei dem Reichtum an Wild aller Art fällt dem Hunde auch hier ein wesentlicher Anteil an den zu ihrer großen Freude veranstalteten Jagdvergnügungen zu.

Auch zu der Jagd auf die zahlreichen Wölfe und Bären, welche in einzelnen Provinzen eine wahre Landplage bilden, verwendet man den Hund und es ist ihm hierbei eine sehr wichtige Aufgabe zuerteilt. Es sind dies die **Barzois**, langhaarige Windhunde.

Namentlich in den Steppen des russischen Reiches werden größere Arten von Windhunden zur Hetze auf Wölfe gehalten und mit solchen werden sogar alte Wölfe gehetzt. Dazu genügen aber nicht wenig Hunde, sondern es muß deren eine größere Anzahl verwendet werden, um einen alten Wolf entweder zu ergreifen oder abzuwürgen, oder, was gewöhnlich geschieht, ihn zu stellen. Auch werden müdegehetzte Wölfe vom Piqueur lebendig gefangen, an Hetzliebhaber verkauft, und dann werden dieselben von jenen zur Probe für ihre eigenen Hunde verwendet.

In den meisten russischen Gouvernements werden Wolfshetzjagden vom Ausgang des Sommers an bis zum Frühjahr betrieben. Den Anfang dieser Jagden bildet, wie der „Familienfreund“ 1895 erzählt, meist das Hetzen der jungen Wölfe zur Einübung der Hunde.

Das Verfahren bei diesen Wolfshetzen besteht im wesentlichen darin, daß man einen Walddistrikt, in welchem man Wölfe vermutet oder bestätigt hat, an der dem Winde abgewendeten Seite mit berittenen Jägern in regelmäßigen Abständen besetzt. Jeder Jäger oder Hetzer führt zwei oder drei der starken langhaarigen Windhunde am Hetzstrick (**Sworra**). Von der entgegengesetzten Seite zieht dann ein Piqueur oder Hornjäger mit einer Anzahl laut jagender Hunde (**Kastroma**) in den Wald und sucht die Dickungen mit seiner Meute ab. Diese den englischen Fuchshunden sehr ähnlichen Jagdhunde folgen einer aufgefundenen Wolfsfährte unter fortwährendem Lautgeben, bis das Raubtier aus den Dickungen ins Freie flüchtet und hier von den am Rande des Waldes postierten Jägern mit den großen, bissigen Windhunden gehetzt und von ihnen gestellt oder nach Umständen sofort gepackt und gehalten wird. Der nächste Jäger reitet alsdann heran und fängt den von den Hunden gehaltenen Wolf mit dem hirschfängerartigen Jagdmesser hinter dem linken Blatte ab, wobei der betreffende Vorderlauf vom Jäger gefaßt und gehoben wird. Alte Wölfe können in der Regel nur durch drei oder vier Windhunde bewältigt werden.



Die Kühnheit der Wölfe steigert sich aber im Winter bisweilen zu einem so hohen Grade, daß sie auf Adels- und Bauernhöfen erscheinen und selbst die größten und stärksten Hunde wegschleppen und zerreißen.

Was die Bärenjagd anlangt, so nimmt der Jäger nur seinen kleinen, aber scharfen Hund mit sich, sucht den Bären zu Schuß zu bekommen und zu verwunden, hetzt den Hund an und erreicht in der Regel seinen Zweck, nämlich den, daß der Bär sich dem Hunde stellt, und, sobald er den verfolgenden Jäger erblickt, diesen angreift. Letzterer empfängt ihn mit seinem Spieße, schlägt mit der flachen Seite seiner Axt den Bär auf den Schädel und tötet ihn, also betäubt, mit wuchtigen Hieben.

Gelegentlich der Schilderung einer Bärenjagd am Peipussee in Esthland wird das Verhalten der Hunde dem Bären gegenüber als ein äußerst vorsichtiges dargestellt. Ein auf einen Baumstamm geflüchteter Petz, der auf einem abgehauenen Birkenstamm rettende Zuflucht gesucht hatte und inmitten eines großen Morastes sich gesichert wähnte, ließ sich durch die Schar großer und kleiner Hunde in seiner Gemütsruhe nicht stören. Mit den Schritt für Schritt vorwärtsrückenden Jägern gingen auch die Hunde dem Gegner wohlbedächtig auf den Leib. Als der fürchterlich sich wehrende Unhold endlich erlegt war, waren die Hunde unersättlich, dem Toten die Haare auszuraufen.

In Persien, wo die Jagd im ganzen Lande jedermann gestattet ist, ist das Wild in den ausgedehnten, von hohen Bergen umschlossenen Ebenen und bei der dünnen Bevölkerung des Landes und der geringen Bewaffnung — gute Schießwaffen sind sehr teuer — trotz der Jagdfreiheit ziemlich häufig. Wildfleisch wird überhaupt nicht geschätzt.

In den unermeßlichen Ebenen ist das Verfolgen des Wildes nur mit ausgezeichneten Pferden und mit arabischen Hunden, tazi, möglich. Die Jagd ist aber dort ziemlich teuer. Man braucht selbst zur gewöhnlichen Jagd einige berittene Bediente und eine Anzahl arabischer Hunde, die ersteren zum Zutreiben, die anderen zum Verfolgen des Wildes.

Einmal im Jahre, gegen Ende Dezember, findet eine große Hofjagd mit orientalischem Pomp und Gepränge im Tal des Dschedscherudflusses statt, wo ein kleines Jagdschloß des Schah, welcher meistens passionierter Jagdliebhaber ist, liegt. Der ganze Hofstaat und die höchsten Würdenträger nehmen daran Teil. 500 mit Flinten bewaffnete Diener begleiten den Schah, der vor dem Tore seiner Hauptstadt Teheran einen Galawagen besteigt, nachdem zuvor bereits ein Regiment Infanterie und eine Kompagnie Artillerie (!) zur Bewachung des königlichen Lagers ausgerückt sind.

Die zahlreiche Hundemeute, welche die Leibjäger führen, besteht gleichfalls aus arabischen Hunden.

Persien ist an jagdbaren wilden Tieren, unter denen die Hyäne, der Wolf, der Schakal, Fuchs, Tiger, Gepard, Löwe, Leopard, Bär u. a. vorkommen, sehr reich.

Der Khan der Tatarei mit dem Kaisertum Sina, Fudali, ließ zur Ausübung der Jagd wilde Tiere, Leoparden und Löwen, zähmen und abrichten. Von letzteren wurden, wenn der König zur Jagd auszog, zwei auf einem Wagen mitgeführt. Jedem derselben folgte ein kleines Hundchen nach. Als Oberjägermeister hatte er zwei Freiherren, von denen jeder über 10.000 Mann zu befehlen hatte, und welche alle zur Jägerei nötigen Veranstaltungen zu erledigen beauftragt waren. Sie hielten „mächtig große Hunde" und gewöhnten sie zum Hetzen. Hatte der König Lust zu jagen, so zogen die zwei Barone mit den 20.000 Mann nebst einer großen Zahl von Hunden, „deren insgemein an Zahl fünf Tausend" waren, auf, und begleiteten ihren Herrn in das Feld, dessen Länge dadurch gekennzeichnet wird, „daß man an einem Tage kaum von einem Ende bis zu dem andern gelangen konnte". Dann wurden die Hunde losgelassen, die Jagd begann, und eine Menge Wild wurde in dem wildreichen Lande erlegt.

Den Untertanen war es verboten, Jagdhunde, Falken oder Habichte zu halten und mit ihnen zu hetzen. Nicht selten wurden, wohl in wildarmen Gegenden, um eines einzigen Hasen oder eines Rabens willen ganze Felder voll Getreide durch die Jagdhunde des Königs verwüstet.

In der Provinz Giugui in dem westlichen Teile der Tatarei gibt es nach dem Bericht eines Reisenden Hunde, welche so kühn und stark sind, daß sie es wagen, die starken, wilden Löwen anzugreifen, Es geschieht nicht selten, daß zwei Hunde in Begleitung eines zu Pferde sitzenden Bogenschützen einen Löwen fällen. Wenn die Hunde den Löwen spüren, dringen sie mit wütendem Gebell auf ihn ein und lassen, zumal wenn sie einen Mann als Gefährten zur Seite haben, nicht ab, ihm in die Fersen oder an den Schweif zu fallen, und wie grimmig auch der Leu um sich schnappt, die Hunde kommen ihm doch zuvor und wissen ihn so zu fassen, daß der Schütze mit seinem Pfeile ihn ohne viel Mühe erlegen kann.

Die Häuptlinge der Hindus, welche öfters große Jagden anstellen und nicht selten Strecken von 400 bis 500 Meilen abtreiben, nehmen hierzu nicht nur ihren gesamten Hofstaat, sondern auch einen großen Teil der Einwohner ihrer Hauptstadt mit hinaus. Sie gebrauchen dabei etwa 300 Jagd-, nicht Windhunde nebst 200 Falken und einige Leoparden. Ein solcher Jagdzug zählt bisweilen gegen 20.000 Köpfe.

Derartige Jagden werden noch heute von den blutdürstigen Jägern in den Dschungeln **Ostindiens** mit starken Hundemeuten, die nicht selten durch auf diese Jagden abgerichtete Leoparden verstärkt werden, veranstaltet. Die wilden Bestien, gegen welche sie gerichtet sind, pflegt man dabei häufig mit Fackellicht aus den Verstecken des Dickichts aufzuscheuchen, und es wird hierbei immer zwischen den wilden Tieren und den wütenden Hunden ein furchtbares Blutbad angerichtet.

Nach den Angaben des Geschichtsschreibers **Gibbon** (XI, 64) ließ sich **Bajazet** auf seinen Jagden von 1200 Offizieren und Dienern nebst einer großen Anzahl von Hunden der verschiedensten Arten sowie von mehreren zur Jagd dressierten Leoparden begleiten, deren Halsbänder sämtlich mit Edelsteinen besetzt waren.

Es tritt uns aus den letzten Angaben, aus der Art einzelner umfangreicher und prunkvoller Jagdveranstaltungen im fernen Osten, ein bisher nirgends beobachteter Umstand entgegen, daß man nämlich, der Jagdkraft der Hunde, wie stark sie in ihren eigenen Meuten immer sein mögen, noch gewaltigeren Nachdruck zu geben sucht, indem man gezähmte Raubtiere fürchterlichster Art ihnen zur Seite stellt, eine Gepflogenheit, die freilich nur in jenen Gegenden ausführbar ist, wo den jagenden Hunden auch die furchtbarsten Gegner, wenn sie von jenen angegriffen werden, Widerstand entgegensetzen.

Was endlich die Jagd unter den Bewohnern des gewaltigen Reiches der Mitte anlangt, so sind die **Chinesen** in nur ganz geringem Maße Jagdfreunde. Für Fuchs-, Hasen- und Vogeljagden legen die Südchinesen gar kein Interesse an den Tag. In den nördlichen Provinzen jedoch sind Fuchs- und Hasenjagden üblich; allerdings werden dabei nur zwei bis drei Hunde verwendet.

Der Kaiser besitzt in Jehole, in der Mongolei und in der Nähe von Peking Jagdgründe, und man nimmt an, daß er sich alljährlich einmal dem Jagdvergnügen hingibt.

Obige in unserer Besprechung des Jagdhundes nun aufgetauchte Beziehung desselben zu gezähmten Raubtieren hat uns aber bereits in den zuletzt angeführten Beispielen aus dem Jagdwesen des Orients auf Wildarten hingeleitet, welche auf dem europäischen Festlande nicht, wenigstens heute nicht mehr, anzutreffen sind.

Wohl aber finden sich in anderen Kontinenten zahlreiche Wildarten und Raubtiere, deren Bejagung und Erlegung die höchsten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit, den Mut, die Kraft sowie an die Gewandtheit des Hundes stellen.

Wir behandeln diese Leistungen des Jagdhundes in einem besonderen Abschnitt.

Kapitel 11.

Die Verwendung des Hundes zur Jagd auf außereuropäische Wild- und Raubtierarten.

Ich beginne mit einer Wildart, die noch im Norden Europas und außerdem in der Schweiz vertreten ist, namentlich aber im asiatischen Rußland häufig sich findet, mit dem Luchs.

Bei der Jagd auf den Luchs findet der Hund ebenfalls Verwendung. Im asiatischen Rußland, in Ostsibirien und in Skandinavien kommt der Luchs noch heute häufig vor. Man nimmt zu dieser Jagdart Bracken, welche ihr Wild so lange verfolgen, bis dieses ermüdet zu Baume geht, das heißt sich auf einen schräg liegenden Stamm flüchtet. Von diesem wird der Luchs, welcher von oben herab den Hund anglotzt, herabgeschossen.

Große Geschicklichkeit erfordert die Jagd auf Eisbären und Seehunde in Grönland. Haben die Grönländer die Spur eines Eisbären im Schnee entdeckt, so werden die beiden vordersten der zehn bis zwölf Hunde, die vor jeden Schlitten gespannt sind, abgeschirrt; diese verfolgen sofort eifrig die Spur, während die Schlitten schnell folgen. Je näher sie dem Bären kommen, um so mehr Hunde werden vom Gespann gelöst und auf die Bärenverfolgung losgelassen, so daß, wenn der im Schlitten befindliche Jäger mit zuletzt nur noch zwei Hunden Vorspann dem Bären auf Schußweite nahe kommt, dieser mit einer großen Meute beschäftigt ist und der Jäger ihn mit der Büchse leicht erlegen kann.

Um die im Frühling aus Eislöchern hervorkommenden und sich auf dem Eise sonnenden Seehunde zu erlegen, muß der Jäger ihnen den Wind abgewinnen und sich ihnen bis auf Schußweite auf den Knieen kriechend nähern. Dabei schiebt er vor sich her einen ganz niedrigen Schlitten, auf dem ein großes, in einen Rahmen gespanntes Segel befestigt ist. Dieses Segel ist in der Umgebung von Eis und Schnee, in der es selbst wie eine Eisfläche erscheint, kaum zu bemerken und verbirgt den Jäger vollständig dem scheuen Wild. Ist er nun bis auf Schußweite herangekommen, was er durch ein kleines im Segel befindliches Loch erkennt, so muß er den Seehund so sicher in den Kopf treffen, daß das Tier auf der Stelle verendet, denn bleibt diesem nach der Verwundung auch nur wenig Kraft, so stürzt es sich schleunigst durch eins der zahlreich vorhandenen Eislöcher ins Meer und der Jäger ist um seine Beute betrogen.

Den Seehund suchen die Hunde auch in seinen Höhlen auf, indem sie sich unter das Eis stürzen, und sie beweisen eine erstaunliche Gewandtheit, um diese Tiere aus ihren Schlupfwinkeln hervorzubringen.

In den Ländern der heißen Zone, in Ägypten, in Persien, Indien und anderwärts haben die Hunde oft heiße Kämpfe mit den in den

Gebieten dieser Länder heimischen wilden Tieren zu bestehen. Um aus diesen Kämpfen siegreich hervorgehen zu können, hat die Natur die dort eingeborenen Rassen mit vorzüglicher Körperkraft, die ihrer stattlichen Größe entspricht, ausgestattet. Hieraus erklärt es sich, daß die Hunde freiwillig, also ohne von Menschenhand dazu geleitet zu sein, den Kampf gegen die wilden Bestien aufnehmen.

Indes war es schon im alten Ägypten die gewöhnlichste Art der Jagd, das Wild mit Hunden zu hetzen, die es, nach Erman, rudelweise in der Wüste aufjagten und erlegten. „Man verwendete dazu dieselben großen Windspiele mit spitzen, aufrechten Ohren und geringeltem Schwanz, die noch heute in den Steppen des Sudan unter dem Namen Slughi zum Hetzen gebraucht werden.

Wie geschickt sie ihre spitzen Zähne den Antilopen in den Hals oder in den Hinterfuß zu schlagen wissen, wird mit Vorliebe dargestellt. Indes wagen diese zierlichen Hunde sich auch an größere Raubtiere. So zeigt uns ein Bild des alten Reiches, wie der Jäger an eine hüglige Stelle einen alten Ochsen geführt und sich selbst mit seinen zwei Windspielen in den Hinterhalt gelegt hat. Bereits hat das ängstliche Brüllen des verlassenen Rindes einen großen Löwen herbeigelockt und in atemloser Spannung sieht der Jäger zu, wie er den Ochsen an der Schnauze packt, daß das bis auf den Tod erschreckte Tier seinen Mist fallen läßt; gleich wird der richtige Moment gekommen sein, den Hunden die Leine vom Halsband zu nehmen und sie auf den Löwen loszulassen."

„Fast möchte man", heißt es weiter, „vermuten, daß die Ägypter auch etwas von jener Verachtung der Schußwaffen empfunden haben, die so vielen Völkern eigen ist; jedenfalls haben sie die Jagd mit Pfeil und Bogen ungleich seltener dargestellt, als die Hetzjagd. Auch bei ihr mußten Hunde die Wüstentiere vor dem Schützen aufjagen, wenn er sie sich nicht selbst geradezu von stockbewaffneten Treibern auf sich zujagen ließ. Der gewaltige Bogen und die Pfeile von Meterlänge waren übrigens geeignet, selbst Löwen zu erlegen."

In Ägypten, erzählt Brehm, halten sich die Dorfhunde mehr auf den Häusern als in den Straßen auf. Es vergeht keine Nacht, ohne daß sie Gelegenheit haben, den Menschen zu dienen. Eine Hyäne, ein Leopard, ein Gepard, wilde Hunde und andere Raubtiere nähern sich allnächtlich dem Dorfe. Ein Hund bemerkt die verhaßten Gäste, schlägt heftig an und im Nu ist die ganze Meute lebendig. Mit wenig Sätzen springt jeder Hund von seinem erhabenen Standpunkte herab, in den Straßen bildet sich augenblicklich eine Meute, und diese stürmt nun eilig aus dem Dorfe hinaus, um den Kampf mit dem Feinde zu bestehen. Gewöhnlich ist schon in einer Viertelstunde der Feind in die Flucht geschlagen und die Hunde kehren siegreich zurück.

Es sind dies aus eigenem Antrieb veranstaltete Jagden dieser

Hunde, die allerdings nicht mit Erlegung des verfolgten Tieres endigen, sondern mit deren Abwehr von den Heimstätten ihrer Herren.

Zu erfolgreicher schwerer Jagd, zur Aufnahme des gefährlichen Kampfes gegen Löwen, Stiere, Bären und dergleichen ist der Bullenbeißer sehr geeignet, weil er außerordentliche Stärke und Entschlossenheit sowie unglaublichen Mut besitzt, und zum Kampfe gegen wilde Tiere leicht abzurichten ist.

In gleicher Weise eignet sich zu solchen Kämpfen der Riese unter den Hunden, die Tibetdogge, welche schon im Altertum gegen Löwen, Auerochsen, Eber usw. ihrer außerordentlichen Leistungen halber verwendet wurde.

Als interessant schildert Brehm die Veranstaltung von Festtagen, welche allwöchentlich mehrmals den Hunden in Persien durch die Jagd bereitet werden. Der Ton eines Hornes ruft sie am frühen Morgen zusammen. Sie eilen, drei, vier aus jedem Hause, in wilden Sprüngen herbei und sammeln sich zu einer Meute von 50 bis 60 um den Hornbläser, springen an ihm empor, heulen, bellen, kläffen, wimmern, rennen wie toll hin und her, knurren einander an, kurz sie zeigen in jeder Bewegung und in jedem Laut, daß sie aufs äußerste erregt sind. Die Mannschaft der jungen Leute mit ihren Lanzen und verschiedenen Schnüren und Stricken sammelt sich um die Hunde. Ihrer vier bis sechs werden von einem Manne geführt, doch hält es schwer, die ungeduldigen Tiere zu zügeln.

So geht es zum Dorfe hinaus, selten weit, denn schon die nächsten Wälder bieten ergiebige Jagd, welche, dank dem Eifer und Geschick der Hunde, eine leichte ist. An einem Dickicht angelangt, bildet man einen weiten Kessel und läßt die Hunde los. Diese dringen in das Innere des Dickichts und fangen alles jagdbare Wild, welches sie dort finden.

Die Tungusen, ein mongolisches Jägervolk in Ostsibirien, welche zum Teil im Amurlande angesiedelt sind, bedienen sich gleichfalls der Hunde zur Ausübung der Jagd. Es besteht bei ihnen die Sitte, daß von jedem Stück Beute den an der Erlegung beteiligten Hunden ein bestimmter Anteil davon abgegeben wird.

Nicht beliebt ist die Jagd mit Hunden bei den Bewohnern Chinas, da dieselben als Mohammedaner dieses Tier verachten.

Eigentümlicherweise ist aber der in Persien heimische Windhund, ein Tier von sehr elegantem Körperbau, zur Jagd dort nicht zu gebrauchen, und es beziehen dortige Jagdfreunde vielfach englische und schottische Windhunde, mit denen sie die sehr beliebten Hetzjagden ausführen.

Am Kap der Guten Hoffnung, wo die Menschen vereinzelt, die Schafherden den Angriffen wilder Bestien, den Hyänen und Leoparden ausgesetzt sind, gibt es wohl dressierte Hunde, welche Jäger und Soldat zugleich sind. Durch diese werden die Buschmänner

ebenso wie Panther, Schakal und Löwe von den Hütten und den Herden der Kolonisten abgewehrt.

Auf manchen Gütern sieht man wohl auch drei bis vier Hunde allein auf die Jagd gehen, um den Hausgenossen Wild zu jagen. In etwas wildreichen Gegenden ist es fast immer der Fall, daß sie eine Antilope erlegen. In diesem Falle kommt einer der Jagenden allein nach Hause und ruht nicht eher, bis jemand mit ihm geht, die Beute abzuholen. Die übrigen bleiben während dieser Zeit ruhig bei dem Wilde, um es gegen Raubtiere zu schützen.

Bei verschiedenen afrikanischen Völkern führen die Jäger auch Hunde mit sich, um sie zur Jagd auf einzelne Arten von Wild zu verwenden. Die Galla bedienen sich zur Büffeljagd einer Anzahl von etwa 20 kleiner, rötlicher Hunde, die sie dazu verwenden, die Aufmerksamkeit des zu erlegenden Tieres abzulenken, indem sie ihm nach Nase und Ohren springen. Ungleich geschickter sind bei dieser Jagd die Neger selbst, obwohl sie keine andere Waffen kennen als die Lanze. Getrocknete Büffelköpfe und -Schwänze werden als Jagdtrophäen selbst an der königlichen Wohnung aufgehängt.

Im Süden von Deutsch-Ostafrika jagen die Eingeborenen das Wildschwein in ähnlicher Weise. Bei seiner Forschungsreise im Herbst 1895 besuchte Herr Major von Wißmann die Inseln des Rufidjidelta. Von den Bewohnern der zu dem Inselarchipel, welcher dem Delta vorgelagert ist, gehörigen größten Insel Mafia berichtet der kaiserliche Gouverneur unter anderem:

„Der einzige Sport der nie durch Kriege oder sonstwie von außen her aufgestörten Eingeborenen besteht in dem Fangen der Wildschweine, deren Fleisch sie jedoch verschmähen. Mit ausnahmsweise starken und guten Hunden werden die Schweine aus der Dickung herausgetrieben und von den Leuten mit Speeren erlegt.“

In Ostindien gewährt die Jagd, wie das „Asiatische Magazin“ meldet, wegen der großen Menge und Verschiedenheit der Tiere sehr großes Vergnügen. Man sammelt sich in zahlreichen Gesellschaften und schlägt ein wirkliches Lager auf, und wenn alle Teilnehmer beisammen sind, nimmt die Jagd des Morgens mit Tagesanbruch ihren Anfang.

Jeder Jäger ist mit einem Gewehr, einem Paar Pistolen, einer Lanze und mehreren kleinen Wurfspießen bewaffnet, und hat außerdem noch einen Bedienten bei sich, der einen Säbel und einen mit einem Bajonett versehenen Karabiner trägt, in den eine drei bis vier Lot schwere Kugel geladen werden kann. Die letztere Vorsicht hat man vorzüglich in dem Falle nötig, wenn man auf Tiger, Hyänen, Bären oder Büffel stößt, gegen welche ein gewöhnliches Jagdgewehr nur eine sehr unzureichende Waffe ist.

Zur Jagd auf die starken und gefährlichen Tiere bedient man

sich der heimischen Hunde, welche treffliche Jäger und sehr mutig sind. Mit diesen großen, den Wölfen sehr ähnlichen Hunden des Ostens, welche niemals eine Abrichtung erhalten, werden alle die großen, oft gefährlichen und sehr viele Ausdauer erfordernden Jagden betrieben. Auch läßt sich das Fuchsgepräge oft nicht verkennen. Sie sind von außerordentlicher Begabung und finden sich in den gebirgigen Gegenden des Ostens.

Die Hunde, welche man gemeiniglich zu diesen Jagden gebraucht, sind eigentliche Jagdhunde, nämlich Spürhunde; man gebraucht aber auch Windspiele. In Kalkutta und der umliegenden Gegend halten sich — die Mitteilung ist vom Jahre 1806 — mehrere Engländer ganze Koppeln von Jagdhunden, die sie vollkommen dressiert und mit schweren Kosten aus Europa haben kommen lassen. Es ist aber, so wird berichtet, eine merkwürdige Erscheinung, daß alle diese Tiere bald nach ihrer Ankunft daselbst den Geruch verlieren und durch den Einfluß des Klimas gänzlich ausarten.

An diesen Jagden beteiligen sich auch Frauen, welche entweder auf weiblichen Elefanten, die sehr zahm und lenksam sind, sitzen, meist aber in Palankins sich tragen lassen. Da entrollt nun unser Berichterstatter ein für uns höchst seltsam erscheinendes Bild. Wenn nämlich die Jagdhunde in Ausübung ihrer Pflicht den Füchsen, Hasen und anderem Wildbret hart zusetzen, so flüchten sich diese Tiere unter die Palankine und unter die Elefanten, indem sie damit gleichsam in den Schutz der Frauen sich begeben.

Die indischen Jagdhunde waren von so vortrefflicher Art, daß man sie schon früher bei den benachbarten Persern einführte. Ein achämenidischer Satrap Babylons hielt sich deren so viele, daß vier Dörfern der fruchtbaren babylonischen Ebene keine andere Steuer aufgelegt war, als seine indischen Jagdhunde zu nähren. Solche Hunde waren es auch, die von König Sopheites würdig genug geachtet wurden, um dem großen Alexander zum Geschenk dargebracht zu werden.

Die Jagd auf Wildbüffel, wie sie im Sudan und in den Ländern westlich und südlich von Chartum betrieben wird, gilt als ein sehr gefährliches Unternehmen, da die angeschossenen Tiere ihren Gegner schnaubend angreifen. Die Eingeborenen aber fangen die Büffel, deren Geruchsinn sehr stark ist, in Gruben und greifen sie dann mit Lanzen und Windhunden an.

In anderer Weise liegen die Gallajäger — im Osten des oberen Nil — der Büffeljagd ob. Sie bedienen sich hierbei ganz kleiner roter Hunde von energischem Aussehen, die sie, ein Dutzend Paar, an der Koppel mit sich führen, um sie beim Angriff auf das Wild loszulassen.

Eine recht eigentümliche Treibjagd veranstalten die Eingeborenen an der Westküste Afrikas. Dr. J. Falkenstein berichtet über seine



Reise von Opowo bis zum Damaraland: „Ich wohnte einigen Treibjagden bei, wie sie sich in Loango bei den auf freien Flächen zerstreut vorkommenden kleinen Buschwäldern recht empfehlen, bei denen die als Treiber dienenden Schwarzen ihre Hunde mitgenommen und ihnen größere Schellen und Glocken umgehängt hatten. Der Lärm, der nun durch Schlagen mit Stöcken, Bellen, Rufen und Klingeln bedingt wurde, war so groß, daß alles Wild, das im Walde gewesen wäre, sich gewiß beeilt hätte, zu entkommen. Leider war immer wenig darin, und was darin war, entkam wirklich, da es, wie immer in solchen Fällen, die richtige Stelle dazu wählte. Der Vorzug, sich bei Treibjagden der Hunde zu bedienen, besteht darin, daß sie überall noch in das tiefe Dickicht, welches auch dem Neger unzugänglich bleiben würde, hinein kommen."

Zu zwei dort üblichen sonderbaren Jagdarten, den auf Krokodile und denjenigen auf Ratten werden Hunde nicht verwendet.

In neuerer Zeit sind vielfach von Europäern heimische Jagdhunde nach Afrika übergeführt worden, deren sie sich bei Ausübung der Jagd bedienen.

In Australien, welches sehr tier-, also auch wildarm ist, jagt man auch das Känguruh mit dem Hunde. Ebenso das Kletterbeuteltier, das Opossum. Letzteres findet der Hund sehr leicht und schnell durch seinen Geruch auf irgendeinem Baume. Eigentümlich ist das Benehmen unserer dort eingeführten Hunde. Man hat nämlich beobachtet, daß auch die Nachkommen europäischer Hunde fast gar nicht zur Jagd verwendet werden, daß sie sich im wesentlichen den Weibern anschließen, und selbst europäische Hunde von gutem Schlage in Gesellschaft der Wilden sehr bald im Betragen und Fähigkeit eine gewisse Verkommenheit ausdrücken. Die Europäer haben zur Jagd des Känguruh eine eigene Rasse, den Känguruhhund entwickelt.

Tschudi erzählt in seiner „Reise in Peru", daß die Indianer sich der Hunde zur Jagd auf den Tiger bedienen. Sie versammeln sich gemeinschaftlich mit ihren Meuten, treiben durch diese die Ongen, also Tiger, oder die Jaguare in die Enge, besonders auf Bäume, und erlegen sie dann entweder mit ihren langen Pfeilen oder mit dem Blasrohre.



Die Pampas von Buenos-Aires beherbergen starke Trupps von Hunden, welche weite Höhlen in die Erde graben und ganz selbständig von der Jagd leben und auch in die Herden einfallen. Gewisse Rassen dieser indianischen Hunde haben sich noch erhalten und leben mit den Rothäuten zusammen.

Die Präsidenten von Chile verpflanzten Hunde auf die Insel Juan Fernandez, damit dieselben der Jagd auf die daselbst hausenden Ziegen sich widmen und sie ausrotten sollten, weil um der Ziegen willen die Insel oft von Feinden heimgesucht war.



Eine sehr wichtige Rolle war in früheren Zeiten dem Hunde der Indianer in Nordamerika zuerteilt. Herr OL. Friederici sagt im „Globus“: „Zur Jagd wurde der Indianerhund besonders in den Wäldern und an den Gewässern des Ostens verwendet; man jagte mit ihm Bär, Biber, Stachelschwein, er folgte den Schneeschuhläufern bei der Jagd auf Renn- und Musetier, er war ausdauernd und mutig. Seine gute Nase auf Wild und auch auf den Menschen wird oft gerühmt. Seinen Verwandten, den Wolf, haßte er gründlich.

Die Zahl der Hunde war manchmal erstaunlich. So sah Prinz Wied bei 70 Zelten der Krähen-Indianer etwa 500 bis 600 Hunde, und nach Beendigung einer erfolgreichen Büffeljagd durch die Minitaris tauchten plötzlich wenigstens 1000 „halbwölfische Hunde“ auf, denen Hunger und Instinkt diese gute Gelegenheit, ihren immer leeren Magen zu füllen, gewiesen hatte. Dabei zählte der ganze Stamm der Minitaris nur etwa 1500 Köpfe.“ (Vergl. Anm. Nr. 5*.)

Daß Hunde auf eigene Faust der Jagd sich hingeben, kommt in den Wildnissen und weitausgedehnten Prärien Amerikas sehr häufig vor und erklärt sich aus dem Reichtum an Wild und Raubtieren sehr verschiedener Art von selbst. Aus diesem Grunde braucht es auch nicht befremdlich zu erscheinen, wenn Jagdhunde, welche gewöhnt sind, mit ihren Herren der Jagd obzuliegen, bisweilen gleichfalls ohne ihre Herren dem Jagdtriebe folgen.

In den nachstehenden Jagdberichten, die sich mit einer Ausnahme auf eine Anzahl wilder Tiere Brasiliens beziehen, begegnen uns einzelne Beispiele dieser Art.

Unter den Raubtieren Brasiliens ist das Bärengeschlecht im Süden mit zwei Typen in je einer Art vertreten, unter denen der Coati in größerer Anzahl sich vorfindet. Er ist einer von denjenigen Raubtieren, welches wohl die gefährlichsten Wunden beibringt. Er beißt noch viel stärker als der Dachs und ist wohl imstande, den stärksten Hund dadurch in Lebensgefahr zu bringen, daß er ihm die Blutgefäße des Halses durchbeißt. Diejenigen der Hunde, welche eine besondere Vorliebe für die Coatijagd besitzen, die Coatihunde, sind sehr leicht kenntlich an den ganz zerfetzten und mit Narben reich bedeckten Gesichtern, den Folgen der harten Kämpfe mit jenen Raubtieren.

Die Jagd auf Coatis ist ziemlich bequem. Man durchsucht den Wald mit guten Hunden da, wo man Coatis vermutet, das heißt an den den Plantagen zunächst liegenden Berglehnen. Finden die Hunde die Spur eines Coatitrupps, so ermitteln sie bald den Baum, auf den sich das Wild geflüchtet hat, und verbellen dieses, bis die Jäger herankommen. Oft hält es schwer, namentlich bei hohen, dicht belaubten Bäumen, die unscheinbaren Pelze der Coatis zu entdecken. Hat man sie aber gefunden und schießt nun unter sie, so verläßt gewöhnlich der ganze Trupp in größter Eile den Baum. In den meisten Fällen springen

alle Coatis vom Baume und benutzen stets die etwa vorhandenen Äste, um die Höhe des Sprunges zu unterbrechen und seine Wirkung zu lähmen. Doch ist gewöhnlich die Zahl der aus einem Trupp erlegten Coatis nicht sehr groß, da die Hunde, auch wenn man deren mehrere besitzt, alle über eins der herabspringenden Tiere herzufallen pflegen und den übrigen dadurch Zeit lassen, einen entfernteren Baum zu gewinnen.

Eine große Vorliebe besitzen in Brasilien die Hunde für den Brüllaffen, den schwersten, wenn auch nicht größten Affen der Neuen Welt, der sich im Urwalde von Rio Grande do Sul in großer Anzahl findet. Er ist dasjenige wilde Tier, welches am leichtesten zu finden und zu jagen ist, ja das man sogar zu vermeiden Mühe hat. Das Fleisch dieses Affen bildet für den Hund das angenehmste Futter unter allem Wild, während er den Kapuzineraffen selbst im größten Hunger nicht anrührte. Dabei ist der Geruch, den der Mycetes verbreitet, ein sehr intensiver und dem Menschen unangenehmer, namentlich gilt dies vom Urin und den Exkrementen. Die Hunde jedoch sind anderer Meinung; und da sie selbst den kleinsten Tropfen Urin der von den Bäumen auf den Boden oder die Blätter der Sträucher gefallen ist, auffinden und dann stundenlang unter einem solchen Baume bellen, so darf man sie bloß in den Wald lassen, um in kurzer Zeit eine Gesellschaft der Affen zu ermitteln. Schießt man nun einigemal diese Tiere, so gewöhnen sich die Hunde bald so an die Affenjagd, daß sie dann nichts anderes jagen wollen und bloß nach Affen suchen. Daher werden diese von den Jägern stets geschont, und nur hie und da findet sich wohl ein Brasilianer, der sie ihres Fleisches wegen schießt, das nicht übel sein soll.

Zur Jagd auf den Jaguar, der im Urwalde und auf der Serra von Brasilien lebt, bedarf man nicht bloß zuverlässiger und starker Hunde, sondern auch solcher, die den Jaguar selbst verbellen, denn die meisten Hunde haben eine solche Furcht vor ihrem Erbfeinde, daß sie bei der bloßen Witterung desselben die Haare sträuben und knurrend Schutz bei ihren Herren suchen. Besonders mutige Hunde nehmen die Fährte auf und treiben das Raubtier, ohne sich jedoch in seine unmittelbare Nähe zu wagen, und nur selten hat ein Hund so viel Kühnheit oder besser Frechheit, um bis dicht an den Jaguar heranzugehen, während seine Jagdgenossen in einiger Entfernung zurückbleiben und ihn nur durch heftiges Bellen unterstützen.

Durch eine zahlreiche Meute läßt sich der Jaguar treiben wie ein Reh; jüngere Individuen flüchten endlich auf einen schräg, zuweilen aber auch auf einen völlig senkrecht stehenden Stamm und strecken sich hier auf die untersten Äste hin, um durch heftiges Knurren den wütenden Hunden zu antworten. Der Jäger kann sich nun leicht

heranschleichen und oft aus einer geringen Entfernung von 20 bis 30 Schritten einen Schuß anbringen.

Bei den einfachen Schießwaffen der Brasilianer ist die Jagd auf den Jaguar nicht ungefährlich und der Jäger entgeht nicht selten nur dann dem Tode, wenn die Hunde mutig genug sind, das angeschossene Raubtier, welches sich auf den Jäger stürzt, zu packen, und so ihr eigenes Leben für das ihres Herrn einzusetzen.

Alte Jaguare lassen sich von den Hunden wohl treiben, gehen aber auf keinen Baum, sondern erwarten die Hunde hinter einem Felsen oder einer Baumwurzel versteckt, um den ersten derselben zu töten, und die Flucht fortzusetzen, solange die Hunde noch Neigung haben zu folgen. Bei einer Jagd auf den Jaguar werden daher in der Regel die besten Hunde geopfert, ohne daß man mit Bestimmtheit auf ein glückliches Ergebnis rechnen kann.

Zuweilen nähert sich der Jaguar den Wohnungen der deutschen Kolonisten im Urwalde und raubt dann besonders Hunde und Schweine. Die Hunde werden trotz ihrer Wachsamkeit unversehens überfallen und eine kleine Strecke in den Wald hinein geschleppt, wo sie der Jaguar gewöhnlich zu töten pflegt. Doch verzehrt er zuerst nur wenig davon, und kehrt in nächster Nacht zurück, um seine Mahlzeit zu vollenden. Stellt man bei dem getöteten Hunde Selbstschüsse auf, so gelingt es nicht selten, den Jaguar zu töten. (Dr. Hensel.)

Von ganz besonderem Interesse ist ein Vorrang, den der Brüllaffe vor allen anderen Vierhändern besitzt, seine in der ganzen Klasse der Säugetiere einzig dastehende Stimme. Sie überrascht nicht durch ihre absolute Stärke, denn hierin kann sie sich mit dem Gebrüll des Löwen oder des brünstigen Edelhirsches nicht messen, sondern durch das Verhältnis derselben zu seinem so kleinen Körper, welcher nicht schwerer zu sein pflegt, als der eines starken Fuchses. Doch gehört dieser berühmte Konzertmeister des Urwaldes einer Ordnung der Säugetiere an, welche sich nicht durch Reichtum der Stimmittel auszeichnet.

Beginnt ein Familienhaupt, erst leise einzelne abgebrochene Brülltöne auszustoßen, so werden diese Laute immer lauter und in schnellerer Reihenfolge hervorgebracht; man hört, die Erregung des Sängers wächst. Endlich hat sie ihren höchsten Grad erreicht, die Intervalle werden verschwindend klein, und die einzelnen Laute verwandeln sich in ein kontinuierliches, heulendes Gebrüll. In diesem Augenblick scheint ein unendlicher Enthusiasmus die übrigen bis dahin stummen Mitglieder der Familie, männliche wie weibliche, zu ergreifen. Sie alle vereinigen ihre Stimme mit der des Vorsängers, und wohl zehn Sekunden lang tönt der schauerliche Chorus durch den Wald.

Für die „Affenhunde" ist schon der erste Ton das Signal zur Jagd, und ihr Bellen unter dem bald gefundenen Baume unter-

bricht sogleich den Gesang der Affen, die sich verbergen oder flüchten. In einsamerer Gegend jedoch, oder da, wo sie nicht beunruhigt werden, steigt das alte Männchen auf einen der unteren Äste und beginnt von hier aus ein Gezänk mit den Hunden, welches diese zur höchsten Wut entflammt. Schießt man jetzt das Tier herunter, so fürchten die Hunde nicht mehr den schweren Fall desselben, sondern greifen es schon in der Luft. Bei einem solchen Streite mit den Hunden nimmt die Stimme des Männchens einen etwas veränderten Ton an und gleicht vollkommen genau der eines bösartigen Schweines, wenn ein Unbekannter den Stall betritt und es für die Sicherheit seiner kleinen Nachkommenschaft fürchtet. (Dr. Hensel im „Z. G. 1867“.)

Eine Jagd auf „wilde Rinder“ ist immerhin eine seltene Erscheinung. Dr. Hensel schildert eine solche im „Z. G. 1867“. Derselbe weilte auf der Rückreise nach Porto Alegro in einer Fazenda am Ufer des Taquary. „Hier hausten in den feuchten Flußwäldern viele wilde Rinder. Der Besitzer der Fazenda veranstaltete eine Jagd auf dieselben, da ihnen auf keine andere Weise beizukommen war.

Wir zogen mit mehreren Hunden aus. Der Capataz, ein Mittelding zwischen Wirtschaftsinspektor und Schaffner, hatte einen ziemlich unansehnlichen Hund, dem die Hauptrolle bei dieser Jagd zufiel, ja, ohne den sie ganz unmöglich gewesen wäre. Dieser Hund stammte von einem Vater, der zur Jagd auf Enten ganz vorzüglich brauchbar gewesen war. In seiner Jugend hatte er zuerst an einer glücklichen Jagd auf wilde Rinder teilgenommen, und dadurch eine solche Vorliebe für diese Art von Wild erhalten, daß er seit dieser Zeit nichts anderes jagen wollte. Der Wald aber, nach dem wir hinritten, wurde auch von zahmem Vieh, ja selbst von Zugochsen besucht. Der Hund jagte jedoch, wie man mir mitteilte, diese nicht, sondern nur wilde Rinder, die er am Geruch erkenne, und wenn er auch anfangs ein zahmes Tier treibe, sehe er doch bald seinen Irrtum ein und verlasse es.

Die anderen Hunde jagten nicht selbständig, sondern folgten nur jenem, der also zugleich als Finder und Kopfhund fungierte. Der Capataz behauptete, daß der Fazendeiro durch diesen Hund im Laufe mehrerer Jahre schon 200 bis 300 Rinder erhalten habe.

Als wir tief genug in den Wald eingedrungen waren, wurden die Hunde von den Koppeln gelöst und stürmten, ihren Anführer an der Spitze, tiefer in den Wald hinein. Wie sie Spur laut gaben und das Wild fanden, konnten wir wegen der wahrscheinlich zu großen Entfernung nicht hören. Nach langer Pause aber war es, als schlüge fernes Hundegebell an unser Ohr. Bald unterschieden wir deutlicher die einzelnen Töne, und mit rasender Schnelligkeit nahte sich glücklicherweise die Jagd unserem Stande. Hier kreuzten einander mehrere

Rinderpfade und wir hatten uns dicht an diese postiert. Noch ein schneller Blick auf das Gewehr und dieses halb im Anschlage, als das wütende Gebell der Hunde, das Schnauben des gehetzten Tieres und das Krachen des Unterholzes das Nahen des Feindes verkündete. Ein Schwarzer, ungefähr 15 Schritte von mir, wurde zuerst des Tieres ansichtig, aber auch ihn hatte die rasende Kuh bemerkt, als sie sich schnell wie der Blitz auf ihn stürzte. Er hatte nicht die Zeit zu schießen, ließ das Gewehr fallen, und schwang sich, so hoch er konnte, nach einem Ast, indem er zugleich eiligst die Beine hinaufzog, als auch schon das Rind unter ihm hindurchsauste. In demselben Moment passierte es schon bei mir den Pfad, und zwar in solcher Nähe, daß ich es mit der Mündung meines Gewehres hätte berühren können, glücklicherweise ohne mich zu bemerken.

Ich wollte es durch den Kopf schießen, um die Haut nicht zu beschädigen, allein der Baum, der mich deckte, hinderte mich zugleich, dem flüchtigen Wilde mit dem Gewehr zu folgen und die Kugel ging durch die Wamme der Kehle. Das Tier stürmte fort, wurde aber hinter mir von einem zweiten Neger zusammengeschossen. Es war ein schönes, glänzend schwarzes Exemplar, das ein Ohr durch Fliegenmaden verloren hatte. Die Schwarzen häuteten es ab, zerlegten und luden es auf Maultiere, welche bis zu unserem Stande hatten gelangen können.

Die Jagd auf wilde Rinder gilt als die gefährlichste. Alte Stiere sind schwerfälliger, Kühe sehr schnell, allein junge, zwei- bis dreijährige Stiere werden am meisten gefürchtet, sie vereinigen die Wut der alten mit der Schnelligkeit der Kuh."

Verwilderte Rinder finden sich nicht allein in jenen Wäldern Südbrasiliens, auch in den Pampas von Buenos Aires sowie in neuerer Zeit gleichfalls in den Wäldern Australiens.

In Brasilien gibt es aber auch ein Wild, das Lieblingswild des Brasilianers, welches auch mit den besten seiner heimischen Hunde, die an geeigneter Stelle besprochen wurden, nicht zu jagen wäre, das Reh. Hierdurch war die Veranlassung gegeben, eine neue Rasse zu bilden. Und in der Tat konnte sie nicht vorzüglicher erzeugt werden. Der brasilianische Rehhund gehört zu den besten Hunderassen, welche wir kennen, obgleich der Brasilianer in seiner angeborenen Trägheit nichts für Verbesserung der Rasse tut, und diese daher oft der Konformität entbehrt.

Der Rehhund ist von mittlerer Größe, eher klein als groß, etwa wie ein Schäferhund, aber mit höheren Beinen. Sein Kopf ist spitz, die Ohren sehr groß, spitz und aufrechtstehend, das Genick stark, die Brust sehr tief, der Leib hoch hinaufgezogen, die Schenkel sehr stark und muskulös, der Schwanz dünn, ziemlich hoch getragen. Der ganze

Habitus ist entschieden windhundähnlich, ja, ich hörte, wie ein deutscher Kolonist seinen in Brasilien geborenen Kindern einen meiner Hunde als einen Windhund zeigte. Trotz dieser Ähnlichkeit ist doch der Geruch des Rehhundes ein außerordentlich feiner, und ich habe Tiere gesehen, die noch eine volle Stunde nachher, nachdem das Reh einen Weg flüchtig passiert hatte, die Fährte desselben aufnahmen. Hierin unterscheidet er sich wesentlich vom Windhunde, von dem er nur die knappe Form, die Bissigkeit und die Ausdauer im Laufen hat.

Die Farbe ist verschieden, gewöhnlich rehfarben. Hunde dieser Farbe gelten auch als die besten. Zu den vorzüglichsten Eigenschaften des Rehhundes gehört die Schnelligkeit, aber sie macht sich nur als Ausdauer geltend, denn er jagt langsam, wie es die Natur des Urwaldes mit sich bringt.

Man braucht gewöhnlich zwei Hunde zur Jagd, die einander kennen, daher unterstützen und aneifern. Mehr Hunde stören einander, ein einzelner gibt eher die Jagd auf. Die Rehhunde haben vor allen brasilianischen Hunden die Gewohnheit, auf eigene Faust zu jagen. Sie verlassen, sobald sie losgekoppelt sind, den Jäger, und dieser sieht sie nicht eher wieder als nach Beendigung der Jagd, oft erst in seiner Wohnung, bisweilen wohl am nächsten Tage. Sobald die Hunde losgelassen sind, eilen sie die Berglehnen hinauf und bringen bald ein Reh getrieben, das stets ins Tal nach dem Wasser flüchtet. Hier haben sich die Schützen angestellt, denen das Reh nicht selten zum Schuß kommt. Ist dies nicht der Fall, so geht die Jagd weiter und dauert bei guten Hunden so lange, bis diese das Reh ermüdet und niedergerissen haben; dann sättigen sie sich daran und treten den Heimweg an, ohne sich weiter um den Jäger zu kümmern.

Zuweilen dauert bei ungünstigem Terrain, vielen Schluchten, undurchdringlichen Dickichten, die Jagd stundenlang, weil das Reh immer Zeit findet, sich wieder zu erholen. Kommt das Reh nicht zum Schuß, so ist es für den Jäger stets verloren, auch wenn es die Hunde endlich niedergerissen. Allein das betrachtet er nicht als Unglück. Die Hauptsache bleibt dem Jäger immer das Jagen der Hunde. Mit verhaltenem Atem, etwas vorgebeugt, lauscht er ihrem Bellen, wenn es wie Glockenton rein und hell ins Tal herniederschallt. Langsam und stetig nähert sich die Jagd. Ein guter Hund darf nicht hitzig sein, er würde in den zahllosen Dornen der Dickungen sich verwunden und leicht die Fährte verlieren. Kein europäischer Hund würde hier genügen. Er würde, durch Hitze erschöpft und durch Dornen verwundet, bald unbrauchbar werden. Hier helfen dem Rehhund seine Leichtigkeit und Gewandtheit, doch vermeidet er das Wasser wie der Windhund.

So gern der Rehhund jagt, so wenig gern stellt er das Wild. Kann er es nicht niederreißen, so verläßt er es bald, daher ist er auch

für die Jagd auf Bisamschweine oder die Aute nicht so brauchbar, denn die ersteren flüchten unter Felsen oder in hohle Bäume, und die Aute stellt sich den Hunden im Wasser.

Dagegen liefert die Kreuzung zwischen dem Rehhund und dem gewöhnlichen Jagdhund oft sehr wertvolle Produkte für die Jagd auf die größeren Wildsorten. Auch spricht man wohl von „Hirschhunden“, allein das sind nur gewöhnliche Camphunde, welche durch die Nachbarschaft großer Sümpfe, in denen der Sumpfhirsch sich aufhält, veranlaßt, sich an die Jagd in den Sümpfen gewöhnen und aus diesen die Hirsche heraustreiben. Die Ulmer oder die dänischen Doggen würden, wie überhaupt leichte Hetzhunde, sich für diesen Zweck am besten eignen, da sie kräftig und leicht sind, und ihrer Höhe wegen im Sumpf den Boden nicht so bald verlieren.

Unter allen Zonen, das leuchtet aus vorstehenden Anführungen hervor ist dem Hunde Gelegenheit geboten, seine Naturanlage zur Jagd zur Geltung zu bringen und dem Menschen wie der Kultur Dienste von unschätzbarem Werte zu leisten. Und wer immer die Vielseitigkeit der Veranlagung des Hundes zur Ausübung der Jagd mit ihren mannigfaltigen Anforderungen an die Kraft, den Mut, die Findigkeit, Schnelligkeit, Geschicklichkeit und Gewandtheit des Tieres sich vergegenwärtigen will, der wird dem Zugeständnis sich nicht zu verschließen vermögen, daß die Natur in wunderbarer Weise dafür gesorgt hat, dem Menschen unter jeder von ihm bewohnten Zone diejenigen Rassen des Tieres an die Seite zu stellen, welche den Kulturbedingungen seiner Heimat entsprechen und mit deren Hilfe er in den Stand gesetzt ist, kulturfördernd zu wirken, sei es, daß er des Hundes sich bedient, um sich, die Seinen und sein Eigentum gegen die Angriffe raubgieriger Bestien zu verteidigen, sei es, daß er ihn dazu verwendet, mit seiner Hilfe die Wildarten seines Landes zu erlegen, deren Fleisch dem Menschen zur Nahrung, deren Fell ihm zur Kleidung dient.

Wie sehr aber die Zeiten sich geändert, wieviel Kulturmomente in ihnen zur Entfaltung gelangt sind; in wie hohem Grade ehedem Abwehr und Bedürfnis den ursprünglichen Zweck der Jagd gebildet, wie sie dann mit den steigenden Machtmitteln durch den Menschen aus dem Zwange niederer Sphären befreit und der Altar Dianas in das freie Reich ästhetischen Gestaltens hinübergetragen worden ist, immer war es der Hund und er wird es bleiben, welcher in hervorragender Weise und sicher in höherem Grade als der Falke den unentbehrlichen Gehilfen unzähliger weidmännischer Feste und Veranstaltungen gebildet hat und noch bildet.

Nur in einem Erdstrich ist, soweit meine Nachforschungen reichen, die Natur gegen den Hund in Verteilung ihrer Gaben übertrieben sparsam verfahren, indem sie ihm, der sonst in zahlreichen Rassen

als tüchtiger Jäger sich auszeichnet, dort die Veranlagung zum Jagen vorenthalten zu haben scheint. Die Hunde der Polarzone nämlich kann man „ihrer Dummheit wegen" zur Jagd nicht gebrauchen. Das Höchste, was mit ihnen zu erreichen ist, besteht darin, daß sie den Bär in die Enge treiben. Doch wird von ihnen berichtet, daß sie bei guter Behandlung Kultur annehmen und an ihren Herrn sich zu gewöhnen imstande sind.

Was unser deutsches Jagdwesen und die ihm dienenden Hunde anbetrifft, so weise ich, um damit die Besprechung über den Jagdhund zum Abschluß zu bringen, als auf Bekanntes in der Kürze nur noch darauf hin, daß heutigentags Jagdschutzvereine und Jagdverträge in größeren oder kleineren Kreisen bestehen, welche zu dem Zwecke sich geeinigt haben beziehungsweise geschlossen sind, um auf größeren Flächen Hetzjagden mit Windhunden zu betreiben oder welche zur Hebung des Sports durch Parforcejagden mit Hundemeuten, die auf Vereinskosten gehalten werden, zusammengetreten sind, um, wenn auch in beschränktem Maße, jene Jagdvergnügungen mit mattem Schimmer wieder auf- oder noch fortleben zu lassen, welche ehedem in der Glanzzeit der Jagden die deutschen Forste zu Tummelplätzen weidmännischen Gepränges und jägerischer Ausgelassenheit machten.

Die heutige Jagd trägt großenteils das Gepräge der Zeit, in welcher wir leben, das Gepräge des goldenen Jahrhunderts, d. h. desjenigen, in dem Gold über alles geht. Die Aristokratie der „Kronen" verdrängt die der Wappen. Auf der einen Seite nehmen die Vermögen in raschem Steigen zu, auf der andern nehmen sie ab. Jene Begünstigten kaufen sich Jagdrechte und Hunde, die anderen, die Benachteiligten, sehen zu und verlieren. Diese, um das Gleichgewicht zu erzwingen, verkaufen ihre Jagd an den reichen Herrn in der Stadt.

Gibt es doch genug Adelsgeschlechter überall in altersgrauen Schlössern, welche die ihnen jahrhundertelang zustehende Erlaubnis, Hasen zu töten, zu verkaufen gezwungen waren, und die Käufer bringen nun die Jagd gerade so wie andere gewerbliche Unternehmungen „auf Aktien" unter, indem sie sich mit dem reichen Kaufmann, Bäcker, Gastwirt, Schneider und dergleichen verbinden. Die „großen Finanzmänner" mieten die königlichen Parke und bilden sich ein, daß ihre Jagden dann denen Ludwigs XIV. gleichen, wovon sie nichts weiter als eine gemeine Karikatur sind. Aber das gibt Gelegenheit, seine Jagdhunde in Zahlung zu bringen, seinen Leithund als Wertbeigabe bei Barzahlungen zu diskontieren, und seine Hirsche, wilden Schweine u. s. w. stets im Munde zu führen. Blaze nennt diese Jäger: „Krämerjäger."

Und die Jagd selbst, die aus den Tagen des sagenumwebten Altertums her als wahrhaft königliche Kunst hochgehalten und mit

königlicher Pracht durchgeführt wurde, ist herabgesunken zu einem elenden, geschäftsmäßig betriebenen Handwerk, dessen ganze Erbärmlichkeit sich in dem gespreizt auftretenden Sonntagsjäger verkörpert, welcher nichts trifft und die leere Jagdtasche beim Wildhändler in der Stadt füllt, um wenigstens im Hause und unter seinen Freunden die Rolle des Prahlhans' mit gewichtiger Miene spielen zu können.

Und die Hunde? O, diese Klasse von Jagdhelden besitzen die schönsten, besten und tüchtigsten, edeln Zuchttiere und vorzüglich dressiert von jagdkundigen Männern. Solche Hunde aber verlangen auch Männer zu ihrer Begleitung auf die Bahn des Weidwerks. Weidmannsartige Zierpuppen, die mit Hund und Gewehr nichts Richtiges anzufangen wissen, sind selbst diesen klugen Tieren verhaßt, und ein echter deutscher Weidmann von gutem Schrot und Korn wird es solchen braven Tieren gewiß nicht verübeln, wenn sie ihre Mißachtung gegen den schlechten Schützen in so unzweideutiger Weise an den Tag legen, wie jener oben erwähnte Jagdhund, der hinter dem ungeschickten Jagdgenossen — das Bein hob.

Um die vorstehenden Besprechungen über den Jagdhund zum Abschluß zu bringen, erfordert die Vollständigkeit der Behandlung des Gegenstandes zum Schluß noch die Berücksichtigung einer besonderen Beziehung, welche dem Hunde nicht zwar während der Jagd selbst, wohl aber bei fröhlicher Unterhaltung und bei dem geselligen Austausch der Erlebnisse nach vollbrachtem Weidwerk, wie auch sonst im Kreise aufgeweckter Weidmänner eine keineswegs geringschätzende Beurteilung seiner Leistungsfähigkeit im allgemeinen, seiner Vortrefflichkeit wie einzelner von ihm vollbrachter Meisterstücke im besonderen zuteil werden läßt.

Es konnte nicht fehlen, daß dem Jagdhunde ein ihm billigerweise zu gönnender Anteil am Jägerlatein gesichert wurde.

Und so schließe ich diese Abschnitte mit der Hinzufügung einiger jener zahlreichen, mit Humor gewürzten Berichte, wie solche in Jägerkreisen gern als Gegenstand der Unterhaltung zu gegenseitiger Besprechung gebracht zu werden pflegen.

Kapitel 12.

Der Hund im Jägerlatein.

Das sogenannte Jägerlatein, und zwar nicht die dem Nichtjäger meist unverständlichen fachmännischen Ausdrücke der Jägersprache, als vielmehr die J ä g e r l ü g e n, die aufschneiderische Darstellung von Jagderlebnissen, welche in Erzählung und Gegenerzählung einander oft überbieten, hat selbstverständlich auch den Hund und seine Leistungen in den Bereich seines Interesses gezogen:

„Die von ihrem Hund berichten
Die unglaublichsten Geschichten,
In der Kneipe zum Vergnügen
Auf Lateinisch so zu lügen,
Sich bisweilen wohl erlauben,
Daß sie's schließlich selber glauben —."

(Lustige Jagd.)

Da erzählt nun der bekannte Karl Friedrich Hieronymus Freiherr von Münchhausen, geb. 1720, der berühmte Aufschneider unter seinen sprichwörtlich gewordenen sogenannten Münchhausiaden die folgenden wunderbaren Geschichten von seinem Hunde.

In sanfter Ruhe lag ich unter den schattenreichen Bäumen des Gartens beim Palaste (des Sultans in Konstantinopel). Mir nichts dir nichts, wonnetrunken von den Umarmungen einer schönen zirkassischen Sultana, die mich zu ihrem Favoriten gemacht hatte, und zu der ich gewöhnlich durchs Schlüsselloch schlüpfte, ließ ich es mir gefallen, bei der schwülen Hitze des Tages eine kleine Nachmittagsruhe zu halten.

Mein treuer Gefährte, mein Hühnerhund, der mir nie von der Seite ging, lag bei mir. Ehe ich einschlief, wie schon gesagt, beschäftigte ich mich in Gedanken mit meiner Sultana, und ich würde mit den schönsten Bildern der Phantasie eingeschlafen sein, wenn nicht ein besonderer Umstand, der mir in diesem Augenblicke wichtiger als Philosophie und Liebe war, mich davon abgezogen hätte.

Hif, hif! machte mein Hund im Schlafe, verzog die ganze Körpergestalt immerfort, als wenn er im stärksten Laufen wäre. In Betrachtungen, was dem Hunde wohl träumen möchte, schlief ich ein — und der Hund wachte auf.

Weil die Hitze so groß war, hatte ich meine Weste aufgeknöpft; mein Hemd hatte nach morgenländischer Art einen weiten Schlitz, daß Brust, Leib und alles bloß war. Der Hund, wer sollte von einem treuen Hunde so etwas je vermuten, springt auf, beriecht, beschnüffelt mich gerade an der Stelle, wo der Magen ist, und fängt an, da zu lecken. Er leckt — und leckt sich richtig zum Magen hinein, frißt mir da — zum Unglück für mich mußte ich eben Rebhühner gegessen haben, ihm träumt davon, er riecht sie, denkt nicht an seinen Herrn — meine Rebhühner und alles übrige heraus, zuletzt auch den Magen.

Ich lieg da. Halb ohnmächtig erwache ich, da er eben am Magen sich lustig macht. Apporte! und er brachte ihn mir zerstückt, zerrissen und zu Dreiviertel schon aufgegessen. **„Sultan, Sultan,"** so hieß mein Hund, wenn ich allein bei ihm war, „was Teufel hast du denn mit deinem Herrn angefangen! Nun magst du das übrige auch auf-

essen", war alles, was ich ihm sagen konnte. Er verschlang's, und weil er mir's gleich am Gesicht anmerkte, daß ich ihm nicht gut war, fing er ein solches Zetergeschrei an, daß eine ganze Menge Leute, unter anderen auch der Leibchirurgus Sr. Hoheit, herbeikam.

Gut das, sagte ich bei mir selbst, — das Sprechen war mir ziemlich vergangen, wie man leicht denken kann. Ich war noch nicht drei Schritte aus dem Garten, als mir eben ein Schwein zwischen den Beinen durchlief. Gerade zu rechter Zeit, dachte ich —, und der Gedanke, ein Schwein ist doch inwendig so gebaut wie ein Mensch —, dem Schweine den Magen herauszunehmen, ihn mir durch den Gregor einnähen zu lassen, den Schnitt mit meinem Weidmesser, das Einnähen selbst, alles dies war geschwinder geschehen, als ich dies erzähle — und ich war diesmal noch gerettet.

Zu den Feldhühnern war ich auf eine ganz besondere Art gekommen. Den Spaß vergesse ich mein Leben nicht. Ich gehe mit noch einigen anderen auf die Jagd und finde eine Kette von 15 Stück, schieße eins, die andern senken sich in ein niedriges Gesträuch. Mein **Sultan** markiert, wie wir in die Gegend kommen, und es fliegen doch keine Hühner auf. Ich weiß erst gar nicht, was das heißt — nicht lange — und es wischt ein Fuchs vor mir weg. Ich lege gleich an, schieße zu, und, wie natürlich, der Fuchs macht einige Purzelbäume und mein **Sultan** apportiert ihn.

Als ich ihn ausweiden wollte, bemerkte ich, daß er so gewaltig dick war, und alle erstaunten und dachten so bei sich selbst: was der wohl mochte gefressen haben. Ich schlitzte ihm den Bauch auf — „Burr" ging's, da flog ein Feldhuhn hin. Ich hielt gleich das Loch zu. Mein **Sultan** apportierte das eine, und die anderen dreizehn mußten alle, nachdem ich ihnen das Genick eingedrückt, in meine Jagdtasche marschieren.

Keiner wunderte sich mehr darüber, wie der Sultan, als wir ihm dies des Abends erzählten.

Noch eine zweite Erzählung desselben humorvollen Jagdfreundes möge hier Platz finden. Sie berichtet, wie der treue **Sultan** seinem Herrn das Leben rettet.

Wie manchem Menschen, sagt Münchhausen, die Hoffnung zu Wasser wird, davon brauche ich gewiß nicht viel zu sagen; jeder glaubt es mir auf mein Wort und eigene Erfahrung. Aber daß ein Mensch kann zu Wasser werden, davon ist wohl Ihnen Ihr Lebtag kein Beispiel aufgestoßen, und doch habe ich es an mir selbst erlebt. So fabelhaft es scheint, so wahr ist es.

Einst waren unserer eine ganze Menge auf der Jagd. Wir waren auch so glücklich, in den Wäldern am Ladogasee recht vieles Wildbret zu schießen. Unter anderen schossen wir einen Hirsch, der

144 Enden hatte. Meiner Tage hatte man solch ein Tier noch nicht gefunden.

Ich komme einem 72endigen auf die Fährte, laufe ihm nach und verliere mich wirklich ganz von meiner Gesellschaft. Ich ging, hörte weder das Geschrei der Hunde und Jäger noch den Schall des Hifthorns und ging immer holzein, die Kreuz, die Quere, und war nicht imstande, mehr den Hirsch zu verfolgen, oder zu meinen Leuten zu kommen.

Die Hitze war zu groß, müde war ich auch. Was war also zu tun? Ich setze mich hin, bin unwillig über den dummen Spaß, daß ich da allein bin, daß ich keinen Hund, keinen Jäger mitnahm, aß, weil ich hungrig, meinen Jagdproviant rein auf, legte meinen Kopf auf die Jagdtasche und schlief ermüdet und ermattet ein. Ich lag an einer kleinen Anhöhe.

Nicht lange, und ich fange an gewaltig zu schwitzen, daß ich völlig als im Wasser liege. Nicht lange, und es entsteht ein Bach; nicht viel länger, und es wird mir, als ob ich förmlich auf einem Schiffe bin. Meine Jägertasche schwimmt so mit mir fort, bis mich auf einmal ein starkes Schütteln weckt. Ich erwache, und mein **Sultan** kommt gerade zur rechten Zeit, packt die Jägertasche, wo ich darauf liege, und reißt sie aus dem Strome, der eben mit mir in den Ladogasee gehen wollte. Welch ein Glück! Ich sprang auf, umarmte vor Freuden meinen **Sultan**, den ich in so langer Zeit nicht gesehen hatte, und nahm meinen Weg mit dem **Sultan** geradezu nach St. Petersburg, wo ich bei einer Flasche Wein abends mit der Kaiserin Majestät mich unterhalte und ihr mein Abenteuer erzählte, die dann, wie natürlich, recht ihren Spaß daran hatte.

Von einem überaus vielseitig dressierten Jagdhunde erzählt gleichfalls in Jägerlatein Petermanns Jagdbuch, Bd. I.

Nach Erzählung eines wunderbaren Jagderlebnisses heißt es da:

„Aber hören Sie, Herr Tamond, das scheint mir doch zu unwahrscheinlich!“

„Was, unwahrscheinlich? Bitte recht sehr, bin nicht der Mann, der gern aufschneidet, nicht um eine Million! Aber da könnte ich Ihnen von meinem verendeten **Feldmann** etwas erzählen, von einem besser dressierten Jagdhunde haben Sie gewiß nie etwas gehört. Sehen Sie, der stellt Ihnen zum Beispiel eine Wachtel dadurch, daß er den vorderen linken Fuß, bei einem Feldhuhn den hinteren linken, bei einem Fasan den vorderen linken und hinteren rechten, bei einer Schnepfe den vorderen und hinteren linken, bei einer Wildgans den vorderen und hinteren rechten, bei einem Rammler die beiden Vorder-, bei einem Setzhasen die beiden Hinterfüße erhob, bei einem Reh alle vier Füße, bei einem Hirsche ebenso, nur mit dem Unterschiede, daß

er dabei auf dem Kopfe stund! Nun, was sagen Sie zu solch einem Hunde?"

Ein Jäger berichtete einst Wunderdinge von seinem Hunde, der drei Stunden nacheinander vor einem Wilde stand. Ein ungläubiges Lächeln spielte um die Lippen der Zuhörer, als ein anderer Jäger mit ernsthafter Miene aufstand und folgendes erzählte:

„Ich finde daran eben nichts Wunderbares. Ich habe weit erstaunlichere Dinge gesehen. Mein **Medas**, welchen diese Herren als den besten der Hunde gekannt haben, wurde neulich das Opfer seines hartnäckigen Stehens. Ich hatte ihn in einem Kleestück vergessen, wo er unbeweglich vor einem Hasen stand. Ich habe Zeit, dachte ich, ich will meinen Hasen nach dem Frühstück schießen.

Nachdem ich dieses beendet, kam mein Bursche und rief mich eines dringenden Geschäftes wegen nach Hause. Am Abend verreiste ich auf acht Tage.

Bei der Rückkehr fragte ich nach **Medas**. Man glaubte, er sei mir gefolgt. Man sucht, man fragt; nirgends ein **Medas**. Endlich fällt mir das verdammte Kleestück ein. Ich lauf hin, ich sehe — **Medas** und den Hasen, beide vor Hunger verendet. Alle beide liegen da, aber der Hund hatte noch immer den Vorderlauf gehoben, er markierte das Stehen noch."

„Ja, meine Herren," berichtet ein Jäger, „so ein Dackel wie ich einen g'habt hab', war noch nie da und kommt auch keiner mehr. Wie er zwölf Jahre alt war, ist er mir kaput gegangen und zum Andenken hab' ich seine Haut samt den Haaren gerben lassen. Und daß Ihr seht, wie ich ihn heut noch verehr', — schaut einmal diese West'n an — das ist mein Dackel.

Ihr macht euch keinen Begriff, was das für ein Kerl war! Heutzutag' noch, wenn ich auf die Jagd geh' und komm einem Hasen oder Fuchs auf 50 Schritt' nah', stellt das Vieh die Haar' in die Höh'!"

„Ich hab' einmal", lautet eine andere Erzählung, „einen Hund gehabt, der war so gescheit, daß er die Spitzbuben genau von den ehrlichen Leuten unterscheiden konnte."

„Und wo ist er hingekommen?" fragte jemand.

„Ja," lautet die Antwort, „ich hab' ihn weggeben müssen."

„Warum?"

„Weil er mich selber einmal gebissen hat."

Daß Jagdfreunde und -genossen zur Ausschmückung ihrer Jagdgeschichten auch die Errungenschaften der Neuzeit in geschickter Weise mit den von ihnen erzählten Veranstaltungen zu verknüpfen verstehen, beweist nachstehende kleine Erzählung, welche seinerzeit in der „Postzeitung" zu lesen war.

„Ein raffiniertes Verfahren zur Jagd auf Füchse hat ein Jäger des Bezirks Hahnenkamm erprobt. Der Dachshund, welcher möglichst

kleiner Gattung sein soll, wird mit eigens konstruierten elektrischen Glühlichtern, die in verschiedenen Farben erstrahlen, versehen. So ausgerüstet, läßt man den Hund in den Fuchsbau. Die Wirkung ist geradezu verblüffend. Die ungewöhnliche Erscheinung treibt Meister Reineke zur sofortigen Flucht, und der Jäger hat nur Obacht zu geben, daß letztere für ihn nicht allzu rasch bewerkstelligt wird. Der kleine, sinnreiche Leuchtapparat soll patentiert werden."

Bisweilen allerdings ereignen sich bei Jagdunternehmungen heitere Vorkommnisse, welche den Erzählungen des Jägerlatein ähneln, gleichwohl aber der Wirklichkeit angehören.

So berichtet aus Welwer der „Soester Anzeiger" nachstehende köstliche Jagdgeschichte:

„In der Nähe unseres Bahnhofes hat der Verleger eines edlen Blattes, Herr L. aus Dortmund, seine Jagdgründe. Hier sucht er Erholung von den Anstrengungen seines Berufs, Kraft zu neuem Schaffen. So hatte er auch jüngst, seinen treuen **„Rino"** zur Seite, dem Weidwerk obgelegen und lenkte gegen Abend seine Schritte dem Bahnhofe zu: zwei Feldhühner als Jagdbeute baumelten stolz an der Tasche. Schon winkt dem müden Jäger das ersehnte Ziel, als er plötzlich seinen **Rino** vermißt. Da er weiß, daß dieser lebensmüde ist — schon einmal versuchte das kluge Tier, seinem Leben durch einen Sprung in den Brunnen ein Ende zu machen — geht er voll böser Ahnung zu dem in der Nähe befindlichen Salzbach. Richtig, **Rino** liegt im Wasser. Das kalte Bad scheint die Lebenslust des Tieres wieder geweckt zu haben; er versucht, allerdings vergeblich, das steile Ufer zu erklimmen. Herr L. macht Rettungsversuche, hält sich an einem Strauch und beugt sich hinab. Ein fester Griff und **Rino** befindet sich auf dem Trockenen, sein Retter aber im Nassen. Lebensgefahr ist nicht vorhanden. Das Wasser reicht bis zur Hüfte, ist leider aber nicht warm. Ein bedeutender Turner muß der Herr Verleger nicht gewesen sein, sonst würde er sich wohl aus seiner ungemütlichen Lage befreit haben. Da die Stelle ziemlich einsam ist, richtet er sich auf ein längeres Verweilen ein und bindet sich, um von den Fluten nicht fortgespült zu werden, mit der Hundeleine an einem Strauche fest. Dann läßt er aber ein Hilfeschreien ertönen, das kilometerweit gehört wird. **Rino** liegt während dessen am Ufer, hat Langeweile und liebäugelt mit den beiden Hühnern, die sein Herr samt der Jagdtasche vorsorglich auf dem Trockenen abgelegt hatte, bevor er sein Rettungswerk begonnen. Ob **Rino** nun dachte, sein Herr würde doch wohl niemals wieder in die Lage kommen, Hühner zu verzehren, oder es sei doch „Speck wie Schwarte", ob er oder sein Herr die Beute verzehre, oder welche Gedanken er sonst gehabt hat, wer weiß es. Kurz und gut, er verspeist in aller Gemütsruhe, während sein Herr schimpfend, frierend und hilfesuchend einen Schritt davon im Wasser sitzt, ein Hühnchen nach dem

andern, die Köpfe mag er nicht. Schrecklicher noch ertönt jetzt der Hilferuf, auf den endlich einige handfeste Landbewohnerinnen herbeieilen und den Jäger aufs Trockene setzen. Das Nächste ist, Strafgericht abzuhalten über den Veranstalter des Dramas, über den Hühnervertilger, den armen **Nino.**"

So sehr auch immer die dem Jägerlatein zuzuzählenden Geschichten von Jagdhunden und ihren Leistungen dem Humor, dem man in Weidmannskreisen begegnet, ihr Entstehen verdanken, die eine Seite an ihnen, die sich uns bei allen ausnahmslos darbietet, verdient immerhin auch in diesem dem Hunde gewidmeten Buche volle Würdigung. Es tritt nämlich in diesen nicht selten hübsch ersonnenen Erzählungen einer phantasievollen Hundefreundschaft unverkennbar das Streben hervor, die Klugheit, Treue, Zuverlässigkeit des Tieres, überhaupt die Gesamtheit seiner Anlagen und Leistungen, soweit sie bei der Jagd von dem Hunde verwertet werden, in das hellste Licht zu stellen. Daß man hierbei Unwahres als wirklich, Unmögliches als geschehen darstellt, das zeugt von dem Werte, welchen ein rechter Weidmann seinem braven Jagdgehilfen beilegt.

Nach meiner Auffassung aber gebe ich diesen in Jägerkreisen gern zum Austausch gebrachten Erzählungen, denen zum Ruhme des Hundes manche Übertreibung, ja ganz absichtlich manche Lüge beigemischt ist, den Vorzug vor jenen Bramarbasaden, die man heutzutage in der Gesellschaft jener Jagdfreunde vernimmt, welche ihren wertvollen Hinterlader durch das Revier schleppen, um des Abends am Stammtisch Wunderdinge von ihren Jagdtaten und ihren Hunden zu erzählen, von denen die der letzteren keinen anderen Zweck haben sollen, als die Jagdglorie des Erzählers zu erhöhen.

Kapitel 13.

Der Hirten- und Schäferhund. Der Fleischerhund.

Bereits in dem den „Haushund" behandelnden Kapitel ist darauf hingewiesen worden, daß die erste, das heißt allerälteste Tätigkeit des Hundes in der Urzeit, unmittelbar nach seiner Zugesellung zum Menschen, in der Funktion des Wächters am Lagerfeuer bestanden hat, an welches ihn der Reiz der wärmenden Flammen gezogen hatte. Indessen scheint auch hier der Hund der noch tief stehenden Völker hinter unserem Hunde noch weit zurückzustehen.

Eines wie langen Zeitraumes aber mag es bedurft haben, ehe der gezähmte Wolf seine Aufgabe als Hirtenhund kennen und begreifen lernte? Die noch bis vor wenigen Jahrzehnten übliche Annahme, der Hund sei dem Menschen als Genosse direkt gegeben, um ihm die Ausübung des Hirtenberufes zu ermöglichen und zu erleichtern, kann

heute kaum mehr als zutreffend angesehen werden. „Es ist", sagt E. Hahn, „gar nicht richtig, daß der Hund erst das Auftreten der Hirten ermöglicht, im Gegenteil erfordern so wichtige und alte Herdentiere wie Ziege und Rind meist keinen Hirtenhund. Nur beim Schaf erscheint er uns notwendig, aber im älteren Orient ist auch da keine Rede davon."

Bezüglich der Juden in Palästina trifft diese Behauptung aber nicht zu, und den sich unmittelbar anschließenden Satz: „Die Schafe folgen dort" — gemeint kann hiermit nur Palästina sein — „dem Rufe des Hirten und kennen seine Stimme" als Beweis für den Mangel von Hirtenhunden anzusehen, dürfte kaum angehen. Daß aber die Schafzucht in Palästina nicht nur üblich, sondern seit Abels Zeit, der schon in dieser ältesten Periode ausdrücklich als „Schäfer" bezeichnet wird — 1. Mose, 4, 2 —, steht außer Zweifel, und die sehr zahlreichen Bibelstellen, welche auf das Verhältnis von Hirt zu Schaf Bezug nehmen, auch häufig von verlorenen Schafen reden, legen hinreichendes Zeugnis ab von der Existenz von Schäfern und Schafherden im älteren Orient. Ich komme aber auf den Gegenstand in der Folge noch weiter zu sprechen. Gab es aber Schafherden, so gab es auch Herdenhunde, und wenn auch der Hund bei der Herde „die Nachtwache übernehmen und die Herde vor Dieben und Wölfen schützen" mußte, so war dies doch damals schon nur der eine, der nächtliche Herdendienst des Hundes, der andere, der Tagesdienst, war aber, wie wir bald sehen werden, ebenso unerläßlich. Daß dem Hunde auch „bei den wichtigsten Transporttieren, bei Kamelen, Pferden, Eseln oder beim Renntier" seine besondere Aufgabe zufiel, erscheint selbstverständlich. Es wird sich mithin wohl nicht in Abrede stellen lassen, daß dem Hunde im Hirtenzeitalter, dessen Existenz ich nicht bestritten wissen möchte, insofern man es als bloße Hypothese bezeichnet, einer der ältesten und wichtigsten Dienste, eben der des Herdendienstes anvertraut war.

Nächst dem Jäger ist es mithin der Hirt, welcher des Hundes am nötigsten bedarf. Die Homerische Zeit zeigt uns einen Wandel, welcher im Herdenbestande eingetreten ist. Bekanntlich ist in den Gesängen Homers dem „göttlichen Sauhirt" eine hochwichtige Rolle zuerteilt. Es treten also hier die Schweineherden zu den bereits namhaft gemachten Beständen an Vieh hinzu und sehr in den Vordergrund.

In diesem Zeitabschnitt finden wir nun auch wohl die ersten Andeutungen darüber, daß die Hirten mit der Haltung, Zucht und Erziehung von Hirtenhunden sich befaßt haben. Es heißt bei Homer:

— — **Vier große Hunde wie reißende Tiere bewachten**
Stets das Gehöft, erzogen vom Männer beherrschenden Sauhirt (48*).

In den ältesten Zeiten lehnte sich der Beruf des Hirten an denjenigen des Jägers genau an, ja der Hirt konnte die Ausübung der

Herdenwacht gar nicht leisten, wenn nicht zuvor der Jäger mit Hilfe seiner Hunde die wilden Tiere in der Umgebung der Weideplätze erlegt hatte. Er war also vom Jäger abhängig.

Wo dies nicht der Fall war, bedurfte man zur Hütung der Herden zweier Arten von Wachthunden, von denen die eine die Aufgabe hatte, die wilden Raubtiere zu vertreiben oder sie im Kampf mit ihnen zu töten, während den anderen die Unterstützung des Hirten in der Leitung der Weidetiere anvertraut war.

Heutigentags freilich können in manchen Ländern, wo sich große Weideplätze auf ebenen Flächen ausdehnen, beispielsweise Schafe sich weiter von dem sie bewachenden Hirten entfernen, ohne selbst Gefahr zu laufen oder Schaden anzurichten. In anderen aber ist es ganz unmöglich, Schafe ohne Hunde auf die Weideplätze zu führen und sie daselbst zusammenzuhalten, ohne daß sie, ganz abgesehen davon, ob sie den Anfällen räuberischer Tiere ausgesetzt sind, bei der Verteilung des Grundbesitzes an verschiedene Eigentümer Schaden anrichten.

In der deutschen landwirtschaftlichen Literatur gibt es, wenn auch nur vereinzelte Schriftsteller, welche den Hund als ein zum Betriebe der Landwirtschaft erforderliches Haus- und Hoftier bezeichnen. So heißt es in v. Hofbergs „Adeligem Landleben“: Ein Hund, der von guter Art und seine gebührliche Wartung hat, ist ein munteres, wachsames und treues Tier, dessen man in den Meierhöfen höchlich vonnöten hat.“

Hirtenhunde, wenn sie rechter Art sind, erweisen sich stets sehr gelehrig, und werden durch geeignete Abrichtung so weit gebracht, daß der Hirt schon aus weiter Ferne durch Zeichen sich ihnen verständlich machen kann.

Wachsamkeit und Treue, diese vorzüglichen Eigenschaften des Hundes, sind es an erster Stelle, die ihn zum Hirtendienst in ausgezeichneter Weise befähigen. Simrok hat ganz recht, wenn er den Vorzug der Wachsamkeit des Hundes vor derjenigen des Hirten mit den Worten kennzeichnet: „Wenn der Hund wacht, mag der Hirte schlafen; wenn aber die Hunde schlafen, hat der Wolf gut Schafe stehlen.“

Hirtenhunde aber folgen den ganzen Tag der ihnen übergebenen Herde und vertreiben durch Bellen jeden sich nähernden Feind. Dabei sind sie mit nur mäßigen Rationen Futter zufrieden, die ihnen morgens und abends gereicht werden.

Leicht begreiflicherweise hatten die Alten wie noch heutigentags die Bewohner meist außereuropäischer Länder, die von Raubtieren heimgesucht sind, an die Leistungsfähigkeit und Wachsamkeit ihrer Hirtenhunde Anforderungen zu stellen, die in Europa mit Ausnahme von den östlichen und nördlichen Landstrichen, dann von Ungarn, Siebenbürgen, Rußland, nur noch selten an sie herantreten. Als Be-

schützer der Herden lag ihnen die Verpflichtung ob, die einzelnen Glieder derselben gegen den Überfall von Wölfen, Füchsen und anderen gefährlichen Feinden zu schützen und zu verteidigen.

Wir haben deshalb in den Tagen des Altertums eine doppelte Art von Hirtenhunden zu unterscheiden, einmal diejenigen, welche dazu bestimmt waren, Raubtiere abzuwehren, Wölfe und Bären anzufallen, und auf diese Weise den Hirten selbst in seinem Berufe zu unterstützen.

Dieser Hund, sagt Varro (49*), war ehemals ebensosehr der Verteidiger des Hirten als Wächter der Herde. Und wir wissen aus den Berichten vieler anderer römischer Schriftsteller, daß tatsächlich der Hirtenhund diese doppelte Leistung mit außerordentlicher Treue vollbracht hat. Er hat seinen Herrn und dessen Herde immer mit größter Sorgfalt bewacht.

Und das brave Tier hatte hierbei nicht selten wütende Kämpfe mit dem Wolfe zu bestehen, welcher den Schafen auflauerte und bisweilen selbst an den Toren der Meierhöfe sie erfaßte.

Indessen sind diese Aufgaben mit der allmählichen Verdrängung der Wölfe dem Hunde in Europa nach und nach immer mehr in die Ferne gerückt.

Leichter und gefahrlos war die Bestimmung des eigentlichen Hirtenhundes, dem die Verpflichtung oblag, die ihm anvertrauten Tiere zu leiten und in Ordnung zu halten.

Wenn man im Landbau, in der Landwirtschaft, den Urquell menschlicher Wohlfahrt findet, der, von tausend und aber tausend Bächen gespeist, einem mächtigen Strom gleicht, welcher vom Urbeginn menschlicher Entwicklung an seinen Anfang genommen, die reichsten Segensfluten über die Länder und unter den Völkern allenthalben ausgebreitet und in tiefstem Grunde Stütze und Träger der Kultur geworden und noch immer ist, so hat an diesem Jahrtausende hindurch währenden Schaffenswerke, zu dessen Getriebe unzählige Kräfte in zusammenwirkender Tätigkeit sich regen, auch der Hund seinen unbestreitbaren Anteil.

Ich nehme keineswegs Anstand, dem Hunde und seiner Leistungsfähigkeit diesen Anteil an den Erfolgen landwirtschaftlicher Tätigkeit in vollem Maße zu sichern, und dies zwar um so mehr, als die landwirtschaftliche Literatur und selbst umfangreiche Werke derselben dem Hunde wenn überhaupt, so doch nur eine sehr kümmerliche Beachtung seiner im Dienste der Landwirtschaft geübten Tätigkeit zu widmen pflegen.

Überhaupt sind die überaus zahlreichen Verdienste, welche der Hund schon von der Urzeit her dem Menschen ununterbrochen in seiner wirtschaftlichen Tätigkeit geleistet hat, seither nur in sehr mangelhafter Weise erwähnt und anerkannt worden. Es scheint mir, daß der Grund hierfür doch wohl in der Tatsache zu finden sei, daß man den

Wert gerade dieser Funktionen, welche der Hund zu einem großen Teile ganz freiwillig übernommen hat, weit unterschätzt hat, obwohl dieselben in der ganzen Welt von dem Menschen in Anspruch oder auch nur stillschweigend angenommen zu werden pflegen. Selbst von der Goltz in seinem „Handbuch der Landwirtschaft" weiß von der wirtschaftlichen Tätigkeit des Hundes nur so viel flüchtig zu erwähnen, daß er denselben „als Arbeitstier in kleineren Betrieben" bezeichnet. Jede Herabsetzung, und auch im Verschweigen liegt eine solche eingeschlossen, und jede Verkümmerung geleisteter Dienste ist aber eine Unbilligkeit, auch wenn sie den Hund zum Urheber haben.

Um so wohltuender hat mich daher das anerkennenswerte Vorgehen des Herrn E. Hahn berührt, welcher in seinem Buche „Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen" dem bisher allgemein beobachteten Unterschätzungssystem den Abschied gegeben hat, indem er unter den der Wirtschaft dienenden Tieren dem Hunde nicht nur die erste Stelle, die er tatsächlich verdient, anweist, sondern ihm auch eine immerhin eingehende Besprechung widmet.

Allerdings erwähnen, um das Nächstliegende in das Auge zu fassen, unsere deutschen Schriftsteller auch der alten Zeit des Hundes als eines mitwirkenden Genossen bei der Ausübung der Landwirtschaft, insbesondere der Viehzucht, überhaupt nicht, oder doch nur mit geringer Beachtung. Wenn aber gerade im germanischen Blute die Neigung für die Beschäftigung mit der Landwirtschaft tief begründet liegt, wenn, wie geschichtliche Urkunden bezeugen, der Germane schon in der Urzeit Landwirt war, der sich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigte und der letzteren mit Vorliebe sich hinzugeben pflegte, wenn den Germanen seine Viehherden, namentlich das Rind, in die ausgebreiteten Ländergebiete, wohin sein Wandertrieb ihn führte, begleiteten, wenn er das Rind als sein vornehmstes Zugtier ansah, wenn endlich aber seitens einiger Geschichtsschreiber der Hunde insofern Erwähnung geschieht, daß diese die hinter den Schlachtreihen der kämpfenden Mannen aufgestellten Wagen mit ihrem Hausrat zu bewachen pflegten, so liegt die Annahme handgreiflich nahe, daß schon im Altertum der Hund dem Deutschen ebenso wie den Griechen und Römern zur Verrichtung der ihm eigenen Dienste bei Ausübung der Landwirtschaft, zur Bewachung der Herden, zur Begleitung des Viehes und anderem dienstbar gewesen sein muß.

Aber ich gehe noch weiter zurück. Wenn man die ersten Seiten der Genesis, des ersten Buches Moses, beachtet und die Anweisung in Betracht zieht, welche Adam seinem zweiten Sohn, dem Abel, als dem „Schafhirten" erteilt, wenn später aber noch in vorsintflutlicher Zeit Jabel, ein Abkomme Kains, als Vater eines Hirtenvolks, das

unter Zelten lebte, bezeichnet wird, so ergibt sich die unanfechtbare Tatsache, daß die ersten menschlichen Gesellschaftsverbände mit der Schafzucht beschäftigt waren.

Die Schafe nun bedürfen, wie keine andere Viehart in so hohem Grade, der Hilfe und Leitung. Sie befinden sich in einem Zustande vollkommener „Nullität", willenloser Unterwürfigkeit.

Sollten jene ältesten Schafhirten des Hundes zur Bewachung ihrer Herden entbehrt haben, gerade in jenen Ländern und zu jener Zeit, wo die Gefährdung derselben durch wilde Tiere im höchsten Grade vorhanden war?

In der Tat aber dürfen wir bis auf Abel zurückgehen, dessen Hunde, nachdem jener von seinem Bruder erschlagen war, seine Herde bewachten und den Leichnam gegen wilde Tiere beschützten.

Und als später, nach der Sintflut, die Herden sich schnell vermehrten, wie dies die großen Reichtümer an Vieh bei Abraham und Lot bezeugen, als Streitigkeiten wegen der Weideplätze ausbrachen und die Schafe unter den Herden der Patriarchen den ersten Rang einnahmen und für den Menschen hohen Wert besaßen, als die Patriarchen gleichsam Hirtenkönige waren, und der Hirtenstab, welcher später zum Sinnbild der Königswürde erhoben wurde, uns die Wichtigkeit des Hirtenberufs in deutlichster Weise zur Anschauung bringt, als Jakob es nicht unter seiner Würde hielt, um der schönen Rahel willen sieben Jahre lang die Herden seines Oheims Laban zu hüten, als Moses vierzig Jahre hindurch die Schafe seines Stiefvaters Jethra hütete, sollten diese alle zur Bekämpfung der Wölfe und anderer wilder Tiere auf ihren Weidenflächen nur ihres Hirtenstabes sich bedient und den Schutz ihres Reichtums, ihrer Herden, nicht gleichzeitig auch dem treuen, wachsamen, mutigen Hunde anvertraut haben?

Und wenn wir weiter den Hirten Chaldäas, Assyriens, Ägyptens auf ihren Weideplätzen folgen, wo der Hirtenstab jener Hyksos (39), die zugleich Hirten und Reiter waren, und deren Existenz seit 4000 Jahren sich nicht verändert hat, wie ihre Nachkommen, die Araber der Wüste beweisen, trage ich keinen Augenblick Bedenken, den Hund als ihren Gehilfen zu betrachten, der schon im grauen Altertume zum Schutz ihrer Herden gedient haben muß.

Und in der Tat finden wir im Dienst des Menschen bei den Israeliten älterer Zeit nur die Hirtenhunde, die aber wohl ebenso wie im heutigen Palästina nicht so kunstgerecht zum Treiben des Viehs abgerichtet waren wie unsere Schäferhunde, sondern es nur gegen reißende Tiere und Diebe zu bewachen hatten. Wachsamkeit ist darum auch ihre geschätzteste Eigenschaft, die sich auch noch in ihrem leisen, bei den Arabern sprichwörtlich gewordenen Schlummer kund geben muß. Hirtenhunde, denen sie fehlt, und die in träger, träumerischer

Nichtsnutzigkeit und Gefräßigkeit jenen Stadthunden gleich sind, sind darum ein treffendes Bild der schlechten, nur für ihren eigenen Vorteil Eifer beweisenden Propheten.

Tatsächlich werden ja schon bei den alten Ägyptern frühester Zeit Hunde als Hüter der Herden erwähnt, wie man sie sah:

„Alle am sandigen Ufer des Nils als Wächter der Herden" (50*).

Auch den alten Ariern, nachdem sie an den Ufern des Indus sich festgesetzt hatten, wo sie Viehzucht und Ackerbau trieben, war der Hund ein treuer Helfer des Hirten, ein zuverlässiger Begleiter der Herden. Geradeso wie Inda die Saramâ verwendete, benutzte der Hirt den Hund zum Aufsuchen und Zurückbringen der verlorenen Rinder. Auch vertrauten sie ihm die Bewachung ihrer Gehöfte an, um Diebe oder sonst verdächtige Personen von diesen fern zu halten, und den Bestand ihres Besitzes, also ihrer Herden zu sichern.

Das Gleiche darf gelten von den Herden der reichen Weideplätze im Schatten der Myrten-, der Orangen- und Feigenbäume, wo die Kuhhirten den Vorrang genossen vor den Schäfern, den Ziegenhirten und den Mietwächtern der Herdenbesitzer, wo die Hirten zugleich Kampfrichter waren und die Taten berühmter Schäfer erzählend in neue Erinnerung brachten, auf den Fluren des klassischen Altertums in Griechenland und Rom, wo die Hirtengesänge eines Theokrit, eines Virgil, Meisterwerke menschlichen Geistes schufen, die uns in den Eklogen, Idyllen, den bukolischen Gedichten jener Glanzepoche aufbewahrt sind.

Und hier findet der Hund tatsächlich als Begleiter des Hirten und Beschützer der Herden Erwähnung.

Die Herdentiere, mit denen der halbnomadische Urgrieche in seinen Wohnsitz einzog, die seinen einzigen Reichtum und den steten Gegenstand des Raubes und Kampfes bildeten, waren die der indogermanischen Urwelt: Rindvieh, Schafe und Ziegen, begleitet vom Hunde, dem treuen Wächter der Herden. Diese Tiere waren schon in der homerischen Zeit allgemein verbreitet.

Der Dichter Hesiod (51*), welcher am Helikon Hirt war, besaß treue Hunde, welche, nachdem er ermordet worden war, bei dem Toten verblieben und durch ihr Gebell die Mörder verrieten, die ihn getötet.

In Italien war der Hund Herdenhüter, der Herden beständiger Gefährte, ihr Schutz bei Tag und Nacht. Jeder Herdenbesitzer rühmt gern die Vorzüge seines Hundes und spricht zum andern:

„Mein ist der Hund, der die Herde bewacht und die Wölfe erwürget" (52*).

Ein solcher Hund war das beste Geschenk unter ackerbautreibenden Grundbesitzern, das man gegenseitig sich machen konnte, und wertvoll ist sein Preis, wenn er taugt,

„— — — daß jegliches Wild er verfolge."

Wegen ihrer Gewandtheit, Bissigkeit und Wachsamkeit wurden die molossischen Hunde gern auch zum Wachthalten gebraucht, sowohl von den Hirten wie in den Städten zur Bewachung der Häuser der Reichen. Die molossischen und spartanischen Hündinnen sollten nach Aristoteles folgsamer gewesen sein als die männlichen Hunde. Die Hirten des herdenreichen Taygetos, des lakonischen Waldgebirges auf der mittelsten Südspitze des Peloponnes, die attischen, apulischen und kalabrischen gebrauchten sie als Herdenhunde. Ganz besonders tauglich zum Treiben des Viehes waren die arkadischen Hunde.

Zur Bewachung der Herden waren ferner von den italienischen Hunden die umbrischen gut zu gebrauchen. Besonders treffliche Hirtenhunde aber waren die Salentiner aus dem weidereichen Kalabrien. Auch waren die dardonischen aus dem oberen Mösien als gute Hirtenhunde weithin bekannt. Endlich lieferte die Stadt Cydon berühmte Hirtenhunde selbst bis in fremde Erdteile.

Für den Herdendienst wählte man gern weiße Hunde aus, weil sie sich, wie diejenigen gemischter Farbe, in der Morgen- und Abenddämmerung von den anschleichenden Wölfen am leichtesten unterscheiden ließen und so den Hirten einigermaßen sicherten, daß er nicht den Hund statt des Wolfes im Kampfe mit ersterem erlegte.

An den Hirtenhund stellte man nicht die Anforderung, daß er so dünnleibig und schnell wie der Jagdhund sei, aber auch nicht die, daß er so wohlbeleibt und schwerfällig sei, wie der Wächter der Villa. Doch sollte er stark, auf dem Zeuge, und wacker zum Beißen und Kämpfen mit den Wölfen, zum Laufen, Nachsetzen und Einholen der unbändigen Räuber und zum Abnehmen ihrer Beute sein.

Ein langer und gestreckter Körperbau galt der Bestimmung desselben angemessener als ein kurzer, gedrungener. Dabei sollte seine Gestalt schön und groß, die Augen sollten schwarz oder schwarzgelb, die Nasenlöcher geschlossen, die Lefzen schwärzlich oder rötlich, nach oben nicht aufgeworfen, nach unten nicht schlappend sein. Das Kinn liebte man etwas eingedrückt, mit zwei aus demselben zur Rechten und Linken hervorstehenden Zähnen, deren obere mehr gerade als schief stehen mußten. Das Gebiß sollte scharf und von der Lefze bedeckt, der Kopf groß, das Ohr groß und schlapp, Nacken und Hals dick, der Zwischenraum der Gelenke lang, der Schenkelbau gerade und lieber etwas auswärts als einwärts gekrümmt, der Fuß groß und erhaben sein, damit das Tier sich beim Gehen ausbreite. Die Zehen wünschte man gespalten und die Nägel hart und krumm, die Fußsohle nicht haarig und nicht zu hart, sondern geschwellt und weich, den Leib an den äußersten Hüften etwas eingedrückt, das Rückgrat weder hervorstehend noch gebogen, den Schwanz dick, das Gebell stark, den Rachen weit. Die Hündin sollte große Euter mit gleichen Warzen haben.

So berichtet Varro in seinen im achtzigsten Lebensjahre verfaßten drei Büchern über die Landwirtschaft.

Hier spricht er sich auch über die Notwendigkeit der Bewachung einzelner Tierarten aus. Schafe und Ziegen, sagt er, bedürfen zu ihrem Schutze der Hunde, damit der Wolf sie nicht zerreiße. Eine Schweineherde dagegen kann von den alten Ebern und Sauen verteidigt werden. Auch die Maultiere sind imstande, sich selbst zu helfen. Ochsen und Kühe stoßen die Wölfe mit ihren Hörnern.

Zu junge oder zu alte Hirtenhunde hielt man gleicherweise für untauglich, weil erstere zu läppisch, letztere zu träge erschienen, beide also nicht imstande wären, sich oder die Herde gegen die wilden Tiere zu verteidigen. Als guter Hirtenhund wurde ein solcher angesehen, der wachsam, spürig, gelehrig, nicht träge oder bellhaft war. Er mußte durch gewohnten Zuruf schnell sich besänftigen lassen, kein Tier beißen, von der Herde verscheuchen, zerfleischen oder gar fressen.

Als einen schlechten Hund bezeichnete man denjenigen, von dem der Hirt sagen mußte: „Aus dem Rachen, nicht des Wolfes, sondern des Hundes errettet."

Der Umstand, daß man im Altertum an die Beschaffenheit des Hirtenhundes Anforderungen stellte, welche die Eigenschaft des Tieres bis in die unbedeutendsten Einzelheiten kennzeichnet, darf als Beweis dafür gelten, welch hohen Wert man einem guten Hirtenhunde beilegte, und wir nehmen gewiß nicht ohne Interesse Kenntnis davon, mit wie einsichtsvollem Verständnis man die Ansprüche an einen tüchtigen Hirtenhund zu beurteilen pflegte.

Damit die Hirtenhunde von Wölfen oder Bären nicht so leicht Genickfänge erhielten, legte man ihnen Halsbänder an, Stachelhalsbänder von festem Leder mit Kopfnägeln versehen, welche den besten Schutz gegen die Bisse der Wildtiere gaben. Hatte sich nur eines der letzteren daran verwundet, so ging es so sicher nicht wieder an, daß auch andere Hunde ungefährdet blieben. Ein weiches Fell, mit dem jene ausgefüttert waren, verhinderte, daß der Hals des Hundes nicht wundgerieben werden konnte.

Das Anlernen der Hirtenhunde ging bei der eigenen Aufzucht seitens des Hirten am sichersten vonstatten und war eine leichte Sache, namentlich gewöhnten sich selbstgezogene Tiere am besten an ihn. Wollte oder mußte der Hirt aber einen Hund kaufen, so suchte er entweder einen ganz rohen und ungewöhnten oder einen solchen, der gelehrt worden war, der Herde zu folgen. Um ihn an sich zu gewöhnen, gibt Saserna (53*) den Rat, ihm einen gekochten Frosch vorzuwerfen.

Man pflegte aber Hunde zum Herdendienst nicht gern zu kaufen, denn man wußte es bereits im Altertum, daß gekaufte Hunde nicht selten gerade zu dem bestimmten Zwecke untauglich seien und daß sie

öfters zu ihren vorigen Herren nach dem alten Wohnorte zurücklaufen. So kaufte Publius Aufidius Pontianus einmal im äußersten Umbrien Schafherden mit ihren Hunden. Die nicht mitgekauften Hirten mußten dieselben in die Wälder von Metapontum, jetzt Torre di mare, und auf den Handelsplatz von Heraklea, jetzt Policoro am Siris in Lucanien bringen. Kaum waren jedoch die Hirten nach Hause zurückgekehrt, so liefen die Hunde, war es aus Sehnsucht nach der Heimat, war es aus Liebe zu ihren alten Herren, freiwillig nach Umbrien in Mittelitalien zurück.

Was den Hundehandel im Altertum anlangt, so wurde hierbei in verschiedener Weise verfahren. Einige kauften die Hunde stückweise, andere eine Hündin unter der Bedingung, daß die Jungen der Mutter folgten, andere rechneten wie bei Schafen zwei junge für einen alten.

Nicht selten kam es vor, daß eine schon zusammengewöhnte Koppel oder auch Hunde mit der Herde samt dem Hirten gekauft wurden. Eigentum und Gesundheit wurde wie bei anderem Vieh gewährt.

In Anerkennung der Wichtigkeit des Hirtenhundes schlossen die Hirten den Hund an den Palalien (40) in ihr Gebet ein.

Gewöhnlich rechnete man auf jeden Hirten einen Hund. Wo indes Raubtiere in größerer Anzahl auftraten oder die Herden auf entlegenen Waldweiden Trift oder Nachtung hatten, mußten ihrer mehrere vorhanden sein, da man wußte, daß die Wölfe sogar an den besuchten Heerstraßen sich sehen ließen, ja sogar in Rom auf der Heiligen Straße und im Forum eindrangen. Für eine auf Villenländerei weidende Herde waren zwei Hunde ausreichend; sie reizten sich gegenseitig und waren tätiger als die einzelnen. Am liebsten nahm man einen Hund und eine Hündin. Auch für den Fall, daß ein Hund erkrankte, war die Herde solcherweise nie ohne Schutz.

Unserer Beachtung wert erscheint die Aufzucht dieser Hunde, auf deren Besprechung ich hier, wo es sich um den zur Landwirtschaft gehörenden Hirtenhund handelt, ausführlicher eingehe, da die Hundezüchtung im Altertum ausschließlich von Landwirten und Hirten betrieben wurde. Selbstverständlich ist dabei auch der Jagdhund eingeschlossen, dessen Züchtung man ebenfalls in jenen Kreisen oblag. Doch wurde der Hirtenhund getrennt vom Jagdhunde auferzogen.

Man pflegte die jungen Hunde in den ersten sechs Monaten nur mit der Mutter vor den Stall zu lassen, wo sie frei mit ihr Spiel und Kurzweil in frischer Luft treiben konnten, und nach und nach daran gewöhnt wurden, sich anbinden zu lassen. Hierzu wählte man anfangs ein leichtes Band, und wenn sie dasselbe abzunagen versuchten, erhielten sie Strafe durch den Stock oder die Peitsche.

Auch ließ man, wo mehrere Hunde vorhanden waren, dieselben von Zeit zu Zeit auf einen bestimmten Platz führen, um sie auf-

einander zu hetzen und sich beißen zu lassen. Dadurch wuchs ihnen Mut und Tauglichkeit zu Kämpfen. Doch durfte man sie dabei nicht zu sehr anstrengen, weil sie sonst leicht mutlos und träge wurden. Indessen glauben manche bemerkt zu haben, daß durch solche Hetzereien und Beißereien ihre natürliche Grausamkeit geschärft und so gesteigert wurde, daß sie sogar ihre Gebieter und Hausgenossen anfielen, weshalb sie davon abstanden.

Die Züchtung scharfer Hirtenhunde führt die Vermischung mit wilden Tieren herbei, wie dies an anderer Stelle bereits gestreift wurde.

Nach der Ansicht der Römer paarten die Indier Hunde und Tiger. Die Hündinnen wurden während der Laufzeit in Wäldern angebunden. Die Nachkommenschaft der ersten und zweiten Zeugung soll zu wild gewesen sein, weshalb sie erst die der dritten Generation erzogen, die ebenso wie jene, welche von Schakalen herstammten, durch Kampflust sich auszeichneten.

Die Äthiopier gatteten Hunde und Wölfe. Die aus diesen Paarungen entstandenen Jungen, Crocotten genannt, waren wilden Charakters, welche alles, auch die stärksten Knochen, mit ihren Zähnen zermalmen konnten.

Auch die Gallier ließen Hündinnen von Wölfen belegen, und die Wolfsherden hatten dann jedesmal einen Hund zum Anführer. Dasselbe geschah in Ägypten, in Cyrene, vielleicht auch in Cypern und Griechenland, dessen Hirten die wilden, laut bellenden, unbändigen Wolfshunde, welche die Gallier im Kriege gebrauchten, und die schon in alter Sage vorkommen, nicht unbekannt waren.

Die Hundezüchter der Alten hatten bereits die Erfahrung, daß es nicht geraten sei, fremde Hunde einem Stamme einzumischen, weil Hunde verwandten Blutes einander am besten beistehen. Dieser Erfahrung gemäß sollte jeder bei der Aufzucht und Paarung auf einerlei Rasse, dann auf die besten Eltern halten, weil die Nachkommenschaft stets auf die Alten zurückschlägt, und dadurch dem Verlangen der Jäger und Landleute nach reinem Blute am besten entsprochen wird (54*).

Wollte man indessen Mischlinge ziehen, so mußten die edlen Eltern einander ähnlich und verwandt sein, so daß Arkadier und Eleer, Pannonier und Kreter, Karier und Thrazier, Tyrhener und Lazedämonier gegattet wurden:

„Auch zur iberischen Braut führ' hin den sarmatischen Buhlen!
Solche Mischung ist gut; doch werde die edelste Stammart
Nimmer gemischt und Männer des Weidwerks rühmen vor allem
Solche" (55*).

Um eine bestimmte Hundeart rein zu erhalten, ließ man den Jungen niemals die Brüste einer fremden Ernährerin anweisen, weil

Milch und Odem der edlen oder unedlen Mutter auf Körper und Geist der Jungen förderlich oder schädlich wirkt. Jagdhunde, die von Hofhunden aufgemilcht wurden, werden träge und unbeholfen. Ebenso schädlich erachtete man es, die Jungen an Schafen und Ziegen saugen zu lassen. Im Notfalle aber machte man eine Hirschkuh, Rehkuh, Wölfin oder eine gezähmte Löwin zu ihrer Säugamme. Man wirkte dadurch auf Schnelligkeit und Charakter ein. Pollux riet ihnen die Milch wilder Tiere neben der Muttermilch zu geben. Den Jungen von erschöpften Hof- und Hirtenhündinnen reichte man vier Wochen lang Ziegenmilch.

Was das Futter der Hirten- und Hofhunde anlangt, so war dies für beide Arten gleichartig. Außer Brocken von Brot und den Abfällen der Knochen, welche ihnen bei Tische der Gebieter und der Sklave, und außer dem Brei, den ihnen jedes Glied der Hausgenossenschaft zukommen ließ, erhielten sie Hundebrot, zubereitet aus Abgängen der Mühlen des Mahlgutes (Kleie), also von geringeren Körnern, besonders von Hirse. Man nannte dies Kleienbrot. Für solche Hunde, welche auf ausgedehnten Triftfeldern Dienst hatten, wurde Brot aus Gerste, Weizen oder Dinkel gebacken, wenn die Flur ohne Weide und mit Gebüsch bestanden war. Das Gerstenbrot oder an dessen statt der Gerstenbrei wurde mit Molke angemacht, denn Molke, sagt Plinius, und Dioskorides (56*) bestätigt es, ist äußerst nahrhaft, nicht bloß für Hunde, sondern auch für Menschen, weshalb sie auch der homerische Ziegenhirt Melanthios dem abgemagerten Odysseus zudachte:

„Könnt' er mit Molke getränkt, noch Fleisch auf die Lenden gewinnen!" (57*).

Varro wollte das Hundebrot mit Milch und in dem Falle, daß die Strapazen des Hütdienstes nicht groß waren, mit der abgekochten Brühe von Bohnen angefeuchtet wissen. Letztere sollten sie in lauem, aber ja nicht heißem Zustande genießen, weil sie sonst toll würden. Suppe von Knochen, am besten von gestoßenen, gab Kraft; ganze Knochen machen die Zähne fester, das Maul, welches sie dabei aufsperren müssen, größer und das Mark kräftiger. Die Hunde können sie zermalmen, sagt Aristäos (58*), ein Pfleger der Schafzucht, weil ihr Kopf nur aus einem Knochen besteht und die Zähne hart und spitzig sind. Fleisch ist Hirtenhunden möglichst zu versagen, weil die Erfahrung gelehrt, daß sie dadurch fleischgierig und grausam werden. Wenn sie tote Schafe fressen, leitet sie der Wohlgeschmack bald auf lebendige, wohl gar auf Menschen, wie die Hunde des Aktäon.

Die Tatsache ist bekannt, daß Hunde grausam werden, wenn sie frisches Fleisch oder Blut, besonders aber, wenn sie Menschenfleisch fressen. Im Jahre 1812 waren die auf den Schlachtfeldern in Rußland gereizten Wölfe wütender denn je zuvor.

Zur Erhaltung der Dienstkraft und zur Belebung des Kampfmutes sollte den Hirtenhunden das Futter in reichlichem Maße, zur völligen Sättigung gegeben werden. Bei kärglicher Fütterung trieb sie der Hunger dazu, zu jagen, die Herden zu verlassen oder in die Küchen zu schleichen, wo sie den Köchen Käse, Knochen und Fleischstücke frech, öffentlich oder im geheimen entwendeten.

Bei Tage erhielten die Hunde ihr Futter da, wo die Herde weidete, des Abends in der Nähe der Gehege, womöglich, um gegenseitiges Beißen zu verhüten, jeder für sich.

Manchem, sagt Seneca (59*), gereicht es zum Vergnügen, die Hunde die geworfenen Stücke Brot oder Fleisch mit offenem Rachen aufschnappen zu lassen. Was sie fangen, verschlingen sie gleich ganz und gieren stets nach mehr. So werden sie Sinnbilder von Menschen, die haben und immer mehr haben wollen. Eine scharfe und treffende Beobachtung des alten Philosophen!

Hesiod erteilt dem Landmann den Rat:

„Auf scharfzähnige Hunde gepflegt nicht spare des Brotes,
Daß kein tagdurchschlafender Mann dir die Güter entwende“ (60*).

Auf diese, wie man sieht sehr alte Regel könnte man Villenbesitzer verweisen und ihnen anraten, sich die vierfüßigen Villenwächter nicht anzukaufen, sondern sie, von den besten Eltern gezeugt, selbst aufzuziehen. Auf diese Weise würde der Vorschrift des Cato (61*) entsprochen: „Was der Landwirt selbst erzeugen kann, soll er nicht kaufen.“ Sicher würde dadurch, soweit es sich um den Hund handelt, von vornherein eine größere Anhänglichkeit des Herrn an den Hund wie umgekehrt des Hundes an den Herrn erzielt werden, als bei dem beliebten Verfahren, bereits abgerichtete Hunde von Bekannten zu beziehen oder aus Koppeln zu wählen, die der Händler herumführt. Wird doch der Käufer bei Nichtbeachtung dieser Regel nur zu oft betrogen. Außerdem gewöhnen sich die Hunde bekanntlich nur schwer an einen neuen Gebieter, selbst dann, wenn er den bereits erwähnten Rat des Saserna in seinem Buche „Der Ackerbauer“ befolgt, daß er dem Hunde gekochte Frösche zu fressen gibt.

Wir finden mehrfache darüber ausgesprochene Klagen, daß gekaufte Hunde gerade für den bestimmten Zweck, um dessentwillen man sie erwarb, untauglich gewesen seien, und machte nicht selten die Erfahrung, daß gekaufte Hunde gern zu ihrem ehemaligen Herrn nach dem alten Wohnorte zurückliefen, wie dies bezüglich des von Pontianus gekauften Hundes bereits berichtet worden ist.

Erfahrungsgemäß hatte sich nachstehende Regel herausgebildet.

Muß man Hunde kaufen, so wähle man solche von ganz gleicher Rasse. Hirtenhunde soll man nur von Hirten, nie von Jägern oder Fleischern entnehmen. Fleischerhunde eignen sich nicht dazu, Weidevieh

zu treiben, und Jagdhunde wollen lieber Hasen und Hirschen nachsetzen, als Schafe begleiten. Schon im Altertum wußte man, daß gleichartige Hunde am besten sich untereinander vertragen.

Zum Schutze der Hirten mit ihren Hunden waren schon in den ältesten Zeiten wie noch heute in südlichen Gegenden Reiserhütten errichtet, in denen Mensch und Tier bei hereinbrechendem Unwetter Unterkunft fanden, indem der Mann in dasselbe wie in eine Art Schilderhaus sich stellte, worin gleichzeitig auch sein Hund Platz fand. Eine solche Hütte vermutet man in dem eigenartigen Gebäude, welches man in der Darstellung der Wiedererkennungsszene zwischen Odysseus und seinem Hunde **Argos** erblickt.

Heutzutage bedienen sich die Hirten in den rauhen Abruzzen des kalabrischen Wolfshundes, eines Tieres, welches an Größe dem Neufundländer nicht nachsteht, und sich als mutiger und treuer Beschützer der Schafherden bewährt. Und wer in den letzten Tagen des Monats September das die Hauptstadt Italiens umgebende Hügelland durchwandert, begegnet in jener Zeit zahlreichen Schafherden, die von ihren Hirten von allen jenen Bergen der Campagna in die Ebene herniedergeführt werden und bis vor die Mauern Roms wandern, dort zu überwintern. Diese Pilgerzüge heimziehender Schafe treten nicht selten in so großen Scharen auf, daß sie die Wege völlig besetzt halten, begleitet und bewacht von zottigen Hunden, von Schäfern zu Fuße und zu Pferde geordnet. *Ein* solcher Zug zählte nach Aussage des Hirten selbst nahe an 5000 Stück Schafe.

Die Hirten in den Abruzzen würden nicht imstande sein, die Schafherden zu führen und zu beschützen, wenn sie hierbei von ihren Hunden nicht wesentlich unterstützt würden. Die Wachsamkeit der letzteren aber ist eine so vortreffliche, daß niemals hierin ein Fehler unterläuft, sie bewachen die ihnen anvertraute Herde wie ringsum aufgestellte Schildwachen. Sie schrecken im Augenblicke der Gefahr nicht zurück, sondern gehen mutig darauf los, und erweisen sich nur um so tapferer, wenn ihren Herren irgendwelche Gefahr droht.

Auf gleicher Stufe mit ihrer Wachsamkeit steht ihre Schönheit. Sie sind weiß wie der Schnee ihrer heimischen Berge. Ihr Blick ist ruhig, stolz, intelligent. Sie laufen so schnell wie Jagdhunde, und zeigen sich immer als würdige Freunde jener für die Freiheit beseelten Gebirgsbewohner, deren Aussehen zwar wild, deren Miene unfreundlich ist, die aber gleichwohl unter ihrer rauhen Hülle ein warmes Herz und heiteren Sinn verbergen. Es ist eine Art Familienleben, zu dem sie mit ihren Herren verbunden sind.

Die Schäferhunde in den Abruzzen haben einst eine geschichtliche Rolle gespielt Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erschien in der Provinz *Gevaudan* ein sagenhaftes Tier. Um das Land von diesem Ungeheuer zu befreien, bediente man sich der Hunde.

An dem Ufer der Lozère nämlich trat im Jahre 1765 ein furchtbares Tier auf und verbreitete plötzlich in der ganzen Gegend großes Entsetzen. Bald war in ganz Frankreich nur von seinen schrecklichen Übeltaten und Missetaten die Rede, so daß man in Poesie und Prosa sich mit ihm befaßte. Der lächerlichste Aberglaube knüpfte sich an dieses Ungeheuer. Ein Gedicht von Bachaumont ist betitelt: „La bête monstrueuse et cruelle de Gévaudon.“ In diesem erzählt der Verfasser, daß das Ungeheuer von der Hölle ausgespieen worden sei und bedauert, daß dasselbe nicht in der Nähe von Amiens sei, weil der Bischof dieser Stadt

„es hätte von ihm befreien können in richtiger Weise
mit Fasten und mit Predigt,
und seine Stola an den Hals des Tieres werfend,
würde er im Augenblick es besänftigen und zähmen
mit dem Zeichen des Kreuzes, gleich einem gemeinen Schaf.“

Der Verfasser dieser etwas zweifelhaften Dichtung jener Verse, angeblich ein Edelmann der Pikardie, hat in seiner Weise nicht allein alle Tollheiten dieses Tieres, sondern auch seine zarten Unternehmungen (exploits galants) erzählt.

Das Tier von Gevaudan hatte dem Ausspruch Walkenaers zufolge fast ebenso große Berühmtheit erlangt als sein Eroberer, und wurde auf Befehl Ludwigs XV. mit Tüchern umzingelt. Der Ritter Anthoine, Büchsenträger des Königs, wurde damit beauftragt, diese Jagd ins Werk zu setzen, und hierbei wurden die Hunde aus den Abruzzen verwendet, welche der Ritter herbeiführte, damit sie dazu behilflich wären, den Sieg über das Ungeheuer zu erringen.

Es stellte sich heraus, daß das fürchterliche Tier einfach ein Luchs oder Hirschwolf war, also eine jener großen Katzen, wie sie in Frankreich vorkommen.

Elias Berthet (62*) hat den Stoff zu einem Roman verarbeitet, in welchem alle das Tier betreffenden Einzelheiten geschildert werden.

Schon diese kurzen Zusammenstellungen liefern den Beweis, wie wichtig von jeher im Süden Europas die Schafzucht gewesen ist, die unter der Einwirkung sonst nicht verwertbarer Weideflächen an den trockenen Gebirgen und auf den inneren Hochebenen aller drei südlichen Halbinseln zu einem bedeutsamen Zweige der Landwirtschaft sich ausgebildet hat. Das unumgängliche Bedürfnis an guten Schäferhunden steht hierbei gänzlich außer Frage.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit der deutschen Landwirtschaft zu, um den Anteil des Hundes an den Dienstleistungen bei der für dieselbe erforderlichen Tätigkeit festzustellen, so tritt einer ausführlichen Behandlung des Gegenstandes der Umstand hemmend in den Weg,

daß die Schriftsteller der ältesten historischen Zeit der Landwirtschaft im allgemeinen nur sehr spärlich gedenken, des Hundes aber überhaupt nicht dabei erwähnen. (41)

Gleichwohl ist die Annahme gerechtfertigt, daß wegen des Reichtums an Wäldern mit ihren zahlreichen Bewohnern an reißenden Tieren die Viehzucht und insonderheit die Hütung der Herden auf den offenen Weideplätzen ohne Beihilfe des Hundes sicherlich nicht vor erheblichen Schaden bewahrt werden konnte. Lag doch zu jenen Zeiten, wo die Viehzucht bei Griechen und Römern in hoher Blüte stand, in einer Zeit, wo die Germanen nur erst wenige Bedürfnisse hatten, auch den Handel noch nicht kannten, der beiweitem größte Teil der Ländereien, soweit diese nicht von ausgedehnten Waldungen bestanden waren, noch öde da und bildete in der Hauptsache Tummelplätze für die Viehherden.

Mögen aber auch diese, zumal weil bei der Nässe des Klimas das freie Land zahlreiche Sümpfe in weitem Umfange zeigte, überhaupt nicht in häufiger Anzahl vorhanden und wenig beträchtlichen Umfanges gewesen sein, die Tatsache, daß das in der deutschen Urzeit wilde, kriegerische Volk nach und nach aus dem Jäger und Waldbewohner in den Zustand des milderen Hirtenlebens übergegangen ist, läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß der Hund, der anfänglich nur an der Seite des Jägers zu finden gewesen sein dürfte, allmählich auch der Behütung des Herdenbestandes dienstbar gemacht worden ist.

Am umfangreichsten mögen in den ältesten Zeiten entsprechend der Vorliebe für das Schweinefleisch als Lieblingsnahrung unserer Urväter die Schweineherden gewesen sein, deren Zucht durch die vielen Sümpfe und die Früchte der Eichenwälder in hohem Maße begünstigt wurde. Bei einer Schweineherde aber hatte man, wie sich aus dem alemannischen Gesetz (63*) ergibt, abgerichtete Hunde zum Treiben. Der Hirt trug hierbei ein Horn bei sich. Nach demselben Gesetz wurde derjenige, welcher einen Hirten, der Horn und Hund führte, erschlug, mit einer Strafe von 40 Schilling belegt.

Wenn endlich schon Plinius in seiner Naturgeschichte der Bereitung der Butter aus der Milch von Schafen als der fetteren gegenüber derjenigen aus Kuhmilch erwähnt, so ist hieraus zweifellos zu schließen, daß die Schafherden der Germanen immerhin nicht ganz unbedeutend gewesen sein dürften. Zur Hut der Schafe aber, deren Mangel jeglicher Selbstbestimmung bekannt ist, kann der Hirt des Hundes überhaupt nicht entbehrt haben.

Mit aller Wahrscheinlichkeit darf man infolge zunehmender Kultur in den deutschen Landen auf steigendes Wachstum in den Beständen der Weideherden schließen, da der Boden, wie er für die Viehzucht sich eignet, immer mehr an Ausdehnung gewann und eine Anzahl von Grasarten berühmt wurden. Eine entsprechende Vermehrung der

Hirten- und Schäferhunde ergibt sich als notwendige Folge der Herdenvermehrung. Es weist mithin alles darauf hin, daß der Hirtenhund bei den Germanen schon eine wichtige Rolle gespielt hat.

Unsere Urväter waren sämtlich Grundeigentümer und lebten als freie Männer in Dörfern und auf freien Höfen. Die Wohlhabenden besaßen Ländereien, eigene Weiden und Wälder. Zu den Dörfern gehörte die Flurmark mit gemeinschaftlichen Weiden und Triften.

Das Gehöft war vom Viehstand belebt, vor dem Eingangstor lag der Hofwart, der treue Haushund, auch ein Diener seines Herrn, des Landwirts.

Je zwölf Kühe und ein Bulle bildeten eine Soneste, ihr Hirt hieß Sonischalk.

Die Schweine wurden in den Wald getrieben, 25 bis 50 Stück zusammen, den Hund an der Seite.

An Schafen hatte man Herden von 80 Stück. Auch sie wurden in Begleitung des Schafhirten mit dem Hunde auf die Weide getrieben.

So war es zu Chlotors I. Zeit, 558 n. Chr.

In jedem uneingeschlossenen Landgebiete ist der Hund ein sehr schätzbares Tier. Ohne seine Hilfe hätte man die Schafherden auf nur enge Grenzen beschränken müssen, ein Umstand, welcher der Vermehrung der Schafzucht hinderlich gewesen sein würde. Der Hund aber, kühn und wachsam, läßt es sich den ganzen Tag über sauer werden und beschützt auch des Nachts die Herde in ihren freien Lagerstätten.

Bei großen Herden vermochte ein gut abgerichteter Hund später die Stelle eines zweiten oder dritten Knechtes zu ersetzen, und es konnten auf solche Weise der Herde reiche Weideplätze eröffnet werden, welche ohne Beistand eines guten Hundes niemals behütet werden könnten, ohne daß den umliegenden Ländereien Schaden zugefügt würde.

In der Tat vermehrten sich die Herden im Laufe der Jahrhunderte in höherem Maße bei einem Viehstande, welcher zu der Größe des Ackerlandes in ungünstigem Verhältnis stand, was aber durch die zahlreichen Wiesen und die umfangreichen Weideplätze, welche die Herden während des größten Teiles vom Jahre ernähren konnten, veranlaßt wurde. Aus diesem Grunde steigerte sich das Bedürfnis herdentüchtiger Hunde.

Es entstanden Schäfereien, deren jede anfänglich allerdings nur 80 Schafe hielt. Die Hunde waren derart abgerichtet, daß sie den Wolf erbissen und ihm das Schaf aus dem Rachen nahmen, auch auf den Ruf des Schäfers hin bis zu dem zweiten oder dritten Gute liefen.

Zur Zeit Karls des Großen war der Bestand der Herden bereits ansehnlich gewachsen. Immerhin überstieg selbst auf den größten Gütern des Kaisers der Schafbestand selten 400 Stück. Gleichwohl kann trotz des geringen Umfanges dieser Schäfereien der Bestand der zu ihrem Schutze erforderlichen Hunde ein nicht ganz unbedeutender ge-

wesen sein, da die vorhandenen zahlreichen Wölfe für die Tiere eine stete Gefahr bildeten, welche dreist genug waren, die Schäfereien selbst anzufallen.

Ohne besonders abgerichtete Hunde konnte eine Schäferei in jener Zeit nicht bestehen. Ein tüchtiger Schäferhund mußte es mit einem Wolfe aufnehmen können. Später erlaubte der Sachsenspiegel demjenigen, der drei Hufen Landes besaß, einen eigentlichen Schafhirt zu halten.

Was den Gebrauch des Hirtenhundes zur Bewachung der Rinderherden anlangt, so finden sich hierüber bei den verschiedenen Schriftstellern nicht einmal Andeutungen vor. Wenn indessen die Züchtung dieser Nutztiere, deren Wert in den frühesten Zeiten minder geschätzt und deren Bestände daher wenig umfängliche waren, nach und nach an Ausdehnung gewann, und man in Betracht zieht, daß man die Rinder im Frühjahr zu Berg trieb, indem man nicht nur die höher gelegenen Alpmatten, sondern auch im übrigen Deutschland die die bewaldeten Berge begrenzenden Wiesenflächen, in den Tälern aber die Triften mit Rinderherden beweidete, und von Hutungen zu 30, 40 Stück Vieh liest, so war auch für die Hut solcher Herden dem Hunde zur Ausübung seines Hirtendienstes vielfach Gelegenheit gegeben, um so mehr, als der Hirt selbst bei jeder Beschädigung von Wiesen und Feldern durch die Buße von einem Stück Vieh verantwortlich gemacht und der Bestrafung unterworfen wurde, wie dies beispielsweise bei Stiftung eines Klosters im Jahre 1131 ausdrücklich festgesetzt wurde.

Außerdem aber, daß der Hund die umliegenden Saatfelder und Wiesen vor Schädigung zu bewachen hatte, mußte und muß noch heute der Hund als Hüter bei Rinderherden dazu abgerichtet sein, daß er, wenn Ochsen und Kühe aneinander gerieten und sich stießen, der Hirt aber nicht sofort zur Stelle sein konnte, hinzueilte, um die Tiere zu trennen, damit keines derselben zu Schaden käme. Namentlich bei starken Viehherden ist er in dieser Beziehung unentbehrlich.

Das nämliche galt auch wieder in dieser späteren Zeit von der Hutung der umfangreichen Schweineherden in den Wäldern, die zu einem so wichtigen Gegenstande der Landwirtschaft sich herausgebildet, daß man die Waldungen nicht nach ihrem Holzwert, sondern nach der Zahl der Schweine schätzte, welche in ihnen sich satt fressen konnten, nachdem „der Sauhirt“ mit seinem Hunde sie in den Wald getrieben. Die weit verbreitete Eichelmast, die in den Waldungen sich darbot, begünstigte die Aufzucht des Borstentieres in solchem Maße, daß die Zahl derselben nicht selten auf 1000 Stück in manchen Gutsbezirken sich belief. In entsprechender Anzahl mußte selbstverständlich für Huthunde gesorgt sein.

In dieser Weise blieb die Dienstleistung des Hundes zur Beihilfe des Hirten und Schäfers Jahrhunderte hindurch fortbestehen und

rechnet man von Karl dem Großen 500 Jahre weiter, so sah man auch zu dieser Zeit ganz wie ehedem den Hirten mit seiner Herde dahinziehen, das Horn um die Schulter, den Hund an der Seite, und selbst der Name des Hundes, welcher zurückblieb, um den Hof zu bewachen, war derselbe geblieben, man nannte ihn noch immer wie zuvor den „Hofwart“. Der Sachsenspiegel bestimmt (III, 47) den Preis dieses Hundes: „Den hofwartenden Hund soll man gelten mit dreien Schillingen.“

Und der Hirtenhund ist unentbehrlich geblieben für die Verrichtungen des ihm obliegenden Dienstes auch in den nachfolgenden Jahrhunderten, von jenen Tagen an, da man seinen Beruf noch mit den Worten kennzeichnet: „der das vych verhütet“ und sein Führer mit „Hirtenkewl, Hirtenkule“ = Hirtenkeule, hinauszog und man volkstümlich sagte, er hat ubir dacz einen rinderhertin und sowhertin (Sauhirten) czu seynem vy“, bis in die Zeiten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, wo die Schäferpoesie den Hirt mit dichterischem Glanze umgab, wenn er mit seinem Hunde die Trift emporzog im Geklingel der Schellen und der braune Hirt sie mit Pfeifen und Schellen zur Weide herrschte.

Man verwendete in einigen Gegenden Deutschlands dazu den Spitz, in Obersachsen den Pommer. Sie regierten und schützten die Herde und hielten sie in Ordnung.

Es kam aber mit dem eben angeführten, an letzter Stelle genannten Jahrhundert in Deutschland eine Zeit, wo „die blöckenden Herden“, welche ausgedehnte Weideplätze beanspruchen, in zuvor nie dagewesener Anzahl sich vermehrten, ein Umstand, der Veranlassung bot, die Dienstleistungen des Schäferhundes in weit erhöhtem Maße zu Hilfe zu nehmen.

Gerade in dieser Zeit aber, wo man mit dem Streben nach Veredelung der Schafzucht eine möglichst schonungsvolle Behandlung des Schafes befürwortete, erhoben sich Stimmen, welche dem treuen Behüter der ihm anvertrauten Herden seines Hirtenamtes entheben wollten.

Nach der Auffassung erfahrener Schäfer wurde es als wünschenswert erklärt, die Hut der Schafe ohne Verwendung von Hunden zu ermöglichen, weil dieselben dem Vieh bisweilen Schaden zufügen. Aber in Gegenden, wo Saatfluren sich befinden, welche von den Herden leicht beschädigt werden können, kann der Hirt des Hundes nicht entbehren, der ihm beim Austreiben wie bei der Hut selbst große Dienste leistet. Ohne Hund würde es dem Schäfer kaum möglich sein, die Schafe, namentlich bei starken Herden, von den besäten Feldern fernzuhalten.

Andere erfahrene Schafzüchter waren der Meinung, daß man an Orten, wo der Herde keine Gefahr durch Wölfe drohe, des Hundes bei

derselben um so eher entbehren könne, weil öfters der Fall sich ereignete, daß Schafknechte auf der Weide dem Schlafe sich überlassen haben und durch das Bellen der Hunde aufgeweckt wurden, sobald jemand in die Nähe kam, sie also den Hunden dasjenige überlassen haben, was sie selbst zu tun verpflichtet waren.

Diese Begründung, so viel Wahres sie enthält, stellt meines Erachtens, anstatt die Entbehrlichkeit des Schäferhundes zu erhärten, im Gegenteil die unbedingte Notwendigkeit seines Hirtendienstes in klar ersichtlicher Weise vor Augen.

Ein Schäfer, heißt es in dem Buche „Allgemeine Viehzucht", muß die Kunst gut zu hüten und die Hunde zu dressieren verstehen, welche seine Adjutanten sind.

Die Erziehung und gute Dressur der Hunde ist sehr wichtig. Man weiß, welchen Schaden bissige, schlecht dressierte Hunde in den Herden anrichten können. Und doch sind die Hunde zur guten Führung einer Herde besonders auf kleineren Feldstücken sehr nötig, denn der Schafknecht ist nicht imstande, das Vieh zusammenzuhalten, wenn rechts und links neben dem Triftstücke Früchte stehen, welche die Schafe lieben und die geschont bleiben sollen.

Die besondere Rasse der Schäferhunde ist hierzu am leichtesten abzurichten, denn auch bei Hunden pflanzen sich die von ihren Erzeugern erworbenen Eigenschaften fort.

In den Rheingegenden, in Württemberg, Bayern und Sachsen hat man eine eigene Rasse von Schafhunden, die sich leicht abrichten lassen und jeden Wink des Schäfers verstehen und befolgen lernen. Gute Hunde dieser Art kosteten zuweilen 10 bis 12 Friedrichsdor.

Diese Hunde bewachen die Herden, patrouillieren, bei angebauten Feldern Wache haltend, hin und her, daß kein Schaf seinen Fuß in jene einsetze, sie gehen beim Austreiben sowie auf den Weideplätzen und beim Eintreiben vor der Herde voraus, nötigen die Schafe, langsam zu weiden, halten die Herde zusammen, treiben sie aber auch an und fassen Schafe auf Geheiß ihres Herrn am Ohre oder Fuße, ohne sie zu verwunden.

Der Schäferhund gilt als gut abgerichtet, wenn er sich auf das Wort des Schäfers niederlegt, nicht stehen bleibt, nicht bellt, wenn es nicht nötig ist, immer der Herde voran, hinterher oder zur Seite geht, sie umläuft, wenn es ihm befohlen wird, und das Schaf an keiner anderen Stelle als am Ohr und am Beine anfaßt, wenn er dazu gerufen wird.

Die Schafe erkennen in ihm ihren Wächter und Führer an und gewöhnen sich an die Ordnung, die er hält. Sie weichen zurück, sobald der Hund herankommt, und laufen nicht nach der Gegend hin, wo sie den Hund an der verbotenen Grenze Wache halten sehen.

Besonders wichtig ist der Hund beim Aus- und Eintreiben. Der

seiner Herde folgende Schäfer kann wohl den Gang derselben und besonders die einzelnen zurückbleibenden Tiere zu rascherem Gange veranlassen, aber er kann nicht verhindern, daß die Herde nicht schnell laufe, daß einzelne Schafe vorauseilen und von der Herde abkommen, daß andere zur Rechten oder zur Linken abweichen. Hier ist der Hund sein unentbehrlicher Gehilfe. Der Hirt läßt ihn die Herde umlaufen, die vorauseilenden, die zurückbleibenden, die ausweichenden läßt er durch ihn zur Herde zutreiben.

In manchen Gegenden geht der Schäfer der Herde voran, der Hund folgt ihr nach.

Gut abgerichtete Hündinnen pflegt man den Hunden vorzuziehen, weil sie wachsamer sind.

Das Bellen des Hundes muß unter anderem den vordersten Schafen als Zeichen dafür dienen, daß sie ihren Gang beschleunigen oder daß die an einem unrechten Orte befindlichen Tiere zurückweichen sollen.

Um eine Herde zum Gehorsam zu bringen, muß der Hund auf dieselbe zu rennen, um zu veranlassen, daß die ersten Schafe, die ihm in den Weg kommen, vor ihm ausweichen. Auf diese Weise nimmt die ganze Herde von Nachbar zu Nachbar einerlei Weg, namentlich, wenn der Hund nicht abläßt, ihr zuzusetzen und auf sie einzudringen. Gehorcht aber ein Schaf seinem Willen nicht, so läuft er auf dasselbe zu und bedroht es mit Gebell.

Die Zahl der Hunde, die bei einer Herde zu halten sind, richtet sich teils nach der Stärke der letzteren, teils nach der Umgebung der Weideplätze. Da, wo um die Triften keine bedeutenden Saatfelder oder Schonungen liegen, braucht man nur e i n e n Hund. Bei größeren Herden und wo viel Saatfelder in der Nähe der Weideflächen liegen, bedarf man deren zwei, drei auch vier.

Zur sorgfältigen Verrichtung aller hier bis in die Einzelheiten geschilderten Geschäfte bei der Hut der Schafherden eignet sich kein Hund in so vorzüglicher Weise als derjenige, dessen oben bereits Erwähnung geschah, ohne die Rasse desselben kenntlich zu machen. Es ist dies der a l t e d e u t s c h e S c h ä f e r h u n d.

„Das ganze Äußere ihrer Rasse“, schreibt Herr O. F r i e d r i c h, „läßt auf ihre Abstammung von dem Fuchse und dem Wolfe schließen, wie sie auch die Schlauheit und Findigkeit des ersteren und die Ausdauer und den Mut des letzteren geerbt hat, ohne irgend etwas von den schlechten Eigenschaften dieser Hühner- und Schafdiebe behalten zu haben.

Mit Ausnahme dieses überaus klugen und doch Treue und Anhänglichkeit ausdrückenden Gesichts, wenn man von einem solchen bei einem Hunde sprechen darf (42), ist das Äußere dieser Rasse höchst unscheinbar.

Die Leistungen aber des deutschen Schäferhundes grenzen an das Unglaubliche. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend umkreist er die ihm anvertraute Herde und gibt acht, daß kein Schaf ein falsches Grundstück betritt, welche Tätigkeit oft in kleineren Fluren eine ungeheure Ausdauer und Klugheit in Anspruch nimmt.

Ohne von seinem Herrn, dem Schäfer, darauf aufmerksam gemacht zu sein, weiß er, welche Grundstücke behütet werden dürfen, welche Wege einzuschlagen sind. Für ihn gibt es keinen Festtag; nur wenn das Wetter derartig ist, daß die Herde nicht ausgetrieben werden kann, wird ihm Ruhe gegönnt.

Aber nicht allein am Tage tut er bis zur letzten Minute seine Schuldigkeit, auch des Nachts entgeht nichts seiner steten Wachsamkeit, es darf kein Unberufener die Schäferei betreten, und geht im Schafstalle irgend etwas Ungehöriges vor, so ruht er nicht eher, als bis durch sein lautes Bellen sein Herr darauf aufmerksam geworden ist."

Trotz der unbestreitbaren Vorzüge dieses trefflichen Hirtenhundes hat man ihn in einer Weise vernachlässigt und in Vergessenheit geraten lassen, daß man ihn nur in den oben genannten Ländern Deutschlands, und auch dort nur teilweise antrifft.

Die Vortrefflichkeit dieses Tieres veranlaßt und rechtfertigt eine eingehende Besprechung desselben um so mehr, als in jüngster Zeit dem deutschen Schäferhunde und seiner Züchtung wieder größere Aufmerksamkeit geschenkt und seinem so lange Zeit hindurch mißachteten Werte wieder mehr Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Wir folgen diesbezüglich den Ausführungen des Herrn Georg Maerker, welcher in der „Tierbörse" eine beachtenswerte Besprechung des deutschen Schäferhundes veröffentlicht hat:

„Der Prophet", heißt es da, „gilt nichts in seinem Vaterlande. Dieses alte Sprichwort können wir mit Recht auf unsern alten deutschen Hirtenhund anwenden; wir haben bei den Kynologen dasselbe Schauspiel, wie bei den Geflügelzüchtern, die alle möglichen fremden Rassen züchten und importieren und dabei unsere einheimischen Tiere vernachlässigen. Ebenso steht es mit unserem Hirtenhunde, dem treuesten Hüter unseres Eigentums und unserer Herden. Wo sind sie geblieben, die schönen, kräftigen, intelligenten, wolfsartigen Hunde? Wir können jetzt weite Reisen in unserem deutschen Vaterlande machen, um vielleicht weitab von jeglichem modernen Verkehr noch einige Überreste dieser edlen Hunderassen zu finden, die, wenn wir uns nicht bald aufraffen, gänzlich verschwinden werden, denn sie sind wirkliche Seltenheiten geworden. Originalhunde finden wir nur noch auf altgermanischen Bildern oder aus Holz geschnitzt in den Thüringer Spielschachteln, welche wir unsern Kindern unter den Weihnachtsbaum legen.

Als früherer Landwirt weiß ich mich noch zu erinnern, daß in

den sechziger Jahren, seit Einführung der großen Rassen, wie Bernhardiner, Doggen ꝛc., die der Mode wegen von unseren Edelleuten und Gutsbesitzern viel angeschafft wurden, unsere alten Hirtenhunde verschwanden. Schon die ersten Kreuzungen dieser Rassen mit den Hirtenhunden brachten Bastarde zur Welt, welche die charakteristischen Merkmale der Hirtenhunde, die stehenden Ohren, verloren hatten. In Ost- und Westpreußen sowie Schlesien und Thüringen findet man an Orten, die meilenweit vom Bahnverkehr entfernt liegen, noch einzelne Exemplare, während in vielen Gegenden die Suche nach guten Hirtenhunden vergebens ist.

Betrachten wir uns die Hirtenhunde etwas näher, so finden wir, daß dieselben an Größe bedeutend verloren haben; während früher die Hunde 60 und 75 Zentimeter Rückenhöhe hatten, haben wir jetzt schon Schäferhunde mit nur 50 Zentimeter, sie können aber nur als solche Verwendung finden, da sie zum Hüten von Rindern schon zu leicht sind. Die Normalgröße des Hirtenhundes sollte 60 bis 70 Zentimeter sein, kleinere Hunde sind den nächsten Verwandten, den Spitzen, zu ähnlich. Der Kopf des Hirtenhundes soll eher schmal als breit sein, mit ziemlich langer, spitzer Schnauze und senkrecht auf dem Kopf stehenden Ohren; nur bei den stärkeren, wolfsartigen Hunden finden wir einen breiteren Schädel, infolgedessen die Ohren etwas mehr seitlich stehen, es sind besonders solche, die bei Rinderherden Verwendung finden. Der Rücken ist mittellang, die Brust tief gewölbt und eher schmal als breit, die Augen mandelförmig geschlitzt und etwas seitlich stehend, wodurch der Hund sehr weitsichtig ist, die Füße sind vollständig gerade, sehr wenig durchgedrückt und mit den Gelenken fest verbunden, die Fußballen sind im Verhältnis sehr klein und scheint der Hund mehr auf den Zehen wie auf dem ganzen Ballen zu laufen. Die fünfte Zehe an den Hinterfüßen, auf deren Vorhandensein früher viel Gewicht gelegt wurde, sollte unbedingt fortfallen, da sie weder schön aussieht noch dem Hunde von Nutzen ist, im Gegenteil sehr oft die Ursache des Lahmens ist, besonders auf hartgefrorenem Boden, Sturzacker, im Brombeergesträuch ꝛc. Die Rückenwirbel sind wie die Beingelenke fest verbunden.

Der Hirtenhund hat daher, ähnlich dem Wolf, ein wenig bewegliches (nicht vollendetes) Kreuz; der Hals ist über mittellang und darf nicht zu kurz sein, da er beim Beißen eine halbe Drehung machen muß; Hunde mit kurzem Hals sind schlechte Beißer. Die Rute ist mit Fahne versehen und wird meistens geringelt über dem Rücken getragen. Die Hirtenhunde kommen in drei Hauptvarietäten vor:

1. Die langhaarigen Hunde, auch Schäferspitze genannt, mit langem Haar und abstechender Mähne am Hals, Kopf und Füße kurz behaart, Keulen und Ruten mit Fahnenhaar, letztere spitzhaarig geringelt über dem Rücken getragen, Farbe vorherrschend weiß, auch

wolfsfarbig, fuchsfarbig; es ist die kleinste Spezies und unleugbar mit dem gewöhnlichen Spitz verwandt, daher auch wohl das häufige Vorkommen der weißen Farbe. Größe 50 bis 60 Zentimeter.

2. Die zweite und häufigste Art sind die stockhaarigen Hirtenhunde, größer wie die vorige Varietät, 60 bis 75 Zentimeter, mit etwas breiterer Stirn, Keulen und Rute mit Fahnenhaar versehen, letztere wird meistens geringelt über dem Rücken getragen, doch finden wir bei dieser Art auch die sogenannten Wolfshunde. Farbe fast nur in wolfsgrau oder rötlich-grau, Extremitäten mit helleren Farbenschattierungen.

3. Die letzte Varietät ist kurzhaarig, Rute mit Fahnenhaar geringelt, etwas schmalerem Kopf mit senkrecht stehenden Ohren, sie kommt fast nur in blau- und schwarz-weißer Zeichnung, die auch sehr konstant ist, vor. Es sind dies sehr scharfe Hunde, welche man auf den stärksten Bullen hetzen kann und die bei jeder Viehgattung zu gebrauchen sind. Während im allgemeinen die Hirtenhunde im Bellen etwas leisten können, ist diese Gattung verhältnismäßig ruhig; sie beißen, ohne einen Laut von sich zu geben, haben auch nicht das flüchtige unruhige Wesen der anderen Varietäten. Größe 55 bis 70 Zentimeter.

Nicht nur in den äußeren Erscheinungen, sondern vor allen Dingen im Charakter sind unsere altdeutschen Hirtenhunde von anderen Rassen sehr verschieden. Der Hirtenhund ist ein Sohn der freien Natur und nur wenn er seine volle Freiheit hat, ist er in seinem Element, nur dann kommt seine körperliche Schönheit und Eleganz zur Geltung. Sein äußerst unruhiges und lebhaftes Temperament macht ihn zum Kettenhund ungeeignet und er würde als solcher ein trauriges Dasein fristen.

Noch heute glaubt man im Volksmunde, daß besonders bei den großen, wolfsartigen Hirtenhunden ursprüngliche Mischungen mit Wölfen stattgefunden haben, welches auch des Öfteren der Fall gewesen sein mag; ich selbst habe zum Beispiel in verschiedenen Menagerien Bastarde gesehen, auch erinnere ich mich, daß vor Jahren auf einer Berliner Hundeausstellung auf Tivoli drei prächtige Mischlinge von Schäferhund und Wolf ausgestellt waren; ebenso werden auf der landwirtschaftlichen Versuchsstation „Halle" seit Jahren Bastarde gezogen. Verfasser ließ vor einigen Jahren eine Schäferhündin von einem Wolfsbastard respektive Woguliſchen Wolfshunde des Berliner Zoologischen Gartens belegen, woraus vier Junge gezüchtet wurden, doch arteten dieselben in jeder Beziehung so sehr nach dem Vater, daß sie weder als Hirtenhunde noch als Wachthunde zu gebrauchen waren. Die Tiere gewöhnten sich weniger an den Herrn als an das Haus, es fehlte das treue, anheimelnde Wesen unseres Hirtenhundes; nur selten ließen dieselben ihr mehr heulendes Bellen erschallen, dabei

waren sie von einer Mordlust beseelt, daß sie auf weite Entfernung jeden Hühnerstall aufspürten, um dann fürchterlich darin aufzuräumen. Sobald ich in die Nähe eines Dorfes kam, mußte ich die Hunde fesseln, da sie jedes Vieh totgejagt hätten, ohne daß ich imstande gewesen wäre, dies zu verhüten; nicht ein Hund von diesem Wurf artete nach der sehr treuen anhänglichen Mutter.

Doch nun zu unserem Hirtenhunde: Im Wesen desselben liegt immer etwas Flüchtiges, Wildes; er ist ein äußerst schlauer und vorsichtiger Bursche, der jeder Gefahr rechtzeitig aus dem Wege geht. Seinesgleichen gegenüber erwägt er genau, ob er der Stärkere ist, um sich dann mit kolossaler Vehemenz auf seinen Gegner zu stürzen und denselben mit seinem äußerst scharfen Gebiß fürchterlich zu bearbeiten. Ist sein Gegner stärker, so geht er aber einem offenen Kampf gern aus dem Wege, um auf hinterlistige Weise demselben beizukommen. Es ist ein interessantes Schauspiel, wenn sich die Hunde, katzenartig auf allen Vieren kriechend, heranschleichen, um im passenden Moment auf den Gegner zu springen.

Infolge ihres mißtrauischen Wesens lassen sie sich nur ungern berühren, besonders nicht von Fremden; ja, ich habe Hirtenhunde gekannt, die sich von ihrem eigenen Herrn nicht anfassen ließen, wohl in der Furcht, der Freiheit verlustig zu gehen. Ein guter Hirtenhund hat selbst auf den Futterzustand seiner Herde einen nicht unwesentlichen Einfluß. Er darf dieselbe nicht beunruhigen und unnütz jagen, ebenso soll er die Herde nicht eng zusammentreiben, sondern möglichst weit auseinander schwärmen lassen, damit jedes Tier seine Nahrung in vollstem Maße findet.

Der Hauptwert des Hirtenhundes liegt ferner im richtigen Biß. Derselbe soll lautlos und tief sein, im trockenen Bein, der sogenannten Fessel, da derselbe vollständig ungefährlich ist; faßt dagegen der Hund an der Oberlende, so würden bei scharfem Biß Wunden entstehen, bei flauem Biß blutunterlaufene Beulen, bei knappen Biß aber würde der Hund nur die Wolle fassen und dieselbe ausreißen, was keine schöne Aussicht bietet, noch von Vorteil wäre.

Im übrigen sollte der Hund nicht zum Vergnügen beißen, sondern nur seine Pflicht tun, sonst aber mit der Herde auf gutem Fuße leben. Man kann häufig beobachten, daß zum Beispiel zwischen Hund und Schafen ein Freundschaftsverhältnis besteht, indem sie sich gegenseitig lecken, oder, wenn der Hund Freude an dem Herumspringen eines Lammes hat, er trotz längst verschwundener Jugendzeit mit demselben spielt. Wenn ein Tier erkrankt und der Herde nicht folgen kann, wie besorgt ist da der Hund, er verläßt dasselbe nicht. Auch kennt er jedes Stück, das zu seiner Herde gehört.

Bei Rinderherden muß der Hund schon schärfer anfassen, eine Herde von 50 bis 100 Stück Rindvieh ist nicht so leicht zu regieren;

während bei den scharf beißenden Schäferhunden oft die Fangzähne abgefeilt werden, würde ein solcher Hund bei einer Rinderherde nichts ausrichten können. Bei einer großen Herde finden sich auch immer störrische Tiere, welche die ganze Kraft und den ganzen Mut des Hundes erfordern, und nun gar die Stiere, die häufig rebellisch werden! Da heißt es, wie der Mecklenburger sagt: „holl wiß". Hat eine Rinderherde keinen Respekt vor dem Hunde, dann kann der arme Kuhhirte sich halb tot ärgern und mit dem Mittagsschläfchen unter einer kühlen Weide ist es für immer vorbei. Faßt ein Hund das Rind im Stehen an, so packt er zuerst in das am meisten zurückstehende Bein und springt nach dem ersten Biß zurück, um nicht geschlagen zu werden, faßt aber nachher auf der Flucht tempomäßig weiter.

Beim Hüten der Schweine sollten die Hunde meistenteils, um die Schinken nicht zu verletzen, in die Ohren fassen; um ihnen dieses anzulernen, erhalten sie einen geeigneten Maulkorb. Will der Hund das Tier greifen, so wird er schließlich, nachdem er der ganzen Seite des Schweines entlang vergeblich nach einem Angriffspunkt gesucht hat, an den freistehenden Ohren einen willkommenen Anhaltspunkt, der auch dem durch den Maulkorb gehinderten Gebiß zugänglich ist, finden.

In Anbetracht ihres Charakters zerfallen die Hirtenhunde in zwei scharf getrennte Spezies: die Furchenläufer und die Fluchthetzer. Der Furchenläufer sorgt durch fortwährendes Flankieren, indem er ohne Befehl die Tempi macht, das heißt an den Seiten und der Front der Herde entlang gleichmäßig umläuft, für das Zusammenhalten der Tiere und für den Schutz des Nachbargeländes. Er findet seine Hauptverwendung bei Schafherden und bei schmalen Weidestreifen. Die Fluchthetzer, die bei den Rinderherden Verwendung finden, liegen oder stehen in voller Ruhe, bis der Ruf oder Wink des Hirten oder auch wohl eigene Initiative sie veranlaßt, ein Tier zu hetzen, um nach getaner Arbeit wieder auf ihren Posten zurückzukehren.

Da die Hirtenhunde den größten Teil des Jahres in der freien Natur verbringen, ist der Instinkt sowie Gehör und Geruch sehr entwickelt. Ich will gar nicht der Hunde erwähnen, die selbständig die Herde auf die Weide treiben und abends dieselbe nach dem Gehöft zurückbringen. Erst kürzlich erzählte mir ein Stadtschäfer in Mecklenburg, daß er sich ein Haus gebaut und dabei die Handlangerarbeiten allein besorgte, während der Hund den ganzen Sommer durch die Herde selbständig gehütet hat; es kann dies auch nur ein Hirtenhund ausführen, der infolge seines mandelförmig geschlitzten Auges sehr weitsichtig ist und sich auf 600 bis 800 Meter noch mit seinem Herrn verständigen kann.

Man muß staunen, wenn man sieht, daß Hunde noch auf solche Entfernung die Herde nach dem Willen des Hirten leiten! Kommandos

gibt es nur selten, die Direktion gibt der Hirte wie ein Kapellmeister; eine Bewegung nach links oder rechts mit dem Stab und der Hund weiß, was er zu tun hat. Der Geruchsinn ist ebenfalls sehr entwickelt; ich kann Beispiele anführen, die ich, wenn ich sie nicht selbst erlebt hätte, bezweifeln würde. Mein jetziger Hirtenhund **„Flock"** ist in Berlin aufgewachsen und hat nur selten die freie Natur gesehen. Trotzdem hat er sich als großstädtischer Hund einen sehr scharfen Geruch- und Orientierungssinn bewahrt; so findet er von jedem Stadtteil, wo ich denselben auch aussetzen würde, sofort nach Hause. Im vorigen Jahre fuhr ich mit meiner Frau zum Adolf Ernst-Theater, das zirka vierzig Minuten von meiner Wohnung entfernt liegt. **„Flock"** war sehr traurig, weil er daheim bleiben mußte. Nachdem das Theater sich allmählich füllte, erscheint mit einemmal mein treuer **„Flock"** im Theater, um sich — „Charleys Tante" anzusehen, seine Freude kannte keine Grenzen.

Für **„Flock"** gab es kein Hindernis, keine Türen, kein Aufhalten durch das Personal, die Geschwindigkeit eines solchen Hundes ist zu groß; da ich selbstverständlich mit dem Hunde nicht dortbleiben konnte und das Entree umsonst bezahlt hatte, war ich zwar ziemlich verdrießlich, aber — stolz war ich doch auf meinen **„Flock"**.

In der Sommerfrische passierte es mir, daß ich des Morgens von meiner Frau und **„Flock"** zur Bahn begleitet wurde. Der Hund wurde auf dem Bahnhof festgehalten. Nachdem der Zug längst in Bewegung war, wurde er freigelassen; doch nun raste er dem Zuge nach. Die Beamten suchten ihn zu verscheuchen, ich selbst sah meinen treuen Hund schon von den Rädern zermalmt, sämtliche Insassen des Zuges waren in der größten Aufregung; auf der nächsten Station war großer Jubel der Mitreisenden, denn mein Hund war da und springt in meinen Wagen. Da keine Zeit mehr war, mußte ich mir von meinem Zugführer eine Zuschlagkarte für denselben lösen.

Ein anderes Beispiel: Vor einigen Wochen gehe ich nach Geschäftsschluß, 9 Uhr abends, mit meinem Freunde ganz zufällig über den Monbijouplatz. Mein Hund, um den ich mich sonst nie kümmere, selbst wenn ich das Innere einer Pferdebahn aufgesucht habe, ist verschwunden; da kommt er plötzlich zurück, bellt vor Freude und läuft wieder fort. Ich lasse mich von ihm bis zur Stadtbahn führen, erst nachdem ich demselben energisch gedroht, folgte er mir, wenn auch unwillig. Unterwegs sinne ich nach, doch konnte ich mir das Benehmen des Hundes nicht erklären. Zu Hause angekommen, frage ich, ob jemand aus meinem Haushalt über den Monbijouplatz gegangen ist, worauf mir meine Frau mitteilte, daß sie um 4½ Uhr dort gewesen und mit der Stadtbahn gefahren ist. Nun war mir alles klar. Wenn ein Jagdhund die Spur seines Herrn auf freiem Felde nach Stunden aufsucht, so ist dies schon eine Leistung; um aber in einer verkehrsreichen,

asphaltierten Straße Berlins die Spur nach 4½ Stunden aufzunehmen, wo Tausende von Menschen während dieser Zeit gegangen sind, dazu gehört eben ein Hirtenhund; ich könnte viele derartige Fälle anführen, doch würde dies zu weit führen.

In wasserreichen Gegenden sind die Hirtenhunde ebenso tüchtige wie passionierte Schwimmer. Mit sichtlichem Vergnügen laufen sie selbst durch jeden Wassertümpel. So besaß ich vor zwei Jahren einen gestromten Hirtenhund. Derselbe sprang in einer Höhe von vier bis sechs Meter mit Bravour ins Wasser, um Hunderte von Metern dem Boote zu folgen. Ein Handelsmann, dem vier Puten vor Schreck in den Tegeler-See flogen, staunte nicht wenig, als mein **„Strom"** dieselben unversehrt herausholte, von einem Hirtenhund gewiß eine schöne Leistung.

Krankheiten ist der Hirtenhund wenig ausgesetzt, allerdings treten beim Wechsel des Herrn fast regelmäßig, wenn auch nur leichtere Krankheitserscheinungen auf, welche nur auf Trauer und veränderte Lebensweise zurückzuführen sind. Einen gesunden Hirtenhund erkennt man unbedingt an den aufrechtstehenden Ohren und der hochtragenden Rute. Beides bedeutet physische Kraft und Gesundheit. Ist er nur etwas unpäßlich, so trägt er die Ohren nicht steil, sondern wagerecht respektive am Kopf zusammengelegt und läßt die Rute träge herunterhängen.

Hat sich ein Hirtenhund erst an städtisches Leben gewöhnt, dann macht er viel Vergnügen und erregt durch seine seltene Erscheinung überall Aufsehen. Seine eigentliche Natur kann er jedoch selten verleugnen. Selbst im größeren Menschengewühle verliert er nie seinen Herrn, weil es ihm angeboren ist, denselben stets von rechts und links zu umstreifen; auch kommt es nicht vor, daß ein Hirtenhund wie alle anderen Rassen mehr oder weniger auf eigene Initiative selbständig einen Spaziergang unternehme. Ein Hirtenhund fühlt sich ohne seinen Herrn nicht wohl und ist mit diesem unzertrennbar vereint; deshalb ist derselbe auch als Begleithund und Wachhund sehr zu empfehlen. Da er als mittelgroßer Hund nicht ein unverschämter Fresser, immerhin aber durch sein wolfsartiges, energisches Aussehen jedermann den nötigen Respekt einflößt und gegen jeden Fremden äußerst mißtrauisch ist, kann ich daher jedem Städter und Vorortbewohner unseren deutschen Hirtenhund nicht dringend genug empfehlen.

Daß der deutsche Hirtenhund, dessen vorzügliche Eigenschaften selbst die Militärverwaltung erprobt hat, im Kriege sehr gute Dienste leisten wird, glaube ich sicher; denn es gibt keinen Hund, der die Strapazen eines Krieges, wie Kälte, Nässe, Hunger, so vertragen kann, wie unser deutscher Hund, der sechs bis zehn Meilen in einer Tour läuft, ohne zu ermüden und dazu einen sehr feinen Geruchs- und Orientierungssinn besitzt. Ich bitte die verehrten Leser, mir unter den

vielen Rassen eine namhaft zu machen, die dem deutschen Hirtenhunde ebenbürtig ist, ich möchte sie kennen lernen. In letzter Zeit wird jetzt als klügste Hunderasse der Collie oder schottische Salonschäferhund empfohlen; aber diese schönen, jedoch sehr ängstlichen Tiere, die nur aus Furcht bellen, sind nicht annähernd unseren Hirtenhunden gleich.

Außer den oben genannten Hundearten, mit denen man an Stelle des alten deutschen Schäferhundes die Hut des Weideviehs zu betreiben pflegt, wendet man in Deutschland auch Hunde, die aus Kreuzungen hervorgegangen sind, an, die hierzu sich abrichten lassen, und zwar Kreuzungen von Spitzen großer Art und von Affenpinschern, oder, wie Herr Friedrich hinzufügt, „mit glatthaarigen großen Pinschern", welche „indessen, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, vortreffliche Schäferhunde gaben. Nicht zu scharf und böse, denn das dürfen sie nicht sein, damit die Schafe nicht beunruhigt werden, aber fixe, fortwährend aufmerksame, muntere und kluge Hunde, die dem Schäfer sehr große Dienste leisten".

„Wo es nötig," fügt derselbe Herr Verfasser hinzu, „wie in Böhmen, in Posen u. s. w. müssen übrigens stärkere Hunde verwendet werden, die mehr rauh- oder stichelhaarigen Pinschern gleichen, während der eigentliche deutsche Schäferhund mehr dem großen Spitz ähnelt mit seinem intelligenten Gesicht, das wie „Wolf und Fuchs auf einem Bilde" ausschaut."

In Frankreich gibt es einen zum Schäferdienst besonders geeigneten Hund, es ist dies der **Chien du Terre-neuve.**

Die oben angeführten Darstellungen der Anschauungen über die an den Schäferhund zu stellenden Anforderungen liefern den Beweis, daß man damals mit Hebung der Schafzucht auch dem Schäferhund im allgemeinen eine eingehendere Beachtung zu widmen begann. Die Anregung hierzu ging von den ausgedehnten Schafzüchtereien Spaniens aus, bei denen mit dem wachsenden Umfange der Herden auch eine Vermehrung der Herdenhunde erforderlich wurde. Sie sind dort für die Sicherung der Herden von hoher Bedeutung.

Stumpf berichtet in seinem „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Schäfereien in Spanien", daß gegen Ausgang des vorvorigen Jahrhunderts dort fünf Millionen Schafe mit feiner Wolle vorhanden gewesen sind, welche von 25.000 Menschen täglich auf Hügeln und in Tälern durch das ganze Königreich aus einer Provinz in die andere zogen.

Bekanntlich befinden sich auf den Bergketten von Leon, Segovia und Soria in Andalusien und Estramadura große Weideplätze, auf welche die Tiere getrieben werden müssen.

Zu diesen Herden sind 25.000 und mehr große Hunde nötig gewesen, deren jeder des Tages zwei Pfund Brot erhalten hat. Eine Kabane, Schafhütte, Weideplatz, also Schäferei, enthielt selten weniger

als 10.000 Stück Schafe. Diese wurden gewöhnlich in zehn Teile eingeteilt mit fünfzig Schäfern, denen die nötige Anzahl Hunde beigesellt war.

Jede Schäferei steht unter der Leitung eines Oberaufsehers, Majoral genannt, unter dem je nach Größe des Herdenbestandes ein oder zwei Bäcker ihr Handwerk betreiben, indem sie für Schäfer und Hunde das erforderliche Brot backen.

Man berechnete, daß Herdenbesitzer für 40 Hunde täglich 25 Realen für Brot und Fleisch zur Unterhaltung derselben zu verausgaben hatten.

Die Hunde, deren bei einer Kabane von 1500 bis 2000 Stück drei, vier, auch noch mehr vorhanden sind, liegen während der Nacht, mag das Wetter gut oder schlecht sein, unbedingt um die Schafherde herum und halten der Wölfe wegen Wache. In den pyrenäischen Gebirgen wagen sich diese Hunde an den größten Wolf und erwürgen ihn in einem Augenblicke. Sie sind nicht allein sehr stark, sondern auch sehr hurtig. Man erzählt von ihnen, daß sie einem Menschen, welcher der Herde entgegenkommt, nichts zuleide tun, ihn aber desto wütender anfallen, wenn der Betreffende von hinten kommt, wofern der Schäfer ihn nicht abruft.

Während des Tages gehen die Hunde, solange die Schafe auf der Weide sind, langsam neben den Schafen her, bisweilen auch mitten unter das Vieh hinein. Während die Schafe auf die Weide gehen, reitet der Oberschäfer, Quarta Major, zum Majoral, um das Nötige an Brot für sich, die Hirten, **Pastores**, und die Hunde zu holen.

Bei dem Aufsuchen entfernt gelegener Weideplätze, welche aus der Gegend von Madrid des dort herrschenden Futtermangels wegen aufgesucht werden müssen, geht der Oberschäfer vor der Herde her, drei Hirten folgen mit fünf, sechs bis acht Hunden neben und hinter der Herde her. Während der Nacht lassen die Hirten das Vieh uneingesperrt ruhen und bewachen es mit den Hunden, namentlich in Gegenden, wo viele Wölfe sind, sehr genau. So geht die Reise ununterbrochen bis Kastilien und Leon fort, indem man überall die Triften benützt. Im Oktober geht es wieder in die Winterquartiere nach Estremadura zurück.

Die 25.000 Hunde, welche die wandernden Schafherden begleiteten, waren für die Bewohner der von ihnen mit den Herden durchwanderten Provinzen, welche ersteren ihnen freien Durchzug gestatten mußten, nicht gerade eine Annehmlichkeit, da diese Hunde gelegentlich bei den Einwohnern Beute machten und auf diese Weise das Gewerbe ihrer Herren, der Schäfer, zum großen Teil aus Diebsgesindel bestehend, teilten, welche die Bewohner bedrückten und beraubten. Auch hier die bekannte Erfahrung: Wie der Herr, so sein Hund!

Diese beträchtliche Anzahl von Schäferhunden allein in Spanien

war unbedingt erforderlich zur Behütung der Herden seiner Wollschafe, deren Schur die Könige in Scharlach, die Bischöfe in Purpur kleidete. Es bedarf keines Hinweises darauf, wie sehr der Schäferhund im Dienste der Kultur stand und noch steht.

Von Spanien aus verpflanzte sich die veredelte Schafzucht bald in die übrigen Länder Europas, und so fand sie auch in Deutschland eine Stätte reichster, ergiebigster Entwicklung.

Selbstverständlich konnte der hierdurch bedingte Einfluß auf die Züchtung und Erziehung von Schäferhunden nicht ausbleiben. Nach dem Umfange der eingeführten und sodann des hier aufgezogenen Bestandes der Herden machte sich notwendigerweise auch die hiermit fortschreitende Vermehrung von Schäferhunden erforderlich. Auch entsprach es dem Werte des in den Herden liegenden Reichtums, daß man jedem Gliede derselben, also jedem einzelnen Tiere mit möglichster Schonung zu begegnen trachtete. Aus diesem Grunde widmete man nun auch dem Hunde und seiner Abrichtung für den Herdendienst erhöhte Aufmerksamkeit.

Es bildeten sich infolge der gemachten Erfahrungen Regeln aus, welche die Auswahl der zu den Herden herbeizuziehenden Hunde ebensowohl wie deren sorgfältigere Schulung für den ihnen anzuvertrauenden Dienst feststellten.

Bezüglich der Auswahl von Schäferhunden legte man Wert vor allem anderen auf die Farbe des Hundes, und zwar nicht sowohl wegen der Gefahr, die von Wölfen drohte, wie dies ehedem auch in Deutschland der Fall gewesen, eine Gefahr, die aber nur noch für wenige Gegenden Deutschlands und Österreichs als fortbestehend gelten konnte, als vielmehr zum Zwecke der Erzielung reiner, weißer Wollen. Es durften deshalb in einem Schafhofe keine fleckigen oder farbigen, sondern es mußten ausschließlich weiße Hunde gehalten werden, weil es die Erfahrung gelehrt hat, daß, wenn tragende Mutterschafe vor einem farbigen Hunde zufällig erschraken, sie fleckige oder schwarze Lämmer werfen.

Auch in Rücksicht auf die Gemütsart des Hundes war eine prüfende Beobachtung der zu wählenden Schäferhunde erforderlich.

Schäferhunde dürfen nicht scharf, nicht hitzig sein. Wenn solche nicht gut gezogen und abgerichtet sind, so rennen sie unter die Schafe hinein und beißen sie wund, wodurch sie ihnen Geschwüre verursachen. Sie erschrecken die trächtigen Mutterschafe, springen auf sie zu, stoßen sie, und werden auf solche Weise die Veranlassung dazu, daß jene vor der Zeit lammen und verwerfen.

Auch rennen solche Hunde kränkliche Schafe, denen es sauer wird, der Herde nachzukommen, nieder. Überhaupt aber machen sie alle Schafe ohne Unterschied müde und erhitzen sie, insofern sie die Herde immer zu schnell und zu ungestüm führen.

Der Schäferhund muß daher von stiller, freundlicher Art und dazu abgerichtet sein, daß er die Zähne zwar den Wölfen oder fremden, die Herde gefährdenden Hunden, nie aber den Schafen zeigt. Ein guter Hund muß die Herde in Ordnung halten können, ohne ihnen Schaden zu tun.

Die Schafe gewöhnen sich auch von selbst daran, alles, wozu sie der Hund etwa mit Gewalt bringen könnte, aus freien Stücken zu tun. Sie weichen zurück, wenn er herbeikommt und laufen nicht nach einer Richtung hin, wo sie den Hund an der Grenze eines verbotenen Feldes Schildwache halten sehen.

Auch beim Austreiben der Herde leistet der Hund dem Schäfer wichtige Dienste. Der letztere kann nicht verhindern, daß die Herde nicht zu geschwind laufe oder daß nicht einzelne Schafe vorauslaufen und von der Herde abkommen, oder daß einzelne der Tiere zur Rechten oder zur linken ausweichen. Hierin hilft ihm der Hund in wirksamer Weise. Er läßt ihn um die Herde herumlaufen, schickt ihn voran, die Enteilenden zurückzuhalten, oder läßt ihn rückwärts, die Dahintenbleibenden, an den Seiten die Ausweichenden, zur Herde zurückbringen.

In Sachsen, namentlich im Erzgebirge, vermeidet der Hirt das schädliche Laufen der Schafe dadurch, daß er den Hund hinter der Herde herlaufen läßt, während er selbst der Herde vorangeht.

Zu allen diesen Verrichtungen den Hund abzurichten ist Aufgabe des Schäfers.

Wichmann stellt in seinem „Katechismus der Schafzucht“ dem rechten Schäfer die Aufgabe, auch seine Hunde aufzuerziehen, und sie zu ihrem Dienste abzurichten, an Orten, wo dies erforderlich ist, auch dazu, die Wölfe zu vertreiben.

Junge Schäferhunde, welche einen alten als Muster zur Nachahmung um sich haben, lassen sich leichter abrichten als solche ohne ein derartiges Vorbild, doch kann ihm dadurch allein nicht alles begreiflich werden.

Besonders geeignet zu dieser Abrichtung sind die Angehörigen der eigentlichen Schafhunderasse, namentlich, wenn beide Alte lange bei Schafen im Dienst gewesen sind.

Man rechnet in Deutschland bei Herden von vierhundert bis fünfhundert Stück einen einzigen Hund in solchen Gegenden, wo wenig Ländereien anzutreffen sind, die von den Schafen verdorben werden können. Liegen jedoch Saatflächen in der Nähe der Triften, so gelten zwei, ja auch drei und vier Hunde als nötig, weil zwei von ihnen unaufhörlich laufen müssen, eine Anstrengung, die sie den ganzen Tag hindurch oder mehrere Tage hintereinander nicht aushalten könnten. Es sind also, um regelmäßigen Wechsel zu haben, mehrere Hunde erforderlich.

In Gegenden, wo Wölfe zu befürchten sind, wählt man starke Schäferhunde, die den Raubtieren gewachsen sind und so streitbar erzogen werden, daß sie auf die Wölfe losgehen und sie verjagen können.

Man legt bei der Auswahl der Hunde zum Herdendienste auch darauf Wert, daß sie stark behaart sind, damit sie Regen und Frost leichter auszuhalten imstande seien. Doch bekommen solche Tiere, die lange bei Schafen verwendet wurden, nach und nach von Natur selbst einen guten Pelz.

Als geeignet zur Abwehr von Wölfen gelten vielfach große Schäferhunde, die bei den Jägern als Leithunde gebraucht werden, oder auch starke Fleischerhunde, die beherzt sind.

Läßt sich ein Wolf blicken, so holt der Schäfer seine Hunde zusammen und hetzt diese gegen jenen. Er selbst bleibt bei der Herde und achtet darauf, ob von anderer Seite nicht noch mehr Wölfe erscheinen. Mit den Worten: Zu auf den Wolf! hetzt er immer wiederholt seine Hunde auf das Raubtier los. Hat aber der Wolf seine Beute schon gepackt, so läuft der Schäfer auf ihn zu, ohne jedoch die Herde aus dem Gesicht zu lassen, fällt den Wolf mit Stockschlägen an, hetzt die Hunde zum Kampfe auf und sucht den Wolf zu zwingen, seine Beute fahren zu lassen, was mit Hilfe der Hunde oft gelingt.

Aber auch auf solchen, dem Angriff von Wölfen ausgesetzten Weideplätzen darf der Hund gegen die Schafe selbst nicht scharf sein, so daß er etwa Neigung zeigen könnte, die Schafe zu reißen, und Hubert verlangt in seiner „Dienstanweisung für seinen Schäfer", daß dessen Hund einen leichten Knüttel unter dem Halse trage und so gewöhnt sei, daß er das ihm aufstoßende Wild nicht verfolge. Für den Fall, daß Wölfe bei der Herde sich einfinden könnten, sei nach demselben Verfasser für ein Paar guter Wolfshunde zu sorgen.

Überhaupt muß darauf gehalten werden, daß der Hund unter allen Umständen den Schafen die größte Schonung angedeihen lasse.

Wenn den Schäfer mit seiner Herde auf der Weide ein plötzlicher Regen ereilt, so darf er, wenn er als moralisch guter und gewissenhafter Mensch seiner Herde die nötige Rücksicht angedeihen lassen will, nicht durch Hetzen der Hunde den Stall erreichen wollen, wodurch er das Vieh nur erhitzen und ihm infolge des Regens eine Erkältung zuziehen würde.

Wie es aber als Vorschrift eines guten Schafmeisters gilt, alles unnötige Hetzen der Hunde auf einzelne Glieder seiner Herde zu vermeiden, so muß er sich dessen namentlich während und kurz nach der Sprungzeit enthalten. Es gilt demnach als Aufgabe des Schäfers, seine Hunde in solcher Weise abzurichten, daß sie aus eigenem Antrieb auf die einzelnen Glieder der Herde die nötige Rücksicht zu nehmen

sich gewöhnen, und ein wohl geschulter Schäferhund versteht sehr wohl, trächtige Mutterschafe rücksichtsvoll zu behandeln und vermeidet es von selbst, dieselben dadurch, daß er irgendeinen Zwang, etwa beim Austreiben aus dem Stalle, auf sie ausübt, ins Gedränge zu bringen.

Florinus sagt: „Ein Schäfer kann unmöglich für sich allein die Herde genügsam vor aller Gefahr bewahren und bewachen. Denn bald begibt es sich, daß sie sich voneinander zerstreuen, daß bald da bald dort eines von dem Haufen sich verliert oder von dem Wolfe angefallen und weggetragen wird, da er, der Schäfer, dann mit seinem Rennen, Laufen und Schreien nicht viel mehr ausrichten kann oder sich zum wenigsten bald ermüden und verderben würde. Deswegen sind ihm gute, große, freudige und bissige Schafhunde vonnöten, die mit Treiben, Wachen, Nach- und Abjagen, Kämpfen und Streiten ihm in seinem beschwerlichen Amt einige gute Dienste leisten können."

An die körperlichen Eigenschaften des Schafhundes stellt derselbe Schriftsteller die Anforderung, daß er „lang von Leib und nicht so stumpffend, kurtz und vierschrötig ist, wie einige sind, denn alle langbeinigen Tiere sind viel geschickter zum Lauffen, als die von kurtzen und vierschrötigem Leib sind. Absonderlich aber muß er mit einem guten breiten und stachlichten Hals-Band versehen seyn, damit ihn die Wölffe nicht bey dem Hals anfassen und alsdann zu Boden bringen können".

Endlich führe ich noch eine Verwendung des Hundes beim Herdendienst an, welche mit dem sonst betonten Grundsatze der möglichsten Schonung der Schafe einigermaßen in Widerspruch steht. Man benutzt da, wo man die Herden in die Täler treibt, die Hunde dazu, die Tiere erst hin und her zu jagen, damit auf solche Weise Spinngewebe, der am Grase hängende Tau sowie alle Unreinigkeiten, die am Grase haften, niedergetreten werden. Allerdings ist auch diese Verwendung des Hundes bedingt durch die Rücksichtnahme auf das Gedeihen der Herden, und so wichtig und unentbehrlich überall und immer der Hutdienst des Hundes für die Herden bleibt, so muß es doch als ein Vorzug neuzeitlicher Fürsorge für alles Herdenvieh angesehen werden, daß der hütende Hund in solcher Weise abgerichtet ist, wie es erforderlich erscheint, um dem weidenden Vieh jede zu seinem Gedeihen nötige Schonung zu sichern.

Denn auch hinsichtlich der Behandlung von Rindern und Kühen auf den ihnen angewiesenen Weideplätzen gilt es als Grundsatz, den Hund nur im Notfalle zum Einschreiten gegen einzelne Tiere der weidenden Herde vorgehen zu lassen. „Das Vieh", sagt Fr. Kirchhof, „muß auf der Weide sich möglichst selbst überlassen bleiben und darf durchaus nicht mit den Hunden gehetzt werden." Namentlich darf es von ihnen nicht gestört werden, wenn es sich zum Wiederkauen lagert.

Treue Gefährten ihrer Herren und zuverlässige Wächter ihrer

Herden sind die Hunde der einsamen Pußtensöhne in den ungarischen Einöden, welche in der Verlassenheit der weiten Pußten in diesen ihnen ergebenen Tieren ihre einzigen Gesellschafter besitzen. Die Pußta ist die Heimat dieser Hunde, der ungarischen Wolfshunde, die dort noch Gelegenheit haben, ihre Herden vor dem Wolfe zu schützen. Ihre Wachsamkeit ist um so größer, als die Herden dort stets im Freien gehalten werden. Die Hirten stehen zu ihren Hunden in so traulichem Verkehr, daß sie zu ihnen wie zu Menschen reden. Sonst reden dieselben viel mit sich selber, und es geschieht bisweilen, daß die schlafenden Hunde, die vom Wachtdienst abgelöst sind, darüber wach werden.

Wenden wir den Hirtenhunden in Frankreich unsere Aufmerksamkeit in einer flüchtigen Betrachtung zu, so dürfte an erster Stelle der Ausspruch Buffons unser Interesse beanspruchen, demzufolge der Hirtenhund als der allen anderen Arten hinsichtlich seines „Instinkts" — ich möchte hierfür das Wort Intelligenz setzen — überlegene Hund bezeichnet wird. Buffon schreibt dieser Art einen „entschiedenen Charakter" zu, an welchem die Erziehung nicht den geringsten Anteil habe, ja er behauptet, daß er der einzige Hund sei, welcher schon erzogen geboren werde und, von seinem Naturell dazu getrieben, ganz von selbst die Bewachung der Herden übernehme, die er mit ausgezeichneter Emsigkeit, Wachsamkeit und Zuverlässigkeit ausübe. Er führe, sagt jener, die Herde mit einer wunderbaren, ihm nicht von Menschen beigebrachten Einsicht, und behauptet, daß, während man viel Zeit und Mühe darauf verwenden müsse, andere Hunde zu unterrichten und zu dem ihnen anzuweisenden Dienste abzurichten, dieser durch seine angeborenen Talente seinem Herrn völlige Ruhe gewähre.

Zum Beweise dafür, daß dem Hirtenhunde seine Berufsanlagen angeboren seien, führt Barbou folgende von einem hervorragenden Militärarzte der Revolutionsheere berichteten Beispiele an.

Während einer Reise, welche dieser Arzt im Jahre 1793 unternahm, sah er auf der Straße von Orleans nach Blois eine Schafherde, die ohne Grund in das Haus eines Rentners einzudringen suchte.

In der Nähe dieses Hauses lag ein kleiner Schäferhund, noch so klein, daß er kaum noch genügende Kraft besaß, sich auf seinen Beinen aufrecht zu erhalten. Als er aber bemerkte, daß die Schafe es auf eine Plünderung der Wohnung abgesehen hatten, ergriff ihn sofort heftiger Zorn, er erhob sich, versuchte zu laufen, fiel aber immer wieder hin, um sich sofort wieder, gleichsam belebt durch sein Pflichtbewußtsein, nach den Schafen hinzuwenden, lehnte sich, als seine Beine ihm den Dienst, sich aufrechtzuerhalten, versagten, an eine Mauer, stürzte nach vorn auf die Nase und hörte nicht auf zu bellen, bis die Schafe von ihrem ungesetzlichen Unternehmen abließen.

Ein zweiter Vorfall, der von dem nämlichen Gewährsmann angeführt wird, ist noch eigenartiger.

Ein Hirt, welcher bei Chatillon sur Loing wohnte, erkrankte. Seine Herde war zum Tode verhungert, daher vertraute er sie der Obhut seines kleinen Knaben im Alter von etwa zehn Jahren an, indem er diesem ausdrücklich an das Herz legte, sich nicht aus der Umgebung des Hauses zu verirren, wo es allerdings nur magere Weide gab, wo aber doch auch die Herde, sein einziges Glück, keine Gefahr lief.

Aber der Hund war nicht der Meinung, daß die Dinge sich also verhielten, und ungeachtet der lauten Zurufe des Kindes führte er die Herde in gewöhnlicher Weise und übernahm die Pflicht, sie sorgsam zu hüten.

Der Kranke erhob sich von seinem Bett, um zu sehen, was vorgehe, und blieb den ganzen Tag über beunruhigt. Am Abend aber führte der Hund alle Tiere, die er zu bewachen gehabt hatte, wieder in den Schafstall zurück, und nach Verlauf weniger Tage konnte der Hirt davon überzeugt sein, daß die Hut seines Viehes ebensogut besorgt werde, wie dies in seiner Gegenwart geschah.

Kann man hieraus eine andere Schlußfolgerung ziehen als diejenige auf das Vorhandensein von Überlegung, von Verstand bei dem Tiere?

Unter Berücksichtigung dieser unverkennbaren Beanlagung des Hirtenhundes für seinen Beruf, seiner Emsigkeit und Treue in der Ausübung desselben erscheint es geradezu rätselhaft, wenn, was freilich und glücklicherweise eine große Seltenheit ist, ein Schäferhund sich selbst zum Räuber an seiner ihm anvertrauten Herde ausbildet. Ein Vorkommnis dieser Art, welches Barbou erzählt, ist zu interessant, als daß ich ihm hier nicht eine Stelle einräumen möchte.

Ein Hirt, welcher eine beträchtliche Herde zu bewachen hatte, besaß einen unvergleichlich guten Hund, dem er die Bewachung der Herde in einem Umkreise von mehreren Meilen angewiesen hatte unter Berücksichtigung der großen Geschicklichkeit, um derenwillen er sich auf seine Leistungen verlassen konnte. Indessen ereignete es sich häufig, daß eines der Schafe verschwand. In der ganzen Gegend war kein Wolf, anderseits würde auch der Hund nicht zugelassen haben, daß Diebe sich dem Weideplatze näherten. Er erging sich in Vermutungen, als ein Bauer ihm den Verdacht äußerte, daß der Hund der Räuber sein dürfte, der überaus groß und einem Wolfe sehr ähnlich war. Aber der Hirt lehnte diesen Verdacht kurz ab und verbat es sich, ein so treues Tier zu beschuldigen.

„Passen Sie auf!“ entgegnete der Bauer.

Er paßte auf, und in der zweiten oder dritten Nacht sah er ein eigenartiges Schauspiel. Sein Hund, welcher an einem starken Halsband angebunden war, streifte dieses, ohne es zu öffnen, mit seinen

Pfoten über den Kopf und machte sich frei. Hierauf packte er ein schlafendes Schaf, tötete es mit seinen Zähnen, sprang mit seiner Last über die Umzäunung und begab sich laufend in ein benachbartes Gehölz Nach Verlauf einer Stunde kehrte er zurück und, man staune! das Tier begann sich sorgfältig in einer neben der Hütte seines Herrn stehenden Wasserpfütze zu waschen. Nachdem er sich sicher glaubte, keine Blutspuren mehr an seinen Pfoten zu haben, schüttelte er sich, begab sich ganz leise an seinen Platz, zwängte nicht ohne Anstrengung seinen Kopf durch das Halsband und schlief den Schlaf des Gerechten.

Weniger auffällig erscheint ein Mißbrauch, dessen sich der Schäfer selbst durch seinen Hund bisweilen schuldig macht, und zwar der, daß jener seinen Wachtgenossen zum Wilddiebe abrichtet. In Frankreich sind derartige Fälle keine Seltenheit, und Barbou erzählt, Beispiele dieser Art selbst in der Normandie gesehen zu haben.

Die Herde, so führt der Genannte aus, labt sich weidend am Heidekraut, das sich am Rande eines Gehölzes vorfindet. Der Hirt liegt bequem auf seinem Mantel ausgestreckt, neben ihm sein Hund, welcher zu schlafen scheint.

Plötzlich erhebt sich der Mann, schaut aus, horcht, begibt sich kriechend nach einem Strauche, aus dem er ein altes, verrostetes Gewehr hervorholt, untersucht daran den Zündstoff, macht dann gegen den Hund eine besondere Gebärde, der sich glatt auf die Erde legt, und betritt das Gehölz. Nach Verlauf einiger Augenblicke ertönt ein Schuß und der Hirt kriecht auf Händen und Füßen vorwärts, um einen Hasen oder ein Kaninchen zu erfassen, welches sein stummer Begleiter aus dem Holze herausgetrieben hat. Er beeilt sich, das Tier unter Gesträuch zu verbergen, an einer anderen Stelle das Gewehr, dann streckt er sich wie zuvor hin und der Hund nimmt wieder seinen Platz zu seinen Füßen ein.

Kurze Zeit nach dem Schuß erscheint der Flurwächter oder der Besitzer.

„Hirt! Es ist hier in der Nähe geschossen worden."

„Ich weiß nicht, mein Herr, ich schlief."

„Sie müssen es aber doch gehört haben. Der Schuß erfolgte kaum hundert Schritte von hier."

„Ach ja, vielleicht doch! Ich habe gemeint, Sie seien es gewesen. Ich schlief und mein Hund auch. Die Schafe können keinen Schaden anrichten, dort im Heidekraut."

Und der Hund schlief scheinheilig, während das Gespräch zu Ende geführt wurde.

Die Schäfer bedienen sich nach Barbou heute gewöhnlich der Hunde von Brie, Labrie oder Briard, woselbst die besten Arten der Schäferhunde für Frankreich zu finden sind, welche den oben geschilderten Ansprüchen entsprechen. Es gibt aber auch noch im Rhonegebiet

(les Bouches du Rhône) Hunde, die sich ebensosehr zur Bewachung der Herden wie der Häuser eignen.

Die allgemein anerkannte Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit des Schäferhundes, mit denen er, wenn er in zweckentsprechender Weise ausgewählt und abgerichtet ist, seines Dienstes zu warten versteht, hat man in einzelnen Ländern in der Weise sich zunutze gemacht, daß man ihm den gesamten Weidedienst allein überläßt, ohne das der weidenden Herde irgend etwas an der ihr nötigen Hut abgeht.

Die in den großen Ebenen der argentinischen Republik, in den Pampas weidenden, beträchtlichen Schafherden werden nur von Hunden bewacht, welche „ovecseros" heißen. Die Aufmerksamkeit, Unermüdlichkeit und Gewandtheit dieser vorzüglichen Schäferhunde bewährt sich in ihrem Dienste in so ausgezeichneter Vortrefflichkeit, daß man die Leistungen derselben geradezu als bewundernswert bezeichnet. Die Abrichtung dieser Hunde gehört dort mit zu den Obliegenheiten der Landleute.

Um den Hunden von klein an Anhänglichkeit an die Schafe anzugewöhnen, wenden die südamerikanischen Herdenbesitzer verschiedene sehr naheliegende Mittel an.

Zu Bolivia — Rio de Santa Lucia — gewöhnt man die Hunde dadurch unauflöslich an die Schafherden, daß man sie von der Geburt her an Schafen säugen läßt. Ihre Sorgfalt und Anhänglichkeit an die Herde ist größer, als sie bei einem Menschen sein könnte.

In Peru läßt man die jungen Hunde unter den Herden aufwachsen und säugen, worauf sie wie erwachsene diese allein hüten, auf die Weide und zurücktreiben.

In den Pampas gibt man die Schäferhunde gleichfalls den Schafen zum Aufsäugen und läßt sie wie mit anderen Hunden oder mit Kindern zusammen sein, zugleich macht man ihnen ein Lager von Schafwolle. So identifizieren sie sich mit den Schafen.

Merkwürdig ist, daß ein ganzes Rudel wilder Hunde keine von einem solchen Schäferhunde bewachte Herde angreift, sie scheinen die Schafe zur Gesellschaft des Hundes zu rechnen.

Ein eigentümliches, aber aus der Blutgier dieser Tiere leicht erklärliches Gebahren tritt uns an Hirtenhunden im Kaukasus und ebenso an denen der nordamerikanischen Apachen entgegen.

Von den ersteren erzählt Gustav Radde, daß diese bösartigen Hunde, wenn es mit ihnen ans Sterben geht, sich von Herr und Herde fortschleichen, in einen Versteck an entlegenem Orte, vielleicht aus Angst von den überlebenden Kameraden zerrissen zu werden.

Wie jene Haustiere, so ähnlich benehmen sich die Hunde der Apachen, wenn sie ihr Ende herannahen fühlen. Ist der Aufenthalt der Herde an einem Platze von langer Dauer, so schleppen sie sich abseits oder werden dahin getragen, legen sich nieder und sterben.

Einer recht sonderbaren Auffassung begegnen wir in den Vorschlägen, welche behufs Abänderung des russischen Jagdgesetzes bei dem dortigen Ministerium der Landwirtschaft 1895 gutachtlich eingegangen sind. Für die Jagd, heißt es in einem Bericht hierüber, haben die Herren aber trotzdem ein Herz: sie wollen den Hirten das Halten von Hunden verbieten, da diese dem Wildstande äußerst gefährlich seien. Schutz vor Raubtieren brächten sie doch nur wenig; daher wäre es weit besser, den Hirten Gewehre in die Hand zu geben, deren Knall die wilden Tiere mehr erschrecke, als das Bellen der Hunde.

Erlangt diese in hinter uns liegenden Jahrhunderten, wie wir wissen, in Deutschland und wohl auch anderwärts wirksam gewesene Anschauung Gesetzeskraft, so könnte nur eine fühlbare Schädigung der Schafzucht die Folge davon sein. Denn in Taurien, wo die Schafzucht die wichtigste Beschäftigung der Tataren bildet und gleicherweise bei den donischen Kosaken wie überhaupt bei den Bewohnern des südlichen Rußland ist man ebenfalls daran gewöhnt, die Schafzucht zum größten Teile der Natur zu überlassen, so daß auch dort dem Hunde der wichtigste Teil der Beaufsichtigung der Herden zufällt.

Während die Schäferhunde Rußlands und Sibiriens dem Wolfe sehr ähnlich sind, gleichen die englischen und schottischen mehr dem Fuchse.

Ebenso wichtige und wertgeschätzte Gefährten sind die Hunde der Wanderstämme in Persien, deren Reichtum aus großen Schafherden besteht, die der Bewachung durch die treuen Begleiter ihrer Herren in hohem Grade bedürfen und den wirksamsten Schutz durch jene finden.

Man kann sagen: Alle Nomadenvölker besitzen gute Hirtenhunde. Es sind dies alle scharfe Tiere.

Weniger beliebt sind die Hunde bei der Schafzucht in Schweden, wo man sie zum Hüten der Schafe nur selten verwendet, doch kann man hier ihrer leichter entbehren, weil die Weideflächen meistenteils wohl verzäunt sind. Hingegen benutzt man dort den Hund zum Zusammenhalten der Renntierherden. Außer dem Renntier haben die Lappen nur noch ein Haustier, welches man mit Recht das „Allerwelts-Haustier“ nennen kann, nämlich den Hund. Die Lappenhunde gehören zu den sogenannten Wolfshunden (Canes luparii), ausgezeichnet durch spitze Schnauze, spitze, aufrechtstehende Ohren und einen stark eingerollten Schwanz. Ihre Färbung schwankt, doch scheint die gelblichgraue vorzuherrschen. Ob diese Hunde aus einer Nachvermischung des Haushundes mit dem europäischen Wolfe hervorgegangen sind, ist nicht ohne weiteres zu entscheiden. Jedenfalls sind sie grimmige Feinde der Wölfe, und den Lappen, besonders im Winter, wo ihre Renntierherden zahlreichen und gefährlichen Angriffen seitens jener Räuber ausgesetzt sind, von sehr großem Nutzen.

In geringerem Maße Rücksicht auf Schonung des Herdenviehes scheint man in den Steppenländern zu nehmen, wo man durch die Not dazu veranlaßt, zum Schutze derselben die Clementiner Hunde verwendet, große, starke, meist sehr böse Tiere, welche viel Ähnlichkeit mit dem Neufundländer und den Bernhardiner Hunden haben. Hingegen halten die Bewohner von Kordofan, welche außer mit Jagd, hauptsächlich mit Viehzucht sich befassen, zur Bewachung ihrer Herden Schäferhunde.

Im Hochlande von Tibet sind die Hunde die steten Begleiter der Schäfer. Sie folgen letzteren über die 5500 Meter hohen Gebirgspässe ohne merkliche Anstrengung.

Endlich ist noch der Kaffern und der übrigen Stämme nomadischer Völkerschaften der heißen Zone zu gedenken, welche vorzugsweise des Hundes zur Beschützung ihrer Herden sich bedienen.

Treu seinem Berufe als Behüter der Herden ist der Hund, ein unermüdlicher, unverdrossener Wächter, dahin überall gefolgt, wo die Betriebsamkeit des Menschen nahrungsreiche Weideplätze für zahlreiche Herden vorfindet, und wie ihm noch bis weit herein in das vorige Jahrhundert in den Zeiten der Blüte der Schafzucht in Deutschland, Österreich, Spanien und anderen europäischen Ländern ein umfangreiches Gebiet zur Entfaltung seiner Hirtentreue sich darbot, so sind ihm dann mit dem Zurückgehen dieses Teiles landwirtschaftlichen Betriebes in Europa Plätze für die Ausübung seines Berufs eröffnet worden in jenen überseeischen Ländern, welche heutigentags die Hauptplätze für die Erzeugung feiner Wolle bilden, wie Südamerika, Australien, Südafrika.

Es ist ein überaus bedeutsamer und wertvoller Anteil an der Erwerbsfähigkeit der Völker, den der Hund auch auf diesem Gebiet des Kulturlebens durch seine vorzügliche Beanlagung für die Ausübung des Hirtenberufs sich errungen hat, eines Berufs, dem er fortgesetzt in allen Kulturländern mit treuester Hingebung dient.

Zu diesem Dienst ist der Schäferhund von der Natur selbst in vorzüglichster Weise beanlagt. Gerade der Schäferhund hat seinen ganz bestimmten Charakter, an dessen Ausdruck die Erziehung zunächst keinen Anteil hat. Er wird als Schäferhund geboren. Seine Naturanlage fesselt ihn an die Herde, der er mit unerschütterlicher Treue, mit rastloser Emsigkeit und Wachsamkeit ergeben ist und welche er mit erstaunlichem Verständnis auf ihren Wanderungen und Weideplätzen führt und leitet.

Aber wie auf allen anderen Gebieten, so bedarf auch hier die natürliche Beanlagung der Ausbildung und Entwicklung, und um den Schäferhund für die sorgsamste Ausübung aller ihm zu überweisenden Dienste tauglich zu machen, ist es unerläßlich, erzieherisch auf ihn einzuwirken. Ein guter Hirt, ein guter Hund.

Wohl ausgerüstet von einer gütigen Natur einerseits, und geschult anderseits durch treffliche Erziehung seines Herrn hat der Schäferhund der menschlichen Gesellschaft unschätzbare Dienste geleistet (43).

Der Fleischerhund.

Dem Dienste des Hirtenhundes verwandt ist derjenige des Fleischerhundes. Aus diesem Grunde schließt sich die Besprechung dieses gleichfalls dem Kulturleben dienenden Tieres an dieser Stelle unmittelbar den vorstehenden Ausführungen an.

Der Fleischerhund erscheint als eine besondere Art hauswirtschaftlicher Hunde, welche vom Metzger oder Fleischer dazu abgerichtet werden, das Vieh zu treiben und es nötigenfalls bezwingen zu helfen, wenn sie dasselbe auf dem Lande eingekauft haben und zur Stadt führen. Gegen widerspenstige Tiere wird der Hund auch gehetzt. Man verwendet hierzu eine besondere Art von Hunden, eben die der sogenannten Fleischerhunde.

Es sind nur äußerst spärliche Mitteilungen in flüchtigen Bemerkungen, in denen die Literatur des Fleischerhundes erwähnt. Aus dem klassischen Altertum finde ich dieser Hundeart überhaupt nicht gedacht. Im alten Rom gab es ein öffentliches Schlachthaus am Tiber, nach welchem das Schlachtvieh aus den Provinzen hergetrieben wurde. Man darf wohl annehmen, daß zu diesem Geschäft auch damals schon die Beihilfe des Hundes in Anspruch genommen wurde.

Was den Gebrauch des Fleischerhundes in Deutschland anlangt, so dürfte derselbe erst seit der Zeit der Städtegründung eingeführt worden sein, da in den vorangegangenen Jahrhunderten das Viehschlachten zum Wirtschaftsbetriebe der Bauernhöfe gehörte. Als aber die Städte wuchsen, begannen deren Bürger sich mit dem Viehhandel zu befassen und ließen das Vieh auf dem Lande aufsuchen.

Später errichtete man in den Städten öffentliche Schlachthäuser, die sogenannten Kuttelhöfe, in denen Großvieh geschlachtet wurde. Bei dem hierdurch nötig gewordenen Herzutreiben des Viehes vom Lande bediente man sich der Fleischerhunde, welche der Sicherung des Vorwärtskommens des nicht selten störrisch sich gebärdenden Schlachtviehs förderlich waren.

Als in späterer Zeit Viehhändler im Lande umherzogen, welche die überall in den Städten abgehaltenen Märkte besuchten, als aus Polen, Ungarn und anderen Ländern mit reichem Viehstande starke Transporte verschiedener Vieharten nach Deutschland getrieben wurden, war dem Fleischerhunde auch bei diesen Händlern ein nicht zu unterschätzender Anteil an den Geschäften der letzteren gesichert.

Auch Gänsetreiber werden durch Hunde bei dem Umhertreiben ihrer zum Verkauf ausgebotenen Herden unterstützt.

Im allgemeinen aber hat die Mitwirkung des Fleischer- oder Treibhundes bei den Geschäften seines Herrn eine nur selten ausgesprochene Anerkennung gefunden, und nur des einen Umstandes wird in betreff ihres Gebrauches erwähnt, daß nämlich auch bei ihnen man eines allzuhäufigen und hitzigen Hetzens und Treibens sich enthalten solle, weil sonst das Vieh allzusehr abgetrieben werde.

Immerhin aber ist der Nutzen, den der Fleischerhund durch seine Dienstleistung gewährt, nicht zu unterschätzen und gar mancher Trieb auch nur eines Stückes widerwilligen Schlachtviehes würde ohne Hilfe des Hundes kaum sich haben durchführen lassen.

Vielfach bediente man sich zu diesem Geschäft des deutschen Bullenbeißers, welcher auch deutscher Mastiff genannt wird. Er ist auch ein sehr zuverlässiger und sicherer Beschützer des Wagens. Heutzutage mit Unrecht sehr zurückgedrängt, war der deutsche Bullenbeißer in früherer Zeit, als die Viehhändler ihre Tiere noch nach den Marktorten trieben, ein für dieses Geschäft fast unentbehrliches Tier. Er war das einzige Tier, welches bei großer Behendigkeit es verstand, den wütenden Bullen zu bewältigen, indem er ihn an der Nase packte. Gute Tiere dieser Art wurden nicht selten teuer bezahlt. Herr O. Friedrich erzählt, ein Hofschlächtermeister habe ihm auf seine Frage, ob er seinen Hund nicht veräußern wolle, geantwortet: „Und wenn Sie mir den Hund mit Dukaten aufwiegen wollten, ich kann ihn nicht abgeben, denn er ist mir für mein Geschäft absolut unentbehrlich."

In gleicher Weise wurde auch die Bulldogge zum Viehtreiben und als Fleischerhund verwendet. Es war indes nicht zu verkennen, daß die Verwendung zu diesem Geschäft auf beide der genannten Hundearten einen verrohenden Einfluß ausübte. Allerdings aber eignet sich die Dogge in trefflicher Weise zur Begleitung von Rinderherden. Dieser Hund versteht es, auch den wildesten Stier zu bändigen, indem er den rechten Augenblick abpaßt, sich in das Maul desselben einzubeißen und ihn so lange in dieser Weise festzuhalten, bis der Stier sich der Übermacht fügt.

Wohl in allen Ländern Europas bedient man sich noch heute, wenn auch der verbesserten Verkehrsverhältnisse halber nicht mehr in dem früheren Umfange, des Fleischerhundes, und man muß auch diesem Tiere die Anerkennung zollen, daß es gegenüber den nicht selten recht schwierigen Ansprüchen, die hierbei an seinen Dienst gestellt sind, eine Trefflichkeit an den Tag legt, die seinen Wert erhöht.

Aber auch in Amerika bedient man sich des Fleischerhundes, und hier meist als Führer großer Viehtriebe. Revoil hat, wie Barbou bemerkt, in Amerika einen Fleischerhund beobachtet, welcher auf einer Strecke von zwölf Meilen eine große Rinderherde allein bewachte und nach dem bestimmten Markte führte, sie auf dem ihnen

angewiesenen, für seinen Herrn vorbehaltenen Platze in gehörige Ordnung brachte, während der letztere nach einer anderen Richtung hin in Geschäften sich begeben hatte. Es gehört also unter Umständen zur Verrichtung solcher Geschäfte eine nicht geringe Intelligenz dieses Tieres.

Von den amerikanischen Fleischerhunden wird berichtet, daß sie gewöhnlich ohne Rute geboren werden. Man erklärt diesen Umstand in der Weise, daß man sagt, vor langer Zeit habe man den Vorfahren dieser Tiere die Rute abgelöst, so daß sie nach und nach dieses Anhängsel völlig eingebüßt hätten. Indessen scheint diese Annahme tatsächlicher Begründung zu entbehren.

So wenig Beachtung auch unter den Hunden gerade der Fleischerhund im allgemeinen gefunden hat, die Verdienste, mit denen seine Leistungen im Kulturleben der Völker verzeichnet stehen, sind von hohem Werte und unserer Anerkennung um so würdiger, als es dem braven Tiere nicht selten recht schwer gemacht wird, seine Aufgabe zu erfüllen, die er gleichwohl mit Pünktlichkeit und Pflichttreue jederzeit zu vollführen versteht. Man wird den Wert der Kulturleistung dieses Tieres nach Verdienst würdigen, wenn man erwägt, wie viel Unheil durch dasselbe verhütet ist, indem es wütend gewordene oder unbändig sich widersetzende Schlachttiere, welche auf belebten Straßen geführt wurden, bewältigte.

Aber dieser brave Hund wird bisweilen unter seinen übrigen Geschlechtsgenossen vom Menschen mit Geringschätzung behandelt. Man bezeichnet ihn als den „Protz" unter den Hunden, weil er fast immer als ein wohlgenährter Gesell erscheint, der es nicht nötig hat, von mageren Suppen und dürren Bissen sich zu sättigen.

Kapitel 14.

Der Hund im Wächterdienst.

Die Dienstleistungen des Hundes als Wächter zur Sicherung sowohl des Menschen selbst als auch seiner verschiedenartigsten Besitztümer reichen ebenso wie seine Verrichtungen als Jäger- und Hirtengehilfe in die ältesten Zeiten zurück. War doch schon im grauen Altertum die Treue, Zuverlässigkeit und Wachsamkeit des dem Menschen wie kein anderes unter den Tieren in unwandelbarer Hingebung anhängenden Genossen allen denen bekannt, welche durch die Verwendung des Hundes für die Jagd ihn in ihrer Nähe hielten und mit seiner Pflege sich befaßten. Mit der zunehmenden Erkenntnis der vorzüglichen Eigenschaften des Hundes wuchs das Vertrauen in seine umfangreiche Verwendbarkeit und man zog ihn zu Dienstleistungen heran, zu deren Verrichtung Menschenkraft entweder nicht ausreichend war, insofern

man erkannte, daß die Schärfe seiner Witterung den Hund zum unübertrefflichen Wachthalten befähige, oder weil durch die Übertragung der Wache auf den Hund die Menschenkraft für andere Geschäfte verfügbar wurde.

Man übertrug in dieser Erkenntnis dem Hunde das Amt, das gesamte Hauswesen zu behüten, durch Bellen die Annäherung einer drohenden Gefahr zu verkünden und Fremden wie auch Bettlern den Eintritt zu verwehren. In den Jahrhunderten des Mittelalters, wo in den oft einsam gelegenen Schlössern und Burgen nicht selten reiche Schätze geborgen waren, wurden die treuen Wächter dieser Schätze des „Schlossers Hunde" genannt.

Wie sehr beschämt doch der treue Haushund den verschlafenen Wächter oder den ungetreuen Hüter, wenn ersterer vor seines Herrn Tür in jedem Unwetter trotz Frost und Hitze Tag und Nacht getreulich wacht!

So begegnet uns denn auch bereits im hohen Altertum der Hund als Hüter und Wächter an den Türen der Reichen wie an den Hütten des armen Mannes. Er bildete ein Zubehör der Burgen, einen Begleiter der griechischen Herrscher der ältesten Zeit, ebenso den Beschützer der Palasthöfe ägyptischer Könige und den Wächtern der erhabenen Schwelle Ewanders (44). Ob das Besitztum reich oder arm sei, der Hund bewacht es mit gleich unerschütterlicher Treue!

Schon bei Homer findet sich der Hund als treuer Genosse und Wächter des griechischen Hauses und als Begleiter des Mannes. Ebenso später auf zahlreichen, selbst kleinen Inseln, wie Amorgos, in besonders hierzu gepflegten Arten von der molossischen Dogge bis zu dem melitrischen Schloßhündchen herab.

Bei Philostratus (64*) finden wir der Hunde als Wächter zur Behütung der Tempelschätze Erwähnung getan.

Nach der Meinung der Alten nämlich vermochten die Hunde die guten Menschen von den schuldbewußten zu unterscheiden. Den ersteren nahten sie sich freundlich, die letzteren zerfleischten sie. Man hielt also das Verhalten der Hunde gegen die Menschen für eine Art von Gottesurteil. Jedoch waren sie gewissen Sündern gegenüber nachsichtig. Man schrieb ihnen auch in dieser Beziehung eine gewisse Sehergabe zu.

Noch rücksichtsvoller waren die in großer Anzahl in dem prächtigen Tempel einer sizilischen Lokalgottheit zu Adranot (45) gehaltenen heiligen Hunde. Diese waren während der Tageszeit gegen alle Besucher freundlich, gleichgültig, ob es Bekannte oder Fremde waren. Des Nachts aber, so wird erzählt, seien diese Hunde, größer als die molossischen, die dem Tempel zur Bewachung dienten, als Diener, welche der Tempel unterhalte, um die fremden und die einheimischen Gäste zu empfangen und auf dem Wege zum Tempel zu

umwedeln, dazu abgerichtet gewesen, die nachts von dem Opfermahl heimfahrenden Betrunkenen den Hügel, worauf der Tempel am südlichen Bergabhange des Ätna stand, hinabzuführen.

Die Zahl dieser Hunde wird mit tausend, d. h. sehr viel, angegeben. Es hat den Anschein, daß diese Tiere mindestens ebenso trefflich abgerichtet gewesen sein mögen als später diejenigen vom Hospiz des St. Bernhard zu ihrem ernsten Beruf.

Berühmt müssen diese Hunde gewesen sein, das ergibt sich schon daraus, daß wenigstens auf einer der vorgefundenen Münzen, welche ohne Zweifel die Figur des Adranos trägt, diese von einem Hunde begleitet erscheint. Der Tempel war dem Kultus des Dionysos gewidmet.

Ähnliches erzählt Älian von Hunden eines Hephästostempels am Ätna, der unauslöschliches Feuer enthält.

Die Vorsichtsmaßregel, Tempelschätze durch Hunde bewachen zu lassen, wendete man namentlich auch in Athen an. Von der Wächtertreue eines dieser Hunde legt der Bericht über das im folgenden geschilderte Vorkommnis ein glänzendes Zeugnis ab.

Einstmals kam um Mitternacht ein Dieb in den Tempel des Äskulap, des Gottes der Heilkunde, in der Stadt Ätna auf Sizilien, und nahm viele der daselbst verwahrten Kostbarkeiten an sich. Die Tempeldiener hatten sorgloserweise sich dem Schlafe hingegeben. Aber der treue Hund wachte. Er verfolgte den Dieb. Dieser warf erst mit Steinen nach dem Tiere und bot ihm dann Brot und Kuchen, welche er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte, an. Aber alles blieb erfolglos. Der Hund fuhr fort, zu bellen, verfolgte den Dieb bis an seine Behausung und blieb ausdauernd vor derselben. So oft jener seine Wohnung verließ, bellte der Hund ihm nach. Das währte nicht lange. Denn bald erkannten die Athener in dem Hunde den Wächter der Tempelschätze, und man vermißte nun auch diejenigen von ihnen, welche abhanden gekommen waren. Man verhaftete den Spitzbuben und zwang ihn zum Geständnis. Er wurde dem Gesetze gemäß gerichtet. Der treue Wachthund aber wurde fortan auf Staatskosten auf das sorgfältigste verpflegt (65*).

Älian erzählt ferner — in Übereinstimmung mit Plutarch — die Geschichte von einem Hunde, der sich als Wächter im Asklepiostempel zu Athen solche Verdienste erworben, daß er nachher ebenfalls auf öffentliche Kosten ernährt und verpflegt wurde (66*).

Einen anderen bestimmten Fall berichtet ferner Philostratus (67*): Apollonius von Tyana (46) sei, als er zur Nachtzeit in den Tempel der kretischen Diktynna (47) gekommen, von den als Schatzhüter darin gehaltenen, durch ihre Wildheit berühmten Hunden nicht einmal angebellt und daher als ein Zauberer verhaftet worden.

Ähnliches erzählt als eine bekannte Geschichte Gallius (68*)

von Scipio (48) dem Älteren und den vierbeinigen Tempelhütern des kapitolinischen Jupiter.

Endlich befand sich im alten Daunien, einem Teil der italienischen Landschaft Apulien, ein Tempel der ilischen Athene mit Weihgeschenken aus der Zeit des Tydiden Diomedes (49), welcher von Hunden bewacht wurde, die jedem Griechen sich freundlich, den Barbaren aber, also Ausländern, sich feindlich zeigten.

Auch im Zeustempel zu Olympia scheinen Wachthunde bezeugt zu sein. (Vergl. 69*).

An einzelnen Orten aber waren Hunde nicht geduldet. So wurden sie nach Philochorus von der athenischen Akropolis ferngehalten und, nach Plutarch, wie schon erwähnt, von der Insel Delos ausgeschlossen. Nach dem letztgenannten Schriftsteller scheint es, bei den Römern wenigstens, verboten gewesen zu sein, in den mit Asylrecht ausgestatteten Tempeln Hunde zu halten, was mit der Ansicht von der moralischen Sehergabe dieser Tiere sehr wohl übereinstimmt, da ja für solche Freistätten kein Unterschied zwischen würdigen und unwürdigen Besuchern galt.

Plinius führt die Namen verschiedener Völker an, deren Könige den Gebrauch übten, Hunde beständig an ihrer Seite zu haben, um dadurch, daß sie ihnen Wohlwollen gegen ihre eigene Person einzuflößen sich bemühten, sie an sich zu fesseln und ihre Wachsamkeit zu erhöhen.

Die Athener gewähren den Hunden Eintritt in ihre Paläste und ließen sie an den kostbarsten Gastmählern teilnehmen. Sie verfolgten damit denselben Zweck, sie anhänglich an ihre Person zu machen, damit sie auf deren Wachsamkeit um so sicherer rechnen könnten.

Die Wachsamkeit und Stärke der Hunde machten in Griechenland und anderwärts gerne die Tyrannen, die in dem freien Staate gegen den Willen des Volkes auftretenden unumschränkten Gewaltherrscher, sich zunutze.

Alexander Theräus, Tyrann von Thessalien, hatte einen überaus großen, fürchterlichen Hund bei sich, welcher jedermanns Feind war, mit Ausnahme desjenigen, welcher ihm sein Futter reichte. Sein Herr hielt ihn als Türhüter seines Schlafgemaches, da er wegen seiner Tyrannei seines Lebens niemals sicher war. Er schlief stets in einem in der Höhe angebrachten Schlafgemach, in das er nur mittels einer Leiter emporsteigen konnte. Die Leiter zog er, sobald er oben war, zu sich empor. In dem unteren Raum aber wachte ein starker Hund, welcher niemand emporsteigen ließ als die Gattin und den Diener des Tyrannen, dem sein Herr vertraute. Seine Gattin aber wurde endlich es müde, an der Seite des blutdürstigen Mannes zu leben, ließ den Hund hinwegführen, indem sie vorgab, es geschehe dies auf Befehl des Herrn, welcher des Hundes wegen nicht schlafen könne, und beauf-

tragte ihre drei Brüder, ihren Gatten zu töten. Diese, denen der Tyrann verhaßt war, erstachen ihn in seinem Bette und warfen seinen Leichnam den Hunden vor.

Ebensowenig konnte Masinissa, König der Masylier in Numidien († 148 v. Chr.), seinen Untertanen trauen. Aus diesem Grunde wählte auch er Hunde zu seinen Leibwächtern, die sein Schlafgemach vor jedem Überfall bewahrten, auch die in Verstecken lauernden Feinde verscheuchten.

Auch in späterer Zeit noch begegnet uns der Hund als Leibwächter gefürchteter und darum um ihre persönliche Sicherheit besorgter Herrscher. So wird von einem der byzantinischen Kaiser, Andronicus, in Konstantinopel, der wegen seiner strengen Regierung 1185 ermordet wurde, erzählt, daß er, verhaßt wegen seiner Tyrannei und Prachtliebe, nicht nur eine Leibwache barbarischer Soldaten sich gehalten, sondern auch einen „wilden" Hund um sich gehabt habe, welcher den Kampf mit Löwen aufzunehmen imstande war, und der, da die Soldaten während der Nacht fern von seinem Schlafzimmer lagen, vor letzterem seinen Wachtdienst versah, wo er bei dem geringsten Geräusch laut zu bellen pflegte.

In Afrika bediente man sich des Wächterdienstes der Hunde zum Schutze der Neger. In der Residenz des Königs von Guinale hielt man des Nachts keine andere Wache als große Hunde. Niemand durfte unbewaffnet auf der Straße sich sehen lassen, da sonst jedermann von den Hunden angefallen wurde. Man suchte auf diese Weise, wie erzählt wird, besonders dem Geraubtwerden der Neger zu begegnen, die man nächtlicherweile aus den Häusern holte, um sie zu verkaufen.

Besonderes Interesse verdient eine bei den Völkern des klassischen Altertums beliebte Art der Verwendung von Hunden im Wachtdienst aus dem Grunde, weil dieselbe mit der hohen Bildungsstufe dieser Völker, der Griechen und Römer, im Widerspruch steht und weil sie nicht allein einem wenig rücksichtsvollen Verhalten des männlichen Teiles der gebildeten Gesellschaft dem Frauengeschlecht gegenüber Ausdruck verleiht, sondern gleichzeitig ein unverkennbares Mißtrauen gegen die Vertreterinnen desselben an den Tag legt. Allerdings läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die sogleich zu erwähnende Schutzmaßregel in vielleicht nicht wenigen von Fällen durch Erfahrung als ratsam mag erachtet worden sein. Es darf aber auch nicht unerwähnt bleiben, daß jedenfalls auch nicht selten gerade der Hund zufolge liebevoller Behandlung von seiner Herrin dazu veranlaßt worden sein mag, den ihm in sehr genauer Weise angewiesenen Wächterdienst in entgegengesetzter Weise auszuüben, wie aus einer folgenden Denkmalsinschrift sich ergibt.

Es handelt sich um die Bewachung des eheweiblichen Schlafgemachs und des Frauengemachs im allgemeinen.

In Athen war das Gemach des streng abgeschlossenen weiblichen Geschlechts immer von Sklaven, oft auch von Hunden bewacht, selbst von Molossern. Daher die weibliche Klage bei Aristophanes.

„Des Buhlens wegen versiegeln auch die Männer jetzt
Das Frauengemach und legen Schloß und Riegel vor,
Uns abzusperren und Molosserdoggen gar" (71*).

Liegt der stumme Wächter nicht vor der Tür, so bildet er die einzige Gesellschaft des eingeschlossenen Weibes.

Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß, so sicher im allgemeinen eine derartige Bewachung des Frauengemaches und seiner Bewohnerin gewesen sein mag, die damit bezweckte Verwahrung doch in vielleicht gar nicht seltenen Fällen durch die Klugheit der Gebieterin, welche die Zuverlässigkeit des Tieres zu überlisten verstand, vereitelt worden sein mag. Aus der Inschrift zweier Denkmäler wenigstens ergibt sich dies mit zweifelloser Gewißheit in den damit bezeichneten Fällen.

So wird von einem solchen Wächterhunde erzählt, daß er die Angelegenheiten seines Herrn insofern in erwünschter Weise zu besorgen sich angelegen sein ließ, als er die Diebe, die sich zu nähern versuchten, heftig anbellte, mit den Liebhabern seiner Herrin hingegen so vertraut war, daß er nächtlicherweile dieselben ohne Gebell einließ, eine Gepflogenheit, welche einen dichterischen Witzbold veranlaßte, dem Hunde nach seinem Tode in einer kurzen Strophe ein unvergängliches Denkmal zu widmen. Diese Strophe lautet in deutscher Übersetzung:

„Die Diebe fuhr ich an,
Die Buhler ließ ich ein,
So konnten Herr und Frau
Mit mir zufrieden sein."

Ganz in der nämlichen Weise spricht sich in einem etwas längeren Erguß ein Dichter über einen anderen in solch zwiespältigem Dienste bewährten Hund aus.

In Bononien in Italien, dem heutigen Bologna, befand sich an einem Denkmal außerhalb der Stadt folgender von einem deutschen Schriftsteller verdeutschter Vers:

„Wenn Dieb und Mörder brachen ein,
So tät ich zornig bellen drein;
Wenn aber Buhler ich tät sehen,
So schwieg ich still und ließ sie gehen,
Derwegen ich von großen Herrn,
Und auch von meiner Frauen gern
Gesehen und gelitten ward,
Und ohne Schläg gehalten zart."

An einen Wächterdienst des Hundes zu ähnlichem und ganz klar ausgesprochenem Zweck erinnert Aristophanes, indem er der molossischen Hunde erwähnt, welche zur Abschreckung der Ehebrecher zunächst bei den Ioniern, sodann aber auch bei anderen griechischen Völkern in den Häusern gehalten wurden.

Allgemein verbreitet war bereits im Altertum die Verwendung des Hundes zur Bewachung der Häuser, ebensowohl in den Städten wie in den ländlichen Besitzungen, den Villengrundstücken.

Bei Griechen und Römern verwendete man Wachthunde allgemein zur Sicherung der Wohnungen. Am Eingange zu denselben lagen wachsame Hunde an die Kette gefesselt, um die Schwelle des Hauses gegen den Eintritt unberechtigter oder verdächtiger Personen zu verteidigen. Versuchten dennoch solche Personen einzudringen, so wurden diese von den Tieren in heftigster Weise angefallen.

Bezüglich der Wachthunde auf dem Lande stellt Cato die Regel auf, daß diese bei Tage eingeschlossen sein sollen, damit sie nachts desto munterer wachen.

Aber nicht nur wohlhabende Güterbesitzer verwendeten den Hund als Hüter ihres Besitztums, auch der arme Mann bediente sich ihrer zu gleichem Zwecke, und namentlich waren es die Hirten in Apulien und Bruttium, welche Hunde zum Bewachen ihrer bescheidenen Landhütten gebrauchten, während sie selbst durch ihre Berufsgeschäfte von diesen fern waren.

Hinsichtlich des Wachthundes an Häusern in der Stadt wie auf dem Lande ist aber eines besonderen zur Warnung aller den also bewachten Hausgrundstücken sich nähernden Personen allgemein, wenigstens bei begüterten Hausbesitzern, üblichen Schutzverfahrens zu gedenken. Man pflegte nämlich nicht allein das Haus vor unberufenem Betreten in der Weise zu sichern, daß man einen Hund starker und scharfer Art vor der Tür desselben Wacht halten ließ, sondern es befand sich auch noch teils die Darstellung eines in Stein gehauenen, teils eines gemalten Hundes an oder neben der Tür, bei welchem eine Inschrift angebracht war mit dem Wortlaut: „Cave canem! Hüte dich vor dem Hunde!“ Diese Hunde wurden mit dem Namen „Pförtner“ bezeichnet, während man die die Landhäuser bewachenden Hunde „Vorwerkshunde, villatici“, nannte.

Es wurde also durch diese Darstellungen von Hunden und die bei ihnen angebrachten Worte jeder, der die Absicht hatte, einzutreten, gemahnt, die zu seinem Schutze erforderliche Vorsicht zu beobachten. Indes kam es auch vor, daß man jene warnende Worte nur an bestimmten Tagen anzubringen pflegte, um auf diese Weise ungebetene Gäste von dem Zutritt zu einem zu veranstaltenden Gastmahle fernzuhalten.

Dieser Brauch ist von den Griechen ausgegangen und hat sich nach Rom übertragen. Der Hinweis auf diese Hunde bildete sich zum sprichwörtlichen Gebrauch aus, ein Umstand, welcher durch die im Briefe des Apostels Paulus an die Philipper, III. 2. gebrauchten Worte: „Sehet auf die Hunde!" bestätigt wird.

Diese Wachthunde mußten den Tag über in gefesselter Sicherung verwahrt werden. Für den von ihnen irgendjemand zugefügten Schaden gab es keine Buße, sofern der Fremde ungeachtet der an der Zugangstür angebrachten Mahnung der Aufschrift in ein fremdes Haus eindrang.

Auf den Landgütern des Cato war es in Verfolg der von ihm festgestellten Regel Vorschrift, daß die Hunde deshalb während der Tageszeit angeschlossen wurden, damit sie des Nachts desto wachsamer und bissiger sein sollten. Auch Cicero erinnert an die Nachthunde und sagt ausdrücklich, der könne unbesorgt schlafen, welcher einen Hund zum Wächter habe. Es wurde allgemeiner Brauch, daß in Rom wie in den Städten der Provinzen die Tempelhüter und Pförtner bei Anbruch der Nacht die in den öffentlichen Gebäuden, auf den öffentlichen Äckern und in verschlossenen Häusern wild gemachten Hunde, diese stets wachsamen, aufmerksamen und aufgereizten Schildwachen, gegen Tempelschänder und Diebe aller Art losließen.

War in der eben geschilderten Weise dem Hunde seitens der begüterten Bürgerschaft in den Städten, in denen auch die Geschäftsinhaber ihre Handelshäuser und Warenlager zur Bewachung dem treuen Haushüter anvertrauten, ein weitreichendes Gebiet für seine Wachsamkeit eröffnet, so wurden in der Hauptstadt Rom Hunde auf Staatskosten unterhalten, denen die Bewachung der Burg, des Kapitols, übertragen war, damit sie das Herannahen von Feinden ankündigen und Dieben den Zutritt verwehren sollten. Freilich haben diejenigen dieser kapitolinischen Hunde, welche zur Zeit des Überfalls der Gallier im Jahre 390 v. Chr. die Burg zu bewachen hatten, ihres Amtes keineswegs mit der sonst an ihnen gewöhnten Sorgfalt gewaltet, und sie ließen sich bekanntlich von den kapitolinischen Gänsen beschämen.

Dieses in der Tat höchst unzeitgemäße Schweigen konnten die Römer, welche ihr Kapitol beinahe den Galliern überliefert gesehen hätten, niemals verzeihen. Aus der Wachsamkeit dieser Hunde aber darf man schließen, daß die alten Gallier mit der Dressur des Hundes oder doch mit seinen Schwächen bekannt waren.

Nach Plutarch wurde in der Folgezeit jenes Ereignis alljährlich durch eine Festlichkeit begangen, bei welcher ein Hund gekreuzigt, eine Gans aber auf einem kostbaren Teppich in einer Sänfte herumgetragen wurde. Doch entzog man trotzdem den Hunden ihren Wachdienst nicht, denn sie wurden nach wie vor von Staats wegen auf dem Kapitol gehalten.

Nachdem die englischen Doggen in Rom Aufnahme gefunden hatten, hielt man sie ihrer Stärke wegen, wie in Athen die Molosser, zur Bewachung der Häuser und Landgüter.

Zur Zeit der Christenverfolgungen ließ man die Leichname der Märtyrer von Hunden bewachen, um dieselben vor der Vernichtung durch die Christenfeinde zu bewahren und zur Bestattung zu erhalten.

Wie an den Jagd- und Hirtenhund, stellten die Alten auch an den Wachthund bezüglich seiner Eigenschaften bestimmte Anforderungen fest. Nach Columella sollte der Wachthund gewaltig groß sein, laut und gewaltig bellen, so daß er nicht allein durch sein Aussehen, sondern auch durch seine Donnerstimme den Dieb zu erschrecken vermöge.

Bezüglich ihres Körperbaues waren die Ansprüche, die man machte, sehr hoch gestellt. Ihr Körper sollte stark und gedrungen, nicht sehr lang, aber auch nicht sehr kurz, und der stumpfnasige, nervige Kopf von solcher Größe sein, daß er als der verhältnismäßig größte Körperteil erschien. Die Ohren, welche bei dem Jagdhunde dünn, klein und wenig behaart sein sollten, mußten bei ihm lang, gesenkt sein und nach vorne fallen, die Augen etwas vorliegen und in schwarzem oder gründunklem Feuerlichte funkeln. Die Brust mußte breit, weit, zottig, nicht ohne Fleisch, der Bug breit, der Schenkel dick und grobhaarig, der Schwanz nicht allzu lang, die Zehen kurz sein. Die Griechen nannten solche Gestalten „Drachen“.

Als geeignetste Farbe bezeichnete man die schwarze, weil, wie man meinte, Bösewichte bei Tage durch derartige Hunde mehr erschreckt würden und sich vor ihnen fürchteten, des Nachts aber ein solcher nicht so leicht gesehen und der Dieb daher leichter von ihm gepackt werden könne.

Auch hinsichtlich seines Charakters stellte man besondere Ansprüche. So durfte der Wachthund eines Landhauses weder zu sanft sein, weil sonst zu befürchten sei, daß auch der Dieb durch Schmeicheleien ihn für sich gewinnen könne, noch durfte er zu scharf sich erweisen, da er solchenfalls den Hausgenossen oder seinen Mitsklaven leicht gefährlich werden könne. Ohne zu schmeicheln, mußte er streng sein, bisweilen im Zorne seine Mitsklaven anblicken und auf Fremde losbrechen. Sein Aussehen mußte munter, sein Gebiß gut sein. Wenn er Wache hielt, durfte er nicht schlafen, auch nicht umherlaufen, vielmehr mußte er stets emsig sein, sich umzuschauen, und nicht unvorsichtig ins Zeug gehen. Wenn er etwas Verdächtiges wahrnahm, mußte er anschlagen, sich aber ruhig verhalten, falls er nicht sicher gesehen oder gehört hatte. Auf Schnelligkeit kam es bei ihm weniger an, weil er seinen Dienst nur in der Nähe, um die Gehege, und innerhalb der Gebäude zu verrichten hatte. Den Fremden aber mußte er mit

scharfem Geruch wittern, durch Gebell schrecken, stellen, und wenn jener Miene machte, nahe zu kommen, gewaltsam angehen.

Es galt als Grundsatz, lieber wenige, aber schöne und muntere Hofhunde zu halten, als viele weniger gute.

Welch eines hohen Ansehens der Hund bezüglich seines Wächterdienstes im Altertume genoß, ergibt sich aus einem Lobspruch, welchen Columella dem Tiere widmet. Er sagt: „Der Hund wird fälschlicherweise ein stummer Wächter genannt. Denn wer von den Menschen kündet deutlicher oder mit so starker Stimme das Nahen eines wilden Tieres oder eines Diebes an, als er durch sein Bellen? Wer ist ein liebenswürdigerer Diener seines Herrn, wer ein treuerer Begleiter, wer ein unbestechlicherer Wächter? Wer kann als Schildwache wachsamer gefunden werden? Wer endlich ist ein zuverlässigerer Rächer und Verteidiger?"

Was die Nahrung, die man den Hunden reichte, anlangt, so wurden ihnen gegenüber in der Hauptsache diejenigen Regeln befolgt, welche bereits bezüglich der Hirtenhunde zur Besprechung gebracht worden sind, nur daß ihnen auch Fleischabfälle aus der Küche sowie Knochen vom Tische ihres Herrn und von den Mahlzeiten der Sklaven zugewiesen wurden.

Die gleiche Bevorzugung des Hundes zur Übertragung des Wächterdienstes an ihn wurde wie bei Griechen und Römern demselben bei den alten Deutschen zuteil. Schon in der ältesten Zeit finden wir den Hund unter der Bezeichnung „Howawarth" als Hüter des Hofes und Hauses. Dem Hofwart war in frühester Zeit sein Platz auf dem Miste zugewiesen, weshalb er im Althochdeutschen den Namen „mistbella", im Mittelhochdeutschen „Mistbello" führte, ein Ausdruck, der lange Jahrhunderte hindurch sich erhalten hat. Das Sprichwort: „Der Hund ist tapfer auf seinem Mist" verdankt dieser Gepflogenheit seinen Ursprung. Übrigens haben sich, um das gleich hier mit zu erwähnen, bei unserem Volke die Anschauungen über die wohnliche Unterbringung der Haus- und Hofhunde bis in die Neuzeit herein in den allerengsten Grenzen bewegt und erhalten. Denn noch Florinus (72*) in seinem Buche: „Der kluge und rechtsverständige Hausvater" stellt an die Eigenschaften eines Hundestalles äußerst bescheidene Anforderungen, insofern er einen solchen von Latten zusammenschlagen läßt, oder sagt: „man nimmt eine große Schwarte von einem großen, ausgehohlten Baum und steckt sie ihm über. Oder man macht auch ein Loch durch eine Mauer und gibt ihm sein Lager inwendig im Hause. In unserm Meyer-Hof kann man ihm seine Wächterhütte jenseits gegen dem Thorwärtl über zur Morgenseite des großen Thors, jedoch so fern aufschlagen, damit er die durchpassierenden Leute nicht mit den Zähnen, sondern nur mit dem Geschall erreichen kann".

Der Howawarth aber, der noch im Sachsenspiegel als der „Hof-wartende Hund“ aufgeführt wird, erfüllt seinen Wachtdienst in einer Weise, von deren durchgreifender Wirksamkeit wir erst dann eine Vorstellung erlangen, wenn wir hören, daß die Römer nach Niederwerfung der Cimbern noch schwere Kämpfe mit den Hunden zu bestehen hatten, welche deren Häuser beschützten.

In der späteren Zeit freilich ist die Bedeutung des Wachthundes, so häufig immer er bis auf diesen Tag im Laufe der Jahrhunderte für den Schutz des Eigentums in Verwendung gekommen ist, bei keinem Ereignis von geschichtlichem Werte hervorgetreten, wie es denn überhaupt in der Natur der von ihm geleisteten Dienste dieser Art liegt, daß gerade sie noch viel mehr als viele seiner übrigen Leistungen der Kenntnis in der Öffentlichkeit vorenthalten geblieben sind.

Es ist deshalb auch keineswegs befremdlich, daß über den Wachtdienst des Hundes in der deutschen Literatur nur überaus spärliche Angaben zu finden sind. Nichtsdestoweniger darf der Mangel an Nachrichten in dieser Beziehung zu der Meinung verleiten, als sei der durch den treuen, unbestechlichen Haus- und Hofwächter dem Menschen geleistete Nutzen von nur geringem Werte gewesen. Im Gegenteil muß dieser Nutzen als ein ganz unberechenbarer erscheinen, wenn man in Betracht zieht, einmal, von wie erheblichem Umfange alle die Besitztümer, Reichtümer und Schätze gewesen sein müssen, welche jeweilig der Bewachung der Hunde anvertraut gewesen und wirklich von ihnen gegen fremden Eingriff beschützt worden sind, sodann aber, in wie hohem Grade in den dahinterliegenden Zeiten die Sicherheit des Eigentums bedroht, der Habsucht zahlreich vorhandenen Räuber- und Diebsgesindels ausgesetzt, die öffentliche Ordnung aber lange Jahrhunderte hindurch eine derartige gewesen ist, daß wenn nicht alles, so doch viel zu wünschen übrig geblieben. Manches Schloß, einsam auf waldiger Höhe gelegen, mancher vereinzelt gelegene Meierhof, manches in stiller Zurückgezogenheit eingerichtete Landgut und unzählige in abgelegenen Ortsteilen befindliche Gehöfte würden von den ganz erheblichen Diensten erzählen können, welche wachsame Hunde ihren Besitzern durch Abwehr beutegieriger Eindringlinge und damit durch Bewahrung ihres Besitzstandes geleistet haben.

Nicht minder wissen die Grundstücksbesitzer auf dem Lande, ja selbst viele Eigentümer städtischer Besitzungen zahlreicher Fälle sich zu rühmen, in denen sie ihr Hab und Gut durch die Wachsamkeit ihrer treuen Haus- und Hofhunde gegen fremdes Zugreifen verteidigt gesehen haben. Und wie häufig würde, wären sie immer an die Öffentlichkeit gedrungen, von jenen das Gefühl des Tierfreundes tief verletzenden Angriffen auf den treuen Wächter selbst zu berichten sein, welche damit endeten, daß dieser im offenen oder heimtückischen

Kampfe mit dem Frevler seine Wächtertreue mit dem Leben bezahlen mußte!

Angesichts solcher in ungezählten ländlichen Besitzungen von dem Hunde geleisteter, dem Landwirt ganz unentbehrlicher Wächterdienste erscheint meines Erachtens die Verdienstlichkeit des Hof- und Haushundes, die ihm in der eben besprochenen Beziehung in hohem Grade eigen, nicht in einer Weise anerkannt zu sein, wie sie dem billigen Urteil entspricht.

Während landwirtschaftliche Werke neuester Zeit unter den zur Betreibung der Landwirtschaft benötigten Haustieren des Hundes nicht Erwähnung tun, rechnen derartige Werke früherer Zeit den Hund zu den bei der Viehzucht nützlichen Tieren.

So schreibt F l o r i n u s in seinem „Klugen und rechtsverständigen Hausvater", man möge es nicht übel deuten, wenn er den einen Teil seines Buches mit der Besprechung des Hundes (und der Katzen) beschließe. Dieser Besprechung hält er sie, die Hunde, für wert, „als fleißige und wachsame Hüter für den Bettlern, Dieben und dergleichem losen Gesind," welche das Haus „Tag und Nacht bewahren und beschützen, so habe ich wegen dieses Fleißes nicht sehen können, wie man sie von der nützlichen Viehzucht mit Recht ausschließen könnte". — In der Tat! Es ist befremdlich genug, daß Florinus glaubt, sich entschuldigen zu sollen, weil er dem Wachthunde die Ehre erweist, ihn im Zusammenhange mit dem Wirtschaftsleben zu erwähnen!

Noch weiter verallgemeinert erscheint nach demselben Verfasser das Bedürfnis eines Wächterhundes, wenn er sagt: „Mag ein Hausvater sein und heißen, wie er will, wo er auf dem Lande lebet, so soll er einen Haushund haben, den Andere einen Wachthund oder Wächter zu nennen pflegen, weil er das Haus und den Hof für Dieben und andere bösen Leuten verwahren muß."

Man gebrauchte den Hofhund früher häufig auch und verwendet ihn bisweilen noch heute zur Sicherung der Feld- und Gartenfrüchte gegen nächtlichen Diebstahl, wodurch er dem Gärtnerstande wichtige Dienste leistet.

Hinsichtlich der körperlichen und der Charaktereigenschaften, die man für den Wächterhund als nötig oder doch erwünscht hielt, stimmen die deutschen Anschauungen in der Hauptsache mit denjenigen der Alten überein. Man stellte an den Wachthund die Anforderung: „daß er vor allen Dingen munter und gewahrsam sein soll, daneben von schwarzer Farbe, damit er beitage den herumschweifenden lüderlichen Gesind desto erschrecklicher und abscheulicher vorkomme und beinacht im Dunkeln von niemand möge erkannt noch gesehen werden. Er muß eine helle und starke Stimme haben oder ein mittelmäßiges, fürchterliches Bellen". Es soll also „sein Geschrei nicht gar zu abscheulich sein.

Hingegen ist er gar zu lieblich und gelind, so werden die Diebe

zunachts eine schlechte Furcht vor ihm haben. Sonsten soll er groß und vierschrötig sein, von schwarzen und feurigen Augen, breiter und zottiger Brust, großem, weiten Schlund und vollen starken Zähnen, gegen alle Fremden unfreundlich, sonderlich bei Nachtzeit, hingegen aber desto sittsamer und freundlicher gegen die Hausgenossen und das ins Haus gehörige Vieh, welches er weder scheuen, beißen oder anfallen, sondern sicher passieren lassen soll."

Durch das in der Glanzzeit der Jagd hervortretende Bedürfnis nach zahlreichen Jagdhunden kamen auch für den Wächterdienst geeignete Hundearten aus fremden Ländern in Aufnahme, und wurden dieselben dann auch in Deutschland gezüchtet. So hatte man längere Zeit hindurch die englischen Doggen aus ihrem Heimatlande bezogen. Dort wurden diese mutigen Tiere gern als Wachthunde verwendet. Die Dogge verteidigt und bewacht alles, was ihr anvertraut wird, mit beispiellosem Mute. Es sind Fälle bekannt, daß ein solches Tier seinen Herrn gegen fünf bis sechs Räuber mit bestem Erfolg verteidigt hat.

Später aber züchtete man sie auch in Deutschland, namentlich an den Höfen. Dieselben wurden, soweit sie zum Wachtdienst verwendet wurden, mit dem Namen „Kammer- oder Leibhunde" bezeichnet, weil sich auch bei uns der Brauch ausgebildet hatte, daß man solche Hunde während der Nacht im Schlafgemach bei sich zu behalten pflegte, „damit ihnen," den großen Herren, „nichts widriges von bösen Leuten widerfahren möge". Man bevorzugte zu diesem Dienste besonders die größten und stärksten Tiere dieser Art. Es fehlt demnach, wie aus Vorstehendem sich ergibt, auch in deutschen Landen nicht an Beispielen, daß Fürsten den Gebrauch von Herrschern der alten Zeit nachahmten und Hunde als Leibwächter unterhielten.

Man hielt aber in früheren Jahrhunderten, in denen es in bezug auf den öffentlichen Verkehr auf den Landstraßen noch recht schlimm bestellt und die Unsicherheit eine allgemeine war, englische Doggen in ziemlicher Menge, während man sie heute nur noch bei Liebhabern findet.

„Die englischen Docken," sagt v. Flemming, „welche große Herren anfänglich aus England und Irland mit vielen Unkosten bringen ließen, werden jetziger Zeit — 1717 — in Teutschland auferzogen."

Dadurch aber wurde es möglich, diese starken Tiere viel häufiger als zuvor zum Wächterdienst in Häusern, als Begleiter reisender Herren und Geschäftsleute zu verwenden und gar mancher nur auf die Unterstützung seines treuen Hundes angewiesene Reisende verdankte ehedem die Erhaltung seines Gutes, ja selbst seines Lebens, der Wachsamkeit und abschreckenden Stärke dieses mutigen Beschützers seiner Wohlfahrt.

Und wie manches Gut von höherem oder geringerem Werte hat das treue Tier seinem Herrn bewahrt, das ihm zur Bewachung auf

offener Straße anvertraut war, für wie manches hat es sein Leben in der Verteidigung desselben eingesetzt, nachdem sein Eigentümer der Gewalt raubgieriger Gesellen zum Opfer gefallen war.

In England namentlich wurde der Bluthund häufig als Diebesfänger benutzt, wie er dem Lande überhaupt zur Sicherung vor Räubern diente, welche ehedem auch dort ihr Unwesen trieben. Hierbei bewiesen diese Tiere eine große Klugheit in Auffindung der Fährte eines Diebes selbst dann, wenn dieser sie über einen Fluß verlegt hatte.

Saxo Grammatikus (73*) erzählt von einem Norweger, welcher einen „schrecklich großen Hund" bei sich gehabt, der ihm treu ergeben gewesen, zu verschiedenen Malen seinem Herrn in Lebensgefahr beigestanden und zwölf Männer umgebracht habe, die sich seiner nicht zu erwehren vermochten.

Als ein außerordentlich kluger Wächter erwies sich ein kleiner Hund in nachstehend geschildertem Falle. Ein armer Pächter bei Compiègne arbeitete mit seinen Kindern auf dem Felde, die Frau war auf einen benachbarten Markt gegangen, das Haus stand leer, nur ein kleiner Hund, **Gasparin,** bewachte es. Da erbrachen drei desertierte Soldaten die Haustür der braven Leute, schlugen einer mit Linnen gefüllten Kiste den Boden aus und durchwühlten sie, nach Geld suchend.

Bei dieser Plünderung fürchteten die Diebe keinen Widerstand. **Gasparin,** der kleine Wächter, bellte nicht. Er tat Besseres. Da er wohl merkte, daß er der schwächere Teil und es, falls er laut werde, um sein Leben geschehen sei, sprang er zum Fenster hinaus, lief zu seinem Herrn und bellte von weitem. Dieser ungewöhnliche Besuch, das wiederholte Bellen und die Unruhe des Tieres wurden dem Manne verdächtig. Der Abwesenheit seiner Frau sich erinnernd, eilte er zu dem Hunde, folgte ihm in der Richtung seines Hauses und gewahrte bald die Diebe, welche die Beute teilten und im Begriff standen, zu entkommen.

Der Pächter, ein starker, mutiger Mann, ergreift eine eiserne Gabel in seinem Pferdestall und dringt mit derben Schlägen auf die Diebe ein. Diese, außer Fassung gebracht, ergreifen die Flucht. Nun bellte der kleine **Gasparin** aus Leibeskräften, die Nachbarn kommen eilends herbeigelaufen und die drei Spitzbuben wurden eingefangen und, wie damals üblich, aufgehängt.

Von der Vorzüglichkeit und den dieser entspringenden Leistungen der St. Bernhardiner Hunde wird später ausführlich zu handeln sein. Hier soll nur auf den hohen Wert dieser Tiere hingewiesen werden, den diese auch hinsichtlich anderer Dienstleistungen zeigen, als diejenigen sind, um deren willen man sie auf eisiger Bergeshöhe unterhält.

Die Hunde des St. Bernhard retteten am Anfang dieses Jahrhunderts den Klosterschatz. Dreißig Räuber, welche sich in kleine Gruppen verteilt hatten und als Reisende aufgenommen worden waren, vereinigten sich nach Anbruch der Nacht und forderten den Superior

auf, ihnen alles Silber, das im Hause sei, auszuhändigen. Dieser aber verlor keineswegs die Fassung. Er machte leise Gegenvorstellungen, auf welche die Schufte sich nicht gefaßt gemacht hatten, dann, anstatt sie zur Kasse des Klosters zu führen, geleitete er sie in die Zelle der Hunde, welche sich, durch seinen Zuruf dazu aufgefordert, auf die Räuber stürzten, einige von ihnen töteten, die übrigen aber in die Flucht jagten.

Den Nachtwächtern, namentlich in den Dorfschaften, pflegte man Hunde beizugesellen, damit jene durch sie auf etwaige Gefahren aufmerksam gemacht und für ihre eigene Person ihnen ein gegen Angriffe wirksamer Schutz zur Seite gestellt sei.

Ein in pietätvoller Fürsorge den Hunden überwiesener und in wirksamer Weise von ihnen besorgter Dienst ist derjenige, den man sie als „Friedhofswächter“ verrichten läßt. Man ist in neuerer Zeit mehr als früher besorgt, Hunde zu dieser Art von Wachtdienst zu verwenden, um jenen stillen Ruhestätten auch während der Nacht gehörigen Schutz zu gewähren. Hunde als Friedhofswächter findet man namentlich in großen Städten. Sie sind z. B. in Dresden eingeführt.

Wenig bekannt dürfte es sein, daß Hunde in früherer Zeit auch in deutschen Landen als Kirchenwächter Verwendung gefunden haben. Es war dies in Straßburg der Fall, wo solchen die Bewachung des Münsters anvertraut war. Berkenmeyer (74*) berichtet, nachdem er der Schildwache erwähnt, welche „auf einem 130 Stufen hohen Plateau Wache“ halte, hierüber mit den Worten: „Der Ort, wo diese Wächter wohnen, ist ein so weiter Platz, daß man daselbst Kegel schieben kann, um welchen stets Hunde zur Wache gehalten werden.“

Ist, wie aus der eben gegebenen Darstellung ersichtlich, dem Hunde in allen zivilisierten Staaten mit ihren umfassenden Einrichtungen zum Schutze von Person und Eigentum ein weites Feld zur Ausübung seines Wächterdienstes zugewiesen, so erscheint in weniger von der Kultur durchdrungenen Ländern die ihm gestellte Aufgabe nach bedeutend gesteigert, zum Teil in so hohem Grade, daß in manchen Gegenden das Wohl und Wehe nicht nur einzelner Personen, sondern nicht selten ganzer Gemeinschaften, geradezu von dem Wächterdienst des Tieres abhängig ist.

In der an letzter Stelle eben angedeuteten Beziehung erwähne ich einer Mitteilung von Brehm, nach der die Bewohner von Kordofan außer den bereits angeführten Schäferhunden nur noch Windhunde zu halten pflegen. Der eben genannte Verfasser sah, wie er erzählt, in einem Dorfe Melbeß deren drei oder vier vor jedem Hause sitzen, alle prächtige Tiere, von denen einer den anderen immer an Schönheit übertraf. Sie versahen in dieser Weise den Wachtdienst und beschützten das Dorf gegen nächtliche Überfälle der Leoparden und

Hyänen. Nur in den Kampf mit Löwen ließen sie sich nicht ein. Bei Tage still und ruhig sich verhaltend, begann mit Anbruch der Nacht erst ihr wahres Leben. Sie klettern dann auf den Mauern herum und besteigen selbst die Strohdächer der runden Hütten, um einen geeigneten Standpunkt zum Ausschauen und Lauschen zu gewinnen.

Den gleichen Schutz gewähren, wie an anderer Stelle bereits ausgeführt wurde, die Hunde durch nächtliches Wachehalten den Ägyptern.

Besondere Beachtung verdient auch der Wachtdienst der Dogge von Tibet, eines Hundes, der bereits im Altertum berühmt war und schon bei den Griechen und Römern Bewunderung erregte. Ein Riese unter den Hunden, der sich durch große Schönheit seiner Gestalt und Farbe auszeichnet, ist er in seiner Heimat sehr geschätzt und es geschieht nicht selten, daß ein ganzes tibetanisches Dorf ganz allein der Wachsamkeit dieser Hunde überlassen wird, während die sämtliche männliche Bewohnerschaft entweder draußen bei den Herden in den Feldern abwesend oder mit der Jagd beschäftigt ist. Dann übernehmen die braven Tiere den Wächterdienst in den des männlichen Schutzes entbehrenden Dörfern und sie leisten diesen Schutz nicht allein dem zurückgebliebenen Viehbestande der Ortschaften, sondern auch den Frauen und Kindern, die infolgedessen vollkommener Sicherheit sich erfreuen.

Die Peruaner nehmen auf ihren Reisen gewöhnlich ihre ganze Familie mit sich. Die Mütter tragen ihre kleinen Kinder auf ihren Schultern. Die Hütte bleibt verschlossen und da nichts Kostbares herauszuholen ist, so ist ein einfacher Riegel zum Verschließen ausreichend. Soll die Reise von einiger Dauer sein, so werden die Haustiere irgendeinem Nachbar zur Verwahrung übergeben. Wo dies nicht geschieht, verläßt man sich auf die Obhut der Hunde und diese Tiere sind so zuverlässige Wächter, daß sie niemand in die Hütte einlassen.

Auch in Ländern mit nur geringer Kulturentwicklung ist, wie diese Mitteilungen bezeugen, dem Hunde ein erheblicher Anteil an dem Wohlbefinden der Bewohner dieser Länder zuerteilt.

In mehrfacher Beziehung interessant erscheint eine zum Schutze der Christen gegen die Überfälle der Ungläubigen ehedem im Gebiet der Türkenherrschaft längere Zeit hindurch gehandhabte Maßregel.

In der Landschaft Karien, der Insel Cous (das heutige Kos, eine der Sporaden im Ägäischen Meere) gegenüber, hatten ehedem die Christen von Rhodus eine kleine, aber starke Festung, namens Castello de San Pietro, also Petersburg, wohin die christlichen Sklaven, die der Barbarei der Ungläubigen entflohen waren, ihre Zuflucht zu nehmen pflegten, die einzige Stätte, wo die aus Asien flüchtenden Christen Schutz finden konnten. Alles Land vor dem Tore der Festung war im Besitz der Ungläubigen, so daß niemand sich erkühnen durfte, „aus der Festung zu gucken". Allein die Bewohner

der Festung hatten fünfzig Hunde, welche sie des Nachts außerhalb des Kastells auf Wache stellten. Diese Hunde waren so abgerichtet, daß sie, wenn sie einem Christen begegneten, denselben mit der größten Freundlichkeit behandelten und in die Festung führten. Sobald ihnen aber ein Türke aufstieß, fielen sie heftig bellend ihn an und richteten ihn so zu, „daß er das Aufstehen vergaß".

Als Festungswächter, die auf den Stadtwällen ihrem Dienst oblagen, zeigt uns die Hunde der folgende Bericht. In der Bretagne, in der Stadt S. Malo, **Fanum S. Maclovii** oder **Maclopolis**, welche auf einem in die See ragenden Felsen erbaut und durch einen langen Damm mit dem Festland verbunden ist, hielten noch im vorigen Jahrhundert des Nachts Hunde auf dem Walle Wache, welche, zwölf bis fünfzehn an Zahl, an jedem Abend losgelassen wurden und auf den Wällen um die ganze Stadt herum liefen und diejenigen schonungslos niederrissen, die ihnen begegneten. Um die Bewohnerschaft auf die ihnen durch diese Hunde drohende Gefahr aufmerksam zu machen, läutete man, bevor dieselben zu ihrem nächtlichen Rundgange losgelassen wurden, eine große Glocke, deren Ertönen den Stadtbürgern zur Warnung dienen sollte. Die Hunde waren dazu abgerichtet, die Stadt vor einem plötzlichen Überfall zu sichern. Die Anzahl der dort unterhaltenen Wachthunde war eine sehr beträchtliche.

Auch mittels seines Wächterdienstes, das leuchtet aus diesen Darstellungen hervor, leistet der Hund dem Menschen hochschätzbare, zum Teil in anderer Weise gar nicht zu ersetzende Dienste und auch in dieser Beziehung tritt er uns als Förderer und Beschützer der Kultur vor Augen. Und noch heute können selbst wir in unseren hochkultivierten Staaten, wo in denkbar zweckmäßigster Weise für die Sicherheit von Person und Eigentum gesorgt und durch die Organe der öffentlichen Ordnung darüber gewacht wird, der Hilfe des Hundes als eines wachsamen Gefährten nicht entbehren.

Dabei können Fälle eintreten, in denen ausschließlich der Wachsamkeit des Hundes es möglich ist, in wirksamer Weise helfend oder rettend einzugreifen. Nur die Wachsamkeit des Hundes allein ist imstande, verborgene Verbrecher, welche durch Täuschung dem Auge des Menschen sich zu verbergen gewußt haben, in ihrem Versteck aufzuspüren, so daß ihre böse Absicht vereitelt werden kann. Derartige Entdeckungen sind durch Hunde öfters schon herbeigeführt und ist schweres Unheil durch sie verhütet worden. Hier ein solcher Fall, über den in neuerer Zeit — 1901 — in verschiedenen Tagesblättern berichtet wurde.

„Über einen verwegenen Einbruchsversuch, der von einem Hunde vereitelt wurde, wird aus Basel berichtet: Zwei gut gekleidete Italiener fuhren bei einem großen Hotel in Basel vor, ließen bei dem Besitzer einen großen Koffer zurück und sagten, sie würden später

am Abend wiederkehren. Da die Gäste nicht erschienen, wurde das Hotel um Mitternacht geschlossen und der Hofhund, wie gewöhnlich, in der Halle freigelassen. Sobald der Hund jedoch von der Kette loskam, griff er wütend den Koffer an und ließ sich nicht davon forttreiben. Nunmehr wurde der Besitzer argwöhnisch, er schickte nach der Polizei, und beim Öffnen des Koffers fand man einen Mann mit geladenem Revolver darin versteckt. Außerdem enthielt der Koffer noch eine Sammlung gut gearbeiteter Stahlwerkzeuge zum Erbrechen eines Geldschranks. Als die beiden Komplicen am nächsten Morgen das Hotel betraten, wurden sie gleichfalls verhaftet."

Selbstverständlich bedarf es keiner Erörterung darüber, daß in diesem Falle und in allen ihm ähnlichen der Hund nicht nur als Beschützer des Eigentums, sondern auch als Behüter von Menschenleben sich darstellt.

Das Bewußtsein seiner Pflicht, das Eigentum seines Herrn zu bewachen, ist bei manchem Hunde so stark ausgeprägt, daß er sich auch unberufen dazu veranlaßt sieht. Der nachstehende komische Vorfall bezeugt die erwähnte Tatsache.

„Einen reizenden Streich" — so erzählt ein Jäger in „Wild und Hund" — „hat mir neulich mein „Stichelhaariger" gespielt. Er ist ein braver Kerl, nicht gerade das, was man einen hochintelligenten Hund nennt, aber treu und pünktlich in allen Dingen, die er einmal wirklich begriffen hat — gerade wie es bei uns Menschen auch vorkommt. Die Birschzeit ging zu Ende, der Herbst kam, mit ihm der Regen, schlechte Wege, und eines Tages war auch mein Stahlroß stark ausbesserungsbedürftig, und wir beiden Birschgenossen brachten's vorsichtig an der Hand zum Herrn „Raddoktor" ins Nachbarstädtchen, wo ich dann noch weitere Geschäfte erledigte. Mein Rauhbart war verschwunden. Ich vermutete, das Gewirre der Stadt und der unstandesgemäße Verkehr mit den städtischen Fixkötern habe ihn heimgescheucht, aber auch daheim fand ich ihn nicht. Er kam nicht, es ward Abend, noch immer nicht! Was mochte dem guten Kerl passiert sein? Gleich am nächsten Morgen wollte ich nun überall herumsuchen, mir dazu mein Rad abholen, aber wie ich zum „Doktor" kam, hieß es: „das war ja unmöglich auszubessern, da kam gestern so ein großer, zottiger Hund herein, legte sich unter das Rad, jedesmal, wenn ich es vornehmen wollte, ist er mir in die Hosen gefahren!" Und so war es wirklich: mit lautem Freudengeheul kam mir der Rauhbart halb verhungert entgegengesprungen. Er hatte seine Sache recht gut gemacht, wenn auch etwas am unrechten Platz!"

Fehlt es diesem vorsichtigen Verhalten jenes Hundes, das Eigentum seines Gebieters in sicheren Schutz zu nehmen, nicht an Komik, so steigert sich dasselbe im nachstehenden Beispiel zu einer gewissen Tragikomik.

Ein Hund auf einem schottischen Pachthofe hatte vorzüglich die Hühner des Hofes zu bewachen, welche er mutig gegen Füchse, Wiesel u. dgl. verteidigte. Jeden Abend steckte er vorsichtig seinen Kopf in die Lucke des Hühnerstalles und zählte gleichsam die Häupter seiner Lieben, um zu sehen, ob keines fehle. Eines Tages verkaufte der Pächter drei Hühner an einen fremden Händler, während der Hund eben nicht da war. Abends steckte dieser wie gewöhnlich seinen Kopf in die Lucke und fand die ihm anertraute Schar zu seinem großen Verdruß vermindert. Wie ein Blitz rennt er fort aus dem Dorfe, trifft eine Meile davon den Händler, wirft ihn über den Haufen, ergreift auf dessen Karren den Korb mit den drei Hühnern, befreit sie und jagt sie triumphierend zurück.

Der Pächter, welcher sie mit Staunen kommen sah, nahm sich vor, künftig keine Hühner wieder zu verkaufen, ohne zuvor seinen Hund davon in Kenntnis zu setzen.

Mit diesem aus der Treue zu seinem Herrn entspringenden Pflichtbewußtsein leistet der Hund seinem Herrn hochschätzbare Dienste, es bewahrt ihn vor Einbußen und Verlusten, die unter Umständen für ihn sehr empfindlich werden könnten, wie der folgende Bericht bezeugt.

Aus einer Reise im Innern Afrikas wird erzählt: Beim Aufbruch von Swellendam gab eine Hündin einen rührenden Beweis von Treue. Als nämlich der Reisende seine Koppel musterte, vermißte er seine kleine Favoritin **Rosette.** Er rief und schoß, alles war vergeblich. Endlich schickte er seine Leute aus, um sie zu suchen, unter anderem einen Mann zu Pferde, der auf dem Wege, von wo sie gekommen, so weit zurückreiten sollte, bis er sie fände.

Nach Verlauf von vier Stunden kam der Reiter mit verhängtem Zügel und **Rosette** vor ihm her zurück. Auf dem Sattel hatte er einen Stuhl und einen Korb. Der Mann sagte, daß er das kleine Tier etwa zwei Meilen hinter ihnen am Wege neben dem Stuhle und dem Korbe, welche Stücke sich unversehens vom Wagen losgerüttelt hatten, sitzend angetroffen habe. Das arme Geschöpf hätte auf diese Weise für seine Treue ein Opfer des Hungers oder der wilden Tiere werden können.

Die Wachsamkeit eines Hundes auf der Reise ist aber um so höher anzuschlagen, weil der Verlust gar manchen Gutes, das ja überhaupt nur in unentbehrlichen Dingen besteht, für den Reisenden nicht selten ganz unersetzlich ist.

Man muß die Fürsorge des Hundes für den Besitz seines Herrn nahezu als unbegrenzt bezeichnen, denn sie verschafft sich auch in Fällen Geltung, wo eine beabsichtigte Entwendung gar nicht in Frage kommt.

Ein braver Hund ist bestrebt, das Eigentum seines Herrn vor vermeintlicher Verunglimpfung zu beschützen.

Ein Pfarrer litt an einer Augenentzündung, welche mit so starker

Lichtschein verbunden war, daß jede Spalte im Zimmer, durch welche Licht eindringen konnte, verhängt werden mußte. Es war stockfinster im Zimmer. Der Hund des Pfarrers, ein treuer weißer Pudel, lag stets unter dem Bett und verhielt sich, so erzählt dessen Arzt, bei meinen Besuchen ganz ruhig.

Eines Tages wurde der Hund, als ich vor das Krankenbett getreten war, unwirsch, knurrte, drohte zu beißen und ließ sich auch durch freundliches Zureden seines Herrn nicht beruhigen, bis ich zurücktrat. Nun wurde der Ärger des Hundes sofort verständlich. Er sprang mit einem Satz der Stelle zu, wo ich gestanden war, erfaßte die Pantoffeln seines Herrn, auf die ich mich in der Dunkelheit gestellt hatte und trug sie hinweg. Die Entweihung der Pantoffeln hatte den Hund geärgert, um so mehr, da sie für ihn ein Gegenstand täglicher Dienstfertigkeit waren, indem er sie jeden Morgen dem Herrn beim ersten Erwachen unaufgefordert ans Bett brachte.

Von diesem Tage an hatte der Pudel, sobald er bei meinem Eintreten ins Vorzimmer von mir Witterung bekam, nichts Eiligeres zu tun, als die Pantoffeln, welche gewöhnlich vor dem Bett standen, wegzutragen und sie in Sicherheit zu bringen.

In neuerer Zeit ist dem Wächterdienste des Hundes eine, wenn auch nicht neue, so doch erheblich erweiterte Aufgabe gestellt worden, und zwar durch die Ausbildung der Touristik, durch die Erleichterung des Reiseverkehrs. Daß Reisende, welche ferne Länder als Forscher aufsuchten, Hunde als Begleiter zu ihrer persönlichen Sicherheit sich beigesellen, ist eine schon ältere Gepflogenheit einzelner unter ihnen. Für Reisende in den Wildnissen ferner Länder, in Afrika, Australien und anderwärts, hat die treue, aufopfernde Bewachung durch Hunde — es sind in solchem Falle deren mehrere erforderlich — einen geradezu unbezahlbaren Wert. Sie gewähren dem einsam wandernden Forscher nicht selten den wirksamsten Schutz und bewachen oft Jahre hindurch die Person ihres Herrn, sein Zelt und sein Eigentum mit zuverlässigster Treue.

Von den zahlreichen Beispielen des persönlichen Schutzes, zu welchem Reisende Hunde als Begleiter sich zugesellten, erwähne ich nur dasjenige eines allgemein bekannten Forschers.

Livingstone war auf seinen Forschungsreisen in Afrika von einer treuen Hündin, **Mabel,** begleitet, und es dürften die Abenteuer, welche das brave Tier an der Seite seines Herrn erlebt, zu denen zu zählen sein, wie sie höchst selten einmal an das Leben eines Hundes geknüpft sind.

Im Jahre 1870 befand sich der berühmte Reisende in der Nähe des Victoria-Nyanza, und wurde dort von einem Negerstamm feindlich angegriffen. In der Hitze des Handgemenges wurde er durch einen Keulenschlag verwundet. Als er aus seiner Betäubung erwachte, sah

er **Mabel** an seiner Seite, welche ruhig ein Stück von der Schulter des Wilden verzehrte, welches sein Herr diesem abgehauen und den das Tier erdrosselt hatte.

Kurze Zeit darauf bemerkte **Mabel** einen Strauß, warf sich auf seinen Rücken, und klammerte sich daran fest. Der Strauß floh erschreckt in die Wüste. Man machte mit zwei Pferden Jagd auf ihn. Es bedurfte zweier Stunden, ehe man ihn erreichte. Als er fiel, hatte der Hund seine Beute noch nicht losgelassen.

Ein anderes Mal wollte ein Häuptling das arme Tier lebendig in einem Ofen braten. Livingstone kam gerade noch zu rechter Zeit dazu, es zu retten.

Dies alles aber hinderte **Mabel** keineswegs, die Dienstleistungen ihres Herrn pünktlich zu versehen. In Wirklichkeit gehörte der Hund einem reichen Kaufmann aus B o m b a y, den Geschäfte nach Paris geführt hatten, und welcher das Tier mit europäischer Zivilisation vertraut gemacht hatte.

Anders verhält es sich mit jenen Hunden, welche dem Touristen, dem Bergsteiger, gegebenenfalls wesentliche Dienste zu leisten imstande sind, sei es, daß der Hund dem Bewohner eines Berges in seiner einsamen Höhe als steter Wächter zur Seite steht, sei es, daß einzelne Wanderer in Begleitung eines solchen die Bergfahrt unternehmen. Während in früherer Zeit nur die bekannten Alpenpässe des St. Bernhard, St. Gotthard und einige andere mit Hunden besetzt waren, welche, wie später ausführlich zu besprechen sein wird, mit der Aufsuchung und Errettung ermüdeter oder von Schnee überschütteter Wanderer betraut waren, finden wir heutzutage auf vielen Bergen des Hoch- wie des Mittelgebirges Hunde, denen zunächst die Bewachung des Eigentums der Bergbewohner, des Bergwirtes zufällt, die aber auch bei eintretenden Unglücksfällen zur Hilfeleistung in wirksamer Weise verwendet werden.

So wurde im Jahre 1893 unter dem 14. August berichtet:

Ein Wiener Tourist brach während einer Besteigung des Sonnblicks eine Stunde unterhalb des Schutzhauses zusammen; der in der dort errichteten Beobachtungsstation stationierte Pater Lechner hatte den Vorfall von oben aus bemerkt, fuhr mit einem Brett in Begleitung eines Bernhardiners den Gletscher hinunter und brachte den Verunglückten glücklich mit Hilfe des Hundes ins Schutzhaus hinauf.

Einen eigenartigen Dienst, dem zwei abgestürzte Bergsteiger die Erhaltung ihres Lebens verdanken, leistete ein Hund einem Rechtsanwalt und einem Studenten aus T u r i n, welche von dem C a r r o g l e t s c h e r 40 Meter hinab in die Tiefe gerissen wurden. Sie hatten von C e r e s o l e R e a l e außer einem nicht echten Führer den Hund des Pfarrers genannten Ortes mitgenommen. Die beiden Touristen

waren schwer verletzt. Der Führer, der unversehrt geblieben war, schnitt sich vom Seile los und stieg ins Tal hinab, um Hilfe zu holen. Es war 8 Uhr morgens; es herrschte eine empfindliche Kälte, obwohl die Sonne schien. Die beiden jungen Leute hatten nichts bei sich, kein Stück Brot, keinen Schluck Wein oder Branntwein. Als einziger Freund war der Hund des Pfarrers von Ceresole bei ihnen geblieben. Unfähig, sich zu rühren, mußten sie sich munter halten, um nicht vom Schlaf übermannt zu werden, und sich am Körper des Hundes wärmen; in dieser Lage blieben sie zehn qualvolle Stunden lang. Ohne diese Dienstleistung des Hundes, des Wächters über das Leben der Verunglückten, würden die letzteren vom Schlafe übermannt und erstarrt sein.

Als im Jahre 1893 ein Tourist bei einer Bergsteigung im Ötztale tödlich verunglückte, war es der Pudel des Abgestürzten, welcher durch sein Bellen die Auffindung der Leiche erleichterte.

Es ist in neuerer Zeit eine Rasse von Hunden gezüchtet worden, die man als „Berghunde" bezeichnet hat, und welche sich durch außerordentliche Schönheit, Größe und Stärke auszeichnen. Sie stammen her von dem Rüden **„Cäsar"** des Herrn Bergmann in Waldheim (Sachsen) und der Hündin **„Juno"** aus der Zuchtanstalt des Herrn Friedrich in Zahna. Die genannten beiden Hunde waren als Bernhardiner ausgestellt worden, da es aber Hunde der ehemaligen Rasse vom St. Bernhard nicht mehr gibt, so bezeichnete man sie mit dem Namen Berghunde.

Solche Hunde eignen sich auch ihrer Klugheit und ihrer sonstigen vorzüglichen Eigenschaften wegen besonders dazu, auf Bergeshöhen für die vereinsamten Bewohner der Bergwirtshäuser als Wächter zu dienen, ohne daß ihnen irgendein Rettungswerk übertragen zu werden brauchte, was in Mittelgebirgen ja von selbst ausgeschlossen ist.

Ich erwähne nur ein Beispiel dieser Art. Auf dem Bärenstein im sächsischen Sandsteingebirge, der sogenannten sächsischen Schweiz, hält der dortige Bergwirt einen Hund, angeblich der St. Bernhardrasse, welcher die Bewachung und die Säuberung der Umgebung der Bergwirtschaft von Gesindel besorgt, aber auch Botengänge in die im Tale gelegenen Ortschaften verrichtet. Das Tier ist so klug, daß es ohne zu fehlen nach der ihm namhaft gemachten bestimmten Eisenbahnstation läuft, und mit außerordentlicher Schnelligkeit seiner Aufgabe sich entledigt. Auch ist dieser Hund seiner Pflicht, das Eigentum seines Herrn und die Angehörigen desselben zu bewachen und zu schützen, in so hohem Grade sich bewußt, daß er, wenn sein Herr ihn auf einem Ausgange mit sich nimmt, nur bis zu einer dem Gebäude nahe gelegenen Stelle des Waldes mitläuft, um dann regelmäßig wieder umzukehren und seinen Wachtdienst weiter zu führen.

Fürwahr, es liegt doch ein Zug von Erhabenheit in dem Pflichtbewußtsein und der Treue eines braven Hundes!

Einen strammen Wachtdienst läßt man die Hunde in Norwegen besorgen; man überträgt ihnen dort die Bewachung der großen Pack- und Warenhäuser, auch der Kaufmannsstuben. Die gleiche Verwendung findet der Hund auch in der Stadt Danzig.

Früher, als noch die Menagerien durch die Lande umherreisten, war den Hunden bei den Tierwagen der Wächterdienst übertragen. Unterhalb solcher Wagen lagen stets drei bis vier starke, englische Doggen an der Kette, dazu bestimmt, falls eines der wilden Tiere ausbrechen sollte, dasselbe anzufallen.

Die Errichtung zahlreicher zoologischer Gärten in den großen Städten Europas hat die im Umherziehen betriebene Vorführung wilder Tiere ebensowohl in Deutschland wie in anderen Staaten verdrängt, und es ist für die hierzu geeigneten starken und mutigen Hunde nur noch etwa bei dem Transport solcher Tiere Gelegenheit geboten, nötigenfalls zu Diensten der in Rede stehenden Art verwendet zu werden.

Hingegen bedarf man in Amerika, wo wilde Tiere noch öfters in Käfigen herumgeführt werden, noch immer jener starken Schutzwächter für den Fall, daß reißende Bestien dem Triebe ihrer Wildheit die Zügel schießen lassen.

Ein Beispiel dieser Art ereignete sich unlängst jenseits des Ozeans, über welches in nachstehender Weise berichtet wurde.

In dem augenblicklich in Cincinnati gastierenden Hagenbeckschen Zirkus ereignete sich, wie die Londoner „Westm. Gazette“ schreibt, ein sehr aufregender Vorfall. Eine Artistin hatte soeben ihr Pferd bestiegen, als ein zu dem bekannten „Löwenritt“ abgerichteter Tiger in den Ring hineinstürzte, die Reiterin vom Pferde warf und das Tier anfiel, das sich vergeblich bemühte, den wilden Reiter los zu werden. Die Angestellten des Zirkus hieben mit Peitschen auf den Tiger ein, der sich nun sofort gegen seine Angreifer wandte und einen davon mit einem einzigen Schlage zu Boden streckte, worauf er wieder das Pferd zerfleischte. Der Tiger zerriß auch noch einen in der Manege befindlichen Hund. Als der Tiger durch Peitschenhiebe nicht abzubringen war, ließ Herr Hagenbeck zwei besonders dressierte Bluthunde und zwei Wolfshunde los, die sofort den Tiger annahmen, sich an Ohren, Beinen und Gurgel festbissen und ihn endlich bezwangen.

Zum Schluß dieses Abschnitts noch ein nicht uninteressantes Vorkommnis, dessen Endergebnis für jedermann, der das Bedürfnis hat, Wachthunde sich halten zu müssen, sicher nicht ganz gleichgültig erscheint.

Zu der viel erörterten Frage nämlich, welche Hunde man als Wächter bevorzugen solle, da ja die meisten hierzu in vorzüglicher

Weise sich eignen, erzählt Barbou eine Anekdote, welche uns mit dem Urteil eines „Sachverständigen" in dieser Frage vertraut macht, und die ehemals von Odillon-Barrot dem Herrn Thiers erzählt wurde.

Der berühmte Rechtsanwalt hatte einst die Aufgabe übernommen, einen Dieb zu verteidigen und es war ihm gelungen, diesem die Freisprechung zu erwirken. Um ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen, besuchte der letztere jenen und wollte ihm eine ziemlich beträchtliche Geldsumme anbieten. Diese wies er zurück, hielt sich aber für berechtigt, ihn um einen Rat zu bitten.

„Ich habe auf dem Lande", sagte er, „ein vereinzelt stehendes Haus. Welches ist das beste Mittel, um mich gegen Diebe zu schützen?"

„Mein Herr," antwortete der Einbrecher, „halten Sie sich einen Hund, aber, vertrauen Sie mir, einen kleinen Hund, nicht einen großen! Was die großen anlangt, so gewinnen wir sie bisweilen durch Liebkosungen für uns, aber die Spitze niemals. Sie bellen bei dem geringsten Geräusch so heftig, daß sie uns in die Flucht schlagen."

Dieses „Sachverständigen" Urteil finden wir durch Erfahrung bestätigt, wovon wir uns durch eine Auslassung überzeugen, deren Zweck es ist, das Los einer ganzen Klasse von Wachthunden zu verbessern eben dadurch, daß man sich daran gewöhne, dieser Erfahrung Rechnung zu tragen.

Unter den Wachthunden befindet sich eine überall stark vertretene Klasse, deren bedauernswerte Lage unserer Teilnahme noch mehr aber der werktätigen Fürsorge zur Verbesserung ihrer Lage wert erscheint. Es sind dies die armen Kettenhunde, diese vierfüßigen Sklaven, in deren Leben nur die kurze Jugendzeit den Traum der goldenen Freiheit voll durchträumen durfte, um dann für immer das bittere Joch der Kettenlast zu tragen. Sie sind in unseren Kulturländern diejenigen der ganzen, großen Familie, welche man leider am allermeisten vernachlässigt.

Wie man aber in neuerer Zeit, Dank der Bestrebungen der Tierschutzvereine, allen Haustieren, die uns umgeben, eine erhöhte Beachtung widmet und die Forderung einer menschlichen Behandlung derselben als Ziel ins Auge gefaßt hat, so ist man auch bemüht, den armen, oft gequälten Kettenhund von seinem ihn drückenden Lose zu befreien. Vernachlässigt werden, schreibt Herr Burghard-Detmold in der „Allgemeinen Tierschutz-Zeitschrift 1895", die Kettenhunde nicht allein in Betreff des Fressens und Saufens, welches den Tieren zu sehr unregelmäßigen Zeiten vorgesetzt oder zuweilen auch ganz vergessen wird, wenn vom Mittagstisch nichts übriggeblieben. Wie oft erhält ein Kettenhund seine Kost kalt, auch nicht immer in reinem Gefäße, — wie oft zu dem vom vorigen Tage übergebliebenen Futter geschüttet, welches inzwischen schon säuerlich geworden!

Ist der Durst im allgemeinen schon jedem Tiere lästig genug, so ist dieses noch mehr bei einem Kettenhunde der Fall, der eben seine Wachsamkeit durch heftiges, anstrengendes Bellen bekunden muß und daher des Stillens seines Durstes ganz besonders bedarf. Wie oft wird es aber versäumt, dem Hunde Wasser vorzusetzen, und wenn dieses wirklich geschieht, — wie oft erhält solch ein armes Tier das Wasser in einem schmutzigen Gefäße, zuweilen sogar in einem Troge, in welchen Nahrung überhaupt nicht gehört!

Noch mehr ist ein solcher Hund zu beklagen, wenn derselbe abends spät von seiner Kette gelöst wird und dann in eingeschlossenem Gehöfte wegen Mangel an Wasser seinen Durst nicht stillen kann. Diejenigen Kettenhunde, die stets an ihrer Kette bleiben, leiden häufig sehr schwer dadurch, daß ihre Hütte oder ihr Häuschen undicht ist, so daß Regen und schneidender Wind durchdringen und ersterer das Lager des Hundes auf längere Zeit durchnäßt. Wie oft hört man auf dem Lande des Nachts das Wimmern und Heulen der vor Kälte zitternden Kettenhunde und die gewöhnliche Folge eines solchen Jammerns, durch welches ein hungriger und durstiger Hund sein Unbehagen kundgibt, ist, daß ihn dafür heftiges Schelten aus dem Zimmer des Wohnhauses trifft, statt daß sein Herr sich fragen sollte: „Was fehlt wohl dem Tiere?" Daß Kettenhunde oft vernachlässigt werden, ist teils der Gleichgültigkeit, aber oft auch der Unwissenheit der Menschen zuzuschreiben.

Was nun die Bauart des Hundehäuschens anbetrifft, so ist ein massives Häuschen, wenn es lang genug ist, damit der Regen in die Ausgangsöffnung nicht zu weit hineinschlagen kann, vorzuziehen, sonst nehme man ein Häuschen, welches sich auf einem Pfahl je nach Belieben des Hundes nach jeder Richtung hin drehen läßt, um so zu vermeiden, daß Regen und Wind in die Öffnung des Hundehauses dringe.

Immerhin bleibt ein Kettenhund stets zu bedauern und deshalb müssen wir darauf bedacht sein, ihn aus seiner Lage zu befreien, ohne dadurch der Sicherheit Abbruch zu tun. Hat bisher zum Teil die Größe des Hundes dem ungebetenen Betreter des Hauses oder des Hofes Respekt einflößen sollen, so sind gerade diese Hunde von einem Fremden dadurch leicht zu beschwichtigen, daß man ihnen ein Stück Fleisch entgegenwirft. Die Größe des Hundes ist durchaus nicht maßgebend, denn von Rechts wegen darf derselbe keinen beißen, keinem die Kleidungsstücke zerreißen 2c.; geschieht dieses auf dem Gehöfte, im Garten oder im Hause, so ist der Besitzer, selbst wenn es zur Nachtzeit vorkommt, straffällig, da bekanntlich keiner ohne weiteres Richter sein darf.

Auf die Größe kommt es also bei einem Wacht- respektive Kettenhunde nicht an, vielmehr tun kleine Hunde, deren Wachsamkeit fast überall anerkannt wird, dieselben Dienste. Diese Hunde laufen nachts frei umher; beim leisesten Geräusch schlagen sie an, und glauben dieselben einen nicht zulässigen Besucher zu verspüren, so erhebt solch

kleines Tierchen ein so durchdringendes und anhaltendes Gebell, daß sich der Eindringling gewöhnlich schleunigst entfernt. Diebe fürchten fast immer diese Hunde mehr als die großen, weil sie sich durch nichts besänftigen lassen. Sind dieselben dann beruhigt, so schlafen sie weiter, sind aber bei jedem Laute wieder wach.

Wie viel besser haben es aber die kleineren Tiere! Sie laufen am Tage, wie des Nachts frei umher, haben Aus- und Eingang im Wohnhause, können sich melden, wenn sie hungrig sind, saufen, wenn sie Durst haben; erhalten außerdem das Fressen noch häufig im warmen Zustande und saufen da, wo sie das Wasser rein finden.

Ihre Wachsamkeit, wie ihr nicht zu beschwichtigendes Gebell ersetzt also den Kettenhund ganz und gar, und deshalb müßten alle Tierschutzvereine bestrebt sein, dem traurigen Lose der Kettenhunde ein Ende zu bereiten.

Der Ratgeber des Herrn Tiers hat also ein völlig zutreffendes Urteil aus seiner in allerdings unlauterem Handwerk erprobten Erfahrung ausgesprochen. Es bleibt nur zu wünschen übrig, daß durch die in tierfreundlicher Weise kundgegebenen Ratschläge das traurige Los des Kettenhundes wenn nicht gänzlich beseitigt, so doch nach Möglichkeit gemildert werde.

Unerläßlich erscheint deshalb zur Verbesserung der Lage dieser meist vernachlässigten und gequälten armen Hunde auch eine wirksame Fürsorge für sie während der kalten Winterszeit. Gegen Anfang des Jahres 1901 lief ein warmer Mahnruf zugunsten der geplagten Kettenhunde durch die Blätter:

„Alle Menschen", heißt es in demselben, „richten sich im Winter ihre Wohnungen behaglich ein, Vieh und Pferde erhalten eine sorgfältige Stallpflege — nur die armen Hunde werden leider gar zu oft vergessen! Ich spreche, sagt der betreffende Hundefreund, nicht von den verweichlichten Stubenhündchen, sondern vorzugsweise von den unglücklichen Geschöpfen, welche jahrein, jahraus an den Ketten liegen und nichts weiter als eine offene Hütte mit schlechter Unterlage haben. Was sollen wir tun, um solchen bedauernswerten Vierfüßlern ihr herbes Los zu erleichtern?

Zunächst unterwerfe man die Hütten einer sorgfältigen Revision und verstopfe sämtliche Risse, so daß Wind und Regen nicht eindringen können. Dann tue man recht reichlich Heu und Stroh hinein, damit der Körper weich und warm liege. Diese Unterlage muß mindesten alle fünf Tage erneuert werden, denn Schmutz und Ungeziefer sammeln sich darin. Über den Eingang zur Hütte nagle man ein Stück Decke oder Segeltuch so, daß es bis zur Erde herabhängt und der Wind nicht hineinbläst. Die Umgebung der Hütte soll täglich gereinigt werden, um die Luft von dem Unrat nicht verpesten zu lassen, desgleichen sind Wasser- und Futternäpfe sauber zu halten.

Am Tage müssen die Hunde mehrere Stunden umherlaufen können, damit sie sich durch Bewegung erwärmen, Sehnen und Muskeln stärken und die entstehende Steifheit verhindert wird. Zum Schutze gegen schlechte Witterung und Krankheiten sollte man die Hunde während der kältesten Monate, Dezember, Januar und Februar, in einem geeigneten warmen Stalle unterbringen oder wenigstens die Hütte mit Stroh und Erde bedecken. Wie oft hört man ganze Nächte hindurch das Winseln und Heulen der zitternden Geschöpfe. Es wird für Ungezogenheit gehalten, man bringt sie mit Peitsche und Stock zur Ruhe, und schließlich ist es nichts als Frost und vielleicht Hunger, der sie ungebärdig macht. Im Winter bedürfen alle der Kälte ausgesetzten Tiere mehr Futter als im Sommer, weil hungernde Körper der niedrigen Temperatur viel weniger widerstehen als gut gefütterte. Eine tägliche warme Mahlzeit ist durchaus erforderlich."

Worin zeigt sich die Dankbarkeit, welche der Mensch diesem Tiere von unschätzbarem Werte, dem Wachthunde, schuldet? Ach, der Mensch ist oft nicht nur nicht dankbar gegen den Hund, er ist unmenschlich und erbarmungslos gegen ihn. Was ist es denn aber überhaupt, daß das brave Tier für seine oft erprobte Treue, Wachsamkeit und Hilfe erntet? Leider ist noch immer nicht selten schlechte Behandlung und geringes Futter der Lohn, mit dem gar mancher Besitzer dem Hunde seine Dienste lohnt.

Namentlich aber ist es nächst dem Kettenhunde eine andere bestimmte Arbeitsklasse unter den Hunden, deren Los niemals beneidenswert erscheint, oft aber höchst beklagenswert. Von diesen handelt der folgende Abschnitt.

Kapitel 15.

Der Hund als Zug- und Lasttier.

In früherer Zeit, in welcher dem Menschen Hilfskräfte zur Verrichtung von Dienstleistungen sehr verschiedener Art nicht in ausreichendem Maße wie heute zu Gebote standen, wo man noch nicht die Kraftwirkung des Dampfes und wie in neuester Zeit diejenige der Elektrizität kannte, in jener Zeit, wo der Verkehr in die Ferne noch auf dem niedrigsten Standpunkte seiner Entwicklung sich befand und mit ganz erheblichen Schwierigkeiten verknüpft war, bediente man sich in vielfacher Beziehung des Hundes als eines Ersatzes der mangelnden oder ersparten Menschenkraft zu Verrichtungen, deren Ausführung man der Leistungsfähigkeit dieses Tieres hinsichtlich seiner Kraft, Geschicklichkeit und seines Verständnisses sowie seiner Pünktlichkeit wie Zuverlässigkeit mit Erfolg anvertrauen durfte.

Wenn aber die Verwendung des Hundes als Jagdgehilfe zweifellos, diejenige als Herdenwächter wahrscheinlich bereits in der vorge-

schichtlichen Zeit üblich war, so bildete sich der Gebrauch, den Hund zu verschiedenartigen sonstigen Verrichtungen zu verwenden, nach und nach, doch erst in viel späterer Zeit aus.

Als eine der ältesten Verwendungen des Hundes darf die Herbeiziehung desselben als Zug- oder Lasttier gelten, zur Verrichtung einer Dienstleistung, zu der seine Ausdauer und Unermüdlichkeit ihn in trefflichster Weise befähigen. Im Orient, wo man, wie an anderer Stelle ausgeführt wird, die Hunde sonst gewöhnlich von seiner Person fern zu halten pflegt, bediente man sich ihrer in früherer Zeit als Zugtiere, die an Reisewagen gespannt wurden. Sechs an einen solchen mit zwei Sitzen versehenen Wagen, welche des Straßenschmutzes wegen ohne Räder gebaut waren, zogen diesen durch die schlammigen, oft mit Wasser bedeckten Straßen dahin. Indes vermochten sie diese Anstrengung nur einen Tag lang auszuhalten. Aus diesem Grunde hatte man, namentlich zur Beförderung der reisenden Kaufleute einen besonderen regelmäßigen Dienst für diese Hunde eingerichtet, dergestalt, daß, auf gewisse Entfernungen abgeteilt, Hunde in den Dörfern untergebracht waren, welche abwechselnd in Dienst genommen wurden, indem man statt der ermüdeten Tiere anderntags frische Hunde zur Fortsetzung der Reise einspannte.

Was die Verwendung von Hunden als Zug- und Lasttiere bei Griechen und Römern anlangt, so stehen uns hierüber schriftliche Mitteilungen nur in ganz mangelhafter Weise zur Verfügung, da bis auf vereinzelte Ausnahmen die Schriftsteller der Alten diesen Gegenstand unerwähnt lassen. Man darf aber aus dem Mangel häufigerer und eingehender Nachrichten davon die Folgerung herleiten, daß im klassischen Altertum der Gebrauch, den Hund als Lasttier zu verwenden, nicht allgemein verbreitet gewesen, sondern nur in einzelnen Fällen in Anwendung gekommen sei. Standen doch den Begüterten allezeit Sklaven in hinreichender Anzahl zu Gebote, denen man Verrichtungen aller Art, wie man sie Hunden überlassen kann, zuwies.

Einen Ersatz aber für den Mangel schriftlicher Nachrichten über den Gegenstand liefert die Kunst in einigen bildlichen Darstellungen, aus deren Ausführung wir den Schluß ziehen dürfen, daß die Verwendung des Hundes als Zugtier zwar nicht häufig, sicherlich aber doch in einzelnen Fällen in Anspruch genommen worden ist. Bei der Behandlung des Hundes in „der Kunst" haben wir ausführlicher uns mit der Sache zu befassen. An dieser Stelle sei nur der durch das eben erwähnte Beweismittel sichergestellten Tatsache erinnert.

Der verschwenderische Kaiser Heliogabal in Rom († 222) spannte je vier große Hunde, die er vornehm mit Gänselebern füttern ließ, vor seinen Wagen, in dem er selbst sich umherfahren ließ.

Ein persischer König machte einmal dem Großmogul in Indien ein kostbares Geschenk damit, daß er ihm einen wertvollen

Reisewagen zuführen ließ, welcher von sechs vorzüglichen Jagdhunden gezogen wurde, die von einem im Wagen sitzenden Affen würdevoll geleitet wurden.

Auch die prächtigen tibetanischen Doggen müssen wie alle Tiere in Tibet bei dem schwierigen Terrain und dem lebhaften Verkehr als Tragtiere mitwirken.

Allgemein eingeführt war die Verwendung der Hunde als Lasttiere auf den nördlichen Inseln Europas, deren Bewohner die Tiere in das Joch spannten und oft schwere Lasten durch sie fortbewegen ließen. Ebenso ist es seit langer Zeit in Antwerpen und Brüssel allgemeiner Brauch, Hunde statt der Pferde an kleine Frachtwagen und Schleifen zu spannen, nicht selten vier an der Zahl, welche, obwohl sie keineswegs von außerordentlicher Größe sind, doch zuweilen recht schwere Lasten zu ziehen haben.

Bei den nordischen Tataren hingegen gibt es Hunde, welche die Größe eines Esels erreichen. Sie werden gleichfalls unter das Joch gespannt und ziehen, zwei nebeneinander, schwer beladene Karren. Auch tragen sie, wie anderwärts die Esel, das Gepäck ihrer Herren, das ihnen auf den Rücken gelegt wird.

In vielen Ländern kennt man kein anderes Zugtier als den Hund, der ihnen aber als solches in so hohem Grade unentbehrlich ist, daß die Existenz der Menschen von dem Tiere abhängt. Es ist dies bei den Samojeden im äußersten Nordosten Europas, sodann bei den jagenden und fischenden Polarvölkern im höchsten Osten und Norden Asiens, sowie bei einigen Indianerstämmen der Fall. Schlitten von Hunden gezogen sind bei ihnen das einzige Mittel des Reisens und des Transports.

Während aber der Hund in Nordamerika einst als einziges wirtschaftliches Nutztier auch bei anderen Stämmen des nordamerikanischen Südens in Gebrauch war, findet sich in Asien seine ausschließliche Verwendung auf nur wenige Völkerschaften beschränkt. Es verrät sich dadurch ein trotz der geographischen Trennung vorhandener innerer Zusammenhang dieser Völker, der ja auch in anderen Beziehungen sich bekundet.

In dem weiten Gebiet von Nordostasien, ehemals vielleicht bis nach Nordeuropa hinein, stand und steht noch der Hund bei Jägern und Fischern als Zugtier in einem noch bedeutungsvolleren Dienste. Ja es haben die Hunde dieser Gegenden wirtschaftliche Dienste, die einen geschichtlichen Wert erlangt haben, geleistet. In einem Buche von Sahrberg „Über das Jugrische Land, 1816" erfahren wir, daß bei dem Kriegszuge der Russen nach Nordosten in das Gebiet von Jugrien Hunderte von Hundeschlitten das Heer begleiteten. Ein Reisender glaubt sogar, daß früher auch die Esthen der Hundeschlitten sich bedient hätten, und auch in Westsibirien scheint der Hundeschlitten

in früherer Zeit in ausgedehnterem Gebrauch sich befunden zu haben als jetzt. Vielleicht ist er dort durch das Renntier verdrängt worden.

Ich komme nun hier eben aus dem Grunde, weil sie für diese nordischen Völker die einzigen Zug- und Lasttiere bilden, zuerst ausführlich auf jene beklagenswerten Hunde im östlichen Sibirien zu sprechen, deren Charakter und Erziehung wir bereits kennen gelernt haben. Es sind dies diejenigen unter allen Hunden der Erde, deren Los das traurigste ist, das einem Tiere widerfahren kann, das härteste Sklavenlos.

Bei den Samojeden handhabt man die Schlittenfahrt in folgender Weise.

Mit sichtbarer Abneigung, aber dennoch mit augenblicklichem Gehorsam nahen die freien Hunde auf den Ruf ihres Herrn. Man greift dann einen heraus und umgibt ihm beide vom Boden erhobenen Hinterbeine mit einem aus Pelzwerk kreisrund zusammengenähten Gurt, welcher dann gewaltsam aufwärts gestreift wird über den Schwanz hinweg, bis daß sein Oberteil auf das Ende des Rückgrats, das übrige des Pelzringes dicht vor dem Becken und den Keulen des Tieres zu liegen kommt und sich eng an diese Teile anschließt. Am Unterteil des Gurtes ist eine Öse befestigt.

Darauf wird mit dem zweiten Hunde ebenso verfahren und an die Öse eines jeden Gurtes das Ende eines zwei Fuß langen Zugstranges gebunden, dessen anderes Ende aber rückwärts zwischen den Hinterbeinen hindurch geführt wird, so daß man es an das bogenförmige Verbindungsstück der Schlittenläufe befestigt. Die Stränge liegen nahezu horizontal und es üben also die ostiakischen Hunde ihre Zugkraft mit den von den Hinterkeulen bedeckten Stellen ihres Körpers aus.

Einmal angespannt, erwarten die Hunde den Augenblick der Abfahrt mit unruhigem Geheul und auf den Lenker gerichteten Blicken. Durch den Zuruf: „Puir, puir!“ wird der Anlauf bewirkt. Anfangs wechseln Sprung und eiliger Trab und die Ziehenden heulen oft dabei fort, wozu die umstehenden Hunde einstimmen, bis der Schlitten in stete und eilige Bewegung gesetzt ist. Dann traben sie gleichmäßig und befolgen pünktlich das ihnen bekannte Kommando. „Till, till“ heißt rechts, „but till“ links umlenken, „zas“ bedeutet augenblicklichen Stillstand. Die Hunde der Tungusen werden paarweise angespannt, aber an einem gemeinsamen Zugstrang, der am Schlitten befestigt ist. Die rechts gehenden ziehen mit der linken Vorderschulter und die zur Linken mit der rechten, mittels eines breiten Gurtes, den man einem jeden von ihnen schräg um die Brust und über den Rücken legt und dann durch einen dünnen Riemen an jenem gemeinsamen Ringe befestigt. Die Lenkung geschieht nur durch Zuruf des Fahrenden und durch Zeichen mit dem Oschtol oder Zepter der Hundenomaden.

Beide Arten von Befehlen werden von dem freigehenden Leithunde und dann auch von allen Ziehenden mit bewundernswertem Eifer befolgt. Zum Linkswenden ruft man: „Hogge!", worauf sogleich die linke Hälfte des Gespanns fast im rechten Winkel links abschwenkt, wobei sie vor Eifer heulen. Der Ruf „Hott, hott!", mit dem Rascheln des Oschtol begleitet, gibt die gerade Richtung an. Zum Rechtswenden rufen die Tungusen „na, na!" Der Stillstand wird durch den Ruf „teu!" bewirkt, indem man zugleich die Mitte des Oschtol fest gegen das Vorderende des Schlittens drückt und mit seiner Spitze den Schnee wie mit einer Pflugschar durchschneidet.

Unter den zahmen Tieren auf Kamtschatka, sagt Steller, gebührt den Hunden wegen Altertums und Nutzen das Vorrecht und sie machen allein die ganze Klasse der kamtschadalischen zahmen Tiere aus.

An ihre Hunde knüpfen die Bewohner Kamtschatkas eine recht hübsche Sage. Die Kamtschadalen behaupten, daß ihr Adam, Kuttka mit Namen, vormals der Hunde nicht sich bedient, sondern den Schlitten selbst gezogen habe. Damals hätten die Hunde wie Menschen geredet. Es sei aber einstmals geschehen, daß Kuttkas Nachkommen in einem Kahne den Fluß abwärts getrieben seien. Als sie nun am Ufer einige zottige Hunde erblickt und diese ihnen zuriefen: „Was seid ihr für Leute?" so hätten sie nicht geantwortet, sondern wären hurtig vorbeigeschwommen. Darüber hätten sich die Hunde dergestalt erzürnt, daß sie beschlossen, ins Künftige kein verständiges Wort mehr mit irgendeinem Menschen zu sprechen, ein Gelübde, welches sie bis zu dieser Stunde gehalten. Doch wären sie noch so neugierig, daß sie alle Fremden anbellten und fragen wollten, wer sie seien und woher sie kämen.

Ohne Hunde kann auf Kamtschatka niemand, wie anderwärts ohne Pferd, Rind usw., leben. Es ist bekannt, daß Eis und Kälte der Vegetation jener östlichen Gebiete ein unbesiegbares Hindernis entgegenstellen, so daß die Bewohner dieser Landstriche dem Erdboden durch Bearbeitung desselben nur die kümmerlichsten, völlig unzureichenden Erträgnisse abzugewinnen vermögen, weshalb sie an erster Stelle auf tierische Nahrung angewiesen sind, die ihnen zum Lebensunterhalt dient. Weder Grasnutzung noch Getreidebau können während der etwa drei Sommermonate, die ihnen vergönnt sind, gedeihlichem Wachstum entgegenreifen, ja es gibt Gegenden, wie Nischni Kolmysk, wo man nicht einmal Viehzucht betreiben kann.

Unter diesen von der Natur selbst erzeugten Verhältnissen gewinnen die Hunde eine um so größere Bedeutung. Sie vermögen der Kälte Stand zu halten.

Vom Frühjahr bis zum Herbst kümmert man sich nicht im geringsten um die Hunde, sie leben da von Fischen, die sie sehr

behend zu fangen wissen, doch fressen sie, wenn sie deren genug haben, nur den Kopf davon.

Im Oktober sammelt ein jeder seine Hunde und bindet sie an den Pfeilern der Wohnung an. Dann läßt man sie weidlich hungern, damit sie sich des Fettes entledigen, zum Laufen fertig und nicht engbrüstig werden, und dann geht mit dem ersten Schnee ihre Not an, so daß man sie Tag und Nacht mit gräßlichem Geheul und Wehklagen ihr Elend bejammern hört.

Als Kost bekommen sie stinkende, versauerte Fische, doch werden sie nur zu Hause, wenn sie ausruhen, oder auf der Reise des Abends, wenn sie die Nacht über schlafen, gefüttert. Werden sie am Morgen damit gefüttert, so werden sie von diesen ihren Leckerbissen so verweichlicht, daß sie auf dem Wege ermüden und nur Schritt für Schritt gehen können.

Am Morgen füttert man sie mit trockener Speise, die sie mit größter Gier verschlingen. Es sind dies verschimmelte und an der Luft getrocknete Fische, deren Genuß ihnen unterwegs Mut machen soll. Wegen der vielen Gräten und Zähne dieser Speise, die sie gierig verschlingen, verrichten sie ihre Mahlzeit immer mit blutigem Maule. Auch suchen sie sich selber Nahrung auf und stehlen grausam, sie fressen Riemen und die Reisekost ihrer eigenen Herren, wenn sie dazu kommen können. Sie steigen wie Menschen auf den Leitern in die Balagans oder Wohnungen und plündern alles, ja, was das Lächerlichste ist, niemand ist imstande, seine Notdurft zu verrichten, ohne immer mit einem Prügel um sich zu schlagen. Sobald man seine Stelle verläßt, sucht ein Hund den anderen unter vielem Beißen um das Depositum zu übervorteilen.

Diese gequälten Tiere haben für die Bewohner des östlichen Sibirien einen um so höheren Wert in ihrer schneeigen Heimat, als Pferde daselbst selten sind. Es stehen daher den Kamtschadalen zur Bespannung und zum Ziehen ihrer Schlitten keine anderen Tiere zu Gebote als Hunde, mit deren Verwendung oft recht beträchtliche Lasten fortgeschafft werden. Im Jahre 1718 ließ ein sibirischer Befehlshaber durch Hundevorspann eine ganze Pipe Branntwein vom Kloster Katschoi bis Beresow, eine Strecke von 300 Meilen, transportieren.

Die Hunde laufen gewöhnlich ohne zu rasten bis an den Bestimmungsort. Auf drei Hunde rechnet man zehn Pud Last.

In Kamtschatka ist ein regelmäßiger Hundepostdienst eingerichtet, dessen sich die Kaufleute und selbst die Militärkommandos bedienen. Besonders am Jenissei hinauf von Jenisseisk bis Turuchansk bedienen sich Reisende der Hundeschlitten.

Selbstverständlich werden zum Zugdienst am Schlitten Hunde auch in Privathäusern zahlreich unterhalten. Ein wohlhabender

Kamtschadale besitzt deren im Sommer bis zu dreißig Stück und darüber, im Winter bleibt davon nur etwa die Hälfte übrig.

Mit der Hundepost legt man in drei Tagen nicht weniger als 45 Meilen zurück.

Über die sibirischen und kamtschadalischen Posthunde, deren sich die Kamtschadalen, Ostjaken, die östlichen Samojeden, die Tungusen und selbst mehrere Stämme der Mandschuren bedienen, seien weiter noch folgende Einzelheiten berichtet.

Die Hunde müssen im nördlichen Asien Dienste verrichten, die man ihnen in keinem anderen Lande zumutet, und zwar bei einem Futter, welches kein europäischer Hund anrühren würde. In ganz Kamtschatka, bei den Tschuktschen, Jakupiren, Jakuten und Lamuten fährt man auf den daselbst regelmäßig angelegten Poststationen gewöhnlich mit Posthunden. Die Stationen sind sehr ungleich, manche sind vier, sechs, sieben, andere acht bis zehn deutsche Meilen voneinander entfernt. Jeder, der mit dieser Hundepost reist, erhält einen Begleiter, den Eigentümer der Posthunde, welcher vorausfährt und dem die anderen willig folgen.

Auf jeder Station werden 26 bis 30 solcher Posthunde wie in Europa (früher) Postpferde gehalten. Fast jeder Kamtschadale, Tschuktsche usw. hat deren 6, 8, 10, mancher 15, 20 bis 30, die er mit Überbleibseln von Fischen, Gräten, faulen Fischen, Aas u. dergl. füttert, und die ihm alle die Bedürfnisse erleichtern und fortschaffen helfen müssen, welche man in der Regel von anderen, stärkeren Zugtieren zu erhalten pflegt.

In diesen wilden, öden und rauhen Gegenden, wo Pferde und Renntiere entweder gar nicht oder nur äußerst selten vorhanden sind, gebraucht man an ihrer statt die Hunde zum Schlittenziehen im Winter. Es geschieht dies auch schon, wie wir sahen, in der Gegend um Beresow am Ob, am nördlichen Jenissei und an der Lena. Aber nirgends werden sie zu diesem Behufe mehr ausgenützt als in Kamtschatka, weil der Hund das einzige Haustier der Nationaleinwohner dieses entfernten Himmelsstriches ist.

Gewöhnlich werden ihrer fünf bis sechs, bisweilen acht und mehr vor einen Schlitten gespannt. Die Reisenden fahren sich selbst, jeder in einem Schlitten. In Cooks letzter Reise findet man ein solches Gespann mit fünf Hunden abgebildet und beschrieben.

Fremde Hunde, die nicht Posten fahren, taugen zu einem solchen Postzuge nicht, denn sie ziehen schlechterdings nicht am Postschlitten, wenn ihr Herr nicht dabei ist. Von den heimischen Hunden aber ziehen deren vier bis fünf einen Reisenden auf einem leichten Schlitten mit wenig Gepäck leicht dahin; sechs Hunde ziehen einen Schlitten mit 640 Pfund ohne Anstrengung meilenweit. Mit guten Hunden kann man, ohne zu wechseln, drei Tage lang höchstens vierzig Meilen

fahren, wobei sie bloß etwas gedörrte oder frische Fische zu fressen bekommen; dann aber ist ein Rasttag nötig. Gewöhnliche Posthunde laufen 1½ bis 2 Meilen in einer Stunde und desto hurtiger, je näher sie der folgenden Station kommen, weil sie wissen, daß sie dann gefüttert werden.

Ist die Schlittenbahn gleich gut, so kann man auch für jede Stunde eine gleich weite Entfernung rechnen, welche die Tiere zurücklegen.

Bei einem guten Postzuge bedarf es weder Zaum noch Leitriemen, sondern nur Worte. Die wohlabgerichteten Leithunde, von denen mancher mit vierzig bis fünfzig Rubel Silbermünze bezahlt wird, werden den Zughunden vorgespannt und gehorchen aufs Wort. Es geschieht nämlich bisweilen, daß ein Wild ihnen aufstößt oder quer über den Weg läuft, hinter welchem die Zughunde herlaufen wollen. Dies verhindert der vorgespannte Leithund dadurch, daß er sich mitten im Wege niederwirft und die Stränge und Riemen verwickelt, wodurch die übrigen so lange aufgehalten werden, bis der Wolf, Hase, Zobel oder dergleichen ihnen aus den Augen ist. Der kamtschadalische Führer ermahnt sie dabei durch entsprechende Zurufe.

Das Schicksal dieser armen Tiere ist äußerst traurig und ihr Los scheint ganz mit der harten Leibeigenschaft des Menschen, wie sie ehemals bestand, verschmolzen zu sein. Verschiedene Schriftsteller schildern uns in ihren Beschreibungen der östlich „asiatischen Hundepost" den Gebrauch dieser Tiere und ihren schrecklichen Zustand mit so lebhaften Farben, daß wohl jeder auch für das Schicksal der seufzenden leidenden Tierwelt sich interessierende Mensch die näheren Nachrichten nicht ohne besondere Teilnahme lesen wird.

Reisende, welche sich der sibirischen Postschlitten bedienten, erzählen, daß die Hunde den ganzen Tag hindurch mit ihrem Geheul, welches sie in ihrem Grimm unter der ihnen auferlegten Qual ausstoßen, den Bewohnern der einzelnen Orte, durch welche die Reise geht, ankündigen, daß jemand unterwegs sei.

Was den Preis für derartige Postbeförderung anlangt, so zahlte man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts für Benutzung eines Schlittens mit fünfzehn Hunden so viel wie für ein Pferd, d. h. auf die Strecke einer Werst zwei Kopeken.

Berücksichtigt man alle die verschiedenen Einzelheiten, welche die sibirischen Posthunde und deren oben an anderer Stelle geschilderten Charakter betreffen, so liegt die Befürchtung nahe, daß die Personenbeförderung mittels Postschlitten in Sibirien nicht immer den Anspruch auf vollständige Zuverlässigkeit erfüllt. Wenigstens wird erzählt, daß ein Wojwode, welcher auf einem mit zwölf Hunden bespannten Schlitten nach Beresow reisen wollte, das Mißgeschick erlitt, daß die

Hunde, als sie eines Fuchses ansichtig wurden, mit ihm durchgingen, so daß jener bald um sein Leben gekommen wäre.

Wenn aber die Zughunde ihren Herrn aus dem Schlitten geworfen haben, kümmern sie sich nicht weiter um ihn, sondern laufen beständig mit dem leeren Schlitten fort, bis er umgeworfen oder auf irgendeine oder andere Weise aufgehalten wird.

Diese Zughunde, welche hauptsächlich auch zum Fahren von Holz verwendet werden, das sie in fünf Fuß langen Schlitten fortschleppen, erfordern gar keine Pflege und verursachen sehr geringe Kosten, weil von Fischen und Federwild genug abfällt, die Tiere auch zur Not mit Ratten sich begnügen, welche am Ob sehr häufig sind.

In den Städten werden diese Hunde ungemein lästig, weil sie auch dort ein unausstehliches Geheul anzustimmen pflegen, in das sie alle zusammen einfallen, sobald nur einer damit den Anfang gemacht hat.

Besondere Beachtung verdient, was Brehm über diese Hunde sagt. Die Stärke dieser Tiere, erzählt er, ist bewundernswert. Gewöhnlich spannt man deren nur vier an einen Schlitten, diese ziehen drei erwachsene Menschen mit ein und ein halb Pud Ladung, das Pud zu 16·381 Kilogramm. Auf vier Hunde ist die gewöhnliche Ladung fünf bis sechs Pud. Leicht beladen kann ein Mensch in einem Tage in schlimmen Wegen und tiefem Schnee 30 bis 40 Werst, sieben Werst auf eine frühere deutsche Meile gerechnet, zurücklegen, bei guten Wegen 80 bis 100 Werst.

Die Pferde sind im Winter wegen des allzutiefen Schnees nicht zu gebrauchen, über welchen die Hunde jedoch hinweglaufen; ein Pferd hingegen würde bis an den Hals hineinfallen. Ebenso ist das Pferd unbrauchbar wegen der vielen steilen Gebirge und engen Täler, der unwegsamen, dicken Wälder und vielen Ströme und Quellen, die nicht hart genug zufrieren, um ein Pferd zu tragen.

Die Last, zu ziehen, kann dem Hunde dort niemals abgenommen werden und man findet Hundeliebhaber, die für einen kamtschadalischen Schlitten samt Hund und Geschirr leicht 60 bis 80 Rubel erlegen. Man gelangt mit den Hundeschlitten selbst an die unwegsamsten Stellen.

Auch sind die Hunde gute Wegweiser und sie wissen sich selbst in den größten Stürmen, wo man kein Auge öffnen kann, zurecht und nach den Wohnungen zu finden. Sind die Stürme so hart, daß man liegen bleiben muß, was oft geschieht, so erwärmen und erhalten sie ihren Herrn, indem sie stundenlang bei demselben still liegen. Oft währt der Sturm einige Tage, ja eine ganze Woche fort. Während dieser ganzen Zeit liegen die Hunde still. Wenn sie aber die äußerste Hungersnot treibt, so fressen sie Kleider und Riemen vom Schlitten ab. Auch hat man durch diese Hunde sichere Nachricht von einem nahenden Unwetter, denn wenn sie im Schnee graben und sich dabei legen, mag man

sicherlich einen Ort aufsuchen, wo man sich vor dem Sturme verbergen kann, wofern man zu weit von menschlichen Wohnungen entfernt ist.

Der Hund ist bei den genannten Völkern des fernen Ostens trotz, vielleicht gerade wegen seiner Unentbehrlichkeit, gehalten wie ein Sklave, aber er ist ein treuer Sklave, der sein hartes Schicksal über sich ergehen läßt, wenn er auch nicht selten darüber ergrimmt ist. Und er ist brauchbarer dort als das Renntier, weil er sich von vegetabilischer Kost ernährt. Vergleiche über das Vorstehende (75*).

Aber nicht nur im Osten Sibiriens leistet der Hund in der geschilderten Weise den Bewohnern dieses öden, von Schnee und Kälte starrenden Landstriches in anderer Art niemals zu ersetzende Dienste, auch im übrigen Sibirien hat er für die Landeingesessenen den gleichen hohen Wert, der hier insofern mehr gewürdigt zu werden scheint, als die Hunde im allgemeinen besser behandelt werden, als dies im äußersten Osten zu geschehen pflegt.

Über den Dienst der Hunde am Schlitten erzählt Ferdinand Baron von Wrangel in seiner „ausführlichen Reisebeschreibung 1839“ noch einige andere Züge aus dem Leben dieser Tiere und sagt, es bestehe das vollständige Gespann eines Schlittens aus zwölf Köpfen. Ein besonders gut abgerichteter Hund befinde sich an der Spitze und leite die übrigen. Wenn dieses Tier, fährt v. Wrangel fort, nur ein einzigesmal einen Weg zurückgelegt hat, so erkennt es nicht nur aufs genaueste die einzuschlagende Richtung, sondern auch die Orte, wo man zu verweilen pflegt, selbst wenn die Hütten tief unter dem Schnee verborgen sind. Er hält plötzlich auf der gleichförmigen Oberfläche still, wedelt mit dem Schwanze und scheint dadurch seinen Herrn einzuladen, die Schaufel zu ergreifen, um den engen Gang in die Hütte zu finden, welche einen Rastort gewähren soll.

Im Sommer muß derselbe Hund Boote stromaufwärts ziehen. Hindert ihn auf seinem Wege ein vorstehender Felsen am Vorwärtsgehen, so stürzt das brave Tier sich ins Wasser, um seinen Weg am jenseitigen Ufer fortzusetzen. Der Lohn für diese seine harte Arbeit, die er mit Eifer und so viel Geschick ausführt, ist freilich auch hierbei ein sehr geringer, denn es werden ihm täglich zehn halbverfaulte Heringe als Futter gereicht.

Wie wichtig der Hund selbst für die Veranstaltung wissenschaftlicher Forschungen in den Eisregionen ist, darüber berichtet Kant im 4. Bande seiner „physischen Geographie“, wo er der Expedition Lachoffs und seiner Gefährten im Jahre 1770 erwähnt. Lachoff hatte sich an der Mündung des Flusses Jana eingeschifft und war zuerst an das Vorgebirge Swatoi Noß gelandet, wo man einen Haufen nicht zu zählender Damhirsche zu Gesicht bekam, die ihren Weg südwärts genommen hatten. Lachoff hatte sich vorgenommen, den Ort auszukundschaften, wohin diese Tiere gekommen wären, und fuhr

auf einem mit Hunden bespannten Schlitten anfangs April jener Spur auf dem Eise nach. Gegen Abend kam er an eine 70 Werst nördlich vom Vorgebirge entfernte Insel, wo er übernachtete und am folgenden Tage weiterfuhr. Zu Mittag kam er an eine Insel, die 20 Werst weiter, aber noch in derselben Richtung lag: die Spur jener Tiere ging noch weiter. Er verfolgte sie, bis das Eis so rauh ward, daß die Hunde den Schlitten nicht mehr fortbewegen konnten. Er sah weder Inseln noch festes Land, und kam, weil die Hunde Hungers starben, mit vieler Mühe zurück. Die Kaiserin (Katharina II.) belegte die von ihm gefundenen Inseln mit seinem Namen und erteilte ihm das ausschließliche Recht, auf den von ihm entdeckten oder noch zu entdeckenden Inseln Elfenbein zu sammeln und zu jagen. Ohne die Hilfe der Hunde würde die ausgeführte Forschungsreise in ihrer ganzen Ausdehnung nicht zu ermöglichen gewesen sein.

Daß die Bewohner jener öden, eisigen Landstriche trotz der für das Gegenteil sprechenden Behandlung des Tieres, den Wert ihrer Hunde erkennen, und gegebenenfalls auch in sehr vorsorglicher Weise dieselben zu behandeln bereit sind, ersehen wir aus nachstehender Begebenheit.

Als im Jahre 1821 eine Seuche unter den Tieren wütete und eine jukagirische Familie alles verlor mit Ausnahme von zwei ganz kleinen Hunden, welche noch nicht sehen konnten, da teilte die Hausfrau ihre eigene Milch zwischen diesen beiden Hundchen und ihrem Kinde, und hatte die Freude, daß die beiden Hunde die Stammeltern einer sehr starken Rasse wurden.

Im Jahre 1822 waren die Einwohner am Kolywafluß, nachdem sie ihre meisten Hunde durch eine Seuche verloren, in die traurigste Lage versetzt. Sie mußten ihr Brennholz selbst herbeischleppen. Dazu fehlten ihnen sowohl Zeit als Kräfte, die an verschiedenen, weit entfernten Orten gefangenen Fische nachhause zu bringen. Endlich waren sie gezwungen, während aller dieser Arbeiten, welche äußerst langsam vonstatten gingen, die Jagd der Vögel und Pelztiere fast ganz zu versäumen. Eine furchtbare Hungersnot, welche viele Menschen hinraffte, war die Folge des Mangels an Hunden, welche hier nie ersetzt werden können, weil man für Pferde kein Futter verschaffen kann, auch weil der Hund flüchtig über den Schnee hinwegläuft, während die schweren Pferde versinken würden.

An der Küste Asiens ist, wie Steller sagt, der Hund das einzige Zugtier, ja meist das einzige Haustier. Der Mensch aber ist von ihm vollständig abhängig.

Ebenso wie den Bewohnern Sibiriens sind die Hunde dem Grönländer unentbehrlich. Auch für ihn ist dieses Tier eine Lebensbedingung, von welcher seine Existenz abhängt. Kennt doch der Grönländer unter allen Haustieren eben nur den Hund.

Der Grönländer Hund ist groß und hat einige Ähnlichkeit mit dem Wolfe. Er bekundet eine gewisse Ungebundenheit, führt aber gleichfalls meist ein sehr beschwerliches Leben. Er bellt nicht, sondern heult nur. Auf Tiere schwarzer Farbe legt der Grönländer den höchsten Wert, weil er deren Fell teils zu ganzen Kleidungsstücken, teils zum Besatz an seinen Pelz verwendet. Doch bedingt dies keineswegs den großen Nutzen, den der Grönländer von seinem Hunde hat, ebensowenig der Umstand, daß er in Zeiten der Hungersnot seine Zuflucht zu dem Tiere als Nahrungsmittel nehmen kann.

Vielmehr ist es auch hier die Verwendung des Hundes als Zugtier vor dem Schlitten, welche diesen für die Bewohner namentlich Nordgrönlands unentbehrlich macht. Denn nicht allein, daß zu gewissen Zeiten der Hundeschlitten überhaupt das einzige Mittel ist, um von Ort zu Ort zu gelangen, steht derselbe auch in engster Beziehung zum Seehundsfang. Es ist nicht schwer für den Grönländer, sich die genügende Zahl von Hunden zu verschaffen, da die Hündin zweimal jährlich, und in der Mehrzahl sechs Stück Junge wirft. Der Grönländer, dem es gar nicht einfällt, an eine rationelle Hundefütterung zu denken, legt, wenn er nicht ganz außerordentlichen Überfluß an Nahrungsmitteln hat, niemals etwas zurück für die Hunde. Diese müssen sich vielmehr mit dem Abfall von Knochen, Haut und Eingeweiden begnügen, den der Grönländer als unbrauchbar wegwirft. Wollen die Hunde mehr haben, so müssen sie es sich selbst verschaffen, müssen Muscheln, Beeren, junge Vögel und anderes, was ihnen die Natur bietet, aufsuchen. Im Sommer treten aber Mangel an Nahrung und Hunger nicht an sie heran. Im Winter jedoch leiden die Hunde in der Regel den fürchterlichsten Hunger. Sie verschlingen dann alles, alte Stücke von Fellen, altes Tauwerk u. dgl., um nur das Leben zu fristen, und oft wenn der Seehundsfang mißlingt, stirbt eine Koppel nach der andern, was wiederum Hungersnot bei den Eigentümern zur Folge hat, die sich dadurch des einzigen Mittels zum Erwerb beraubt sehen.

Der Umstand, daß der Grönländer Hund bei so verwilderter Verpflegung und bei der Anweisung auf die eigenen Talente im Rauben und Verhungern zumeist sich selbst ernähren muß, bewirkt natürlicherweise, daß die Natur des Raubtieres bei ihm sehr entwickelt ist. Er ist wild und bissig und fällt wütend, ja mit einer wahren Raserei jedes Tier an, das ihm in den Weg kommt, zerreißt und verzehrt es, so weit er kann, so daß kaum die Knochen übrig bleiben. Es ist deshalb nötig, den Hund ziemlich streng zu halten, was jedoch oft zu den abscheulichsten Grausamkeiten entartet. Aber nichtsdestoweniger hat man Beispiele, daß solche Hunde Kinder zerrissen haben, ja daß selbst Erwachsene ihren Angriffen erlegen sind. Bei ihrer Neigung zum Beißen und ihrer boshaften Wildheit sind sie schwer zu regieren und verstehen nur die

Peitsche. Trotz der abscheulich grausamen Behandlung seitens ihrer Herren oder vielleicht wegen derselben fallen sie auch Menschen an.

Die Hunde müssen im Winter wie im Sommer im Freien sich aufhalten und sind in erstaunlichem Grade abgehärtet. Wenn die Kälte zwanzig Grad Reaumur nicht übersteigt oder nicht von Sturm begleitet ist, rollen sie sich nicht einmal zusammen beim Schlafen, sondern strecken alle Viere behaglich von sich. Nur der Hündin, wenn sie geworfen, erlaubt man kurze Zeit, in dem Hausgange zu liegen.

In der Regel bilden die Hunde des Grönländers von selbst eine besondere Abteilung, die auf dem Dache der Hütte des Eigentümers lagert. Die einzelnen Abteilungen behaupten auf den Dächern ihren besonderen Platz und ein Verkehr mit den anderen Koppeln wird stets vermieden. Jede solche Koppel hat ihren sogenannten Baas, d. h. der Stärkste wirft sich zum Herrn der übrigen auf, übt Gerechtigkeit, bestraft die Faulen und macht sich während der Schlittenfahrt sehr nützlich. Entsteht ein Streit zwischen zwei Hunden wegen eines Knochens, so entscheidet der Baas denselben, indem er entweder selbst den Knochen nimmt oder ihn demjenigen der Streitenden überläßt, der seiner Ansicht nach das Recht auf seiner Seite hat.

Geraten zwei Koppeln in Streit, so muß diejenige weichen, deren Baas besiegt wird, selbst wenn sie, was die übrigen Kämpfenden betrifft, die Übermacht haben sollte.

Beginnt der Baas zu weichen, so versucht einer der jüngeren Hunde die Herrschaft an sich zu reißen und es entsteht nun ein Kampf auf Leben und Tod. Unterliegt der jüngere Hund, so wird er ohne alle Gnade zerrissen. Im entgegengesetzten Falle wirft er sich sogleich zum Herrn auf und empfängt die Huldigung seiner Untertanen. Alle Hunde der Koppel stellen sich gleichsam zur Parade auf und keiner von ihnen wagt es, an dem Sieger vorüberzugehen, ohne daß er sich auf den Boden würfe, mit dem Schwanze wedelte und in irgendeiner Weise seine Unterwürfigkeit zu erkennen gäbe.

Bleibt der alte Baas nicht tot im Kampfe, so hat doch die erlittene Niederlage einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er von dem Augenblicke seiner verlorenen Herrschaft an als tot zu betrachten ist. Er verkriecht sich in irgendeinen Winkel, wo er im Frieden den Rest seiner Tage verbringen kann, und es ist von nun an ein Ding der Unmöglichkeit, ihn dahin zu bringen, daß er auch nur den geringsten Dienst verrichtet. Doch würdigt ihn keiner seiner ehemaligen Untertanen auch nur der leisesten Spur von Aufmerksamkeit und er stirbt endlich aus Gram.

Wie sehr gleicht doch das Tier hierin so manchem Menschen, der, zurückgesetzt, verstoßen von aller Welt in der Einsamkeit seiner Tage verkümmert! Welcher Fürst würde sich wohl darein fügen, als schlichter



Untertan unter der Herrschaft desjenigen seiner vormaligen Untergebenen tätig zu sein, der ihn vom Throne gestoßen!

Ich habe vorstehende, zum Teil staunenswerte Charakterzüge aus dem Leben des Grönländer Hundes hier eingefügt, weil dieselben im engsten Zusammenhange stehen mit dem Verhalten dieser Hunde als Zugtiere, dem wir nun unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Vor seinen aus zwei Brettern mit sechs bis acht Querhölzern und mit Riemen zusammengebundenen Schlitten, über welchen Renntier- oder Bärenfelle ausgebreitet sind, spannt der Grönländer eine Anzahl seiner Hunde, vier bis vierzehn und mehr, die alle nebeneinander gehen in der Entfernung von vier bis fünf Ellen vom Schlitten. Mittels dieses Fuhrwerkes kann man lange Strecken mit erstaunlicher Schnelligkeit zurücklegen. Auf ebenem Schnee oder Eis vermögen acht Hunde mit ziemlich schweren Schlitten vier Meilen in einer Stunde zu laufen, so schnell also, wie man bei uns mit Dampf fährt. Aber in der Regel gibt es so viele ungebahnte Strecken und andere Hindernisse, daß die Schnelligkeit selten zwei Meilen in der Stunde beträgt.

Die Hunde vor dem Schlitten werden ohne Zügel nur durch Hilfe einer Peitsche mit kurzem Schaft und sehr langer Schnur gelenkt; zuweilen werden sie mit irgendeinem aufmunternden Wort angeredet und es erfordert viel Übung und genaue Kenntnis der grönländischen Hunde, um die nötige Fertigkeit zum Fahren mit dem Hundeschlitten zu erlangen. Sobald die Hunde vorgespannt sind, legen sie sich in einer Gruppe nieder, die Köpfe dicht nebeneinander. Wenn aber der Eigentümer den Schlitten bestiegen und ihnen das Zeichen zum Aufstehen mit der Peitsche gegeben, springen sie sofort auf und laufen in schneller Fahrt mit dem Schlitten dahin.

Anfänglich geht das allerdings ziemlich unordentlich vonstatten. Ein Paar der Hunde beißen sich gelegentlich, ein anderer Hund wird in die Riemen verwickelt, umgerissen und eine Strecke lang auf dem Rücken liegend dahingeschleift; das eine oder das andere von den Tieren ist faul und zieht nicht recht an. Da tritt nun der Baas sein Amt an und legt Beweise seiner Tüchtigkeit und seiner Machtstellung an den Tag. Der Grönländer berührt ihn nur mit der Peitsche und sofort weiß er, daß irgendwo im Gespann Unordnung herrsche. Augenblicklich hat er den Schuldigen entdeckt, ergreift den Sünder am Genick und schüttelt und züchtigt ihn nachdrücklich, eine Maßregelung, die selten ohne guten Erfolg bleibt.

Auch über Eisspalten setzen die Hunde hinweg, indem der Kutscher den Schlitten hinten hebt, ihn hinüberstößt und dann selbst hinterdrein springt. Bei starken Spalten wird durch einen Eisblock eine Brücke gelegt, auf welcher der Kutscher sich selbst, die Hunde und den Schlitten hinüberstößt. Ist das Eis so dünn, daß es sich unter dem Fuhrwerk

biegt, so schwingt er die Peitsche über den Köpfen der Hunde, die sich sofort zerstreuen und so weit auseinander laufen, als die Riemen dies gestatten, wodurch die Last sich auf eine größere Fläche verteilt und die Gefahr des Einbrechens sich vermindert.

Bei der Fahrt von jähen Anhöhen hinab werden die Hunde entweder mit den Vorderfüßen an den Schlitten gebunden oder man bringt sie alle hinter den Schlitten. In beiden Fällen verstehen die klugen Tiere, sich in einer Weise einzustemmen, daß die Fahrt ganz langsam und sicher bergab geht.

Die Hunde durchlaufen auf ebener Bahn zwei Meilen in einer Stunde. Ihrer sechs bis acht ziehen einen Schlitten mit fünf bis sechs Personen und laufen in einem Tage acht bis zehn Meilen.

Über die grönländischen Hunde und ihren Charakter gibt der bekannte Reisende Nordenskiöld nachstehende Schilderung: „Nachdem das Gepäck ans Land gebracht worden, war unsere größte Sorge die, dasselbe gegen die Hunde zu schützen. Ebenso wie überall in Nordgrönland beherbergte auch Ujarasugsuk eine Menge dieser diebischen, aber feigen Tiere, welche sofort bei unserer Landung uns mit heftigem Gebell (50) entgegeneilten. Sie erschienen gefährlicher als sie in Wirklichkeit sind, denn man braucht sich nur zu stellen, als wolle man einen Stein vom Boden aufheben, so fliehen sie sofort aus Furcht vor Schlägen. Diese erhielten sie jedoch manchmal, wenn sie untereinander in Streit gerieten, wobei der Handelsmann mit der Hundepeitsche in den Haufen sprang und nach allen Seiten hin kräftige Hiebe austeilte. Dem Aussehen nach erinnern diese Tiere gleichzeitig an den Wolf und an die Hyäne und nachts scheinen sie den größten Unfug zu treiben.

Um unseren Biervorrat kalt zu halten, hatten wir die Flaschen mit Konservenbüchsen in eine Grube gelegt und über das Ganze größere und kleinere Eisblöcke aufgestapelt. Da dies in Ruhe liegen blieb, glaubten wir nach einigen Tagen es wagen zu können, auch unseren Buttervorrat, der im Zelte von der Wärme zu leiden anfing, an derselben Stelle zu verwahren, aber schon in der ersten Nacht wurde dies von den Hunden ausgewittert, und wenn Häneberg nicht durch das Geräusch geweckt worden wäre, als die Tiere die Eisstücke auf die Seite zu kratzen suchten, und so rechtzeitig die über diese Überraschung sehr aufgebrachten Bestien hätte forttreiben können, so würden wir unsere Butter sicherlich zum letztenmal gesehen haben.

In der folgenden Nacht machten sie sich an die Konservenbüchsen, dieselben waren aber für ihre Zähne zu hart, und daß die Hunde bei dem Versuche nicht unbeschädigt davongekommen waren, zeigten die Blutflecken am Platze; eine Bierflasche hatten sie aber doch ein Stück mit fortgeschleppt, ohne daß dieselbe indes beschädigt war. Dagegen glückte es ihnen, auf unerklärliche Weise sich dreier geschossener Eider-

gänse zu bemächtigen, welche wir unter einem ziemlich hoch gelegten, umgekehrten Frauenboot (Umiak) verborgen hatten, dessen Höhe über dem Boden wir für einen genügenden Schutz gegen die gierigen Tiere hielten. Seltsamerweise wagten sie niemals, während unserer Abwesenheit sich Eintritt in das Zelt zu verschaffen, auch wenn der Eingang nur zugeknöpft war, vielleicht weil sie fürchteten, daß jemand darin wäre.

Mit Ausnahme der wenigen Ziegen, Schafe, Schweine, Rinder und Hühner, welche von den Europäern nach Südgrönland geführt worden sind, haben die Eingeborenen keine anderen Haustiere als die Hunde. Von diesen halten in den nördlichen Kolonien Eingeborene und Europäer eine große Menge, welche im Winter zu Jagdfahrten u. dgl. verwendet werden, im Sommer aber frei in der Nachbarschaft der Häuser ihrer Herren umherstreifen, oft ohne andere Nahrung als diejenige, welche sie unter den Abfällen von der Beute des Fischfanges finden oder auf andere Weise sich verschaffen können.

Oftmals bringt sie ihr Herr im Frühjahr nach einer unbewohnten Insel, wo sie ohne weitere Wartung leben und sich ernähren können, so gut es ihnen möglich ist. Im Winter dagegen erhalten sie, wenn nicht gerade Hungersnot herrscht, eine reichliche Nahrung.

Der grönländische Hund ist oft von einer eigentümlichen Rasse, welche offenbar mit der in Kamtschatka und längs der Nordküste Asiens einheimischen identisch und mit dem, wenn schon etwas größeren Lappenhunde nahe verwandt ist. Gewöhnlich sind die grönländischen Hunde nur mittelgroß, in der Farbe meist schwarz mit weißen Flecken. Sie haben stehende Ohren, einen sehr dicken Pelz und buschigen Schwanz. Sie sind ausschließlich dazu ausgebildet, im Winter auf Reisen längs der Küste den Schlitten zu ziehen, den Jäger nach dem oft weit von seinem Heim gelegenen Jagdplatz und dann wieder von dort zurückzuführen, die Jagdbeute nach Hause zu schleppen usw. Dagegen werden sie nicht zur Jagd im europäischen Sinne — wenn man das Hetzen auf Bären ausnimmt — oder zur Bewachung des Hauses gebraucht, und ebensowenig wie die Zughunde der Tschuktschen und Samojeden können die grönländischen Hunde bellen. Letzteres scheinen sie auch nicht zu erlernen, wenn sie nach Europa gebracht werden. Ein von den Samojeden bei Chabarowa gekaufter junger Hund, welcher nach Stockholm gebracht worden war, fing, nachdem er daselbst aufgewachsen war, etwas an zu bellen. Vollständig erlernte er die Sprache des zivilisierten Hundes aber niemals, denn das Gebell ging stets in ein klägliches Geheul über.

Sechs bis acht Hunde werden nebeneinander — nicht wie bei den Tschuktschen und Kamtschadalen zwei und zwei voreinander — vor einen kurzen, vermittels Lederriemen oder Walfischbarten aus Treibholz zusammengefügten Schlitten gespannt, dessen Kufen bei denjenigen

Eingeborenen, die sich nicht haben europäisches Eisen verschaffen können, oft mit einem Beschlag von Knochen versehen sind. Wenn die Kälte es zuläßt, werden die Kufen durch Übergießen mit Wasser noch mit einem Beschlag von Eis versehen, wodurch die Reibung gegen den Schnee in hohem Grade vermindert wird."

Der Reisende Parey sagt, daß er einen Schlitten gesehen habe, dessen eine Kufe aus zusammengerollten und gefrorenen Seehundshäuten bestand, die mit einer Schicht von Eis umgeben waren, und Mac Clintock erwähnt, daß am Kap Viktoria alle Schlittenkufen bis auf eine einzige Ausnahme aus diesem Material hergestellt waren. Hall benutzte selbst einen solchen Schlitten, der von seinen hungrigen Jagdhunden aber beinahe aufgefressen wurde.

Mit ihren Hundegespannen machen die Eskimos im Winter weite Reisen von dem einen Lagerplatze zum anderen und von ihrer Heimat über das Eis nach den Winterfangplätzen. Auch viele in Grönland ansässige Dänen betreiben den Hundeschlittensport mit einer wirklichen Leidenschaft.

Es ist bekannt und es wurde schon ein Beispiel dieser Art angeführt, daß die Schlittenfahrten mit Hunden verschiedenen arktischen Expeditionen bedeutende Dienste geleistet haben. „Bei dem Versuche," schreibt Nordenskiöld, „den ich 1872 zu machen gedachte, von Spitzbergen über das Eismeer nach dem Pol vorzudringen, waren Hunde als Zugtiere in Frage gestellt und die hauptsächlichste Veranlassung zu meiner Reise nach Grönland 1870 war gerade die Beschaffung von Aufschlüssen, ob dieses Transportmittel für den fraglichen Zweck geeignet sei, von Wichtigkeit; die Antwort war negativ. Hunde sind für längere Schlittenfahrten, wo man unterwegs kein Futter für sie verschaffen kann und daher die nötigste Nahrung für sie sowohl wie für die Menschen mit sich führen muß, nicht verwendbar.

Dagegen sind Hunde nicht genug zu schätzen selbst für längere Reisen zwischen bewohnten Orten. Im Sommer benutzen die Eskimos nördlich von der Hudsonbai Hunde zum Transport von Lasten. Ein Hund kann seinem Herrn mit einer Last von zehn bis zwölf Kilogramm nachfolgen.

Unter den Hindernissen, welche sich dem Betriebe der Renntierzucht in Grönland entgegenstellen, wird oft angeführt, daß die Renntiere sofort von den Hunden zerrissen werden würden. Diese Befürchtung scheint mir aber trotz der wilden und gefräßigen Natur des Eskimohundes unberechtigt zu sein. Bei den Tschuktschen halten Renntierführer oft bei den Zeltplätzen der Küstenbewohner an, wo eine Menge Zughunde frei herumschweifen, und sie haben von den Hunden kaum so viel Beschwerden, als sie bei uns ein Pferdefuhrwerk auf der Landstraße vor den Haushunden hat.

Wenn der Schnee hart gefroren und scharf ist, werden die Füße



der Eskimohunde durch Socken oder Schuhe geschützt von ungefähr demselben Schnitt wie die Hundeschuhe der Tschuktschen. Oft wird die Schnauze des Eskimohundes mit Riemen fest zusammengebunden, um ihn daran zu hindern, bei Mangel an anderer Nahrung das Lederzeug zu zerkauen, womit er angeschirrt ist.

Ebenso wird der eine Vorderfuß heraufgebunden oder am Halsbande befestigt, um das Ausreißen oder die Beißereien unter den Hunden zu verhindern.

Bei allen Hundefuhren wird die Peitsche mit kurzem Stiel und einer ungeheuer langen Schmitze beendigt, welche in der Hand eines geschickten Kutschers ein fürchterliches Strafinstrument bildet, mit dem er vom Schlitten jeden beliebigen Teil des zu bestrafenden Hundes treffen kann. In jeder gut dressierten Hundekoppel ist außerdem einer der Hunde der sogenannte „Aufseher" der anerkannte Leiter der anderen, welcher von selbst die Säumigen straft und Ordnung unter den Unbändigen hält. Über das Verhältnis des Aufsehers zu seinen Untergebenen, die Unterwürfigkeit, welche diese gegen ihn an den Tag legen, und die Kämpfe, welche in der Koppel um den Vorzugsplatz ausgefochten werden, erzählen die dänischen Hundeliebhaber in Grönland viele merkwürdige Züge."

Es herrscht also, wie sich aus diesem der Gegenwart entstammenden Berichte ergibt, noch heute unter jenen Hunden dieselbe Ordnung, die wir oben bei Besprechung des Baas zu beobachten Gelegenheit hatten (76*).

Die Verwendung der Hunde als Zugtiere an den Schlitten auf den Schnee- und Eisflächen des hohen Nordens leistet aber trotz der angeführten Bedenken der Erforschung dieser noch wenig gekannten Gebiete nicht unwesentliche Unterstützung. Der Hund tritt damit in den Dienst der Wissenschaft ein.

So wurden bei der in den Jahren 1892/93 von dem amerikanischen Marineingenieur Peary, dessen bereits Erwähnung geschah, von Nordgrönland aus unternommenen Expedition zur Erforschung der Nordpolargegend Hunde mitgenommen. Die Reise nach dem Binneneise im Innern des Landes wurde im Frühjahr 1892 angetreten von der M'Cormickbai im Inglefieldgolf, unter dem 77. Grad nördlicher Breite. Im Innern erheben sich die Gletscher zu einer Höhe von 2000 bis 2500 Meter. Die mitgeführten Hunde, so wird berichtet, erwiesen sich in jeder Beziehung als vortrefflich. Sie waren ausdauernd, schnell und bedurften wenig Nahrung. Sie zogen den Schlitten den größten Teil des Weges allein, nur stellenweise unterstützt durch Segel, die am Schlitten angebracht waren. Beim Hinaufklimmen auf die hohen Eiskanten jedoch mußten die Reisenden selbst mit Hand anlegen.

Im weiteren Verlauf dieser Forschungsreise aber hatten die

armen Tiere viel von der nordischen Kälte zu leiden, die meisten von ihnen fielen derselben zum Opfer. Es wurde hierüber berichtet: „Der „Falcon" segelte am 14. Juli 1893 nach der Bowdoin-Bai im Inglefieldgolf, 35 englische Meilen nördlich des M'Cormickhafens. Das Schiff nahm Vorräte auf zwei Jahre mit. Der Zug zählte zwölf Mitglieder. Leutnant Peary nahm auch seine Frau mit. Am 19. März trat ein Äquinoktialsturm ein, der vier Tage dauerte. Der Wärmemesser zeigte auf 45 bis 60 Grad Fahrenheit unter Null. Der Zug hatte furchtbare Leiden auszustehen. Viele Hunde erfroren, mit einer dichten Eiskruste umgeben, und andere mußten aus dem Eise ausgehauen werden. Mit einer einzigen Ausnahme überstanden dennoch alle Mitglieder des Zuges die Drangsale. Da es ihnen aber an Hunden mangelte, so wurde ein Teil zurückgelassen und Leutnant Peary drang allein mit den Genossen Entriken, Baldwin und Clarke vor. Er konnte während vierzehn Tagen nur 85 englische Meilen zurücklegen. Dann mußte die Rückfahrt angetreten werden, obgleich nicht der vierte Teil des Weges nach der Independencebai erreicht worden war. Die Schlitten mußten im Stich gelassen werden. Von 92 Hunden kamen nur 26 zurück."

Ein späterer Bericht endlich, welcher der zur Auffindung der Pearyschen Nordpolexpedition unternommenen Aufsuchungsreise erwähnt, die im Walfischsund stattfand (3. August 1895), teilt mit, daß Peary doch noch die Independencebucht erreicht hat, daß aber von allen Hunden nur ein einziger zurückgebracht worden ist, nachdem die meisten von ihnen dem Hunger erlagen. Mit den Hunden gingen selbstverständlich auch die Schlitten verloren, welche zurückgelassen werden mußten.

Ähnlichen Leiden waren die Hunde bei der Wellmanschen Nordpolexpedition von 1894 ausgesetzt, deren Schiff „Rogewald Jarl" oberhalb Spitzbergen vom Packeise zerdrückt wurde und gänzlich verloren ging. Es galt nun, die Mitglieder der Expedition aufzusuchen, zu welchem Zwecke Kapitän Bottolfsen mit dem Kutter „Malygen" von Tromsö abfuhr. Die Wellmansche Expedition wollte ihre Schlittenreise ganz in der geplanten Weise zur Ausführung bringen und demnach spätestens am 1. September auf der Waldeninsel und am 15. September auf der dänischen Insel eintreffen. So berichtete Bottolfsen nach seiner Ankunft in Tromsö, gleichzeitig aber erzählte er auch, daß die Schlittenhunde sich die Füße wund gelaufen hätten und niedergeschossen werden mußten. Es ist anzunehmen, daß nicht die gesamten Hunde unbrauchbar geworden sind, denn sonst wäre es der Expedition unmöglich gewesen, große Strecken zurückzulegen. Der Erfolg der Schlittenexpeditionen hängt nur von der Tüchtigkeit der Hunde ab. Diese letzteren waren aber der wunde Punkt der Wellmanschen Expedition.



Auch Dr. Nansen hielt die Mitnahme von Hunden auf seine Forschungsreise nach dem Nordpol für erforderlich, so daß er in seinen die weite und lange währende Fahrt vorbereitenden Veranstaltungen auf Beschaffung geeigneter Tiere bedacht war. Der kühne Forscher wandte sich im Jahre 1892 diesbezüglich an den Sibirienforscher Baron E. v. Toll mit der Frage, ob er in Sibirien Hunde für Schlittenreisen bekommen könnte und ob es möglich sei, die Tiere nach Norwegen zu senden oder an die Mündung der Lena zu bringen. Toll tat nach Unterredung mit dem früheren Gouverneur in Tobolks, Staatsrat Troinizki, sofort die nötigen Schritte, entschied sich aber dafür, die Hunde nach Chabarowa an der Jugorschen Straße bringen zu lassen. Hier mußte Nansen auf jeden Fall eintreffen, während es an einem östlicheren Punkte zweifelhaft war, ob die Expedition der Eisverhältnisse halber landen könnte. Es galt nun, die für Polarreisen so wichtigen Tiere, die von weit her gebracht werden mußten, zu rechter Zeit an Ort und Stelle zu schaffen, und es glückte Toll, hierzu den richtigen Mann zu finden. Dies war der in Verbindung mit der Nansenschen Expedition gelegentlich erwähnte Trontheim, ein in Riga geborener Deutscher. Mit ihm schloß Baron Toll einen Vertrag ab, und schon Ende Januar 1893 kaufte Trontheim in Beresow, wo sich zu jener Zeit eine Menge Ostjaken und Samojeden befanden, um Steuern zu bezahlen, 33 Hunde. Mit diesen ging Trontheim nach Muski am untern Ob und verpflichtete einen Syrjanen, ihn nebst Bagage und Hunden nach der Jugorschen Straße zu bringen, die Hunde wurden an die Renntierschlitten gebunden. Am 4. April verließ die Karawane Muski, und nach rastloser Reise über die sibirische Tundra, durch den Ural und wieder über endlose Ebenen traf Trontheim am 10. Juli in Chabarowa ein. Hier erwartete nun Trontheim die Nansensche Expedition. Nansen war mit den Hunden sehr zufrieden. Als Trontheim um eine Bescheinigung bat, daß er den Auftrag richtig ausgeführt habe, sagte Nansen: „Eine Bescheinigung ist zu wenig! Sie haben Ihr Werk in äußerst gewissenhafter Weise ausgeführt und damit der Expedition einen Dienst erwiesen. Ich habe den Auftrag, Ihnen die Goldene Medaille zu überreichen, die ihnen der König für die nicht geringe Leistung, die Sie übernommen haben, zuerteilt hat." Damit überreichte Nansen Trontheim die mit einer Krone versehene Goldene Medaille und stellte ihm außerdem noch die Bescheinigung in deutscher Sprache aus.

Es sind harte Leiden, welche die armen Tiere allerdings mit ihren Führern, den Männern wissenschaftlicher Forschung, teilen, zu denen sie in jene eisesstarren nordischen Gebiete geführt werden. Im Winter 1894/95, während dessen Peary auf seiner Expedition bei den Eskimos in Bowdoin-Lodge blieb, jagte dieser Walrosse für die Tiere, nachdem die Nahrung für sie aufgezehrt war. Anstren-

gungen und Entbehrungen waren reichlich für sie vorhanden, denen fast alle erlagen. Auf der Reise mitten durch das Land im Frühjahr 1895 von der Westküste nach dem Osten, auf der die kühnen Reisenden bis zu 8000 Fuß Höhe auf den Eisbergen gelangten, hatten Menschen und Hunde unter den herrschenden Stürmen und einer Kälte von 30 bis 40 Grad Fahrenheit = 28 bis 30 Grad Reaumur entsetzlich zu leiden, und diejenigen, welche bis dahin nicht umgekommen waren, befanden sich in traurigster Verfassung, sie waren aufs äußerste erschöpft. So lange sie noch kräftig waren, hatten sie an der Küste öfters auch noch heiße Kämpfe zu bestehen, in denen sie auf den von ihren Herren unternommenen Jagden auf Eisbären allerdings meist den Sieg davontrugen.

Bei der Nansenschen Nordpolexpedition — Nansen brach am 24. Juni 1893 von Christiania auf — nahm man zunächst 34 Schlittenhunde mit an Bord, denen später an der Mündung des Olenek weitere 26 ostsibirische Hunde angeschlossen werden sollten.

Von seinen Unternehmungen im hohen Norden erfahren wir: „Einige Tage nach Weihnachten 1894 befand sich das Schiff in einer Höhe von 83 Grad 24 Minuten, dem äußersten je von Menschen erreichten Punkte nördlicher Breite. Als der „Fram" weiter nordwärts getrieben wurde, erwartete Nansen, daß das Fahrzeug in kurzer Zeit die größtmöglichste nördliche Breite erreichen werde, daher verließ er am 14. März auf 83 Grad 59 Minuten nördlicher Breite und 102 Grad 27 Minuten östlicher Länge von Greenwich mit dem Leutnant Johansen das Schiff in der Absicht, die See nördlich von der Kursrichtung des „Fram" zu erforschen. Sie nahmen 28 Hunde, 2 Schlitten, 2 Kajaks mit. Bald wurden die Eisverhältnisse überaus schwierig und die Reise machte daher nur geringe Fortschritte. Auch trieb das Eis mit großer Geschwindigkeit. Das Eis behinderte die Reise derart, daß Nansen, als er am 7. April 86 Grad 14 Minuten nördlicher Breite erreicht hatte, zu der Ansicht gelangte, daß es unklug sei, die Reise in nördlicher Richtung fortzusetzen, und er demzufolge begann, die Richtung nach Franz Josefsland einzuschlagen. Im Juli wurde es beinahe unmöglich, infolge tiefen Schnees und der Eisspalten die Reise fortzusetzen, auch begannen die Rationen knapp zu werden."

Überall wohin Nansen vordrang, war Eis, jedoch mit großen Waken. Das Wasser daselbst war 3800 Meter tief. Die ersten 190 Meter waren kalt, darüber hinaus herrschte ½ Grad Wärme, wahrscheinlich wegen des Golfstromes. Infolge bisher unbekannter Schären konnte Nansen die Mündung des Olenek-Flusses mit der „Fram" nicht anlaufen, um Hunde an Bord zu nehmen. Die ungenügende Hundezahl zwang Nansen, bei dem 86. Grad 15 Minuten nördlicher

Breite umzukehren. Mit genügenden Hunden und Kajaks würde der Nordpol erreicht worden sein.

Leider mußten fast alle dieser braven Tiere erschossen werden, damit sie einer nach dem andern für die noch Überlebenden als Nahrung verwendet würden.

Doch wenden wir uns von diesen „Hunden im Dienste der Forschung" zur weiteren Besprechung der übrigen, mit ähnlichen Funktionen betrauten Hunden!

Nicht allein in den starren Eisfeldern des hohen Nordens leistet der Hund seine meist wertvollen Dienste und erscheint in zahlreichen Fällen geradezu in so hohem Grade für den Forscher unentbehrlich, daß ohne die Begleitung dieses Tieres das ganze Unternehmen des Reisenden gefährdet oder gänzlich in Frage gestellt wird, auch in der südlichen Zone unter den Glutstrahlen der Sonne am Äquator zeigt sich der Hund als zuverlässiger Gefährte, als treuer Genosse in mancher Gefahr, als anhänglicher Gesellschafter in der Einsamkeit der Wildnisse, der auch bei den schwersten Strapazen seinem Herrn mit unermüdlicher Ausdauer zur Seite bleibt. So war, um nur dieses eine Beispiel hier zu erwähnen, der bekannte Afrikaforscher Livingstone auf seinen Reisen in Zentralafrika mehrere Jahre hindurch von seinem Hunde **Mabel** begleitet, und das treue Tier hat in Begleitung seines Herrn einen Weg von etwa 24.000 Kilometer im Innern des Erdteils zurückgelegt. Auch begleitete das treue Tier die Leiche seines Herrn aus dem Innern nach Sansibar. Livingstones Tod erfolgte im Jahre 1873.

Nach einem Berichte der illustrierten Zeitschrift „Aus allen Weltteilen", 7. Jahrgang, März 1876, befand sich der Hund im genannten Jahre in den Händen des Leutnants Murphy in Bombay, woselbst er von seinen Reiseanstrengungen ausgeruht und sein Ende gefunden haben dürfte.

Einen hochinteressanten Beitrag zur Beurteilung des Wertes der Hunde für Forschungsreisende, welche in fernen, oft wenig bewohnten Ländergebieten dieser Tiere als unter allen Umständen zuverlässiger Reisebegleiter, ja selbst als Forschungsgehilfen sich bedienen müssen, finden wir in nachstehenden Ausführungen eines erprobten Forschers. Die in denselben dargebotenen Schilderungen erheben um so größeren Anspruch auf unser Interesse, als sie uns die Charakteristik einiger ausländischer Hunde liefern, welche in trefflicher Weise dargestellt ist, und Erfahrungen zur Sprache bringen, welche man eben nur in von Wildnissen durchzogenen Gegenden an und mit Hunden erleben kann.

„Für den Reisenden", schreibt Dr. Hensel im „Z. G. 1872", „sind Hunde unentbehrlich. Wenn die Sonne sich zum Untergange

neigt, wird an geeigneter Stelle, d. h. wo sich Holz und Wasser findet, das Nachtlager aufgeschlagen, die Hunde liegen im Kreise umher, womöglich in einem Strauche oder dicken Grasbüschen, um sich gegen die Kühle der Nacht oder gegen die Anfälle der Mücken zu schützen, und der Reisende, wenn er seine Reit- und Lasttiere versorgt, d. h. frei auf den Kamp getrieben hat, kann sich sorglos dem Schlafe überlassen. Die treuen Wächter halten jede Gefahr fern, die durch Menschen oder reißende Tiere drohen könnte. Nur gegen Klapperschlangen und Jararaca — in den Urwäldern Brasiliens — vermag ihre Wachsamkeit nichts, oder gegen die Diebe, welche des Nachts Pferde und Maultiere des Reisenden vom Kamp wegtreiben. Wo es also bloß auf das Wachen ankommt, wählt man am besten die gewöhnlichen Kamphunde, womöglich die „Dickköpfer", welche der Jäger verachtet.

Der reisende Zoologe dagegen bedarf der Hunde als seiner besten Lieferanten, er zieht daher die gewöhnlichen Jagdhunde vor, doch müssen sie während des Marsches in waldigen Gegenden stets zu zweien gekoppelt sein, da sie sonst durch jede frische Fährte der Gutis oder Rehe zur Jagd verleitet werden, so daß dem Reisenden oft nichts übrig bleibt, als die Reise zu unterbrechen, um die Rückkunft der Hunde zu erwarten oder diese aufzugeben. Auf diese Weise geht mancher wertvolle Hund verloren, denn er kann der Fährte des berittenen Herrn später nicht folgen. Daher sind auch Rehhunde zur Reise die schlechtesten. Bei ihrem ungezähmten Jagdeifer muß man sie, auch gekoppelt, stets im Auge behalten, was zu vielen Unbequemlichkeiten für den Reisenden führt.

Ich habe während meiner Reise im ganzen acht Hunde besessen, doch niemals alle zu gleicher Zeit. Zwei derselben, darunter eine junge Hühnerhündin, von deutscher Rasse, in Porto Alegre geboren, aber von angeblich importierten Eltern, haben während der ganzen Reise bei mir ausgeharrt und alle Gefahren glücklich überstanden. Mit schwerem Herzen mußte ich sie bei meiner Rückreise verschenken. Ein dritter, der stärkste und beste meiner Hunde, hatte auch schon den größten Teil meiner Reise mitgemacht, mußte aber schließlich wegen Tollwut getötet werden. Von zwei Rehhunden blieb der eine bei dem Übergange über den Rio Cahy zurück, da er sich nicht entschließen konnte, durch den Fluß zu schwimmen, der andere, ein ausgezeichnetes Tier, ging auf der Serra verloren, da er der Fährte eines Wildes gefolgt war, und erst den folgenden Tag aus dem Walde zurückkehrte, als ich schon weitergereist war. Endlich besaß ich noch eine kurze Zeit lang eine vortreffliche Hündin, offenbar Kreuzung mit Rehhund. Ich mußte sie zuletzt verschenken, sie verließ aber bald ihren neuen Herrn und legte gegen 30 Meilen zu einem geringen Teil ohne allen Weg über den Kamp zurück, wobei sie zwei große Flüsse passieren mußte,

nachdem sie ungefähr sechs Wochen zuvor denselben Weg mit mir gemacht hatte.

Wunderbar ist die Verschiedenheit in den psychischen Anlagen des Hundes, und sie ist vielleicht um so größer, je weniger deutlich ausgeprägt seine Rasse ist und je mehr die Individualität zur Geltung kommt.

Unter meinen Hunden waren die beiden größten und stärksten, obgleich an körperlichen Eigenschaften einander vollkommen gleich, doch an geistigen unendlich verschieden. Der eine feig gegen andere Hunde oder im Kampfe mit reißenden Tieren, aber im höchsten Grade schlau, vorsichtig und berechnend, immer nur auf seinen Vorteil bedacht, ein vollendeter Egoist; der andere tapfer, mutig bis zur Tollkühnheit, dabei treu und bieder, seinem Herrn mit Liebe zugetan, ein wahrer Held „ohne Furcht und Tadel". Ich könnte unzählige Züge von der Schlauheit des einen und der Tapferkeit des andern erzählen. Beide wären imstande gewesen, eine selbständige Existenz zu führen und sich den Unterhalt auf eigene Faust zu erwerben, allein wie verschieden wären ihre Wege im „Kampfe ums Dasein" gewesen. Der eine hätte den Kamp meilenweit abgespürt und sich von den Kadavern des gefallenen Viehs in Vorsicht und Sicherheit genährt. Der andere würde Kälber und Füllen niedergerissen — wozu er in der Tat große Neigung hatte, ehe er in meinen Besitz kam — und wahrscheinlich bald von der Hand des Kampeiro den Tod gefunden haben.

Statt sogenannter „Hundegeschichten" bloß ein paar Züge aus dem Leben des treuesten Gefährten des Menschen, die an und für sich unbedeutend, aber den nicht allzu häufigen Vorzug der Wahrheit besitzen.

Oft schon hatte es mein Staunen erregt, wie schnell sich eine für die Hunde wichtige Nachricht unter denselben verbreitet. Der verwesende Kadaver eines Viehs, nur von einem einzigen und in abgelegener Gegend entdeckt, wird bald von vielen besucht werden. Bei dem Futterneide des Hundes ist an absichtliche Mitteilung der Nachricht nicht zu denken.

Ich hatte längere Zeit in einem Wirtshause des Urwaldes gewohnt. Rings um das Gehöft auf dem abgeholzten kleinen Plateau befanden sich viele Hecken, in denen das zahlreiche Vieh der Kolonisten weidete. Eines Tages saß ich in der großen Gaststube des Hauses mit meinen Hunden und einer ziemlichen Anzahl Menschen. Da öffnete sich die Hintertür des Zimmers und leise schob sich **Vagabund,** der schlechteste unter meinen Hunden, herein. Mit dem gleichgültigsten und dümmsten Gesicht von der Welt spähte er nach einem guten Platze, aber ganz heimlich fuhr noch einmal die Zunge über die Oberlippe. In der ganzen Gesellschaft hatten nur zwei das unbedeutende Manöver bemerkt, ich und der Schlaue.

Langsam erhob sich dieser und schritt auf den Hereinkommenden zu, obgleich sie sonst nicht in Freundschaft lebten. Dieser merkte sogleich die Absicht. Wie ein ertappter Verbrecher setzte er sich hin und ließ Kopf und Ohren herabhängen. Der andere trat an ihn heran, beroch ihm das Maul von einem Winkel bis zum andern, senkte sogleich die Nase zur Erde und verließ vorsichtig aber eilig das Zimmer durch die Hintertür. Ich eilte ihm sogleich nach, voll Neugierde, wie sich die Sache weiter entwickeln werde, und sah nur noch, wie der Hund, die Nase auf der Erde, in den Hecken verschwand. Als ich ihm folgte und kaum 300 Schritte zurückgelegt hatte, hörte ich schon das Krachen der Knochen in den Hecken — der Schlaue labte sich an dem Kadaver eines Kalbes.

Eine ganz ähnliche Szene erlebte ich unter anderen Verhältnissen. Es war auf einer Reise durch die Hochlande von Rio Grande do Sul. Nur drei Hunde, die beiden schon erwähnten, der Schlaue und der Biedere, nebst der Hühnerhündin waren meine Begleiter. Schon seit längerer Zeit war Not an Lebensmitteln gewesen. Menschen und Tiere waren erschöpft, namentlich die Hunde zeigten einen hohen Grad von Magerkeit. Wir hatten zur Nacht wie gewöhnlich an einem Wäldchen gelagert und waren am Morgen mit dem Einfangen und Bepacken der Maultiere beschäftigt, als mehrere Schritte von uns zwei Hunde über den Kamp kamen und offenbar nach dem Wäldchen strebten, hinter dem, wie sich später herausstellte, ein Haus stand. Ich hetzte meine Hunde auf die fremden und alle drei eilten sogleich fort. Als sie auf die Fährte der fremden Hunde kamen, nahmen zwei von ihnen, der Biedere und die Hündin, sogleich die Fährte auf und folgten derselben laut treibend. Der dritte Hund, der Schlaue, machte jedoch kehrt, folgte der Fährte in entgegengesetzter Richtung und verschwand bald hinter den Hügeln des Kamps.

Nach etwa einer Stunde waren wir fertig zur Weiterreise, saßen schon im Sattel und sahen uns nach den Hunden um — der Schlaue fehlte noch. Vergebens wurde noch ein wenig gewartet, er kam nicht. Endlich mußte die Reise angetreten werden, auf die Gefahr hin, den Hund zu verlieren. Da erschien er, aber in welcher Verfassung: sein Bauch hatte wenigstens das dreifache Volumen angenommen und enthielt für mehrere Tage hinreichend Futter! Offenbar hatten die beiden fremden Hunde an einem Kadaver das Frühstück genossen und ihre Fährte war durch den Geruch affiziert worden, aber nur einer unter meinen drei Hunden war so schlau, von dieser Kenntnis einen nützlichen Gebrauch zu machen.

Unter allen Tieren steht der Hund in der Kultur dem Menschen am nächsten, denn er befindet sich bereits in dem Stadium, in welchem nicht mehr die physische Gewalt, sondern die Schlauheit den Sieg im Kampfe ums Dasein davonträgt.



Auch die oben erwähnte Hühnerhündin gab Gelegenheit zu mancherlei Beobachtungen. Ich hatte sie noch jung erhalten und sie wurde bei mir zum erstenmal hitzig. Merkwürdigerweise zeigte der oben als der „Schlaue" bezeichnete Hund — den anderen besäß ich damals noch nicht — eine so vollständige Unkenntnis und Unerfahrenheit in Venere, daß der hitzigen Hündin nichts anderes übrig blieb, als sich einem ganz gemeinen Kamphund zu ergeben, der auf hellem Grunde mit dunklen Streifen getigert war. Die Jungen wurden etwas zu früh geboren, da die Hündin, obgleich hochtragend, noch an einer Rehjagd teilgenommen hatte.

Als sie zum zweitenmal läufig wurde, besaß ich schon den anderen der beiden großen Hunde, der nicht rein weiß, sondern von einem hellen Fahlgelb war, wie wenn man in Milch etwas Kaffee gießt. Die Hündin hing sich nun an diesen Hund und konnte dem ersteren seine frühere Ungeschicklichkeit nicht verzeihen. Alle Mittel, welche von meiner Seite angewendet wurden, sie mit ihm auszusöhnen, waren fruchtlos. Sie wurden in der Zeit ihrer größten Hitze zusammengesperrt, aber obgleich jener die ganze Nacht hindurch sich abmühte, seine Absicht zu erreichen, so gelang es ihm doch nicht. Die Hündin biß ihn beständig fort, um am Morgen, nachdem sie herausgelassen war, sogleich den andern Hund zuzulassen. Sie hat auch später nie einem andern Hunde eine Annäherung gestattet, sondern stets — ein bei Hunden seltener Fall — dem Erwählten Treue bewahrt. Alle Jungen, die die Hündin später noch warf, hatten diesen Hund zum Vater . . . .

Auch an Erfahrungen auf psychologischem Gebiete fehlte es nicht. Gewöhnlich nimmt man an, daß Träume nur Wiederholungen der Tätigkeit des Gehirns in wachendem Zustande seien, allein bei allen jungen Hunden, die ich von jener Hühnerhündin erhielt, zeigte sich das Gegenteil. Sie knurrten in ihren Träumen schon in einem Alter von drei Tagen, während sie im Wachen nur jene allgemeinen winselnden Töne junger Hunde ausstießen. Ebenso zeigte sich das Bellen zuerst im Traume, und zwar um die Zeit, als sich die Augen öffneten. Sie dachten jetzt im Wachen noch nicht an das Bellen, träumten aber schon von der Jagd und bellten im Traume deutlich wie auf der Fährte eines flüchtigen Wildes.

Dieselben Erscheinungen hatte ich übrigens schon in Europa an jungen Hunden beobachtet, und, wenn ich nicht irre, treten auch bei dem Menschen manche Seelentätigkeiten, solche zum Beispiel, die sich durch ein Lächeln kundgeben, zuerst im Traume auf, wenigstens will es mir scheinen, als lächelten kleine Kinder früher im Schlafe als im Wachen.

Hündinnen brasilianischer Rasse pflegen, namentlich wenn sie ihre Jungen zu ernähren haben, sich gern aufs Stehlen zu verlegen.

Ein solches Tier wurde, wie alle Hunde der Brasilianer, von seinem Herrn niemals gefüttert und verlegte sich nun aufs Stehlen und Rauben. Es brach in alle Nachbarhäuser ein, holte aus den Küchen das Fleisch, welches an den Sparren des Daches im Rauche hing, oft auf ganz unerklärliche Weise herunter, um es den Jungen zu bringen, versuchte selbst durch die Dächer durchzubrechen, und war so der Schrecken der nächsten Umgebung. Auch von anderen Hündinnen wurden ähnliche Fälle erzählt."

In Island und Lappland verwendet man die Hunde zu den schwersten Diensten des Ziehens und Schleppens als Arbeits-, Last- und Saumtiere, denen man die härtesten Verrichtungen überträgt.

Auch in Nordamerika wird der Hund als Lasttier und zum Ziehen von Schlitten benutzt. Die Indianer von Port-français besitzen Hunde als einzige Tierart, mit der sie in Frieden leben. Es sind kleine Schäferhunde, sehr wild, die fast nie bellen, und es werden in jeder Hütte deren drei bis vier gehalten. Bei den Mönitari sah Prinz Neuwied auf seiner Reise Hundeschleifen (Tra-wage), Gestelle, welche auf dem Rücken der Tiere befestigt werden und hinten nachschleifen. Auf diesen wird das Gepäck mit Riemen befestigt. Ebensolcher Schleifen, von Hunden gezogen, bedienen sich die Assiniboint, gleichfalls ein Negerstamm. Auch die Nordamerikaner verwenden die Hunde zum Schlittenziehen. Bei ihnen werden die Tiere durch einen besonderen Treiber zusammengehalten.

Die Hunde von St. Domingo sowie diejenigen von Mexiko dienen gleich Pferden als Zugtiere.

Auch die kanadische Regierung hat Eskimohunde für den Post-dienst verwendet. Von Quebec ist ein Schoner mit einer Anzahl Hunden eingetroffen, die von den Eskimos in Labrador und Grönland gekauft worden sind. Sie sind mit der kanadischen Pacificbahn zum Stillen Ozean und von dort nach Klondyke gesandt worden, um während des Winters im Postdienst Verwendung zu finden. Die Tiere werden zu sechs oder zehn vor Schlitten gespannt und legen 50 bis 60 englische Meilen auf Schnee und Eis zurück. Die kanadische Regierung hat bereits an anderen Stellen Versuche mit Eskimohunden zu Postzwecken gemacht. In Grönland, wo der Kajak (Boot der Eskimos) und der Schlitten neben dem Weiberboot die einzigen Verkehrsmittel bilden, sind die Eskimohunde das unentbehrliche Zugtier und finden auch eine ausgedehnte Anwendung im Postdienst. Der Erfolg ist ein vollkommener gewesen, der Hund ist gegenwärtig das einzige Zugtier in dem neuen Wunderlande. In kurzer Zeit hat es der Hund in den Goldfeldern von Alaska zu hohem Ansehen gebracht. Der Hund zieht ebenso die Lasten goldhaltiger Erze wie die mit Reisenden besetzten Wagen. Damit die Hunde ihre anstrengende

Arbeit auf dem nicht immer günstigen Boden des Landes länger aushalten, läßt man sie nicht mit nackten Pfoten laufen, sondern hat ihnen Schuhe aus Hirschleder gegeben, die die Füße vor Verwundung schützen. Als Nahrung erhalten sie trockenes Lachsfleisch, täglich je drei Pfund; diese Ernährung ist billig, da der Lachs an den Küsten und in den Flüssen Alaskas ein sehr gemeiner Fisch ist. Für die Zukunft hat man allerdings den Plan, außer dem Hunde auch noch das Renntier zum Ziehen von Lasten zu verwenden.

Der Hund hat eben gerade in Nordamerika eine große Wichtigkeit als Transporttier erlangt. Da dies, wie wir gesehen, auch in Nordostasien der gleiche Fall ist, so begegnen wir hierin einem wirtschaftlichen und ethnologichen Zusammenhange, da ja Eskimos auf beiden Seiten der Meerenge wohnen. Nach Klutschak „Als Eskimo unter den Eskimos, 1881" ist unter den Eskimos auch die Benutzung von Traghunden verbreitet. Jedenfalls geht aber die Benutzung der Schlittenhunde im Norden vom Westen bis zum äußersten Osten Grönlands durch. Bei den Indianern südlich davon, im Nordwesten Amerikas, wird der Hund nicht verwendet. Die hier wohnenden Fischer befördern, wenn sie einmal weiterziehen, ihren Transport fast ausschließlich zu Wasser.

Wichtig war der Hund auch im Osten der großen Gebirge bei den Indianern des nördlichen Waldgebiets und der Prärien. Ehe das Pferd eingeführt war, diente hier der Hund als einziges Transporttier; aber auch später wurde er noch verwendet. In den waldlosen Gebieten lag stets die Notwendigkeit vor, wenigstens einiges Zeltmaterial zum Schutze gegen die oft grimmige Kälte mit sich zu führen. Dann aber gab es auch sonst allerlei Kochgeschirr, Jagdgeräte, wohl auch hier und da die primitiven Geräte zum Ackerbau. Ehe das Pferd dort vorhanden war, besorgte neben den Weibern der Hund allein den Transport dieser Lasten.

Im Norden, wo das Pferd nicht mehr gedeiht, tun sie das auch heute, und nach einer interessanten Nachricht Richardsons schafften die Nordindianer auf Grund einer religiösen Vorstellung, weil die Hunde ihrer Totentiere, also nach der animistischen Vorstellung mit ihnen verwandt waren, die Benutzung der Hunde als Lasttiere ab.

Aus dem südlichen Nordamerika liegt ferner der Bericht eines Reisenden vor.

Castaneda fand auf seinem Zuge nach dem Eldorado der sieben Städte in Neu-Mexiko Indianer, welche zahlreiche Hunde hielten, die mit Sattel und Gurt das Gepäck auf dem Rücken trugen. Später hatten die Indianer in den Prärien Schleifen; ein Traggestell hatten erst die weit entlegenen nördlichen Assiniboin.

Mit einem Gefühl des Bedauerns aber erfüllt jeden Tierfreund die Mitteilung, daß selbst ein so edles Tier wie der Neufundländer,

das gleiche Los, als Lasttier verwendet zu werden, zu ertragen hat. Leider wird ja überhaupt dieser vorzügliche Hund in seiner Heimat sehr schlecht behandelt. Man spannt ihn vor kleine Wagen oder Schlitten, nährt ihn äußerst erbärmlich, läßt ihn Holz schleppen und belastet seinen Rücken mit Eselsbürden.

Die Verwendung des Hundes als Zugtier ist heutigentags vornehmlich in Deutschland, Belgien, Holland und einigen anderen Ländern allgemein verbreitet, indem man das Tier an kleine Wagen oder Karren spannt. Namentlich ist der Hund für viele Leute der ärmeren Volksklasse, für Besitzer kleiner Landgrundstücke, ein wertvoller Arbeitsgehilfe.

Seine große Muskelkraft, seine Ausdauer und seine Gelenkigkeit lassen ihn zu diesem Dienste in hohem Grade brauchbar erscheinen. Und es ist wahrlich ein fast rührender Anblick, wenn man sieht, mit welchem Eifer das Tier seinem Herrn hilft, den Karren zu ziehen, und wie er sich um so mehr anstrengt, je mehr er sieht, daß sein Herr im Ziehen sich abmüht. Milchverkäufer in der Umgebung der Städte liefern den Stadtbewohnern die ihnen zugeführte Milch vielfach mit Hilfe ihrer Zughunde, welche den Wagen ziehen, Händler führen nicht selten ihre Waren zum Verkauf mittels von Hunden gezogener Wagen durchs Land, und gar manchem armen Manne leistet der treue Gefährte durch seine unermüdliche Mitarbeit beim Transport von Gegenständen verschiedenster Art ganz erhebliche Dienste.

Man sieht in den genannten Ländern des Morgens zahlreiche Wagen, welche Milch, Gemüse, Backwaren u. dgl. in die Städte befördern, die von Hunden an die Standplätze dieser Händler gezogen werden, wo sie ihre Kunden bedienen. Die Hunde verrichten hier durchwegs den Dienst von Pferden.

So geschieht es auch in Brüssel. Dort legen diese braven Tiere nicht selten Zeugnis von großer Intelligenz ab. Sie kennen die Straßen genau, die sie aufzusuchen haben und halten vor jedem Hause, wo sich Kunden ihrer Besitzer befinden, ohne ein Wort oder einen Wink ihres Herrn.

Angespannt an einen Wagen voll Kraut, bog einer dieser Hunde in eine Straße, deren Pflaster der Ausbesserung halber aufgerissen war, seitwärts ab, als eines der Räder seines Gefährts an einen Kieselstein auffuhr. Hastig, mit einem gewissen Trotz wandte sich das Tier zurück, wenn das vorliegende Hindernis schwer zu übersteigen schien, und wich ihm mit ebensoviel Geschick aus, als ein Mensch dies getan haben würde, und wenn er einige Schritte weiter auf dieselbe Schwierigkeit stieß, berechnete er genau die Richtung, die er einzuschlagen habe, um an der Seite des Hindernisses mit seinem Wagen vorüber zu können.

Und für diese braven Tiere wird trotz der schweren Arbeit, die

man dort ihnen überträgt, nicht etwa bezüglich ihrer Ernährung unterwegs gesorgt. Auf dem Marktplatze oder sonst am bestimmten Orte angelangt, spannt man die armen Tiere aus und entläßt sie, damit sie in der Stadt sich selbst ihre Nahrung suchen.

Staunenswert ist es, mit welcher Genauigkeit diese Hunde die Zeit zu bemessen pflegen, welche ihnen zum Aufsuchen und Einnehmen ihrer oft recht kärglichen Mahlzeit gelassen wird. Zur bestimmten Stunde sieht man sie an den Standplätzen ihrer Geschirre wieder ankommen und das Kummet ihres Elends wieder auf sich nehmen.

Ausnahmsfälle sind es, wenn einmal ein Hund die ihm gewährte Freizeit überschreitet und zu spät eintrifft. Auf dem prächtigen Platze vor dem Hôtel de ville, der am Morgen in einen Gemüsemarkt sich umwandelt, stand eines Tages, es war schon sehr spät, nur noch ein vereinzelter Wagen, bei dem ein Mann ungeduldig mit den Füßen stampfte. Etwa fünfzig Schritte davon entfernt bemerkte man am Ausgange einer anstoßenden Straße einen Hund, der sich verspätet hatte. Man sah es ihm an, daß er Bedenken trug, weiter zu gehen. Er gab Zeichen unverkennbaren Schmerzes von sich, etwa wie ein Kind, welches den Zorn des aufgebrachten Lehrers bemerkt. „Ich näherte mich", sagt der Erzähler, „dem braven Tiere, liebkoste es, und führte es seinem Besitzer zu, welcher ihm verzeihen zu wollen erklärte. Aber an dem bösen Blick, welchen letzterer auf den Hund warf, sah ich wohl, daß das arme Tier den Stockschlägen nicht entgehen werde. In diesem Augenblicke achtete ich das Tier höher als den Menschen."

Antwerpen aber, wo man den Hund ebenfalls als Zugtier benutzt, ist die Stadt, in welcher man die Hunde nicht vor den Wagen, sondern unter den Wagen spannt. Über diese wundersame Unsitte in vlämischen Landen sei folgendes bemerkt. Man stelle sich vor, unsere Landleute, welche an jedem Morgen aus ihrem Heimatsorte zwei, drei Stunden herein in die Städte kommen, um ihre Erzeugnisse zu Markte zu bringen, hätten ihre Hunde unter dem Wagen, und zwar einen zweirädrigen, gerade zwischen die Räder gespannt. „Mit gebücktem Kopfe müssen die armen Karos unter dem Wagen ziehen, immer in Gefahr, einmal ihren Fuß unter das Rad zu setzen, und ohne Freiheit und Umblick der Bewegung. „Es möchte kein Hund so länger leben!" sagte schon Faust und er war doch ein Philosoph. Was aber die armen vlämischen Hunde unter ihren Karren philosophieren, das können sie nur selber wissen. Vielleicht preisen sie ihr Los. Vielleicht empfinden sie es als Annehmlichkeit, daß sie bei glühender Sonnenhitze wenigstens immer im Schatten trotten, unter dem Dache, welches über ihnen den Wagen bildet, und vielleicht stellt sich am Ende heraus, daß es gerade einen Fortschritt der Zivilisation

bedeutet, daß es die Vollendung eines berechtigten Tierschutzes ausmacht, wenn man die Hunde unter den Wagen spannt. Man wird zweifelhaft, ob wir in Deutschland nicht gerade im Rückstand sind durch unsere Sitte, aus diesem Zweifel ergibt sich eine allgemeine Erweiterung unseres geistigen Horizontes und die wohltätigen Folgen internationaler Ausstellungen und Kongresse machen sich bemerkbar durch eine Herabstimmung des häuslichen Chauvinismus."

Auch in Frankreich war es früher gebräuchlich, Hunde an Karren zu spannen und sie ziehen zu lassen. Und selbst in Paris hat man früher an kleine Wagen und an Karren gespannte Hunde zum Ziehen benützt. Dieser Brauch war sehr verbreitet im Lande und wurde vom Volke in ausgedehntem Maße geübt.

Young erzählt in seinen „Reisen durch Frankreich" gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts, daß er in der Stadt Lille vielen kleinen Karren begegnet sei, deren jeder von einem Hunde gezogen wurde. „Der Herr eines solchen Hundes", sagt der Reisende, „erzählte mir — was mir unglaublich scheint —, sein Hund könne 700 Pfund eine halbe französische Meile weit ziehen. Die Räder dieser Karren sind im Verhältnis zu den Hunden sehr hoch und der letzteren Brust ist weit niedriger als die Achse", wodurch eine beträchtliche Erleichterung beim Ziehen bewirkt wurde.

Später sah man dies für eine barbarische Sitte an, welche im Jahre 1826 abgeschafft wurde. Doch berichtet Barbou, daß man noch heute in den ärmeren Stadtteilen Zughunde antreffe.

In England, wo ehemals der Hund gleichfalls zum Ziehen benutzt wurde, befreite ein Gesetz vom 24. März 1843 ihn von diesem Dienste, welches untersagt, denselben hierzu zu verwenden.

In gleich tierfreundlicher Weise denken die Bewohner der skandinavischen Halbinsel über die Verwendung des Hundes zum Ziehen von Lasten. In einer Zuschrift an die „T.-B." heißt es: „Bei meiner alljährlichen Anwesenheit in Berlin hat es mich immer sehr unangenehm berührt, die Hundefuhrwerke zu beobachten, um so mehr, als man diese gegen die Natur streitende Anwendung von Hunden in Skandinavien, Gott sei Dank, nicht kennt. Es ist ein nobler Zug in dem skandinavischen Volkscharakter, die Güte gegen die Tiere im allgemeinen und besonders die Abwesenheit dieses kleinlichen, niederen Strebens, wie man es in den sogenannten Kulturstaaten, besonders in Deutschland, Frankreich (?) und Belgien, leider beobachten kann, nämlich die untergeordneten, schwächeren Wesen, — ebenso Menschen, man denke an die Kinder in den Fabriken und Gruben — zum Zweck möglichst großen Gewinns bis aufs Blut auszunutzen. So muß in Berlin jedem ungewöhnten Auge die unverhältnismäßige Größe der Hundefuhrwerke auffallen, die selbst für die

stärksten Hunde oft aufs äußerste bemessen ist. Selbst wenn das Untergestell einigermaßen passende Größe hat, so versteht man doch durch raffinierte Einrichtungen die Belastungsfläche oberhalb unmäßig zu vergrößern. Soll der Hund einmal als Zugtier benutzt werden, so kann dies nur für kleine Lasten ohne Pein geschehen und nicht vor Wagen, die passend für ein Pferd wären.“ In neuerer Zeit — 1899 — aber hat man nun auch in Berlin begonnen, den Hund von den Mühsalen des Lastziehens zu befreien. Der Berliner Tierschutzverein ist seit geraumer Zeit nachdrücklich dafür eingetreten, den Hund aus der wirtschaftlichen Rolle als Zugtier auszuschalten und durch Esel zu ersetzen. Wir kennen in der Tat keine andere Stadt, in der Hunde in solchem Maße als Zugtiere angewendet werden wie in Berlin, obgleich sie nach der Artung ihrer Füße hierzu nicht sonderlich geeignet sind. Der Tierschutzverein hat nun den praktischen Versuch gemacht, die Hunde durch Esel zu ersetzen und zu diesem Behufe 50 Eselstuten und Hengste aus dem Kaukasus kommen lassen, die ihm mit überraschender Geschwindigkeit von Besitzern von Kleinfuhrwerk abgenommen worden sind. Im Depot des Tierschutzvereins sind mehrere Hundert Bestellungen auf Esel eingelaufen, die sobald als möglich ausgeführt werden sollen, so daß hier binnen kurzem die bisher ziemlich unbekannten, nützlichen und genügsamen Grautiere die Tätigkeit des altüberlieferten Berliner Ziehhundes übernehmen werden.

Weiterhin sei, so weit die Leistungen des Zughundes in Betracht kommen, noch an eine Art von Sport erinnert, mit dem man ehemals die Leistungsfähigkeit des Hundes im Ziehen und Laufen erprobte. Wie man im siebzehnten Jahrhundert Pferde-, Ochsen-, Esels- und Schweinerennen anstellte, so veranstaltete man auch Hundewettfahrten.

Daß Kinder, namentlich Knaben, Hunden Pferdegeschirr anlegen und in kleinen Wagen von ihnen sich herumfahren lassen, kommt in Holland vor, doch pflegt diese Kinderbelustigung auch in Deutschland wie in anderen Ländern geübt zu werden.

Der neueren Zeit aber gehört eine Verwendung des Hundes als Zugtier an, welche im Jahre 1893 Zeitungsberichten zufolge von Engländern erstmalig eingeführt wurde. Fahrräder zu zwei und mehr Personen sind nichts Neues, aber ein Gesellschaftsrad, das von Hunden gezogen wird, blieb den Engländern vorbehalten. Damals war in Lüttich eine große, fünfräderige, fahrradartig gebaute Maschine zu sehen, auf der vorne, das Steuer in der Hand, ein würdiger Clergyman im Silberhaar saß. Dann folgten auf drei hintereinander angebrachten Sitzen zunächst zwei junge Damen und zum Schluß eine würdige Matrone. Unter der Fahrmaschine liefen mit heraushängender Zunge zwei mächtige Doggen, die jetzt bereits einen Monat die würdige

Familie über Berg und Tal durch Belgien schleppen. Von Lüttich wollten die Reisenden sich nach Holland begeben.

Leider muß der Hund als Zugtier an Wagen und Karren noch heutigentags als ein beklagenswertes Tier bezeichnet werden. Wie oft wird er, der es sich doch oft gewiß recht sauer werden läßt, mit Füßen in die Seite gestoßen, wie oft mit dem Stocke auf den Rücken geschlagen oder sonst in unbarmherziger Weise behandelt. Und wenn auch in neuerer Zeit der Unwille seitens aufmerksamer Tierfreunde über derartig unmenschliches Verfahren dem duldsamen Tiere gegenüber öfter als früher laut wird, an gar manchem Ohr verhallt die Stimme des Unwillens nur zu schnell wieder und das arme, gequälte Tier muß im Verborgenen die von seinem Peiniger ihm zugefügten Qualen nur um so empfindlicher erfahren, obschon derselbe seinem braven Hunde die treueste Mitarbeit, nicht selten bis zur äußersten Grenze der Ermüdung von ihm geleistet, verdankt.

Auch die oft bis aufs höchste gesteigerte Anstrengung der Leistungskraft des treuen Tieres erfüllt unser Herz oft mit schmerzvollem Wehe, besonders dann, wenn das Aussehen eines in solcher Weise überlasteten Tieres die kümmerliche Ernährung verrät, die ihm gewährt wird.

Äußerst selten wohl ist es vorgekommen, daß der Hund als Reittier benutzt worden ist. Man denkt hierbei ausschließlich an das Spiel munterer Knaben, welche in solcher Weise ihre Reitkünste erproben. Indes liegt ein hinlänglich bezeugter Vorfall der Geschichte vor, bei welchem der Hund tatsächlich als Reittier von Männern, und noch dazu von geharnischten Rittern, verwendet wurde.

Als während des ersten Kreuzzuges nach Palästina Pferde und Maultiere der Hitze erlegen waren, bedienten sich einzelne der teilnehmenden Ritter außer der Ochsen auch einer großen Art Hunde, um von ihnen sich tragen zu lassen, und zwar der drei Fuß hohen syrischen Hunde, welche demnach bedeutend größer waren, als die europäischen.

Bei der Bedeutung wirtschaftlicher Hilfsleistung, welche dem Hunde als Zugtier in verschiedenen, sicherlich den meisten Gegenden Deutschlands, beizumessen ist, angesichts der oft ganz erheblichen Anforderungen, welche man an das arme Tier, an seine Kraft und Ausdauer in dieser Hinsicht stellt, Anforderungen, die leider gar nicht selten das Maß der Billigkeit und Menschlichkeit weit übersteigen, ist die Tatsache mit großer Genugtuung zu begrüßen, daß man in allerneuester Zeit in berufenen Kreisen auch ihm, dem Zughunde, mehr Beachtung als bisher zu widmen begonnen hat.

Ich füge, um die Bedeutung, welche der Zughund im Wirtschaftsverkehr derzeit einnimmt, klar zu stellen, die statistischen Angaben über die in Rede stehende Verwendung von Hunden in den



drei größten Städten Sachsens an, aus denen sich erkennen läßt, daß die Versorgung großer Städte mit Bedürfnissen der verschiedensten Art zu einem ganz ansehnlichen Teile durch kleine Fuhrwerke mit Hundebespannung vermittelt wird.

Das Bedürfnis nach Zughunden ist in Sachsen ein sehr erhebliches. Nach amtlichen Ermittlungen gab es im Jahre 1894 in Dresden 671, in Leipzig 685, in Chemnitz etwa 310 Zughunde. Die Zahl der von auswärts nach Leipzig verkehrenden Zughunde wird auf etwa 1000 geschätzt. Über die Dresdener Augustus- und Albert-Brücke, auf welchen Brückengeld erhoben wird, verkehren jährlich 115.000 bis 120.000, also werktäglich 380 bis 400 Hundefuhrwerke, darunter etwa zu ein Zehntel zweispännige.

Es haben nun in Berücksichtigung des eben klar gestellten Bedürfnisses die Herren, welche die 1895er Hundeausstellung in Dresden veranstalteten, in dankenswerter Weise auch der armen, bisher mehr oder weniger vernachlässigten Zughunde sich angenommen, wobei auch auf die Geschirre dieser Hunde die Aufmerksamkeit gelenkt wurde. Das königl. sächsische Ministerium des Innern, das auf diese Abteilung der Ausstellung besonderen Wert legt, hatte neben anderen hierfür noch besondere Auszeichnungen bewilligt. Die Berücksichtigung der Zughunde eignet sich für eine gemeinnützige Hundeausstellung deswegen, weil die Zughunde meist von Leuten der unbemittelten Volksklassen benutzt werden, auch die planmäßige Zucht von Zughunden wegen des Fehlens zahlungsfähiger Käufer selten betrieben wird, und weil vielfach ungeeignete Hunde und ungeeignete Hundegeschirre zum Ziehen verwendet werden.

Mit dieser Ausstellung hatte man auch die Vorlegung von gemeinverständlichen Anleitungen für Besitzer von Zughunden verbunden, und die Auszeichnungen bezogen sich auf die Berücksichtigung nicht allein des Hundes, sondern auch dessen Beschirrung und Anspannungsweise sowie des dazu gehörigen Wagens.

Aus alledem darf man erhoffen, daß auch für den geplagtesten unter den Hunden die Morgenröte einer besseren Zeit anbricht, und wenn bei den Besitzern von Zughunden mit dem besseren Verständnis für die Arbeit des Hundes sich der ernste Wille zu guter Behandlung ihrer Gehilfen paart, dann wird diese Zeit auch in Wirklichkeit für die armen Tiere gekommen sein!

Ein Anfang voller Würdigung der dem Hunde als einem Zugtiere gebührenden Humanitätsrücksichten ist im Norden des Deutschen Reiches bereits in die Wege geleitet. Der Tierschutzverein von Schleswig hat unter dem 2. Mai 1895 nachstehende Polizeiverordnung, die Hundefuhrwerke betreffend, zur Anwendung empfohlen, die ich ihrer beachtenswerten Bestimmungen halber im Wortlaut hier anfüge:

§ 1. Wer einen Hund zum Anspannen benutzen will, hat dazu die Erlaubnis der Ortspolizeibehörde seines Wohnortes nachzusuchen.

Zu diesem Zwecke ist der Ortspolizeibehörde durch ein Attest des Königlichen Kreistierarztes nachzuweisen, daß der in diesem Attest genau zu beschreibende Hund zum Ziehen einer, nach dem Gewicht zu bestimmenden Last geeignet ist.

Ist der Hund hierdurch zum Anspannen für tauglich erklärt, so erteilt die Ortspolizeibehörde einen Erlaubnisschein, welcher eine kurze Beschreibung des Hundes mit der Angabe des Gewichts enthält, zu dessen Fortschaffung er benutzt werden darf.

Der Erlaubnisschein, welchen der Führer des Fuhrwerks stets bei sich zu führen und dem Polizeibeamten auf Verlangen vorzuzeigen hat, wird nur für das laufende Kalenderjahr erteilt; wenn der Hund noch weiter zum Anspannen benutzt werden soll, muß die Erneuerung des Erlaubnisscheines „auf Grund eines neuen Attestes des Königl. Kreistierarztes" nachgesucht werden.

Die Ortspolizei ist berechtigt, die Erteilung des Erlaubnisscheines zu versagen, oder den bereits erteilten Erlaubnisschein wieder zurückzuziehen, wenn der Antragsteller wegen Zuwiderhandelns gegen diese Polizeiverordnung im Rückfall rechtskräftig verurteilt worden ist.

Hunde, welche zum Ziehen zugelassen, aber infolge von Krankheit oder Verletzungen am Körper zum Ziehen vorübergehend untauglich sind, desgleichen trächtige und säugende Hündinnen, dürfen für die Dauer dieses Zustandes zum Ziehen nicht verwendet werden.

Bissige Hunde dürfen nicht eingespannt werden.

§ 2. Hunde, welche wegen Krankheit, äußerer Schäden oder ihrer körperlichen Beschaffenheit im allgemeinen als zum Ziehen ungeeignet oder zeitweise untauglich anzusehen sind, können von der Polizei sofort von der Straße beziehungsweise aus dem Fuhrwerke entfernt werden.

§ 3. Die Überlastung eines Hundefuhrwerkes ist strafbar und gibt der Polizei das Recht, die sofortige Unterbrechung der Fahrt anzuordnen und deren Fortsetzung so lange zu untersagen, bis eine angemessene Verminderung der Last stattgefunden hat.

§ 4. Als Führer der mit Hunden bespannten Fuhrwerke dürfen nur über 14 Jahre alte Personen verwendet werden. Der Führer hat die Hunde während des Fahrens an einer Leine zu leiten, auf städtischen und anderen verkehrsreichen Straßen aber die Deichsel beständig in der Hand zu halten. Wenn er innerhalb der Städte, Dörfer und Bahnhöfe anhält, so darf er die Hunde nicht angeschirrt lassen, sondern hat sie auszuspannen und in einem gehörig verwahrten Raume unterzubringen oder an einer Leine mit sich zu führen.

§ 5. Weder die Führer noch sonstige Personen dürfen auf mit Hunden bespannten Fuhrwerken sitzen, auch dürfen solche Fuhrwerke



die Fußwege, Banketts und Trottoire nicht befahren, vielmehr haben sie die fahrbaren Wege einzuhalten und dabei alle Vorschriften über das Ausweichen der sonstigen Fuhrwerke zu befolgen.

§ 6. Mit Hunden darf niemals im Galopp und innerhalb der Ortschaften, auf Brücken, sowie nach eingetretener Dunkelheit stets nur im Schritt gefahren werden.

§ 7. An den von Hunden gezogenen Fuhrwerken sind der Name und Wohnort des Eigentümers sowie das zulässige Ladegewicht in dauerhafter und deutlicher Weise anzubringen.

§ 8. Auf dem Fuhrwerk muß sich ein zum Tränken des Hundes geeignetes Gefäß sowie während der Zeit vom 1. Oktober bis 1. April für jeden Hund eine Unterlage und eine Decke zum Auflegen befinden, welche während des Stillhaltens zu benutzen sind.

§ 9. Die Benutzung zweiräderiger Hundekarren ist nur unter der Bedingung gestattet, daß die Hunde lediglich zum Ziehen dienen und nicht durch das Gewicht des Karrens im Rücken belastet werden können.

§ 10. Übertretungen dieser Vorschriften werden, sofern nicht nach den allgemeinen Strafgesetzen härtere Strafen verwirkt sind, mit Geldbuße bis zu 60 Mark oder entsprechender Haft geahndet.

Sicher ein nachahmenswertes Beispiel wohlwollender Fürsorge für die armen Zughunde!

Auch in anderer Beziehung hat man in jüngerer Zeit dem Hunde eine Erleichterung seines schweren Dienstes als Zugtier zu bereiten sich bemüht, indem man ihm eine Vorrichtung zum Schutze gegen die direkte Einwirkung der Sonnenglut verschaffte. Es wird hierüber — 1901 — gemeldet: „Die Hüte, die man in Paris zum Schutze der Pferde gegen die brennenden Sonnenstrahlen erfunden hat, haben Schule gemacht. In Brüssel schützt man jetzt auch die Ziehhunde gegen Sonnenbrand, aber nicht durch Strohhüte, sondern durch Sonnenschirme. Das „Journ. de Bruxelles“ teilt über diese Neuerung Folgendes mit: Der neue Sonnenschirm hat den Zweck, die Hunde gegen den glühenden Sonnenbrand zu schützen, der der Gesundheit der Hunderasse sehr schädlich ist. Die Erfindung ist sehr sinnreich und macht den Milchfrauen aus der Umgegend von Brüssel, die sie eingeführt haben, Ehre. Anfangs dachte man daran, die Ziehhunde mit einer Kopfbedeckung nach dem Vorbilde der modernen Pferdehüte auszustatten. Aber während die ruhige Majestät der Pferde sich leicht an einen Hut gewöhnt, können die weit nervöseren Hunde sich nur selten mit den Unannehmlichkeiten befreunden, die einem Kopfdeckel anhaften. Man machte Versuche, die kein günstiges Ergebnis hatten; man mußte daher etwas anderes erfinden, und man erfand es. Einige Milchfrauen kamen auf den Gedanken, ihre Hunde durch ein kleines Leinwanddach zu schützen, das von der Gabeldeichsel der Milchkarren



gehalten wird, und die so geschützten Hunde traben unter dem neuartigen Sonnenschirm, der heute noch die Ausnahme bildet, den aber morgen alle Interessenten eingeführt haben werden, seelenvergnügt dahin."

So erfreulich die Einführung einer derartigen, wenigstens einigermaßen Schutz gewährenden Vorrichtung ist, daß sie aber die armen, gequälten Tiere „seelenvergnügt" mache, glaube ich denn doch nicht.

Aber der wahre Hundefreund begnügt sich mit den eben erwähnten Anordnungen und Maßnahmen nicht, er geht noch weiter, weil er die Tatsache würdigt, daß der Hund hinsichtlich seiner Natur zum Zugtier nicht geschaffen ist. Anderwärts weiß man dieser Tatsache Rechnung zu tragen. Mit Ausnahme des hohen Nordens wird fast überall der Esel als Trag- und Zugtier benutzt; nur in Deutschland nicht. Hier mutet man dem Hunde die Arbeit des Zugtieres zu. Das aber mit Unrecht. Das ganze Wesen des Hundes eignet sich nicht dazu. Er ist zu lebhaft; die Stetigkeit fehlt ihm. Man braucht nur einen Blick auf einen solchen Zughund zu werfen, um zu erkennen, daß hier ein Mißbrauch stattfindet. Das Tier keucht auf eine seinen ganzen Körper erschütternde Weise; über die aus dem Maule lang heraushängende Zunge träufelt der Schweiß — ein Bild zum Erbarmen. Hast und Unruhe zeigt sich bei seinem Gange im Zuge; es treibt ihn, beständig zu traben, zu galoppieren, zu jagen. Takt und Gleichmaß in seine Bewegungen zu bringen, ist gar nicht möglich. Der Geschirrführer hat Mühe, sich der Hast der Tiere entgegenzustemmen. Dazu kommt, daß das schwache Bein und die weiche Pfote des Hundes gar nicht zum kräftigen Auftreten — ein notwendiges Erfordernis beim Lastenziehen — eingerichtet sind.

Wie anders aber der Esel mit seiner Ruhe, Festigkeit und Zähigkeit. Was von seiner Störrigkeit erzählt wird, ist größtenteils übertrieben, mindestens ist sie unbedeutender als der Widerwille des Hundes gegen die ihm aufgezwungene Rolle als Zugtier. Der ganze Bau des Esels, die gedrungene Gestalt, das starkknochige Gerüst, der pralle Huf, der kurzschrittige, sichere Gang, alles befähigt denselben ebenso zum Zugtiere, wie dem Hunde alle dazu gehörigen Eigenschaften abgehen.

Und so haben denn einzelne Tierschutzvereine den Versuch unternommen, den Esel an Stelle des Hundes als Zugtier einzuführen. Es geschah dies bereits in Leipzig, Dresden und in einigen anderen Städten. Leider stehen der allgemeinen Einführung des Esels zu seiner Verwendung als Last- und Zugtier zwei Umstände hindernd im Wege, einmal der hohe Anschaffungspreis, sodann die Unterbringung desselben in einem Stalle nebst den gesteigerten Unterhaltungskosten. Und fast will es scheinen, daß diese lobenswerte Neu-

einführung nicht in dem Maße an Ausbreitung gewinne, wie dies im Interesse unserer Hunde wünschenswert wäre. Freilich kann ich zum Schluß nicht verschweigen, daß große, starke Tiere unter den Hunden nicht nur sehr wohl geeignet sind, Dienste im Ziehen von Lasten zu verrichten, sondern daß sie bei ausreichender Beköstigung auch keinerlei Schaden darunter leiden.

Kapitel 16.

Die Verwendung des Hundes zu häuslichen Geschäften, zur Besorgung einzelner Dienstleistungen und Botschaften sowie im Gewerbebetrieb.

Eine der beliebtesten Dienstleistungen des Hundes, zu denen er sich in hohem Grade eignet, ist seine Verwendung zur Besorgung von Botendiensten, welche dem zuverlässigen Tiere in früherer Zeit wegen des Mangels oder der Schwerfälligkeit zu Gebote stehender Verkehrsmittel häufiger als heutigentags übertragen wurden. Zur Verrichtung solcher Dienste befähigt den Hund, und ganz besonders unter ihnen den Pudel, sein ausgezeichneter Ortssinn, der ihn in den Stand setzt, ihm übertragene Botengänge in zuverlässigster Weise auszuführen.

Demzufolge wurde der Hund in früherer Zeit nicht selten zur Beförderung von Briefen benützt.

Schon im klassischen Altertum waren die molossischen Hunde im Befördern von Briefen und anderen Gegenständen berühmt.

Hierbei verdient als bemerkenswert der Umstand hervorgehoben zu werden, daß derartige Briefbestellungen nicht selten nach weit entfernten Orten ausgeführt wurden. So berichtet Orosius von einem Hunde, welcher als Bote mit Briefen eine Strecke von über 70 Meilen zurückzulegen hatte. Von einem anderen Hunde wird erzählt, daß derselbe von der Stadt Löwen, in der er gehalten wurde, Briefe nach Brüssel und solche von da wieder zurück befördert habe. Häufiger vorgekommene Fälle, wo Hunde den Briefverkehr zwischen kurzen Entfernungen vermittelten, bedürfen keiner ausführlichen Erwähnung.

Von zwei Hunden, welche von Rendsburg aus die Beförderung einer regelmäßigen Briefpost zu besorgen hatten, wird aus dem Jahre 1661 berichtet, daß dieselben ihre Stationen so genau einhielten, daß sie, die hierbei abwechselnd an ihr kleines Gefährt gespannt wurden, niemals eine Unterbrechung der pünktlichen Einhaltung der Reihenfolge duldeten. Keiner von ihnen konnte weder durch Schläge noch durch Schmeicheleien dazu bewogen werden, den Dienst des anderen zu übernehmen.

In neuerer Zeit ist der Hund zu der Ehre gelangt, mit seinen Leistungen tatsächlich in den Postdienst eingestellt zu werden. Man schrieb 1895 der „Frkf. Ztg." aus Thüringen. In Brattendorf, einer kleinen Station der Eisfeld-Unterneubrunner Eisenbahn, läßt der dortige Gastwirt, welcher Inhaber einer Posthilfsstelle ist, den mit der Bahnpost ankommenden Briefbeutel durch seinen Hühnerhund abholen. Mit der größten Pünktlichkeit erscheint der Hund an dem ankommenden Zug und nimmt den Postbeutel in Empfang, den er, in der Schnauze tragend, seinem Herrn abliefert.

Eine ebensolche Verwendung des Hundes als Postbote wird aus Bayern gemeldet: Jeder Reisende, der den von Augsburg vormittags 9 Uhr 8 Minuten nach Buchloe abgehenden Postzug benutzt, kann kurz nach dem Verlassen der Station Westerringen bemerken, wie ein schwarzer Spitz dem herankommenden Zuge entgegenläuft. Aus dem Postwagen wird eine Rolle Zeitungen hinausgeworfen. Wie ein Augenzeuge berichtet, erfaßt der Hund diese und springt damit in raschem Lauf einem einige Meter entfernten Gute zu. Der Hund versieht schon seit Jahren, Sommer und Winter, diesen Dienst. Sein Herr gelangt dadurch schon am Morgen in den Besitz seiner Zeitungen, welche er sonst erst am Nachmittag durch den Postboten bekommen würde. (D. Schweiz. Bahn.)

In Halle studierten um das Jahr 1765 zwei Söhne des Predigers Nizelius in Rosbach, fünf Meilen von Halle gelegen. Diese Söhne führten mittels eines treuen Hundes trotz der beträchtlichen Entfernung beider Orte voneinander einen regelmäßigen Briefwechsel mit ihren Angehörigen, dessen Pünktlichkeit der Bestellung hinüber und herüber nichts zu wünschen übrig ließ.

Schnelligkeit, Diensteifer und Zuverlässigkeit eines treuen Hundes sind Eigenschaften, welche das Tier für derartige Dienste in höchstem Grade tüchtig machen, und die Verhältnisse führen bisweilen Lagen herbei, wo der Wert eines vom Hunde geleisteten Dienstes ungleich höher anzuschlagen ist als der vom Menschen geleistete, insofern der erstere den letzteren an Schnelligkeit übertrifft, was eben gegebenenfalls von unschätzbarem Wert sein kann.

In „**Our Dumb Animals**", einer der gelesensten Zeitungen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, findet sich folgende Mitteilung:

Der Eigentümer einer Farm war infolge großer Geldverluste gezwungen, sein Grundstück für den halben Wert an einen Nachbar zu verkaufen, und es blieb nur noch übrig, die Verkaufsurkunde zu unterzeichnen. Da traf ein Telegramm ein, in welchem ein entfernt lebender Verwandter mitteilte, daß er die Schulden tilgen wolle, so daß die Farm nicht verkauft zu werden brauchte.

Dieses Telegramm zu befördern war ein Knabe beauftragt,

welcher zufällig den Hund des Eigentümers traf, der ihn kannte. Da der Weg ein sehr langer und der Bursche bereits ermüdet war, gab er das Telegramm dem Hunde mit der Weisung, sofort zu seinem Herrn zu eilen, und die Depesche zu überbringen.

Der Hund kam eben zu rechter Zeit im Hause an, denn schon war das Gefährt vor der Tür angelangt, aus welchem der Käufer des Grundstückes stieg.

Das Glück des Eigentümers war selbstverständlich sehr groß. Ohne den Beistand des schnellfüßigen Hundes würde die Botschaft sicher zu spät eingetroffen sein.

Zu einem Dienste ähnlicher Art wird zurzeit ein **Hund** von seinem Herrn in England verwendet. Wir erfahren hierüber nachstehende Einzelheiten:

Eine hübsche Hundegeschichte wird, wie wir dem „Sport im Bild" entnehmen, aus England gemeldet. Im Südwesten von England geht eine Eisenbahn durch das Gebiet eines großen Gutes. Ungefähr drei Viertel (englische) Meilen vom Hause entfernt zieht sich der Bahndamm durch das Tal. Vor ungefähr neun Jahren traf der Eigentümer des Gutes die Einrichtung, daß seine tägliche Londoner Zeitung von dem Zugführer mitgebracht und an einer bestimmten Stelle des Dammes herausgeworfen werden sollte. **Pompey,** ein der Familie gehöriger Wachtelhund, pflegte seinen Herrn zu begleiten, wenn derselbe die Zeitung holen ging. Bald hatte er begriffen, welchen Zweck der tägliche Spaziergang hatte, und nach einiger Zeit machte man den Versuch, ihn allein zu schicken. Es gelang über Erwarten, und in den letzten Jahren hat sich **Pompey** dermaßen an seine Aufgabe gewöhnt, daß man nicht mehr nötig hat, ihn fortzuschicken; er geht von selbst, und zwar stets zur rechten Zeit. Direkt steuert er durch Wiesen und über Feldwege seinem Ziele zu, wartet ruhig neben den Schienen bis der Zug vorüberbraust. Voller Aufmerksamkeit sieht er dem Herauswerfen der Zeitung entgegen und ist so eifrig in seinem Dienst, daß er meist versucht, das Blatt aufzufangen. Nun macht er sich auf den Weg nach Hause, wo er das Journal richtig abgibt und zum Lohn dafür sein tägliches Mahl erhält. Wird die Zubereitung seines Futters durch irgendeinen Zufall verzögert, so läuft er ins nächste Feld zurück, versteckt die Zeitung, und weigert sich, sie herauszugeben, bis er seine Belohnung vor Augen sieht. Zuweilen nimmt er einen befreundeten Hund mit, doch wird dies nicht gerne gesehen, weil die beiden auf dem Nachhauseweg beim Spielen leicht das Blatt zerreißen, das **Pompey** allein stets unversehrt bringt.

Recht vielseitig sowohl in der Bestellung von Aufträgen als auch in der Besorgung häuslicher Verrichtungen war der Hund eines Gelehrten in Paris ausgebildet.

Ein Philosoph, welcher seine Zeitgenossen des achtzehnten Jahrhunderts durch zahlreiche Schriften aufgeklärt hatte, war trotzdem so arm, daß er zu seiner persönlichen Bedienung nur eine kleine Jagdhündin namens **Turlurette** besaß. Dieses wachsame und intelligente Tier besorgte fast alle Aufträge seines Herrn. Hatte er einen Brief zu bestellen, so nannte er nur den — dem Tiere bekannten — Namen des Adressaten, und der Brief wurde pünktlichst besorgt. Wollte der Gelehrte ausgehen, so brachte die aufmerksame Dienerin ihrem Herrn Stock, Handschuhe und Hut. Kehrte der Herr nach Hause zurück, so brachte **Turlurette** Pantoffeln und Hausmütze. Lud der Herr einen Tischgast, so sagte er: „**Turlurette!** Trage diese Karte zum Traiteur, diese zum Pastetenbäcker, diese zum Weinhändler!" und die Bediensteten der bezeichneten Geschäfte brachten der richtig ausgeführten Bestellung gemäß das Gewünschte.

Hatte man abgespeist und rief der Herr: „**Turlurette!** tanze und belustige die Gesellschaft!" so führte die Hündin ihren Tanz auf. Kaum aber vernahm sie das Wort „Kaffee", so lief sie in das Kaffeehaus, dessen Aufwärter alsbald mit dem Nötigen erschien.

Um sich die Mühe zu ersparen, fortwährend Adressen schreiben zu müssen, hatte der Herr eine Anzahl Billetts angefertigt, welche für den Traiteur, den Weinhändler, den Cafetier, den Obsthändler, den Friseur usw. bestimmt waren. Diese Kärtchen hingen an der Wand an einem ledernen Riemen abgesondert da. Dem erhaltenen Auftrag gemäß nahm **Turlurette** jedesmal die entsprechende Karte, ohne jemals sich zu irren, und trug sie fort.

Unter diesen Karten befand sich eine solche, welche zur Belohnung der sorgsamen Dienerin bestimmt war und die Worte enthielt:

Une gimblette — eine Art Gebackenes —
pour **Turlurette.**

Obschon der Gelehrte die Schrift dieser Karte von derjenigen der übrigen nicht ausgezeichnet hatte und sie absichtlich öfter unter die anderen verbarg, irrte sich das Tier niemals in ihr; sobald das Wort gimblette gefallen war, lief der Hund fort und kehrte alsbald zurück, um seine Belohnung zu verzehren.

Das von Natur gutmütige Tier, welches selten Mißtrauen in jemand setzte, hatte ein trauriges Ende. Es kam eines Abends im Hintergrunde des Hofes zu einer alten Frau, die mit zerbrochenen Flaschen hantierte. Das böse Weib gab **Turlurette** einen derben Schlag auf den Kopf, und da sie den Hund auf diese Weise totgeschlagen hatte, warf sie ihn in ihren Tragkorb, um ihm das Fell abzuziehen.

Verwandt mit diesem dem Hunde übertragenen Dienste ist derjenige, den man diesem Tiere als „Fremdenführer" übertragen hat. Einer solchen Aufgabe unterzieht sich ein Hund in den bekannten

Öfen von Golling im Salzkammergut, und zwar bei Besichtigung des Schwarzbach- oder Gollingwasserfalls. Eine derartige Führung schildert uns Nr. 2 des 47. Jahrgangs von „Gutenbergs Illustr. Sonntagsblatt“ in nachstehender Weise:

„Kaum hatten wir unweit des Aufgangs zu dem Falle unseren Wagen verlassen, so erschien wieder ein Führer, der uns seine Begleitung anbot, nicht in Worten, wohl aber durch jene Gebärden, die für ihn die Sprache ersetzen — denn er war ein Hund. Mit freudigem Schweifwedeln kam uns das gute Tier entgegengesprungen, rieb sich an uns, lief ein Stück vorweg, um uns auf sein Führeramt aufmerksam zu machen, und trottete dann vor uns her, sich umschauend, sobald er ein paar Schritte gemacht hatte, ob wir ihm auch folgten.

Der Reisegefährte, auf dessen Rat wir den Ausflug nach Golling unternommen, hatte uns auch von dem Hund erzählt, wir begrüßten ihn daher mit freudigem Ausruf und überließen uns vertrauensvoll seiner Führung. Nachdem wir eine kleine Strecke aufwärts gestiegen waren, fürchteten wir jedoch, an ihm irre werden zu müssen, er verließ uns und ging zurück. Bald baten wir ihm aber den falschen Verdacht ab; sein scharfes Ohr hatte das Nahen eines anderen Wanderers gewittert, den er schnell in Empfang genommen, um ihn gleichzeitig mit uns zu den Fällen emporzuführen.

Und nun wartete er seines Amtes mit der größten Sorgfalt und Treue, bald befand er sich im Vortrab, bald suchte er die Nachzügler anzuspornen. Als wir in der Mitte des Falles auf der natürlichen, durch zwei über den Abgrund ragende vorspringende Blöcke gebildeten Brücke nach seiner Ansicht zu lange rasteten, forderte er uns durch Zerren an den Kleidern zum Weiterschreiten auf, höchst ungehalten wurde er aber, als eine in meiner Begleitung befindliche Dame nicht bis zur vollen Höhe mit hinaufklomm, sondern auf einem Felsblock sitzen blieb, bis die andere Gesellschaft zurückkam.

Tiger, so hieß, wie wir später von seinen Eigentümern erfuhren, der keineswegs durch besondere Körperschönheit ausgezeichnete zottige, schwarze Hund, hatte am Halse eine kleine Büchse hängen, in welche wir unsere Anerkennung für seine Dienste in Form eines Zwanzigkreuzerstückes steckten. Er brachte auf diese Weise seinen Besitzern, den Inhabern einer kleinen Waldschenke, ein ganz artiges Sümmchen ein und führte ihnen überdies noch die Gäste zu. Erst als er uns bei Milch, Landwein, Brot und Butter an dem hölzernen Tische vor der Schenke, sitzen sah, hielt er sich seines Wegweiseramtes ledig und trabte fort, um andere Reisende, denen er sich hilfsbereit erweisen konnte, zu erwarten.“

Wie zur Beförderung von Briefen, so bediente man sich des Hundes auch zur Besorgung von Botengängen anderer Art. So wird von einem Hunde erzählt, daß er täglich seinem Herrn sein Mittag-

mahl aus dem Speisehause herbeizuholen pflegte und diesen Dienst in so zuverlässiger Weise versah, daß er von niemand die von ihm getragenen Speisen sich abjagen ließ. Das geleerte Geschirr trug er später in das Speisehaus zurück.

Ein anderer Hund besorgte das Frühstück seiner Herrschaft zur Stelle. Man gab ihm ein Körbchen, in dem man das zum Einkauf von Semmeln benötigte Geld geborgen hatte. Wollte man diesem Hunde zum Scherz das Körbchen ohne Geld übergeben, so lief er knurrend davon, da er genau darauf achtete, ob man solches einpackte oder nicht, und es entging ihm nie, daß, wenn man zu außergewöhnlicher Stunde ihm diesen Dienst auftragen wollte, dies nicht ernst gemeint sei, falls man den Korb nicht mit Geld versehen hatte.

Auch zur Bezahlung von Rechnungen hat man den Hund verwendet.

In Bretten lebte vor Zeiten ein Mann, welcher seinen Hund dazu abgerichtet hatte, daß er Fleisch vom Metzger in einem Korbe holte, den man ihm in das Maul gegeben, in welchem die Bestellung auf einem Zettel verzeichnet und das erforderliche Geld beigefügt war. Einmal nun sandte der Herr des Hundes, welcher evangelischen Bekenntnisses war, das Tier an einem Freitag zu einem Fleischer katholischer Konfession. Dieser fühlte sich durch die Zumutung, an einem Fasttage Fleisch verkaufen zu sollen, beleidigt. Boshafterweise hieb er aus Rachgier dem armen, unschuldigen Tiere den Schwanz ab, legte diesen in den Korb und schrieb dazu die Worte: „Da hast du Fleisch!" Das Hundchen, so schwer verletzt, trug getreulich den Korb über die Gasse nach Hause, legte sich nieder und starb. Die ganze Stadt, so wird erzählt, trauerte über diese barbarische Missetat, und das Bild des Hundes ohne Schwanz wurde in Stein ausgehauen und über dem Stadttor angebracht. Andere freilich erzählen, der Hund sei deshalb von dem Fleischer verstümmelt worden, weil er stets Fleisch und Wurst gestohlen habe. Auf das über dem Stadttor angebrachte Denkmal eines Hundes ohne Schweif komme ich an anderer Stelle zu sprechen.

Brehm erzählt, er habe einen Pudel gekannt, welcher durch seine Verständigkeit viel Vergnügen gemacht. Er war auf alles mögliche abgerichtet und verstand, sozusagen, jedes Wort. Sein Herr konnte ihn z. B. nach mancherlei Dingen aussenden, er brachte sie gewiß. Sagte er: Geh, hole eine Kutsche!" so lief er auf den Warteplatz der Lohnfuhrwerke, sprang in einen Wagen hinein und bellte so lange, bis der Kutscher Anstalt machte, fortzufahren; fuhr er nicht richtig, so begann der Hund von neuem zu bellen, und unter Umständen lief er wohl auch vor dem Wagen her, bis vor die Tür seines Herrn.

Derselbe Hund trank bayerisches Bier leidenschaftlich gern und

unterschied es von anderen Biersorten mit untrüglicher Sicherheit. Hatte er davon eine gehörige Menge zu sich genommen, so wurde er oft betrunken, und dann ergötzte er jedermann durch tolle Streiche aller Art.

Es bedarf wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden, daß wegen seiner Gelehrigkeit der Pudel am geeignetsten dazu erscheint, derartige Dienste zu verrichten, um so mehr, als er sich seiner Natur nach gern selbst zu deren Ausführung anbietet.

Unter den häuslichen Geschäften, deren Verrichtung in früherer Zeit dem Hunde übertragen wurde, war eines der am häufigsten von dem Tiere ausgeübten seine Verwendung beim Küchendienst. Der Hund nämlich wurde in der Küche beim Kochen in Anspruch genommen, indem er in ein bewegliches Rad, an dem der Bratspieß befestigt war, gestellt wurde und auf solche Weise vor dem Herde hin- und hergehend bewirkte, daß das Fleisch vorschriftsmäßig gebraten wurde.

Es war eine recht langwierige Arbeit, einen Hund zu dieser Dienstleistung abzurichten, und die Arbeit, die man ihm damit überträgt, ist eine schwere und harte, daß man viel Geduld und Nachsicht üben muß, um sie dem Hunde nicht zu verleiden.

Nach vollbrachter Arbeit reichte man ihm ein Stück von dem Braten als Belohnung. In Frankreich und England waren es namentlich Dachshunde, die man zum Wenden des Bratspießes abrichtete. Auch in Italien und auf Sizilien war die Verwendung des Hundes zu gleichem Dienste im Gebrauch, und besonders waren es die Klöster, welche sich die Dienstwilligkeit des Hundes in solcher Weise zunutze machten.

Wenn auch der Intelligenz unseres treuen Hausgenossen entsprechend, so erscheint doch eine gerade bei diesem Geschäft beobachtete Wahrnehmung an dem Verhalten des Tieres in hohem Grade beachtenswert, die nämlich, daß die Hunde sehr genau wußten, wann ihre Zeit für die ihnen aufgetragene Arbeit abgelaufen war und daß diejenigen hartnäckig sich weigerten, den Bratspieß weiter zu drehen, welche nicht an der Reihe waren, während sie sonst ohne Weigerung an die Arbeit gingen. In dieser Beziehung verdient ein eigentümlicher Vorfall, dessen Wahrheit seinerzeit durch das Ehrenwort eines glaubwürdigen Augenzeugen bezeugt worden ist, der Erwähnung. Es trug sich derselbe in dem Collège La-Flèche zu.

Als eines Tages der Koch den Bratspieß in Bewegung setzen wollte, um sein Abendessen zuzubereiten, vermißte er den Hund, an dem gerade die Reihe war, das Rad zu drehen. Vergebens suchte und rief er ihn, während ein anderer Hund, der für diesmal nicht am Dienste war, gemächlich neben dem Feuer ausgestreckt lag.

In Ermangelung des ersteren nun beabsichtigte der Koch den

anderen zum Dienste zu verwenden. Eben wollte er ihn ergreifen und in das Rad stellen, als er von demselben unfreundlich behandelt und nach einigem Knurren heftig gebissen wurde, worauf der Hund die Flucht ergriff. Der Koch war über diese Mißhandlung seitens des Tieres um so mehr erstaunt, als dieses sonst sehr sanft war und er es liebte. Die Wunde war so tief, daß man einen Verband anlegen mußte.

Während dies geschah, vernahm man ein wiederholtes Bellen. Es kam von dem kurz zuvor entflohenen Hunde, welcher seinen nachlässigen Kameraden, dem er mit seinen Zähnen scharf zusetzte, zu seiner Schuldigkeit zurückführte. Er hatte diesen im Park aufgesucht, und nachdem er ihn gefangen, trieb er ihn vor sich her und nach der Küche zu, wo er denn auch nicht erst aufs Bitten wartete, um seinen Dienst im Rade zu übernehmen.

Vorfälle wie der eben geschilderte stehen durchaus nicht vereinzelt da. Ein ganz ähnlicher Vorgang ereignete sich bei einem Hufschmied in der Nähe von Pontarlier, wo zwei Hunde ein Rad zu drehen hatten, durch welches ein Hammer in Bewegung gesetzt wurde. Der eine der beiden Hunde hatte es nun auch einmal vorgezogen, die Freiheit zu genießen, statt in der düsteren Schmiede zu arbeiten. So kam es, daß sein Gefährte vier, statt zwei Stunden hindurch das Rad drehen mußte. Als er nach Schluß seiner Arbeit den Nichtstuer kommen sah, sprang er sofort auf ihn los, packte ihn am Ohre und führte ihn an seinen Platz, und wachte nun darüber, daß der andere auch vier Stunden am Rade blieb.

Solche Vorkommnisse sind meines Erachtens dazu geeignet, die alte und im allgemeinen noch heute festgehaltene Theorie von dem „Instinkt" der Tiere, in vorliegendem Falle also des Hundes, mit einem Schlage als jedes Haltes entbehrend vor Augen zu stellen.

Der Gebrauch des Hundes im Küchendienste hat in Deutschland wenig Verbreitung gefunden, wenn man auch in einigen Schlössern und Klöstern diese Verwendung des Tieres einführte. So wurde im 17. Jahrhundert im Kloster des heiligen Ludger bei Helmstädt ein Hund zu dem Zwecke unterhalten, daß er den Bratspieß in der Küche wendete.

Hat man den Hund, mag es sein in Ermanglung einer anderen oder einer für diesen Dienst zu Gebote stehenden menschlichen Arbeitskraft für wert erachtet, bei Erledigung der Küchengeschäfte eine so wichtige Verrichtung, wie sie in der kunstgerechten Zubereitung eines schmackhaften Bratens tatsächlich anerkannt werden muß, zu vollziehen, so fehlt es auch nicht an Beispielen dafür, daß man noch einen Schritt weiter ging, und den Hund zur Herstellung der zum Genusse eines Mahles dienenden Tafel, zum Tafeldecken, verwendete. Allerdings wird man zugestehen müssen, daß es einer außergewöhn-

lichen Vorliebe für den Hund seitens desjenigen bedarf, welcher seinen treuen Gefährten gerade zu diesem Dienste abzurichten sich angelegen sein läßt, und selbst bei dem zum Genusse des aufzutragenden Mahles etwa geladenen Gaste wird man die gleiche Vorliebe vorauszusetzen haben, sicher wenigstens in dem Falle, daß man diesen zum Zeugen der Geschicklichkeit des Tieres gemacht hat, und das letztere liegt doch zweifellos in der Absicht des Veranstalters vom Mahle.

Ein französischer Fürst besaß einen Hund mittlerer Größe, den derselbe von Wien mit nach Italien gebracht hatte. Als eines Tages der Herr des Hundes einen fürstlichen Besuch empfing, befahl jener dem Tiere, den Tisch zur Einnahme der Mahlzeit herzurichten. Sofort kam der Hund zu seinem Herrn, verlangte von diesem den Schlüssel zu dem Schranke, in welchem das Tischgerät verwahrt wurde, faßte jenen, als er ihm dargereicht wurde, mit den Zähnen, öffnete den verschlossenen Schrank, entnahm dem letzteren Tischtuch, Servietten, Teller, Löffel und alles übrige Benötigte, breitete das Tuch auf den Tisch aus, verteilte die übrigen Geräte in der gehörigen Weise und stellte sich, nachdem er dieses Dienstes mit außerordentlicher Geschicklichkeit sich entledigt, seinem Herrn zur Verfügung, weiterer Befehle desselben gewärtig.

Ich habe einen Pudel gekannt, erzählt ein Schriftsteller, der früh sieben Uhr und abends elf Uhr, stets zur richtigen Zeit, an die Tür seines Herrn klopfte. Der Herr hielt das Tier als Bedienten, und dieses verrichtete alle ihm aufgetragenen Geschäfte auf das pünktlichste, da er schon auf einen bloßen Wink hin wußte, was jener ihm befahl.

Einem Krämer, den sein Beruf veranlaßte, die Gasthäuser zu besuchen, begegnete es bisweilen, daß ihm das Geld bei solchen Besuchen ausging. Trat dieser Fall ein, so brauchte er seinem Hunde nur einen Wink zu geben, dann lief dieser augenblicklich nach Hause und gab der Frau desselben durch Bellen und Hin- und Herlaufen zu verstehen, woran es fehle. Wenn sie ihm dann eine Krone zuwarf, erfaßte sie das Tier freudig mit dem Maule und eilte, sie seinem Herrn zu bringen. Nichts war imstande, ihn in seinem Laufe einzuhalten. Wurde er durch andere Hunde oder von übel gesinnten Menschen angegriffen, so wich er geschickt aus und eilte davon. Hatte er aber sich durchzukämpfen, indem er von seinesgleichen angefallen wurde, so legte er das Geldstück auf die Erde nieder und biß sich so tapfer mit seinen Widersachern herum, daß diese die Flucht ergriffen. Stets bewirkte es sein Diensteifer, daß es ihm gelang, entweder mit List oder mit Gewalt durchzukommen, und er ermangelte niemals, seinem Herrn das gewünschte Gut zuzustellen.

Geld in die geleerte Kasse herbeizuschaffen, war die Lebensaufgabe eines anderen Hundes, der es freilich auch verstehen mußte, den in

ganz anderem Sinne als in dem eben geschilderten den von seinem Herrn ihm gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Dreißig Jahre hatte Sandolet, ein Ludwigsritter, unter Ludwigs XIV. berühmten Feldherren gedient. Diese langen Verdienste wurden ihm mit 700 Franken vergolten, so daß er nicht wußte, wie er damit ein Jahr lang auskommen sollte.

Das Traurigste für den alten Offizier waren seine Wunden, denn er war so sehr verstümmelt, daß man ihn genau betrachten mußte, um zu erkennen, daß er ein menschliches Wesen sei. Sein Gesicht voll Runzeln glich einem unaufgeblasenen (?) Frosch. In der Schlacht bei Fleurus hatte er seine Nase, beim Rheinzuge das rechte Auge, einen Arm bei Steinkurque, den linken Schenkel bei Malplaquet verloren, und sein bei der Belagerung von Valenciennes durch eine Kanonenkugel ihm entrissenes Unterkinn war durch ein künstliches Stück ersetzt. Trotzdem gingen die Verrichtungen des Unterleibes um nichts schlechter vonstatten. Er hatte keine Sorge außer der, was er wollte zermalmen lassen.

Was mit 30 Sous den Tag und so viel Übel anfangen?

Zum Glück besaß Sandolet einen fleißigen Hund, der seinem armen Herrn die Bedürfnisse zuführte. Wenn er kein Brot mehr im Hause hatte, öffnete er den Schrank und rief seinen „**Kapuziner**“ so hatte er seinen Hund genannt, und sprach zu ihm: „Es ist nichts mehr in der Raufe, Freund, marsch und fouragiere!“

Kapuziner verstand diese Worte sehr wohl, ließ Kopf und Ohren traurig hängen, zog den Schwanz ein und begann zu bellen. Aber diese Gebärden füllten ihm den Leib nicht. Wer essen will, muß sich rühren. Endlich besann sich der Schalk und hielt seinen Umgang. Er brauchte keinen Korb zu seinen Vorräten. Sein Herr band ihm einen kleinen Lederbeutel an das Halsband, welches er trug. Dahinein steckte er Zettel an die guten Seelen, die an Sandolets Elend Anteil nahmen. Der pünktliche Abgesandte trug sie an die daran gewöhnten Personen. Er zeigte sich diesen mit demütiger und unterwürfiger Miene; dann senkte er den Kopf, damit man das Schreiben herausnehme.

Die Antwort erwartend, nahm **Kapuziner** den Weg nach der Küche, wo man nicht ermangelte, ihm einige Brocken zu geben. Beim ersten Rufe lief er eilig hinzu und erhielt jederzeit die von einem in weiße Leinwand gelegten Geldstück begleitete Antwort. In dieser Weise führte der Hund an einem Morgen zwölf bis fünfzehn solcher Besuche aus. Vergebens würde jeder, der nicht der Bekanntschaft unseres Kriegers angehörte, versucht haben, den Schatzmeister bei seiner Rückkehr anzugreifen, er würde von seinen Zähnen recht energischen Gebrauch gemacht haben.

Waren seine Wege beendet, so kehrte **Kapuziner** in die fröhlichere

Wohnung zurück. Er lief zu seinem Herrn, welcher den Beutel schnell untersuchte. Da waren artige Stückchen von sechs, zwölf und vierzehn Sous, oft sogar halbe und ganze Taler vorhanden. „Bravo!“ rief dann, auf sein hölzernes Bein schlagend, der Empfänger, „bravo, mein lieber **Kapuziner,** da ist wieder zu beißen!“

Es war wieder Wasser auf der Mühle, und die Räder drehten sich von neuem etwa vierzehn Tage lang.

Nicht immer aber laufen derartige durch noch so treue Hunde besorgte Geldgeschäfte glatt ab und störende Zwischenfälle können auch den eifrigsten Kassenboten Verlegenheiten bereiten.

Ein Pudel war dazu abgerichtet, Geld zu den Freunden seines Herrn zu tragen. Eines Tages, als er einen Auftrag dieser Art zu besorgen hatte, geriet er in einen sehr lebhaften Streit mit seinen zänkischen Kameraden. An der Absicht, an diesen sich zu rächen, wurde er durch den Laubtaler, den er in der Schnauze trug, verhindert, seine Feinde waren ihm daher überlegen, er wurde tüchtig gebissen, ohne sich verteidigen zu können.

Aber das kluge Tier wußte sich zu helfen; er versteckte seinen Taler in einer nahen Allee, kehrte zurück und stürzte sich wütend auf seine Feinde, die er auseinandersprengte oder kampfunfähig machte.

Atemlos kam er an die Stelle zurück, wo er seinen Taler versteckt hatte. Aber das Geldstück war verschwunden, ein Spaziergänger hatte es an sich genommen. **Dom Cäsar** zog sich, in arge Verlegenheit versetzt, zurück, nahm den Schwanz zwischen die Beine und ließ die Ohren hängen. Traurig schlich er durch die Straßen.

Da hörte er in einer derselben den Klang von Münzen; der Kassierer eines Wechslergeschäfts füllte eben in dem zu ebener Erde gelegenen Geschäftsraume, dessen Fenster geöffnet waren, die Silbersäcke. Durch eines der Fenster in das Gemach springen, eines Talerstückes sich bemächtigen, ebenso schnell wieder hinausspringen, ungeachtet der Stockprügel, die ihn trafen, und davoneilen, um seines Auftrages sich zu entledigen, dies alles war das Werk eines Augenblicks.

Auf diese Weise entging **Dom Cäsar** den Streichen, welche sein Leichtsinn ihm sicher zugezogen hätte. Sein Herr aber, der von dem Vorkommnis in Kenntnis gesetzt wurde, verzieh dem klugen, wenn auch voreiligen Hunde und sorgte dafür, daß er am folgenden Tage das entwendete Geldstück ersetzte.

Bobie, die kleine Hündin des Malteserritters Leblanc, verrichtete in dem Hause ihres Herrn in Paris verschiedene Dienste. Wenn ihr Herr, was öfter geschah, Gesellschaften gab, kam das kluge Tier nach beendeter Tafel, wenn die Gäste im Begriff waren, fortzugehen, auf den ersten Ruf herbei, um als Laternenträger zu dienen, nachdem sie im Vorzimmer beständig Schildwache gehalten. **Bobie** wedelte mit dem Schwanze, damit man ihr die Kerze anzünde, und

war sie dann angezündet, so nahm sie, sobald jemand sich empfahl, die Laterne zwischen die Zähne, lief voran und leuchtete dem Gaste bis an die Haustür. Herren und Damen liebkosten das kluge Tier, dann lief es schnell wieder hinauf, um eintretendenfalls von neuem denselben Dienst zu verrichten.

In derselben Weise leuchtete der Hund seinem Herrn auf der Straße, wenn letzterer aus dem Schauspielhause nach seiner Wohnung in der Straße Vaugirard abends zurückkehrte, und das brave Tier wußte seinen Herrn vor jeder Gefährdung zu behüten, indem es diesen dadurch, daß es die Laterne vor einer mit Wasser gefüllten Lache, vor einem im Wege liegenden Steine niedersetzte, auf die Unebenheit der Straße aufmerksam machte.

Ein alter Soldat, voll Lustigkeit und Laune, bediente sich seines außerordentlich klugen Hundes als seines Bedienten. Sollte dieser Briefe besorgen, so brauchte sein Herr ihm nur den Namen des Empfängers deutlich zu sagen, und der Hund brachte den Brief richtig an seine Adresse. Er nahm seinem Herrn den Stock ab und stellte ihn an seinen Platz, brachte die Pantoffeln herzu und übergab die beschmutzten Stiefel der Hausmagd zum Reinigen. Wollte der Herr rauchen, so rief er dem Hunde zu: Marsch, meine Pfeife! und das Tier brachte sie.

So geschah es auch mit dem Tabak. Eines Tages wollte der Mann seinen Hund auf die Probe stellen, indem er ihm auftrug, Feuer zum Anzünden der Pfeife zu holen, und dabei gleichzeitig auf die glühenden Kohlen im Kamin zeigte. Sofort sprang der Hund dahin, kam aber ohne Feuer zurück, wiederholte dies mehrmals, und lief endlich verdrießlich hinweg, um dann nochmals vor der Gluthitze bellend sich herumzudrehen.

Rasch, ruft der Herr wieder, brennen wir diese Pfeife an! Und das kluge Tier wußte sich zu helfen. Es lief zu einem Besen von Birkenreisig, zog einige Ruten heraus und legte sie ins Feuer, dann faßte es diese feine Art von Fidibus am nicht brennenden Ende und reichte die Ruten zufrieden seinem Herrn.

Hätte ich, so erzählte der alte Herr, es mit meinen eigenen Augen nicht gesehen, so würde ich schwer daran gehen, den Sachverhalt zu glauben.

Überwiegt bei dem Gebrauche des Hundes zu der eben genannten häuslichen Dienstverrichtung diejenige Seite der Vorliebe für ihn, nach welcher hin man mehr zu einem prahlerischen Aufweise seiner Anstelligkeit als zur Erzielung einer nützlichen und förderlichen Hilfsleistung das Tier verwendet, so fehlt es anderseits nicht an zahlreichen Beispielen, welche uns den Hund in der Verrichtung sehr verschiedenartiger Dienstleistungen zeigen, mit deren Ausführung dem Menschen wesentliche Unterstützung bei seiner Arbeit durch die Tätig-

keit des Tieres gewährt wurde und noch wird. Man sieht Hunde, welche Körbe, Gefäße, Schirme, Taschen u. dgl. tragen. Man läßt sie Wasser von entfernt liegenden Brunnen herbeischleppen, ja man bedient sich bisweilen des Tieres dazu, Rechnungen von ihm bezahlen zu lassen.

Auch in der Kinderstube hat man dem braven Tiere eine besondere Aufgabe gestellt. Man vertraut ihm das Hin- und Herbewegen der Wiegen an, in denen kleine Kinder ruhen, und es gewährt einen ganz ergötzlichen Anblick, wenn man beobachtet, in wie verständiger, sanfter Weise der Hund diesen Liebesdienst geduldig versieht.

Auch zu landwirtschaftlichen Verrichtungen lassen sich Hunde verwenden. Man hat einige dazu abgerichtet, Gänse aufs Feld zu führen, andere dazu, Hühner zu bewachen, um sie von ihren beliebten Streifzügen in die Getreidefelder abzuhalten.

Wahrscheinlich infolge des Gebrauches, den Hund mittels eines Rades den Bratspieß in der Küche wenden zu lassen, übertrug man diesem Tiere andere Verrichtungen gewerblicher Art, welche man ihn in ähnlicher Weise ausführen lassen konnte. Auf den vermutlichen Zusammenhang der Hilfstätigkeit des Hundes im Gewerbebetriebe mit dem ihm übertragenen Küchendienste weist schon der Umstand hin, daß zuerst und in zahlreichen Fällen man in Frankreich den Hund zu gewerblichen Verrichtungen herbeizog.

Fabrikanten verschiedener Betriebe bedienten sich in früheren Jahrhunderten des Hundes dazu, die Räder der Maschinen ihres Gewerbebetriebs in Bewegung zu setzen. So waren es in Frankreich die Messerschmiede, welche die von ihnen gebrauchten Räder durch Hunde treiben ließen. Andere ließen ihre Schmiedehämmer von Hunden in Bewegung setzen.

Man verwendete den Hund ferner bei der Anfertigung verschiedenartiger Gebrauchsgegenstände, und bediente sich seiner Kraft, um durch ihn Wasser aus dem Brunnen heben zu lassen.

Wohl ist heutigentags die Kraft und Dienstleistung des Hundes bei gewissen gewerblichen Verrichtungen durch die mächtigere Triebkraft des Dampfes und der Elektrizität in den Hintergrund gedrängt worden. Gleichwohl dürfte der Wert der Dienste, welche der Hund in verschiedenen kleineren Gewerbebetrieben versieht, trotzdem nicht zu unterschätzen sein. Denn in der Tat könnte man gerade von dem Hunde, wenn man ihn zum Kleingewerbebetriebe herbeizöge, nicht unerheblichen Nutzen auch in dieser Hinsicht ziehen.

In Holland nahm man die Tätigkeit des Hundes zur Bereitung der Butter in Anspruch, indem man das Tier am Rade einer für diesen Zweck besonders eingerichteten Maschine drehen ließ.

In Deutschland dürfte eine derartige Verwendung des Hundes zu gewerblichen Dienstleistungen sehr selten vorgekommen sein, nur für eine Art gewerblicher Tätigkeit nahm man hier seine Kraft

häufiger in Anspruch, indem man ihn zum Treten des Blasebalgs in der Schmiede gebrauchte.

In Berlin leistete ein Pudel seinem Herrn, einem Schankwirtschaftsinhaber in der Landsbergerstraße gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts insofern erhebliche Dienste, als er ersteren, wenn er jeweilig vom Gastzimmer abwesend war, zur Bedienung eintretender Gäste herbeirief. Die dort verkehrenden Gäste, welche mit der Anstelligkeit des Pudels vertraut waren, brauchten diesem nur zuzurufen: „Pudel, Bier!" so begab er sich eiligst an eine Tür, neben welcher ein Band mit einem Ringe sich befand, in welch letzteren das Tier seine Pfote steckte, klingelte und so lange stehen blieb, bis der Wirt herbeikam und fragte: Was beliebt, meine Herren?

Der Pudel, nachdem er seines Dienstes gewartet, schmeichelte in der Überzeugung vollbrachter Pflicht seinem Herrn, legte sich alsdann wieder an seinen Platz und wartete aufmerksam auf die Erteilung weiterer Befehle.

Beim **Pont neuf** in **Paris** war ein kleiner Stiefelputzer, der eine Pudelhündin dressiert hatte, ihre dicken, haarigen Pfoten im Wasser zu netzen und sie dann auf die Füße der Vorübergehenden zu legen. Schrieen dann die Leute, so präsentierte sich der Stiefelputzer und erlangte auf diese Weise gesteigerte Einnahme. Solange er mit jemand beschäftigt war, verhielt sich der Hund ruhig, wurde aber der Schemel frei, so fing die Geschichte von neuem an.

Auch jenseits des Ozeans macht man sich den Hund zu gewerblichen Zwecken dienstbar.

Weit verbreitet ist in Amerika der Gebrauch des Hundegöpels oder Tretgöpels, welcher hier gleichfalls von einem Hunde in Bewegung gesetzt wird. Namentlich zum Betriebe der Buttermaschinen findet diese Art der Verwendung des Hundes sich drüben häufig im Gebrauch.

Die Indianer benützen Hunde beim Fischfange, zu dem sie dieselben abrichten. Die Männer gehen hierbei bis an die Schultern ins Wasser und spannen daselbst ihre kurzen Netze aus. Jeder von ihnen ist mit einem Stock bewaffnet, womit sie den Fisch, wenn er springt, schlagen, um ihn auf diese Weise in ihre Netze zu stürzen. Die Hunde sind dazu abgerichtet, in das Wasser zu gehen und durch starkes Bellen den Fisch zu erschrecken und in das Netz zu jagen. Einige von diesen Hunden tauchen sogar und fangen den Fisch im Wasser.

Jedenfalls ist diese Gepflogenheit der Indianer sehr alt. Ob sie den Anstoß dazu gegeben, daß man auch anderwärts den Hund zum Fischfang verwendet, möge dahingestellt bleiben. Interesse jedoch verdient die Tatsache, daß der Hund in England ähnliche Dienste verrichtet. Herr V. Ried schreibt hierüber in „Über Land und Meer" das Folgende:

An der Küste von Nord-Wales, gegenüber von Irland oder richtiger der Isle of Man, befindet sich die Bai von Colwyn, die fünf oder sechs englische Meilen breit sein und ebenso tief ins Land hineinragen mag. Auf der äußersten westlichen Spitze dieser Bai, einer schmalen, sandigen Landzunge, steht ein merkwürdiger Bau, eine Art Damm, der ins Meer hineingestellt oder vielmehr gemauert ist. Er gleicht einer gewaltigen, plattliegenden Sechs, die nach Osten hin, das heißt nach der Bai von Colwyn zu, geöffnet ist. Der ausgebauchte Teil liegt im Meere und in dem äußersten Stück des Bauches ist ein Durchlaß angebracht, der derartig vergittert ist, daß alles Getier, was einmal innerhalb des Dammes sich befindet, nicht mehr entwischen kann; nur für das mit der Ebbe abfließende Wasser ist Raum genug vorhanden. Dieser Damm, den die Engländer a wear (ein Wehr) nennen, ist in seinem unteren Teile aus mächtigen aufeinander gesetzten Steinen zusammengefügt; der obere Teil besteht aus Flechtwerk (Pfähle und Weidenruten), die Höhe des Dammes aber entspricht der Tiefe des Wassers; der Damm ist also in seinem äußersten Ende, da etwa, wo sich der Durchlaß befindet, am höchsten und wird, je weiter er auf das Land hinaufläuft, desto niedriger. Am Durchlaß und rechts und links von demselben mag die Höhe zehn und auch zwölf Fuß betragen, so daß man sich innerhalb des Dammes wie in einer Umzäunung befindet; der Arm des Dammes, der nach dem Lande zu geht, wird flacher und flacher, bis er schließlich ganz niedrig endigt. Auf dem Lande selbst liegt das Dorf Llaudrillo (die beiden L werden wie ein englisches th, also wie ein deutsches weiches z gesprochen), das nur aus einigen kleinen Fischerhütten besteht; die Bewohner dieses Dorfes sind die Erbauer und Eigentümer des Dammes, vielleicht auch die Erfinder dieser Art des Fischfangs, denn nirgends sonstwo habe ich noch davon gehört, daß man Fische mit Hunden fängt.

Kommt nun die Flut, so setzt sie das Land weithin unter Wasser und mit demselben das Wehr oder den Damm, und Alles was die Flut von draußen mit hereinbringt an Fischen, Krebsen, Seepflanzen und so weiter — ich meine natürlich an dieser Stelle des Ufers — bleibt dann, wenn die Ebbe eintritt und die See zurückströmt, innerhalb des Dammes; es ist für alle Zeiten gefangen. Der Ertrag einer solchen einmaligen Zuströmung des Wassers ist natürlich ein sehr verschiedener, bald ein ungemein reichlicher, bald nur ein sehr geringer, aber die ganze Jagd macht schließlich sehr wenig Arbeit und die Leute können täglich ein- oder zweimal, denn so oft kommt die Flut, auf den Fang ausziehen.

Wie lang und wie breit der Raum innerhalb des Wehres ist, das habe ich genau nicht ausmessen können, die Länge — also vom Anfang des Armes bis zum Durchlaß für das Wasser, der sich an der äußersten Stelle der Ausbauchung befindet — mag immerhin zwei

englische Meilen und die Breite etwa ebensoviel betragen. Strömt nun das Wasser nach dem Meere zurück, so beginnt der Fang. Die Fischer kommen mit ihren Netzen und ihren klugen Hunden. Alle begeben sich innerhalb des Dammes in das Wasser, soweit es seicht ist, und was nun an Fischen, Hummern, Seespinnen, Austern und so weiter von der Flut hereingeworfen worden ist, das wird von den Fischern gesammelt. Die Hunde begleiten ihre Herren und suchen, ganz wie es unsere Jagd- und Hühnerhunde im Felde und im Walde tun, vor ihnen das Wasser ab, das heißt sie gehen den Fischen, die nun, je seichter das Wasser wird, um so schlechter zu schwimmen vermögen, nach und verbellen diejenigen Fische, die auf den Grund geraten sind, regelrecht, bis die Fischer kommen und die Fische auflesen; oder sie, die Hunde, fassen die Fische auch und tragen sie ihren Herren zu. Niemals wird es vorkommen, daß einer dieser Hunde einen Fisch verletzt; sie fassen die Fische im Genick, da, wo diese am stärksten sind, und halten sie, ohne ihnen Bißwunden beizubringen, so fest, daß alles Schlagen und Ringen der glatten Gesellen ihnen nichts hilft. Man sieht an einem solchen von einem Hunde hereingebrachten Fisch nur die vier Male von den vier Eckzähnen des Hundes, eingedrückte, mit Blut unterlaufene Stellen, aber keine Löcher. Wahrscheinlich werden die Zähne der Hunde von den Fischern etwas mit der Feile bearbeitet, möglich aber auch, daß diese Rasse von Hunden keine wirklich scharfen Zähne hat.

Was nun die Rasse der Hunde anbelangt, so gleicht dieselbe unserem deutschen Hühnerhunde ungemein. Die Tiere sind langhaarig, schwarz und weiß von Farbe, doch sind sie kleiner und breiter, gedrungener wie unser Hühnerhund; sie haben lange Behänge und eine ziemlich lange, starke Rute. Die Hauptaufgabe der Hunde besteht aber nicht eigentlich im Heraustragen der Fische, das ist im Grunde nur ein Sport für die Tiere; wirklich in Aktivität treten sie erst, wenn das Wasser ganz abgeströmt ist und innerhalb des Wehres der Boden fast ganz bloß liegt. Das Meer hat dann allerhand Seepflanzen in großer Menge zurückgelassen, und in diesen, die oft vier, fünf und sechs Fuß hoch übereinander liegen, stecken dann gewöhnlich die größten und stärksten Fische. In diesen Pflanzenbergen fangen die Hunde nun an zu graben und zu suchen, bis sie alles durchwühlt, sämtliche Fische an das Licht des Tages gezogen und sie entweder ihren Herren zugetragen oder diese durch Bellen herbeigerufen haben. Lustig anzusehen ist es, wie schnell die Hunde mit Seespinnen, Hummern, Austern und so weiter fertig werden. Das alles wird vorsichtig gefaßt und der Stelle zugeschleppt, an welcher die Fischer Bottiche aufgestellt haben, um die Beute zu sammeln. Es ist ein Leben innerhalb des Wehres, wenn das Wasser abgeflossen ist, das lebhaft an eine Treibjagd erinnert. Von allen Seiten springen die Hunde, einen Fisch,

einen Hummer, eine Seespinne oder sonst ein Tier im Maule, eifrig mit der Rute wedelnd, herbei, oder die Fischer laufen da und dort hin, weil drüben einer der Hunde steht und gellend in einen Haufen von Seepflanzen hineinbellt, wo ein Fisch sich sicher fühlen zu können glaubte.

Gefangen werden an Fischarten hier besonders Heringe, Flundern und Salmons, das heißt Lachse, und letztere zwar in wundervollen Exemplaren, einzelne bis zu zwei Fuß Länge und bis zu vierzehn, sechzehn und achtzehn Pfund schwer. Und gerade nach diesen großen Exemplaren fassen die Hunde mit besonderer Vorliebe, um sie nach der Sammelstelle zu tragen, und nur selten kommt es vor, daß einer der Hunde seine einmal gefaßte Beute wieder niederlegen muß, weil sie ihm zu schwer oder zu unruhig geworden ist und er ihrer nicht Herr werden kann.

Die größte Masse der Seepflanzen pflegt sich schließlich vor dem Durchlaß anzusammeln, und dort werden dann, kurz vor Schluß der Jagd, gewöhnlich noch die schönsten Exemplare von Lachsen aus dem Schling- und Pflanzenwerk herausgezogen, so daß die Tätigkeit der Hunde eigentlich erst dann zu Ende ist, wenn keine Stelle mehr innerhalb des Wehres unabgesucht geblieben ist. Es ist also eine vollständige Jagd auf Fische, die mit Hilfe der Hunde vorgenommen und regelrecht durchgeführt ist. Einen bestimmten Namen für diese Rasse von Hunden habe ich von den Fischern nicht erfahren können; im ganzen Dorfe waren zurzeit meiner Anwesenheit vierzehn Hunde vorhanden, diese aber durften nicht alle an der Jagd teilnehmen, weil ein Teil der Tiere noch nicht genügend dressiert war. Sie werden an Glasflaschen, wie die Fischer mir sagten, abgerichtet und müssen schließlich die verschiedenartigsten Flaschen, große und kleine, dünne und dicke, schwere und leichte, schnell aus dem Wasser bringen. Die Hunde sollen sich, bis sie gut dressiert sind, an den Flaschen häufig verletzen, schließlich aber lernen sie die Glasflaschen und dann auch die Fische, ohne sie zu beißen, im Maule tragen."

Eine Verwendung der Anlagen des Hundes ganz besonderer Art ist die zur Verrichtung von Polizeidiensten. Eine solche war früher in Dänemark im Gebrauch. Man bediente sich des scharfen Spürsinnes des Tieres zur Ausführung polizeilicher Maßnahmen, indem man Deserteure durch Spürhunde verfolgen und aufsuchen ließ. Das gleiche Verfahren war in Amerika üblich. Im Jahre 1895 ließ man, wie aus San Francisco gemeldet wurde, die Spur zweier Mörder von Bluthunden verfolgen und sie aufsuchen.

Bekannt ist die Verwendung der englischen Bluthunde zu dem nämlichen Zwecke in Großbritannien. Als wichtige Neuerung aber für Deutschland hat folgendes zu gelten. Es soll, wie das „Kleine Journal 1898 aus guter Quelle erfährt, bei der Berliner Kriminal-

polizei mit der gleichen Maßregel vorgegangen werden. Und zwar handelt es sich um die Einführung von Spürhunden, deren man sich bei Kapitalverbrechen zur Verfolgung des Täters bedienen will. Im Auftrage des Polizeipräsidiums werden zwei englische Bluthunde für die Verwendung im Kriminaldienst dressiert. Auf freiem Terrain, wo keine andere Witterung das suchende Tier beeinflußt, vermag ein guter Bluthund die Spur eines Menschen nach 5 bis 6 Stunden noch mit Sicherheit zu verfolgen. In den belebten Straßen einer großen Stadt dagegen dürfte es dem Tiere schon nach einer Stunde unmöglich sein, die eingeschlagene Fährte festzuhalten. Es wird also vor allem darauf ankommen, möglichst rasch mit den Hunden auf dem Schauplatz der Tat zu sein. Hat der Täter irgendeinen Gegenstand, den er längere Zeit bei sich getragen, auf dem Tatorte zurückgelassen, dann kann die Verwendung von Spürhunden auch da noch von eminentem Nutzen sein, wo ein Verfolgen der Fährte aus irgendeinem Grunde nicht mehr möglich ist. Sobald nämlich der zurückgelassene Gegenstand in einem hermetisch verschlossenen und stets warm gehaltenen Behältnis aufbewahrt wird, vermag ein Bluthund durch einen Gegenstand von Holz oder Metall noch nach mehreren Wochen, falls das Beweisstück von irgendeinem Zeugstoffe ist, noch nach Monaten den ehemaligen Träger des gefundenen Gegenstandes wiederzuerkennen. Bei Rekognoszierung von als verdächtig verhafteten Personen dürften deshalb Kriminalisten bei Anwendung von Hunden in dieser Weise verfahren. Die Erfolge waren in manchen Fällen überaus günstig.

In England richtet man schon längst Hunde dazu ab, gestohlene Sachen, auch den Dieb selbst, aufzusuchen, letzteren selbst auch dann, wenn er bereits zu Schiffe gegangen war, in welchem Falle der Hund selbst in das Wasser sprang, um dem Schiffe nachzuschwimmen, und, vorausgesetzt, daß man ihn auf dem Schiffe aufnahm, den Dieb unter den Mitfahrenden angriff.

Solche Hunde wurden in folgender Weise abgerichtet: Die Besitzer derselben führten den Hund an denjenigen Ort, wo der Diebstahl begangen war und wohin der Dieb seinen Fuß gesetzt hatte, und weil sie bereits gewöhnt wurden, dieser Spur nachzugehen, so ließ man sie los, worauf sie die gefundene Spur so genau verfolgten — wenn es allerdings zuvor nicht geregnet —, daß sie fast niemals fehlten, sondern den Dieb meistens fanden. Die eigentliche Abrichtung aber bestand darin, daß man junge Hunde, die „gute Größe und Stärke“ vor anderen besaßen, auswählte. Waren sie in das Alter gerückt, in dem man auch andere Hunde zum Jagen und zu anderen Verrichtungen abrichtete, so führte man sie in ein Zimmer oder in eine Kammer und legte einen Beutel mit Geld oder anderen Sachen daselbst nieder. Diesen bestrich man anfangs mit einer stark riechenden „Materie“,

zum Beispiel mit Fleisch, Käse, Speck und dergleichen, und mit eben diesem Stoffe bestrich man die Schuhsohlen einer Person. Diese ging mit erwähntem Beutel hinweg, anfangs nicht weit. Wenn nun der Hund die Stelle gerochen, den Geruch dann auch an den Fußtapfen gefunden, so führte man ihn auf der Spur genau fort, bis er die Person gefunden, die man zum Abrichten gebrauchte. Hierauf führte man den Hund wieder zurück an den vorigen Ort, liebkoste ihn und reichte ihm irgend etwas zum Fressen. Der Geruch wurde immer schwächer aufgetragen, bis man schließlich etwas Riechendes überhaupt nicht mehr bedurfte, sondern nur, so wird wörtlich berichtet, „einen Menschen, der gar schweißig und erhitzet ist, dessen Geruch der Hund gar bald empfinden kann, und der wird immer weiter und weiter gelassen, bis endlich der Hund auch die geringsten Spuren gewahrt. Doch sollen diejenigen, die solche Hunde halten, dieselben wohl in acht nehmen, ihnen einerlei und nicht gar gute Speise reichen, sie auch mehrenteils an einem Orte lassen, damit ihnen der Geruch nicht verderbet werde“.

Aber auch ohne besondere Abrichtung für derartige Dienste ist gerade der Hund dazu befähigt, bei polizeilichen Geschäften Hilfe zu leisten oder selbständige Dienste zu verrichten.

Über einen Fall dieser Art wurde im Oktober 1895 aus Antwerpen berichtet:

„In sehr geschickter Weise ist es dem Antwerpener Polizeikommissär van Oeteren gelungen, die Eltern eines auf der Straße aufgefundenen Kindes zu ermitteln. Am 12. d. M. traf ein Polizeiagent auf der Straße einen Jungen von 2 Jahren an, der bitterlich weinte und dabei fortwährend nach seiner Mutter rief. Neben dem Jungen stand ein kleines Hündchen, das betrübt und ratlos zu dem Kinde emporblickte. Auf die Frage nach dem Namen seiner Eltern und deren Wohnung wußte der Knabe keinerlei Bescheid zu geben, so daß dem Polizeiagenten schließlich nichts übrig blieb, als das Kind mit nach dem Polizeibureau zu nehmen, wohin das Hündchen beiden folgte. Als auch der Polizeikommissär nicht das geringste aus dem Kinde herauszubringen vermochte, kam er schließlich auf folgende Idee. Er schrieb auf einen Zettel, daß ein Kind auf der Straße gefunden und nach dem Polizeibureau Nr. 6 gebracht worden sei; außerdem schrieb er die besonderen Erkennungsmerkmale des Kindes auf. Den Zettel band er dem Hunde um den Hals und jagte das Tier hierauf auf die Straße. Es dauerte etwa eine Stunde, da erschien die Mutter des Kleinen, die das wiedergefundene Kind freudig an ihr Herz drückte und sich mit dem Kleinen unter herzlichen Dankesworten entfernte.“

Wie sehr der Hund von Natur schon zur Ausübung polizeilicher Dienste beanlagt ist, beweist auch folgender Vorfall. Ein in einer kleinen Stadt wohnender Arzt hatte für seinen „Erbprinzen“ einen Kinderwagen angeschafft, den feinsten, der in dem großen Korb-

warengeschäft aufzutreiben war. Alltäglich fuhr das hübsche Kindermädchen dann den jungen Doktor spazieren, stets begleitet von **Lot,** dem treuen, schwarzen Pudel. **Lot** war ein sehr kluges, aufgewecktes Tier und schien dem Grundsatz zu huldigen, daß schlecht fahren besser als gut gehen ist, denn nach wenigen Minuten schon pflegte er mit kühnem Sprung in den Kinderwagen zu springen und sich's in den weichen Kissen und Decken bequem zu machen; ruhig litt er es, daß die weichen Patschhändchen des Kleinen sein zottiges Fell zerzausten. Eines schönen Tages nahmen jedoch diese idyllischen Spaziergänge ein jähes Ende, denn der Kinderwagen war verschwunden. Das Dienstmädchen hatte ihn wie alle Tage in einem Verschlag auf dem Hofe aufgestellt; jetzt war er nicht mehr da, also augenscheinlich gestohlen. Alle Nachforschungen führten zu keinem Resultat, und die Doktorin machte sich nach einigen Tagen auf den Weg, um einen neuen zu kaufen. **Lot** ging schweifwedelnd neben ihr her, wie es einem wohlerzogenen Hund geziemt. Da blieb **Lot** stehen, schnupperte in der Luft herum und sprang dann plötzlich mit mächtigen Sätzen auf die andere Seite der Straße. Dort umkreiste er in lustigen Sprüngen einen Kinderwagen, in dem zwei kleine Mädchen saßen, fortwährend ein lautes Gebell ausstoßend. Die Doktorin wurde aufmerksam, sah sich den Wagen genauer an und dachte: „Himmel, das muß doch unser Wagen sein!" Da sprang **Lot** aber auf einmal mit gewohnter Geschicklichkeit in den Wagen hinein und bellte so wütend und benahm sich so ungestüm, daß die beiden kleinen Insassinnen laut zu heulen begannen, während das große Mädchen, das den Wagen fuhr, vergebens die Angriffe **Lots** abzuweisen suchte. Nun trat die Doktorin näher und fand ihre Vermutung bestätigt, es war in der Tat ihr Wagen. Das Bellen des Hundes und das Schreien der Kinder hatte einen Polizisten herangelockt, der der Führerin des Wagens denn auch bald das Geständnis erpreßte, daß sie den Wagen für ihre kleinen Schwestern „fortgenommen" hätte. **Lot** aber erhielt für seine Klugheit eine große Wurst.

Einen in gewissem Sinne polizeilichen Dienst versehen die Hunde freiwillig in den großen Städten der Türkei, besonders in Konstantinopel. Sie besorgen daselbst wesentliche Dienste der Straßen- und Gesundheitspolizei insofern, als sie allen nur möglichen Unrat, den sie auf den Straßen vorfinden, vertilgen und namentlich gefallene Tiere, die kein Muselmann anrühren darf, verzehren, welche ohne diese Tiere verwesen und die Luft verpesten müßten.

Daß Hunde, von ihrer Dienstbeflissenheit dazu getrieben, zumal wenn sie herrenlos geworden sind, sich dem Menschen, namentlich Militärpersonen gern freiwillig zur Verrichtung von Diensten aller Art zur Verfügung stellen, ist eine bekannte Tatsache. In ähnlicher Weise wie das Militär scheinen einzelne Hunde auch die Mannschaften

der Feuerwehr mit besonderer Zuneigung auszuzeichnen. Eines Tages erschien ein Hund auf einer Wache der Londoner Feuerwehr und schien darum zu betteln, daß man sich seiner annehmen solle. Man wollte jedoch nichts davon wissen, jagte ihn fort, doch als er seine Besuche noch mehrere Male wiederholte, behielt man ihn und gab ihm den Namen **„Fremdling“**.

Das kluge Tier begriff sofort, weshalb man es angenommen hatte. Wenn die Spritzen ausrückten, begleitete sie **„Fremdling“** bis zur Stätte ihrer Wirksamkeit, stets den Pferden vorausspringend und deren Nähe mit lautem Bellen verkündend. Einmal geriet der Hund zwischen Pferdebeine und Spritzenräder, doch es passierte ihm nichts weiter dabei. Auf der Brandstätte nahm er tätigen Anteil am Löschen und hielt trotz häufiger Verletzungen wacker aus, bis er schließlich eine solch schwere Verwundung davontrug, daß er zur Wache zurücktransportiert werden mußte. Bei der Meldung eines sogenannten „Großfeuers“ wollte das arme, kranke Tier aufspringen, fiel jedoch sofort wieder um und starb, ein Opfer seines humanen Berufes bildend.

Seine Wohltäter stellten den Kadaver als Gewinn in einer zugunsten der Witwe eines verunglückten Feuerwehrmannes veranstalteten Lotterie aus, und der Verkauf der Lose soll über hundertzwanzig Pfund Sterling eingebracht haben.

In der englischen Hauptstadt hat man die Dienste des Hundes auch für Zwecke der Wohltätigkeit in Anspruch genommen. Herr Otto Dörflas berichtet in einem Aufsatze: „Vierbeinige Wohltäter der Menschheit“, welcher in Nr. 21 des 4. Jahrgangs von Karl Stangens Verkehrszeitung, 1899, sich vorfindet (78*), nachstehende interessante Einzelheiten.

„Wer jemals in seinem Leben mit der „Great Western Railway“ auf „Paddington Station“ in London anlangte, dem wird ein hübscher Kirdale-Terrier aufgefallen sein, der sich daselbst an jeden nur halbwegs gentlemanlike gekleideten Fremden herandrängt um ihn — um einen Happen etwa? — weitgefehlt, nein, um ein Geldstück anzubetteln, das er dann geschäftig in eine in der Nähe befindliche Büchse trägt. **„Tim“**, so heißt jener Terrier, Inspektor Busch, ein wegen seiner Tüchtigkeit und Leutseligkeit allgemein beliebter höherer Eisenbahnbeamter, ist sein Herr, und das Geld, welches Freund **„Tim“** dergestalt Tag für Tag sammelt, kommt der Witwen- und Waisenkasse jener Eisenbahngesellschaft zugute.

Da haben wir wieder so einen Zug, der den nüchtern-praktischen, auf den Fremden fast abstoßend wirkenden und doch bei aller äußerlichen Kälte sich ein warmes, mitfühlendes Herz wahrenden englischen Charakter trefflich kennzeichnet. Pfennige machen Taler. Um Pfennige auf der Straße angesprochen zu werden, würde sich jeder englische

Gentleman sehr energisch verbitten, dem schweifwedelnden Hunde wirft er aber lächelnd ein paar Kupfermünzen zu.

„Tim“ besitzt einen Berufskollegen namens **„Jack“**. Seines Zeichens ein gelber Retriever und Mr. William Slake aus Basingstoke gehörig, hat dieser seinen Standplatz gewöhnlich auf Basingstoke-Station, woselbst er für die Hinterbliebenen der Unterbeamten der Südwestbahn sammelt. Vor kurzem mußte der brave **Jack**, und zwar aus einem ganz eigenen, ihm gewiß jedermanns Mitgefühl sichernden Grunde, seiner fünf Jahre lang unermüdlich der Wohltätigkeit gewidmeten Arbeit Valet sagen, um sich auf drei Monate einer unfreiwilligen Muße zu unterziehen. Ende Oktober vorigen Jahres war der Retriever nämlich nach Guernsey gesandt worden, um daselbst für die armen Waisen, welche ihre Ernährer in der daselbst grassierenden Epidemie verloren hatten, zu sammeln. Bei seiner Rückkehr nach London hielt es Mr. Walter Long für angebracht, den armen Hund für „dangerous to the public safety“ zu erklären und ihm eine dreimonatliche Quarantäne aufzuerlegen, und zwar bestand der Beamte auch dann noch auf dieser harten Verfügung, als das „Royal College of Veterinary Surgeons“ sofort aus freien Stücken dem Internierten ein Zertifikat darüber ausstellte, daß er „durchaus nicht infiziert, sondern völlig gesund sei, somit auch kein Grund zu einer derartigen Vorbeugungsmaßregel vorhanden wäre“. — Seit seiner Entlassung aus der Quarantäne umgibt unsern **Jack** die Gloriole eines Märtyrers.

Der König aller vierfüßigen Almosensammler ist aber entschieden **„Leo“**, ein wahres Prachtexemplar von Bernhardiner, welcher für das Witwen- und Waisenhaus von Cork sammelt. Dieses selten schöne Tier, in ganz England bekannt unter dem Namen „Hospital Dog of Cork“, steht nun bereits seit 1892 im Dienste der Wohltätigkeit, und die enorme Summe von 50.000 Mark ist das glänzende Resultat seiner unermüdlichen Arbeitsfreudigkeit. **Leo** ist ein origineller Herr. Er trägt nämlich alle seine Verdienste auf ein bestimmtes Corker Bankhaus, welches ihm ein eigenes Konto eröffnet hat, von dem er aber, sich dadurch sehr vorteilhaft von den zweibeinigen Geschäftskunden unterscheidend, niemals etwas für persönliche Zwecke abhebt. Aus den Zinsen des von **Leo** gesammelten Kapitals werden von der Hospital-Verwaltung die Kosten eines Freibettes und außerdem noch alljährlich die Aussteuer einer Waise bestritten.

Mit ähnlichen Mildtätigkeitsplänen trägt sich ein langhaariger Dachshund namens **Schnapsie**, welcher Mr. Herbert Allingham, London, Grosvernor Square 25, gehört. **Schnapsie** beabsichtigt dem Great Northern Hospital ein Freibett zu stiften und hat von der hierzu erforderlichen Summe von 14.000 Mark auch bereits einen ganz netten Betrag zusammengebracht, so daß begründete Hoffnung vorhanden ist, mit der Errichtung besagter Freistelle — „Doggies Cot“ wird sie

genannt werden — könne man demnächst beginnen, und das zwar um so mehr, als **Schnapsie** in der Person des japanesischen Spaniels **„Dai Mikado“**, Eigentum des Herrn Hall, Woodberry Grove, Finsbury Park, neuerdings einen sehr geschickten Adjutanten erhalten hat. Erst kürzlich sammelte **Dai Mikado** gelegentlich eines Kinderballes nicht weniger denn 60 Mark.

Nie würden es mir die guten Leute von Salisbury vergessen, wenn ich bei dieser Gelegenheit verabsäumte, ihren **„Spot“** rühmend zu erwähnen. Dieser, ein Terrier kleinsten Schlages, gehört Mr. Walter Viney, und zwar hat es der Knirps fertig gebracht, in der Zeit vom 1. Januar 1885 bis zum 9. Dezember 1897 nicht weniger denn 25.166 Stück Kleingeld sich für die notleidende Menschheit zu erbetteln, welche alle er „schönmachend“ einzeln in Empfang nahm, um sie dann zu seiner Almosenbüchse zu tragen.

Einige dieser im Dienste der Wohltätigkeit arbeitenden Hunde gehen in Kostümen ihrer Pflicht nach, ja einige veranstalten sogar regelrechte Separatvorstellungen, um dann nach deren Schluß mit der Sammelbüchse herumzulaufen. Zu dieser Spezialität gehört vor allem der Mr. Thomas Williams, Ilford, gehörige Yorkshire-Terrier **„Kennington Duke“**. Dieser produziert sich unter anderem als Serpentinetänzerin und hat binnen wenig Jahren dem Roscombehospital 2000 Mark verdient. Als Künstler wird dieser Terrier aber noch von einem kleinen Scheusal von haarlosem chinesischen Hunde übertroffen, der **„Cheno“** geheißen wird und der für das West-Londonhospital arbeitet.

Unter diesen „mildtätigen“ Hunden gibt es nun aber auch Aristokraten, welche sich höchstens einmal oder zweimal des Jahres dazu herbeilassen, auch ihrerseits etwas für die notleidende Menschheit zu tun. Gewöhnlich wählen sie sich hierzu den Gründonnerstag aus. Jeder ihrer vornehmen Bekannten weiß dann, wo der auf so- und soviel Hundeahnen herabblickende Champion um die und die Zeit zu treffen ist, und wird es gewiß nicht verabsäumen, seinen Scheck dem gnädig dazu mit dem Schweife wedelnden Vierfüßler darzubringen. Daß hierbei — da man solch einem blaublütigen Wauwau natürlich kein ordinäres Silber oder wohl gar Kupfer anbieten kann — ganz andere Summen herausspringen, liegt auf der Hand.

Hier muß zunächst **„Lady Sebert“**, eine überreich mit Ausstellungspreisen dotierte Bernhardinerhündin genannt werden, die Mr. J. Harris, Leytonstone, gehört und die alljährlich am Gründonnerstag in der Guilford Street anzutreffen ist, wo sie sicher keinen ihrer zweibeinigen Bekannten übersieht, was natürlich nicht ausschließt, daß sie schließlich auch einmal von einem ihr nicht vorgestellten eine Gabe huldreichst in Empfang nimmt. Auf „Charing Croß railway-station“ waltet an dem nämlichen Tage **„Prince Eldorado“** —

ein wunderschöner Spaniel, Eigentum von Mr. Herring, Lestwik House Lee, des gleichen Amtes. Dem nämlichen Gentleman gehört auch „**King John**“, ein King Charles Spaniel, der gleichfalls bereits Almosen gesammelt hat.

Zum Schlusse müssen wir noch „**Joe**“, den Sammelhund von Folkestone erwähnen, welcher trotz der kurzen Zeit, in der er bisher dieser schönen Pflicht oblag, doch schon an die 1500 Mark für das dortige Hospital aufbrachte, und endlich den Terrier „**Lulu**“ des Mr. Thomas Jackson, Staford, der diesbezüglich auch auf eine, wenngleich kurze, so doch um so segensreichere Tätigkeit zurückblickt.

Stellten sich alle diese prächtigen Tiere in den Dienst der doch eigentlich als undankbar verschrieenen Menschheit, so muß es um so auffallender erscheinen, daß es unseres Wissens nach in ganz England einen einzigen Hund gibt, dessen rastlose Tätigkeit seinem eigenen Geschlechte zugute kommt. Es ist dies „**Pat**“, der „Pet of Southsea“, wie ihn der Volksmund nennt, ein ziemlich unscheinbarer Collin, welcher Herrn Gerald Morgan gehört und welcher nun schon an die drei Jahre für die „Royal Society for the Prevention of Cruelty to Animals“ sammelt. — Möge auch seiner Arbeit reicher Segen beschieden sein!

Daß der Hund auch zu unerlaubten geschäftlichen Unternehmungen seitens sogenannter Industrieritter sich verwenden läßt und seinem Besitzer reichen, wenn auch in gesetzeswidriger Weise erworbenen Vorteil bringen kann, beweist folgender Vorgang:

Im Jahre 1788 brachte ein Hund in Mecheln seinem Herrn durch Einschmuggeln verzollbarer Waren in kurzer Zeit ganz bedeutenden Gewinn, nach der mir zu Gebote stehenden Erzählung des A. Rittig von Flammenstern im Betrage von 100.000 Talern ein.

Ein armer Teufel M., der sich auf redlichem Wege nicht mehr zu helfen wußte, kam auf den Gedanken, durch Schmuggel seine Lage zu verbessern. Er borgte sich von seinem Freunde eine Summe Geldes, ging nach Flandern und kaufte Spitzen ein, um sie in seiner Heimat mit Umgehung des Zolles zu veräußern.

Von der Gelehrigkeit seines Pudels überzeugt, richtete er diesen dazu ab, ihm hierbei behilflich zu sein. Er ließ ihn scheren, verschaffte sich eine Hundshaut von eben den Haaren und von gleicher Größe wie die seines Pudels, wickelte dem Hunde die Spitzen um den Leib und kleidete ihn dann in die neue Haut, so gut, daß diese Umkleidung von niemand erkannt wurde. So ging es nach der Heimat. Abwechselnd wählte er in Mecheln bald das eine, bald das andere Tor zum Austritt. Sein Hund **Barbou** trollte selbstverständlich ganz unbefangen dicht am Zollwächter zum Tore hinaus, lief, ohne sich nach seinem Herrn umzusehen, an einen bestimmten Ort, wo dieser ihn erwartete,

von dem er entkleidet, also der Spitzen entledigt und mit reichlichem Frühstück belohnt wurde.

Sechs Jahre hindurch betrieb der Mann dies Geschäft, wurde ein reicher Mann, und ging dann nicht mehr zufuß nach Mecheln, sondern fuhr wie alle seine reichen Kollegen dahin.

Durch Neid und Mißgunst über das schnelle Emporkommen des Mannes seitens seines Freundes wurde die Schmuggelei verraten, **Barbou** eines Tages, als er das Tor durchschritt, abgefangen, entkleidet, die Spitzen wurden ihm abgenommen, der Hund durchgeprügelt und in Verwahrung genommen, da man annahm, sein Herr werde ihn auslösen. Aber der Hund entsprang seinen Wächtern und stellte sich bei seinem Herrn wieder ein.

Nun wurde das Geschäft in einer anderen Bekleidung des Hundes noch zwei Jahre lang fortgesetzt. Der Hund war durch jenen Vorgang gewitzigt worden. Er las schon von Ferne es gleichsam in den Augen der Zollwächter, ob er passieren könne oder nicht. Kam ihm an dem einen Tore etwas verdächtig vor, so lief er schnell zum anderen hinaus. Und schienen ihm alle Tore versperrt, so sprang er über die Brustwehr, oder wartete, bis durch Wagen oder Menschen ein Gedränge unter dem Tor entstand, und wußte nun sich durchzuschleichen.

Ein neuer Verrat machte der Sache ein Ende. **Barbou** hatte eines Tages überall verdächtige Gesichter bemerkt, er sprang über die Brustwehr, allein eine Kugel streckte ihn nieder. Man fand für mehr als 5000 Taler Spitzen um seinen Leib gewickelt.

An der belgisch-französischen Grenze verwenden die Schmuggler viele Tausende von abgerichteten Hunden zum Warenschmuggel. Dagegen unterhalten die Grenzwächter daselbst ein gleich starkes Heer von Hunden zur Verhinderung des Schmuggels.

Bei der Beliebtheit, die der Schmuggel trotz der mit ihm verknüpften großen Gefahren in gewissen Kreisen namentlich seitens der Grenzbewohner immer genießt, ist es leicht begreiflich, daß auch in anderen Grenzbezirken, als den erwähnten, der Hund eine hervorragende Rolle bei der Ausführung derartiger Geschäfte spielt.

Die Schmuggler, welche mit der Einschwärzung von Uhren aus der Schweiz nach Frankreich ein einträgliches Geschäft machten, bedienten sich zur Ausübung des Schmuggels starker Pudelhunde. Sie banden mittels Bindfaden in das Fell des Tieres möglichst viel Uhren fest. Auf solche Weise war in seinem dichten Haar ein wertvoller Schatz geborgen, mit dem der Hund als Schmuckwarenhändler den Doubs, welcher die Grenze zwischen Frankreich und der Schweiz bildet, überschritt, das Gebirge bei Besançon erstieg, eilig dahinlief, aber genau Acht gab, große Umwege machte, wenn irgendein Geräusch oder irgendein Gegenstand in der Nacht seinen Verdacht erregte, und langte

schließlich in einem kleinen, vereinzelt stehenden Häuschen an, wo man ihn von seiner Bürde befreite.

Bald darauf kehrte der intelligente Pascher nach der Schweiz zurück, um einen neuen Zug auszuführen. Vergebens suchten die Grenzwächter ihn festzunehmen. Selbst wenn einer dieser Hunde zufällig in Schußweite ihrer Gewehre vorüberging, nahmen sie an dem Schuß keinen Anstoß. Freilich endete manch einer dieser vierbeinigen Pascher als Opfer dieses Betrugs, von dem das Tier selbst keinen Vorteil hatte.

Auch in den Niederlanden wurden früher Hunde zum Schleichhandel abgerichtet. Man gewöhnte die Tiere, ohne alle Begleitung zwischen zwei Grenzorten hin- und herzugehen. Meistens waren ihrer sechs beisammen, alle mit kleinen Warenballen beladen, geführt von einem Leit- und Spürhunde. Sie gingen nur um Mitternacht in dichtester Finsternis ab. Der Leithund hielt sich immer einige Schritte vor der Rotte und streckte die Nase nach allen Winden aus. Sobald er etwas Verdächtiges witterte, kehrte er um und kam zur Truppe zurück. Alle ergriffen nun schleunigst die Flucht, verbargen sich in Gräben, Gesträuchen u. s. w., und warteten nun, bis alles wieder sicher war. Jetzt machten sie sich von neuem auf den Weg und trafen endlich über der Grenze bei der Wohnung des einverstandenen Empfängers ein. Aber auch hier meldete sich anfangs nur der Leithund an; die übrigen hielten sich in der Nähe versteckt. Auf einen bekannten Pfiff indessen kamen sie sämtlich herbei. Jetzt wurden sie abgepackt, in einen bequemen, mit Heu belegten Stall gebracht und reichlich mit Fressen und Milch versehen. Hier ruhten sie bis zur folgenden Mitternacht und kehrten dann auf obige Weise, wiederum mit Waren beladen, über die Grenze zurück.

Mit welcher Durchtriebenheit man bisweilen verfährt, um jede Spur, die zur Entdeckung des Unrechtes führen könnte, zu beseitigen, beweist nachstehender Fall, der im Jahre 1900 in New York entdeckt wurde, ein Fall, welcher ein Verfahren zeigt, das nicht ohne Quälerei des benützten Tieres ermöglich werden konnte und dem armen Hunde das Leben kostete. „Eine ehemalige Vaudeville-Schauspielerin wurde unter dem Verdachte, daß sie Diamanten im Werte von über 1½ Millionen Mark in das Land eingeschmuggelt habe, festgenommen. Es wurde festgestellt, daß sie zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada fünf Reisen unternommen hatte, ehe das Zollamt auf sie aufmerksam wurde. Auf jeder Reise wurde sie von einem Schoßhündchen begleitet. Zuletzt hatte sie einen schwarzen Pudel bei sich. Sie wurde festgenommen und durchsucht, aber nichts Verdächtiges an ihr gefunden. Im Laufe des Tages starb der Hund. Er wurde von einem Zollbeamten seziert und man fand Diamanten in seinem Körper. Seine Herrin hatte das Tier zwei Tage lang ausgehungert und dann mit Fleisch gefüttert, in dem Diamanten verborgen waren. Auf diese Weise brachte der Hund die Edelsteine anstandslos über die Zollgrenze.“

Zur Verhütung des Schmuggels aber wendet man seit einiger Zeit auch an der russischen Grenze den Hund an. Infolge des in letzter Zeit stark zunehmenden Schmuggels hat die russische Grenzwache, welche in drei Linien aufgestellt ist, eine wesentliche Verstärkung erfahren, diesmal jedoch nicht durch Menschen, sondern durch Hunde, welche in größerer Menge zur Bewachung der Grenze verwendet werden. Jedem Kordon sind mehrere eigens zu diesem Zweck dressierte Hunde zugeteilt, welche bei Eintritt der Dunkelheit den auf die Grenzwache ziehenden Posten beigegeben werden. Diesen erleichtern sie den Dienst insofern ganz bedeutend, als sie ihnen schon auf weite Entfernungen durch verhaltenes Knurren das Nähern fremder Personen verkünden, auf Kommando den etwa Fliehenden nacheilen und sie festhalten. Nach den Angaben höherer russischer Grenzbeamter soll sich die Verwendung der Hunde sehr zweckmäßig erweisen und es steht zu erwarten, daß man diese Tiere bald in noch größerem Umfange zur Bewachung der Grenze benutzen wird.

Die Verwendung von Hunden zum Schmuggel ist bei denjenigen, die sich zu derartigen Geschäften hergeben, um so beliebter, als es in der Tat für die Wachtbehörde mit großen Schwierigkeiten verknüpft, ja in manchen Fällen geradezu eine Sache der Unmöglichkeit ist, gut auf den Schmuggel abgerichtete Hunde zu fassen.

Schmugglerhunde sind in hohem Grade listig und durchtrieben und wissen infolge der ihnen eigenen Klugheit mannigfache Schliche und die größte Vorsicht zu gebrauchen, um die Vertreter des Gesetzes zu täuschen. Man versteht es, sie in der Weise zu erziehen, daß sie vor den in Uniform gekleideten Grenzwächtern Furcht haben, so daß sie später bei Ausübung ihres Dienstes vor der Uniform die Flucht ergreifen, und während die Behörden wenig Schwierigkeit haben, die von Menschen behufs Ausführung von Schwärzungen angewendeten Schliche zu durchblicken und die Gesetzesübertreter zu packen, den Hunden gegenüber gelingt ihnen dies nur höchst selten. Die List des Hundes übertrifft oft die des Menschen. Allerdings sind auch nicht selten solche vierbeinige Schmuggler das Opfer des Betruges geworden, für dessen Begehung sie kein anderes Interesse haben, als die Anhänglichkeit, die Dienstwilligkeit und den Gehorsam gegen ihre Herren.

Unter allen Völkern findet man gewisse Klassen der Bevölkerung, die es sich angelegen sein lassen, Hunde für ihre Zwecke, d. h. zur Ausführung unerlaubter, gesetzwidriger Geschäfte zu erziehen. Man kann ja, wie ich oben bereits ausführte, aus dem Hunde machen, was man nur will. Aus diesem Grunde steht derselbe auch dem Diebe mit aller seiner Kraft, Klugheit und Treue in derselben Weise zudiensten, wie dem ehrlichen Manne.

Zunächst nimmt eine besondere Klasse von Dieben unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Die eben genannten trefflichen Eigenschaften

des Tieres machen sich bekanntlich die Wilddiebe in umfänglichem Maße zunutze, denn der Hund versteht es ganz in der Weise eines Wilddiebes zu jagen. Man hört den Hund des Wilddiebes nie bellen, höchstens leise murren, wenn er seinem Herrn die Annäherung eines Feindes bemerklich machen will. Er ist verschlagen wie sein Herr, dem er dient.

Daran gewöhnt, während der Nacht auf Raub auszugehen, ist er in der Finsternis der trefflichste Führer, der schweigsam, große, breite, viel betretene Wege vermeidend, durch das Dickicht des Waldes dahinzieht. Bei dem kleinsten Geräusch bleibt er stehen, hält den Atem an, horcht, drückt sich wohl auch hinter ein Gebüsch und setzt seinen Weg nicht eher fort, bis er sich überzeugt hat, daß keine Gefahr drohe.

Die geradezu erstaunliche Verschlagenheit der Hunde des Wilderers ist die Ursache, daß die letzteren ihre Raubzüge oft lange Zeit hindurch mit günstigstem Erfolge ausführen können und anderseits die Veranlassung, Jagdbesitzer und Jäger in Aufregung zu versetzen. Ein Wilddieb, der von einem für seine Zwecke gut geschulten Hunde begleitet ist, braucht sich vor nichts zu fürchten.

Ganz dieselbe Schlauheit und Verschmitztheit, wie die Hunde von Wilddieben, legen auch die zu Diebstählen anderer Art abgerichteten Hunde an den Tag, und die Vorsicht, mit der sie bei Ausübung der Diebereien zu Werke gehen, ist nicht selten in hohem Grade staunenerregend.

Nachstehend berichtetes Beispiel bestätigt diese Behauptung. Die Diebe in England begnügen sich nicht allein damit, daß sie selbst stehlen und andere Menschen zum Stehlen verführen, sondern sie gehen sogar so weit, daß sie Hunde zu diesem elenden Handwerke erziehen und abrichten. Als ein Beispiel, wie weit es die Klugheit und Schlauheit der Hunde in diesem Stücke bringen kann, mag hier folgende Begebenheit angeführt werden, die vor nicht langer Zeit große Bewunderung in Norwegen erregte:

Ein englischer Schiffer besuchte einen Kaufmann in Norwegen und hatte einen sehr hübschen Hund bei sich, den er in England gekauft hatte, vermutlich von jemandem, der ihn stahl und wieder verkaufte, ohne seine guten Eigenschaften zu kennen. Da der Kaufmann an dem Hunde Gefallen fand, so machte ihm der Schiffer ein Geschenk damit. Der Hund wurde im Hause bekannt und gewöhnte sich an seinen neuen Herrn.

Eines Tages, da der letztere in seinem Kontor saß, kam der Hund aus der Stadt zurück, legte ihm seine Vorderbeine auf den Schoß und hatte etwas im Munde. Der Mann nahm es ihm ab, um zu sehen, was der Hund wohl bringen möchte, und fand, daß es eine Rolle mit Zehnkronenstücken war. Da er nun nicht begreifen konnte, wie der Hund zu diesem Gelde gekommen war, so legte er es zur Seite und schrieb auf die Rolle, an welchem Tage er sie erhalten hatte.

In der Folge brachte der Hund noch verschiedene Male auf eben diese Weise Geld, welches sein Herr mit derselben Vorsicht aufhob. Endlich kam er darauf, daß er es bei einem seiner Freunde genommen haben müsse, der ebenfalls ein Kaufmann war, in dessen Haus er oft kam und wohin ihn der Hund gewöhnlich zu begleiten pflegte. Indessen schwieg er, bis nach Verlauf einiger Zeit ihm der Kaufmann, den er für den Eigentümer des Geldes hielt, bei einem Besuche erzählte, daß er seit einigen Wochen bestohlen würde, ohne daß er einsehen könnte, wie es damit zugehe. Sein Geldkasten sei unbeschädigt, niemand als er selbst käme ihm zu nahe, und es sei auch niemand zugegen gewesen, wenn er ihn geöffnet hätte. Der Hund, welcher sehr oft im Kontor bei ihm wäre, sei der einzige, den er im Verdacht haben könne, und dies schiene ihm doch ungereimt, zumal da er nie bemerkt habe, daß der Hund Miene mache, etwas wegnehmen zu wollen.

Der Herr des Hundes bat hierauf seinen Freund, den Hund genau zu beobachten, wenn er wieder zu ihm käme. Dies tat er auch. In dem Zimmer, in dem sich der Geldkasten befand, hatte er sein Schreibpult so stehen, daß er dem Kasten den Rücken zukehrte, wenn er vor dem Pulte saß. Neben dem Kasten stand ein Tisch, auf welchem der Kaufmann sein Geld zu zählen pflegte.

Als der Kaufmann eines Tages wieder im Kontor war, kam der Hund und legte sich wie gewöhnlich unter den Ofen. Der Kaufmann öffnete seinen Kasten, legte einige Rollen Geld auf den Tisch und setzte sich wieder an sein Schreibpult, doch so, daß er den Hund beobachten konnte. Der Hund lag noch eine Weile ruhig unter dem Ofen, schlich sich darauf nach dem Tische hin, nahm eine Rolle weg und legte sich dann wieder auf seinen vorigen Platz. Der Mann stellte sich, als hätte er nichts gemerkt, verwahrte sein Geld wieder und verschloß den Kasten. Kurz darauf kam der Hund unter dem Ofen hervor und gab durch seine Gebärden zu erkennen, daß er hinausgelassen zu werden wünsche. Es geschah, und nun brachte er wie gewöhnlich das Geld seinem Herrn. Die Dieberei war also entdeckt und der Kassenmangel stimmte genau mit der Geldsumme überein, die der Herr des Hundes empfangen hatte.

Vor hundert und einigen Jahren schenkte ein berüchtigter Londoner Taschendieb, der zum Tode durch den Strang verurteilt war, dem ihn auf seinem letzten Gange begleitenden Geistlichen sein einziges Eigentum, einen hübschen, kleinen Hund. Der Prediger versprach dem Todeskandidaten, daß er dem Tierchen ein guter Herr sein wolle, war aber nicht wenig erstaunt, als er gewahr wurde, daß der Hund sich an gut gekleidete Straßenpassanten heranmachte und diesen unbemerkt Taschentücher und andere Gegenstände aus den Taschen nahm und sie seinem neuen Herrn brachte. Der von seinem früheren Herrn

zum Diebstahl abgerichtete Hund wurde dem Gericht übergeben, und die Richter beschlossen die sofortige Tötung des Tieres.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich vor einer Reihe von Jahren in Paris. Die dortige Polizei attrapierte einen Jagdhund, welcher von seinem Besitzer dazu ausgebildet war, in den Modewarenmagazinen Gegenstände, die ihm von seinem Herrn bezeichnet waren, mit der Schnauze vom Tische herunterzulangen und sich damit schleunigst zu entfernen. Der Besitzer des diebischen Tieres entkam, der Hund aber wurde gefaßt und sollte seine Schandtat mit dem Tode büßen. Eine Petersburger Dame empfand Mitleid mit dem vierbeinigen Sünder und sandte an den damaligen Präsidenten Carnot 100 Franks mit der Bitte, diese dem geschädigten Magazinbesitzer aushändigen lassen zu wollen und ihr dafür den Hund zuzusenden, dem sie seine Verbrecherneigungen abgewöhnen wollte. Das Gnadengesuch kam aber zu spät an, der Jagdhund war bereits von Polizeiwegen getötet.

Aber die Habgier moderner Raubritter geht auch noch weiter. Sie begnügt sich nicht mit Kleinigkeiten, sie verlangt Kostbarkeiten, Wertgegenstände. Diesem Bedürfnis mußte ein Hund dienen, welcher direkt zum Straßenräuber ausgebildet worden war.

In England trieb einmal ein Straßenräuber sein Unwesen in einer Weise, wie es ein anderer kaum jemals getrieben haben dürfte. Er hatte nämlich einen großen Hund dazu abgerichtet, auf einen von ihm erhaltenen Wink Personen, die ihnen begegneten, zu berauben, ohne daß sein Herr auch nur ein Wort dazu sprach oder auch nur im mindesten seine Hand dazu anzulegen brauchte. Einst begegnete dieser Räuber einem Handlungsreisenden, an dem er ganz ruhig vorüberging. Kaum aber war er einige Schritte von ihm entfernt, als der Hund, welcher seinem Herrn auf dem Fuße folgte, schnell umkehrte und wütend auf den Reisenden lossprang. Er packte ihn und warf ihn augenblicklich zu Boden. Dem also niedergeworfenen Menschen riß nun der Hund Rock, Weste und Beinkleider auf und raubte ihm alles, was er an Wertgegenständen bei sich trug. Hierauf lief er ebenso schnell als er gekommen war, mit der Beute davon, um wieder zu seinem Herrn zu gelangen, der während des Kampfes seinen Weg ruhig fortgesetzt hatte.

Eine verbrecherische Verwendung des Hundes ähnlicher, wenn auch geringfügiger Art, kam im Jahre 1892 in London zur Aburteilung. Es handelte sich um einen Hund als Regenschirmdieb. Vor dem Polizeigerichte des Londoner Bezirks Lambeth hatte sich dieser Tage, so schrieb man von dort her, ein Ehepaar wegen unrechtmäßigen Besitzes von sieben Regenschirmen zu verantworten, die den Angeklagten ihr geschickt abgerichteter Hund zugetragen hatte. Der famose Köter hatte sie vorübergehenden Personen einfach aus der Hand genommen und dann seinem Herrn überliefert, der in einiger Ent-

fernung mit einem kleinen Wagen hielt. Der Richter drückte seinen Zweifel darüber aus, daß ein Hund solcher Schandtaten fähig sein sollte, aber es versicherte ihn nicht nur ein Polizeiinspektor, daß es auch „unter Hunden schwarze Schafe" gäbe, sondern die Aussagen verschiedener Zeugen bestätigen dieses gleichfalls. Der Stehler kam in diesem Falle ohne andere Strafe davon, als daß er „unter polizeiliche Aufsicht" gestellt worden, die Hehler aber wurden auf Nummer Sicher gesetzt.

Aber auch zu anderen Unternehmungen bedenklicher Art muß der Hund herhalten.

In Berlin bedienten sich gewisse Bauunternehmer, oder wohl richtiger gewisse zweifelhafte „Elemente", welche in neuerer Zeit häufig „Bauunternehmer" spielen, des Hundes als prahlerischen Aushängeschildes eines erheuchelten Wohlstandes, des sogenannten Kredithundes. Die „Baugewerbe-Zeitung" schreibt hierüber im Jahre 1892: „Hunderte gibt es in Berlin, welche nicht zehn Mark ihr eigen nennen und bei denen der Exekutor ein ständiger Gast ist, weil sie nicht einmal ihre Steuern an die Berufsgenossenschaft oder an die Krankenkassen bezahlen können. Dabei spielen sie die vornehmen und reichen Herren. Nicht selten fahren sie in eleganten Wagen mit davor gespanntem Vollbluthengste, eine echte Dogge läuft nebenher, welche man im Volksmunde als „Kredithund" bezeichnet, weil bei ihrer Begleitung, und wenn ihr vornehm gekleideter Herr dem Gefährte entstiegen ist, manche Leute verhältnismäßig leicht anzupumpen oder hineinzulegen sind. Freilich gehört der Wagen dem Wagenbauer, das Pferd dem Pferdehändler, der Kredithund dem Hundehändler, die Möbel dem Möbelhändler und das übrige ist der Frau verschrieben. Der Berufsgenossenschaft sind sie Tausende schuldig, den Handwerkern vielleicht Zehntausende; aber das alles stört weder ihren Schlaf noch ihr Gewissen noch ihr Wohlbefinden."

Der durch die vorstehenden Beispiele gekennzeichneten Verwendung des Hundes im Dienste des Betrügers und Verbrechers lasse ich noch eine Anzahl Vorkommnisse anderer Art folgen, die uns einen Gebrauch des Hundes vor Augen führen, welcher nicht allein von der Vielseitigkeit der Brauchbarkeit unseres treuen Hausfreundes Zeugnis ablegt, sondern auch der Findigkeit ihres Besitzers, abgesehen von dem zuletzt anzuführenden Falle, Ehre macht.

Da ist zuerst zu nennen der „Elektrizitätshund".

Und gewiß, er ist etwas ganz Neues, der Elektrizitätshund, von dem das „Schweiz. Fam.-Wochenblatt", 1892, berichtet. Der Hund im Dienste dieser Wissenschaft ist eine Erscheinung, der man in London begegnet. Es ist zwar vorerst nur ein Exemplar davon in Verwendung, nämlich der Fuchshund **Strip**, Eigentum des Ingenieurs Crampton; allein die guten Erfahrungen, die man mit dem Tiere machte, geben zu erwägen, ob es nicht praktisch wäre, auch ander-

wärts zu gleichen Zwecken den Hund zu dressieren. Die Beschäftigung **Strips** besteht darin, daß er die elektrischen Leitungsdrähte durch die unter der Erde befindlichen Kanäle und Röhren zieht. Zu diesem Behufe wird am Halsband des Hundes der Draht befestigt, **Strip** wird dann durch eine Öffnung in der Straße herabgelassen und nimmt nun seinen unterirdischen Weg nach der entfernt liegenden Öffnung, wo man ihn wieder heraufholt und den Draht ablöst. Auf diese Weise hat **Strip** in der englischen Hauptstadt schon viele Meilen mit elektrischer Beleuchtung versorgt.

Da ist ferner der Hund als „Festjungfrau“!

Eine wohl sehr ungewöhnliche Verwendung zu einer scherzhaften Veranstaltung hat man nämlich Gelegenheit, in einer auf photographischem Wege ausgeführten Darstellung eines Hundes in Augenschein zu nehmen, eines Hundes, dem die Ehre zuteil wurde, als Festjungfrau aufzutreten. **Flick**, ein zierliches Möpschen des Weinschankbesitzers Herrn Lorenz zum Schustermannel in Leitmeritz i. B. war in der eben ausgesprochenen Eigenschaft bei der Festlichkeit des dortigen Ruderklubs im Jahre 1890 zur Teilnahme an den Festveranstaltungen herbeigezogen worden. Die photographische Darstellung dieser „Festjungfrau“, welche zu ewigem Andenken an jenen Vorgang angefertigt und an einem der Türrahmen zwischen zwei aneinanderstoßende Weinstuben zur Erinnerung an den Festakt aufgehangen wurde, läßt uns den Hund auf einem kleinen Tische sitzend erblicken, und es ist dem Tierchen dadurch der Charakter seiner Teilhaberschaft an dem Feste gegeben, daß er sich als Überreicher eines vor ihm befindlichen Blumenbuketts kennzeichnet. In der Tat eine, wenn auch seltene, so doch hübsche Verwendung eines Hundes.

Zwei Mitteilungen knüpfe ich hier noch an. Der Inhalt der einen unter ihnen, die aus dem Altertum herrührt, läßt sich nicht sicherstellen. Einem Hunde nämlich schreibt man die Entdeckung der Purpurmuschel zu. Ein Fischer hatte in seinem Netze Muscheln gefangen. Nachdem er die Härte ihrer Schalen wahrgenommen, warf er sie hinweg. Ein Hund, der sie auffand, zerbiß sie. Infolge davon erschien sein Maul stark rot gefärbt. In der Meinung, der Hund habe sich verletzt, wusch der Fischer ihn mit Meerwasser ab. Dadurch aber wurde der Glanz der Farbe nur noch leuchtender, während auch seine Hände sich purpurrot färbten. Auf diese Weise, so erzählt man aus dem Altertume, sei die Eigenschaft der Purpurmuschel erkannt worden.

Die andere oben erwähnte Mitteilung lautet in hohem Grade befremdlicher. Ihr zufolge habe eine arme Witwe in Thüringen eine brütende Henne besessen, die während des Brutgeschäfts verendet sei. Da habe sie nun den Haushund auf die Eier gesetzt, welcher auch die Eier ausgebrütet habe, die Hühnchen jedoch seien gestorben.

Und zuletzt noch ein Beispiel von einer rührend zu nennenden

Fürsorge des Hundes, die in grellem Gegensatze steht zu der Pflichtvergessenheit menschlicher Wesen, aber der Gutmütigkeit einzelner Arten unter den Hunden entspricht.

Auf diese eigenartige Verwendung des Hundes bei den an der Lena seßhaften Jakuten, jenem harmlosen, gutmütigen und arbeitsamen Volksstamm im hohen Norden Sibiriens, macht der Verfasser der „Sibirischen Briefe“, O. O. (eingeführt von P. v. Kügelchen, Leipzig, bei Dunker und Humblot) aufmerksam. Je mehr nach Norden, schreibt er, — einzelne Stämme wohnen bis weit hinauf an die Ufer des Polarmeeres — um so barbarischer sind sie in jeder Beziehung. Indes, welche Gesittung kann man von Menschenkindern verlangen, die geboren werden von Müttern, welche sich weniger um sie kümmern als die Bärin um ihre Jungen, und deren einziger Wächter, Spielkamerad und Mentor der zottige Wolfshund ist! Das Kind wird oft auf schneebedeckter Tundra geboren, durch welche die Frau Mama eben einen Ritt „hoch zu Renntier“ macht. Statt des warmen Bades bietet ihm seine natürliche Beschützerin nun unversäumt ein Stückchen grausamster Abhärtung. Es wird im Schnee gewälzt, dann in einen zufällig vorhandenen Sack gesteckt, von der Reiterin eiligst in die Jurte gebracht und der Pflege des treuen Jurtenhundes übergeben. Die Fürsorge der Karagesenmutter beschränkt sich einzig auf Stillung des Hungers ihres Sprößlings.

In einen Trog aus Birkenrinde gebettet, mit einem Riemen fest angeschnürt, verbringt das kleine Wesen die ersten Lebensmonate, leidet nicht selten viel Qual durch Hunger und Kälte und würde ganz verkommen, lockte sein Geschrei, dem gegenüber die vielbeschäftigte Jurtenmama taube Ohren behält, nicht immer wieder den treuen Hund herbei. Dieser leckt mit seiner warm-feuchten Zunge das erstarrte Gesichtchen des winzigen Wesens, schmiegt das weiche Fell als Pelzdecke an das Körperchen, erwärmt es mit seinem Atem und weicht nicht früher von der Wiege oder dem Troge, bis der kleine Erdenbürger unter solchen Liebkosungen wieder sanft eingeschlummert ist. Er ist dem Kleinen Beschützer, Führer und Erzieher; auf ihn gestützt, erlernt das Kind Gehen und Laufen und seine wichtige Rolle, die den Hund fast zu einem gleichberechtigten Familienmitglied macht, ist erst ausgespielt, wenn der Karagesenknabe so weit herangewachsen ist, daß er sich an dem schweren Beruf seines Vaters, an der Jagd, beteiligen kann.

Nun, mögen auch die beiden oben erwähnten Leistungen des Hundes, die Entdeckung des Purpurs und das Ausbrüten von Hühnchen, nur der Phantasie einer ungenügenden Beobachtung oder gar absichtlich falscher Darstellung ihre Erwähnung verdanken, darüber sind wir in ausreichender Weise durch die angeführten Beispiele be-

lehrt worden, daß die Verwendbarkeit des Hundes eine weit ausgedehnte ist und daß der Mensch auch für seine häuslichen und gewerblichen Geschäfte in dem braven Tiere vielfach einen sehr brauchbaren Gehilfen findet. Es sind in hohem Maße wertvolle Dienste, welche das Tier dem Kulturleben der Menschheit leistet.

Kapitel 17.

Der Hund als barmherziger Samariter.

So zahlreich und mannigfaltig die Leistungen sind, mit denen der Hund dem Menschen als Gehilfe bei Verrichtungen und Geschäften verschiedenster Art zur Seite steht und ihn unterstützt, und wie unschätzbar an Wert immer die Verwendung des Tieres bei solcher Arbeitsleistung erscheinen mag, eine Leistung des treuen, unermüdlichen Hundes überragt sie alle, so viel ihrer auch genannt wurden oder noch gefunden werden sollten, an Wert, und verleiht derjenigen Art unter den Hunden, welche in besonderem Grade, in bevorzugter Weise zu eben dieser Leistung geeignet sind, eine Auszeichnung unter allen seinen Genossen, die ihr die Anerkennung eines tatsächlichen Verdienstes um die Menschheit nicht vorenthalten kann, und zwar eines Verdienstes edelster Art.

Schon bei den Hunden, die als Bergwächter dienen, sowie bei solchen, welche Bergsteiger als Bergleiter mit sich auf gefahrvolle Touren in Bergeshöhen empornehmen, wurde dieses Verdienstes gedacht.

In erhöhtem Maße, weil durch zahlreiche Fälle von ihnen geleisteter Hilfe erprobt, haben solche Verdienste die Hunde vom St. Bernhard sich errungen, und namentlich ist es das eine unter diesen braven Tieren gewesen, dem man um seiner vielen Verdienste willen, welche dasselbe zum Teil aus eigenem freien Antriebe zu erzielen wußte, das Lob der höchsten Anerkennung mit vollstem Rechte hat zuteil werden lassen, und dessen wohl erworbenen Ruhm unsterblich zu machen man Sorge getragen hat.

Es ist eine seit uralter Zeit benutzte Völkerstraße, welche über die Walliser Alpen von Deutschland nach Italien führt, deren Weg über den St. Bernhard gelegt ist. Ehemals befand sich in dieser Höhe der Tempel einer Gottheit, von welchem man heute noch einzelne Spuren vorfindet, auch ist man beim Nachgraben auf Gegenstände gestoßen, die zum Opferdienste gebraucht worden sind, namentlich auch auf kleine oder größere Standbilder.

Auf dieser unwirtlichen, von Eis und Schnee starrenden Höhe haben fromme Mönche ein Hospiz errichtet, die es sich zur Aufgabe machten, Reisenden, welche in den Eis- und Schneemassen sich verirren, oder die erschöpft von dem Kampfe mit den Elementen liegen bleiben

und im Schnee versinken, Beistand zu leisten und sie aus drohender Lebensgefahr zu erretten.

Als Gehilfen bei diesem menschenfreundlichen, aber beschwerlichen und anstrengenden Unternehmen wählten sie den Hund, welcher von dem Berge die Bezeichnung seiner Art erhalten hat.

Die St. Bernhardinerhunde sind berühmt. Ein neapolitanischer Graf Mazzini brachte diese starken, durch natürlichen Spürsinn und außerordentliche Treue sich auszeichnenden Hunde von einer nordischen Reise mit, und übergab sie den Mönchen des Hospizes auf dem Großen St. Bernhard, welche dieselben mit dem besten Erfolge zum Aufsuchen verunglückter oder von Lawinen verschütteter Menschen abrichteten.

Über die Herkunft dieser Hunde wird von anderer Seite erwähnt, daß sie einer Überlieferung zufolge aus der Kreuzung einer dänischen Doggenhündin mit einem Pyrenäischen Mastiff, also einem sehr großen Schäferhunde herstammen sollen, und es befindet sich, wie wir sehen, diese nur auf Vermutung sich stützende Angabe in Übereinstimmung mit obiger Auslassung von der Überlieferung wenigstens eines, und zwar des männlichen Hundes als Stammvaters aus dem Norden.

Herr O. Friedrich spricht sich über diesen Punkt dahin aus, daß er sagt: „Von Anfang waren die St. Bernhardshunde mit schlichtem kurzen Haar bedeckt, wie aus einem alten Denkmal auf dem St. Gotthard zu ersehen ist, bei ihrem Untergang aber trugen sie schönes, lockiges Haar, eine Veränderung, welche jedenfalls durch eine zufällige und nicht beabsichtigte Kreuzung mit dem Pyrenäenwolfshunde hervorgerufen worden ist."

Mit welchem vortrefflichen Spürsinn diese Hunde von Natur ausgerüstet sind, ergibt sich aus der von Sachverständigen aufgestellten und durch Tatsachen erhärteten Behauptung, das Tier sei imstande, bis zu der Tiefe von einem Meter das Vorhandensein eines unter dem Schnee vergrabenen Menschen auszuspüren. Ebenso staunenerregend ist sein Vermögen, die unter dem Schnee versteckten Gegenstände auszuforschen.

Dazu besitzt der Bernhardiner das in hohem Grade ausgebildete Talent, in frisch gefallenem Schnee sich einen Weg zu bahnen. Diese von der Natur ihm verliehenen besonderen Eigenschaften sichern ihm ebensowohl als Retter von Menschenleben wie als Wachthund einen hohen Wert bei den Bewohnern des Hospizes am St. Bernhard.

Dieses Hospiz ist, wie Tschudi im „Leben der Alpenwelt" ausführt, die höchste Menschenwohnung der Alten Welt, 7080 Fuß über dem Meere gelegen, in jenem traurigen Gebirgssattel, wo in unmittelbarer Umgebung des ewigen Schnees ein acht- bis neunmonatlicher Winter herrscht, in dem das Thermometer oft 22 Grad

Reaumur unter Null zeigt, während in den heißesten Sommermonaten jeden Morgen und jeden Abend das Wasser zu Eis erstarrt, und im ganzen Jahre kaum zwanzig helle Tage ohne Sturm, Schneegestöber oder Nebel vorkommen.

Dort fallen nun im Sommer große Schneeflocken, im Winter dagegen gewöhnlich trockene, kleine, zerreibliche Eiskristalle, die so fein sind, daß der Wind sie durch jede Tür, durch jede Fensterfuge zu treiben vermag. Diese häuft der Sturm oft, besonders in der Nähe des Hospizes zu 20 bis 30 Fuß hohen, lockeren Schneewänden an, die alle Pfade und Schlünde bedecken und beim geringsten Anstoß als Lawinen in die Tiefe stürzen.

Die Reise über diesen alten Bergpaß ist nur im Sommer bei ganz klarem Wetter gefahrlos. Bei stürmischem Wetter dagegen und im Winter, wo die vielen Spalten und Klüfte vom Schnee verhüllt sind, ist die Reise über den Paß für den fremden Wanderer ebenso mühselig als gefahrdrohend. Alljährlich fordert der Berg eine kleine Anzahl von Opfern, die in einer besonderen Morgue aufbewahrt und ausgestellt werden. Bald fällt der Pilger in eine Spalte, bald begräbt ihn ein Lawinenbruch, bald umhüllt ihn dichter Nebel, daß er den Pfad verliert und in der Wildnis vor Ermüdung und Hunger umkommt, bald überrascht ihn der Schlaf, aus dem er nicht wieder aufwacht. Kälte, Ermüdung und die Einförmigkeit der Gegend erschlaffen die Tätigkeit des Gehirns. Die Gewalt dieser Schlafsucht, der nur ein sehr energischer Wille zu widerstehen vermag, ist so übermäßig, daß sie den Wanderer in jeder Stellung überwältigt.

So fanden die Mönche des Hospizes im Jahre 1829 mitten auf dem Wege einen Menschen in aufrechter Stellung, den Stock in der Hand und ein Bein emporgehoben. Er war starr und tot. Etwas weiter oben schlief sein Oheim den gleichen eisernen Schlaf. Ohne die echt christliche aufopferungsvolle Tätigkeit der edlen Mönche wäre der St. Bernhardpaß nur wenige Wochen oder Monate passierbar.

Seit dem achten Jahrhundert widmen sie sich der frommen Pflege und Rettung der Reisenden. Das Eigentümlichste, berichtet Tschudi weiter, ist aber der stets gehandhabte Sicherheitsdienst, den die weltberühmten Hunde wesentlich unterstützen. Jeden Tag gehen zwei Knechte des Klosters über die gefährlichen Stellen des Passes, einer von der tiefsten Sennerei des Klosters hinauf in das Hospiz, ein anderer hinunter. Bei Unwetter oder Lawinenbrüchen wird die Zahl verdreifacht, und eine Anzahl von Geistlichen schließen sich den Suchenden an, die von den Hunden begleitet werden und mit Schaufeln, Stangen, Tragbahren, Sonden und Erfrischungen versehen sind. Jede verdächtige Spur wird unaufhörlich verfolgt, stets ertönen Signale, die Hunde werden genau beobachtet.

Diese sind sehr genau auf die menschliche Fährte dressiert und

durchstreifen freiwillig oft tagelang alle Wege und Schluchten des Gebirges. Finden sie einen Erstarrten, so laufen sie auf dem kürzesten Wege pfeilschnell ins Kloster, bellen heftig, und führen die stets bereiten Mönche dem Unglücklichen sicher zu. Treffen sie auf eine Lawine, so untersuchen sie mit der feinsten Witterung, ob sie nicht die Spur eines Menschen entdecken, und wenn dies der Fall, so machen sie sich sofort daran, den Verschütteten frei zu scharren, wobei ihnen die starken Klauen und die große Körperkraft wohl zustatten kommen. Gelingt ihnen die Befreiung nicht, so holen sie aus dem Hospiz Hilfe herbei. Gewöhnlich führen sie am Halse ein Körbchen mit Stärkungsmitteln oder ein Fläschchen mit Wein, oft auch wollene Decken auf dem Rücken mit sich.

Die Zahl der durch diese Hunde Geretteten ist sehr groß und in den Jahrbüchern des Klosters gewissenhaft verzeichnet.

Der berühmteste unter den Hunden dieser Rasse war **Barry**, ein Tier, welches wahrhaft rührende Beweise von Aufopferung und unermüdlichem Diensteifer gegeben.

Höchste Bewunderung verdient die aus eigenem freien Antriebe geübte Samaritertätigkeit dieses seltsamen, außerordentlich veranlagten Hundes. Kündigte sich auch nur von fern Schneegestöber oder Nebel an, so hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück. Er begab sich an seinen Dienst, und durchforschte rastlos suchend und bellend immer von neuem die gefahrvollen Gegenden.

Die liebenswürdigste Tat während seines zwölfjährigen Dienstes im Hospiz ist die Errettung eines Kindes von dem schon nahen Tode. **Barry** fand einst in einer eisigen Grotte ein verirrtes, halb erstarrtes Kind, welches schon dem zum Tode führenden Schlafe erlegen war. Sogleich leckte und wärmte der Hund es mit seiner Zunge, so lange, bis es erwachte. Dann wußte er es durch Liebkosungen zu bewegen, daß es sich auf seinen Rücken setzte und an seinem Halse festhielt. So kam das Tier, sagt Tschudi, triumphierend mit seiner Beute ins Kloster.

In der Tat hat dieses brave Tier historische Bedeutung. Mehr als 40 Menschen hat es während der zwölf Jahre seines Dienstes das Leben gerettet. Im zoologischen Museum zu Bern wird sein ausgestopfter Balg sorgfältig noch heute aufbewahrt.

Dichter haben diesen Hund als „den Weisen des Rüdengeschlechts“ mit Recht gefeiert und besungen. Scheitlin gibt eines dieser Gedichte in ungebundener Rede wieder, worin der Hund **Barry** mit folgenden Worten geschildert und verherrlicht wird.

„Der allervortrefflichste Hund, den wir kennen, war nicht derjenige, welcher die Wachmannschaft der Akropolis in Korinth aufgeweckt; nicht derjenige, der als **Bezerillo** Hunderte der nackten Amerikaner zerrissen; nicht der Hund des Henkers, der auf den Befehl

seines Herrn einen ängstlichen Reisenden zum Schutz durch den langen finstern Wald begleitete; nicht Drydens **„Drache“**, der, sobald sein Herr ihm winkte, auf vier Banditen stürzte, etliche erwürgte und so seinem Herrn das Leben rettete; nicht derjenige, der zu Hause anzeigte, des Müllers Kind sei in den Bach gefallen; noch der Hund in Warschau, der von der Brücke über die Weichsel in den Strom hinabsprang und ein kleines Mädchen dem Tode in den Wellen entriß; nicht Aubrys, der wütend den Mörder seines Herrn oft anpackte und im Kampfe vor dem Könige zerrissen hätte; nicht der Benvenuto Cellinis, der die Goldschmiede, als man Juwelen stehlen wollte, sogleich aufweckte; sondern **Barry**, der Heilige auf dem St. Bernhard! Ja, **Barry**, du höchster der Hunde, du höchstes der Tiere! Du warst ein großer, sinnvoller Menschenhund mit einer warmen Seele für Unglückliche! Du hast mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet! Du zogst mit einem Körblein und Brot und einem Fläschlein süßer, stärkender Erquickung am Halse aus dem Kloster, in Schneegestöber und Tauwetter Tag für Tag, zu suchen Verschneite, Lawinenbedeckte, sie hervorzuscharren oder, im Falle der Unmöglichkeit, schnell nach Hause zu rennen, damit die Klosterbrüder mit dir kommen mit Schaufeln und dir graben helfen. Du warst das Gegenteil von einem Totengräber, du machtest auferstehen! Du mußtest wie ein feinfühlender Mensch durch Mitgefühl belehren können, denn sonst hätte jenes hervorgegrabene Knäblein gewiß nicht gewagt, sich auf deinen Rücken zu setzen, damit du es in das freundliche Kloster trügest! Angelangt zogst du an der Klingel der heiligen Pforte, auf daß du den barmherzigen Brüdern den köstlichen Findling zur Pflege übergeben könntest. Und als die süße Last dir abgenommen war, eiltest du sogleich aufs neue zum Suchen aus, auf und davon. Jedes Gelingen belohnte dich und machte dich froher und teilnehmender. Das ist der Segen der guten Tat, daß sie fortwährend Gutes muß gebären. Aber wie sprachst du mit den Gefundenen! Wie flößtest du ihnen Mut und Trost ein! Ich würde dir die Sprache verliehen haben, damit mancher Mensch von dir hätte lernen können. Ja du wartetest nicht, bis man dich suchen hieß, du erinnertest dich selbst an deine heilige Pflicht, wie ein frommer, Gott wohlgefälliger Mensch. Sowie du nur von ferne die Ankunft von Nebel und Schneewetter sahst, eiltest du fort.“

„Was wäre aus dir geworden, wenn du ein Mensch gewesen wärest? Ein heiliger Vinzenz, ein Stifter von hundert barmherzigen Orden und Klöstern! So tatest du unermüdlich, ohne Dank zu wollen, zwölf Jahre.“

„Ich hatte die Ehre, auf dem Bernhard dich kennen zu lernen. Ich zog den Hut, wie sich's gebührte, ehrerbietig vor dir ab. Du spieltest soeben mit deinem Kameraden, wie Tiger miteinander spielen. Ich wollte mich mit dir befreunden, aber du murrtest, denn du kanntest

mich nicht. Ich aber kannte schon deinen Ruhm und deinen Namen und seinen guten Klang. Wäre ich unglücklich gewesen, du würdest mich nicht angemurrt haben. Nun ist dein Körper ausgestopft im Museum zu Bern. Die Stadt tat wohl daran, daß sie dich, da du alt und schwach geworden und der Welt nicht mehr dienen konntest, ernährte, bis du starbst. Wer deinen Körper wohl ausgestopft nun in Bern sieht, ziehe den Hut ab und kaufe dein Bild daselbst, und hänge es in Rahmen und Glas an die Wände seines Zimmers, und kaufe dazu auch das Bild des zarten Knaben auf deinem Rücken, wie du mit ihm vor der Klosterpforte stehst und klingelst, und zeige es den Kindern und Schülern und sage: Gehe hin und tue desgleichen, wie dieser barmherzige Samariter tat, und wirf dafür die Bilder von Robespierre, Marat, Hannickel, Abellino und andere Mörder- und Räuberbildnisse zum Fenster hinaus, auf daß das junge Gemüt von Hunden lerne, was es beim Menschen verlernte!"

Außer diesem berühmtesten unter den Hunden des St. Bernhard werden noch deren zwei genannt, die gleichfalls eine gewisse Berühmtheit erlangt haben, **Jupiter** und **Drageau.**

Bei Verrichtung ihrer anstrengenden Dienste haben die braven Tiere oft große Beschwerden zu erdulden. Ihre Glieder sind bisweilen vom Frost ganz erstarrt, und dann muß man sie am ganzen Leibe mit Alkohol einreiben, um den Blutumlauf wieder zu regeln, sie werden fast alle lahm von Schmerzen und leben mit seltenen Ausnahmen nicht viel länger als acht Jahre.

Ein mir vorliegender Bericht, nach welchem die Bernhardinerhunde in ihrer hochgelegenen Heimat sich nicht länger als vier Generationen hindurch in reiner Rasse fortgepflanzt haben sollen, ist wohl nur mit größter Vorsicht aufzunehmen. Tatsache hingegen ist, daß der letzte der alten Bernhardiner im Jahre 1816 durch eine Lawine verschüttet wurde.

Mehrere nun der eben angeführten Einzelheiten stehen, obwohl sie alle von ernst zu nehmenden Männern berichtet werden, im Widerspruch zu denjenigen Ausführungen, welche die „Gartenlaube", Jahrgang 1868 in einem fachbezüglichen Aufsatze, unterzeichnet „R." brachte. Ich lasse diese Darstellung, einige Stellen zur Vermeidung von Wiederholungen ausgeschlossen, hier folgen.

„Unter den verschiedenen Rassen und Spielarten des Hundegeschlechtes erwarb sich keine ein so ungeteiltes Interesse und eine so tiefe Sympathie, wie die Bernhardinerhunde. Das mächtige, starkknochige Tier mit dem intelligenten Kopfe und den frommen, milden Augen muß auch dem geschworenen Hundefeinde Zuneigung einflößen. Unauslöschlich aber ist der Eindruck, den diese Hunde in der Seele des Wanderers zurücklassen, der sie am Schauplatze ihres

segensreichen Wirkens, auf dem Großen St. Bernhardsberge, kennen lernte."

Nach einer kurzen Schilderung der mühseligen Besteigung auf beschwerlichen Saumpfaden, an schwindlichen Abgründen vorüber, hinauf in die Felseneinöde der Hochgebirgswelt heißt es weiter:

„Siehe da, auf einmal, nach einer raschen Wendung des Weges, liegt das stattliche Kloster vor den Blicken des Wanderers und gleichzeitig springt ihm ein halbes Dutzend der riesigen Rüden entgegen mit lautem, fröhlichem Gebell; sie begrüßen ihn wie einen alten Bekannten, zeigen ihm wedelnd und kläffend den Weg und geleiten ihn bis an die Tür des Hauses."

— — — — — — — — — — — — — — — —

„So sehr nun auch die Bernhardinerhunde das Interesse und den Dank der Menschen beanspruchen dürfen, so ist doch die Kenntnis über Rassencharakter, Geschichte und Leistungen derselben noch sehr mangelhaft. Die Kunst und die Romantik haben überflüssigerweise die Taten der braven Tiere bis ins Fabelhafte ausgemalt, die Reisehandbücher eine Menge von Unwahrheiten unter das Publikum gebracht. Selbst was F r i e d r. v o n T s c h u d i in seinem klassischen Buche „Das Tierleben der Alpenwelt" über die Bernhardinerhunde schreibt, enthält verschiedene Unrichtigkeiten.

Von Zeit zu Zeit brachten die Zeitungen die Nachricht, die Rasse sei ausgestorben oder am Aussterben. So hieß es im Jahre 1812, daß bei einem furchtbaren Schneesturm sämtliche Weibchen beim Ausspüren Verunglückter zugrunde gegangen seien. Tschudi läßt — a. a. O. — 30 Jahre später die Rasse noch bestehen, aber sehr gefährdet sein, da das einzige Weibchen regelmäßig tote Junge werfe. Später las man denn auch, daß die Mönche Neufundländer zum Dienste abgerichtet haben, die sich vortrefflich bewähren. Dagegen brachten fremde Touristen sehr häufig Hunde mit nach Hause, die sie auf dem Gotthard, in Airolo oder im Wallis gekauft hatten und die eine auffallende Ähnlichkeit mit den echten Bernhardinern darboten.

Vor etwa 10 Jahren wollte ein Herr Essig in Leonberg durch verschiedene Kreuzungen die alte Rasse erzeugt haben. Ein paar seiner Leonbergerhunde wurden dem Hospiz geschenkt und sollten die Stammeltern einer neuen Generation werden. Endlich stellte Herr Schumacher-Bochler in Halligen bei Bern im Jahre 1867 in der Weltausstellung zu Paris Bernhardiner aus, die den einzigen ersten Preis errangen.

Bei den vielen Widersprüchen in diesen Angaben und bei dem naturwissenschaftlichen und reinmenschlichen Interesse, das der Gegenstand verdient, dürften einige aufklärende aktenmäßige Mitteilungen über diese Frage willkommen sein.

Bekanntlich sind die Bernhardinerhunde keine ursprüngliche

Rasse. Ihre Entstehung reicht vielleicht bis ins vierzehnte Jahrhundert zurück. Durch was für Kreuzungen sie entstanden ist, kann durch positive Tatsachen oder vorhandene Überlieferungen nicht historisch sicher ermittelt werden. Die frommen Augustiner Chorherren führten über diese Angelegenheit keine Stammregister, wie die Emire über ihre edlen Pferde, und wenn sie es auch getan hätten, — durch wiederholte Feuersbrünste hat das Kloster sein ganzes wertvolles Archiv eingebüßt. Es scheint, daß man ursprünglich im Hospize auf alle großen Hunde Jagd machte, deren man habhaft werden konnte, ohne Rücksicht auf Rasse, und daß aus Kreuzung der verschiedenen Tiere im Laufe der Jahrhunderte Barry und Genossen hervorgingen. Eine weitverbreitete Ansicht nimmt an, daß das Stammelternpaar der Bernhardiner eine dänische Dogge und ein Walliser Schäferhund gewesen sei; die letzteren langhaarigen Tiere sollen ursprünglich aus den Pyrenäen stammen und finden sich weitverbreitet im Kanton Wallis. Für diese Annahme spricht nicht nur der ganze Habitus der Barryrasse, sondern auch namentlich die Tatsache, daß bei den verschiedenen Meuten noch jetzt von Zeit zu Zeit bald mehr die Eigenschaften des Stammvaters, bald mehr die Eigenschaften der Ahnmutter zutage treten, wie dies ja immer mit solchen Kreuzungsprodukten zu geschehen pflegt. So sind z. B. zum Dienste auf dem Hospize nur Hunde mit kurzer Behaarung zu verwenden (wie sie auch Barry besaß), weil im zottigen Vließ der Schnee sich zu sehr ansammeln und das Tier zu Boden drücken würde. Nun erscheinen aber immer bei einzelnen Jungen solche lange Zottenhaare, die an die Pyrenäenschäferhunde erinnern, und diese Tiere werden, als dienstuntauglich, verkauft oder an Gönner des Hospizes verschenkt. Hieraus ergibt sich auch die Unrichtigkeit der Behauptung, daß jetzt Neufundländer als Stellvertreter der echten Bernhardiner verwendet worden seien.

Als Rassenmerkmale Barrys und seiner ebenbürtigen Nachkommen im Besitze des Herrn Schumacher fallen vor allem der große Kopf, der breite Nacken, die bedeutende Dimension des Brustkorbs und die weiten Rippen auf. Es gibt gewiß Hundearten, welche an Höhe der Rückenlinie die Bernhardiner übertreffen, in den obigen Merkmalen aber dürften diese unerreicht sein. Der Kopf hat namentlich bedeutende Dimensionen in der Achse zwischen den Schläfenbeinen, verschmälert sich zierlich nach vorn und endet in eine ungespaltene Nase, die in der Form zwischen der Schnauze des Hühnerhundes und der Nase der dänischen Dogge die Mitte hält. Die Haare des Körpers sind kurz und rauh; unter dieser oberen Schichte zeigt sich aber eine tiefer gelegene, mehr flaumartige, was die Hundekenner die doppelte Behaarung nennen, eine Eigentümlichkeit, die sich sonst besonders bei den Pelztieren des hohen Nordens findet. Charakteristisch ist auch der Schweif von Barry; die Haare desselben sind etwas länger als die-

jenigen des Körpers, ohne daß aber die Rute zum Federschweif wird. Das Tier trägt den Schweif immer zu Boden gesenkt und nur das untere Drittel erhebt sich geringelt nach oben. Diese eigentümliche Formation findet man schon bei Jungen von zwei bis drei Monaten. Die Farbe der Tiere ist vorwiegend weiß; am Rücken, an den Flanken, dem Kreuze, auf der Stirn und den Ohren finden sich aber große lohbraune, mit Schwarz gesprenkelte Flecken. Die Hinterfüße sind doppelsporig. Die Weibchen sind auffallend zart und fein gebaut, und ein neun Monate altes Männchen ist bereits weit größer, stärker und kräftiger, als die erwachsene Hündin. Im Charakter sind die Bernhardiner edel, stolz, großmütig, wie die meisten großen Hunde, auffallend ernst und bedächtig, ihrem Herrn ausschließlich ergeben und gleichgültig für fremde Liebkosungen. Zur Brunstzeit werden sie auf dem Hospiz nicht selten störrisch, bekämpfen und beißen sich gefährlich, und nicht selten büßt der Unterliegende mit dem Leben.

Daß die Bernhardinerrasse auf dem Hospiz je ausgestorben sei, beruht auf Täuschung und irrigen Angaben. Selbst wenn die tragische Geschichte vom Tode sämtlicher Weibchen wahr gewesen wäre, so hätte dies die Forterxistenz der Rasse nicht in Frage gestellt, da eine Anzahl Hunde in Martigny und eine andere auf dem Hospize des Simplon, das ebenfalls den Augustinern angehört, gehalten werden. Unzweifelhaft ist dagegen, daß die Rasse auf dem großen St. Bernhard einer Degeneration entgegenging, sowohl was die körperlichen, als die geistigen Eigenschaften betraf; die Jahrhunderte lange Vermischung verwandtschaftlichen Blutes konnte nicht ohne nachteilige Folgen sein. Schon lange hatte man auf dem Hospiz keine Tiere von der hübschen Zeichnung Barrys, sondern entweder ausschließlich weiße oder einfarbig dunkelbraune Tiere, deren Kopf plumper, massiver geworden war. Für ihren Dienst dagegen waren sie vortrefflich brauchbar.

Die sogenannten Leonbergerhunde kennt Referent nicht aus eigener Anschauung: Gewährsmänner, welche Exemplare dieser Hunde gesehen haben, streiten ihnen alle Verwandtschaft mit den Bernhardinern ab. Im günstigsten Falle wären sie Bernhardiner **in partibus infidelium**, indem das zurzeit dem Kloster geschenkte Paar sich nicht fortpflanzte, zugrunde ging und also keine Dienste leistete.

Herr Schumacher, Gutsbesitzer bei Bern, der von jeher ein großer Hundefreund gewesen war, beschäftigte sich schon seit dreizehn Jahren mit der Züchtung von Bernhardinerhunden. Nach dem Grundsatz der Inzucht verfahrend und immer Barry als reinsten Rassentypus betrachtend, wählte er zur Fortpflanzung immer solche Individuen, die an Gestalt, Größe und Farbe dem großen Ahnhund am ähnlichsten waren. So gelangte er vor ungefähr zwei Jahren zu Tieren, welche an Reinheit der Rasse den Hunden auf dem Hospiz weit überlegen waren und wie Doppelgänger des alten Barry aus-

sahen. Ein prächtiges Paar dieser Tiere machte er im Jahre 1866 dem Kloster zum Geschenke und brachte sie selbst in die Priorei von Martigny, im Kanton Wallis, wo die älteren Konventualen des Hospizes sich aufzuhalten pflegen. Der älteste der frommen Väter, der Barry noch gekannt und verpflegt hatte, wurde beim Anblick der neuen Ankömmlinge zu Tränen gerührt. „Mein Gott, das ist ja der alte Barry!“ rief er aus und freute sich, daß der alte, verloren gegangene Typus wieder gefunden war. Das Männchen jenes Paares, gleichfalls Barry genannt, wurde, als es fünf Viertel Jahre alt geworden war, zum Dienste auf dem Hospize verwandt, entwickelte ausgezeichnete Eigenschaften und galt nun als der beste Hund des Klosters. Die Tiere haben sich seither vermehrt und die Jungen sollen allen Anforderungen entsprechen.

Damit ist die herrliche Rasse wieder in ein neues Stadium getreten, durch frisches Blut verjüngt und ihre Zukunft ist gesichert. Bei der letztjährigen großen Ausstellung in Paris hatte Herr Schumacher ein Paar seither gezüchteter Bernhardiner ausgestellt und erhielt für dieselben den ersten Preis. Trotz der seltenen Schönheit dieser Tiere wäre ihnen vielleicht diese Auszeichnung nicht zuteil geworden, hätte nicht ein Dokument des hochw. Herrn J. G. Rochernaire, Priors auf dem Hospiz des großen St. Bernhardsberges, die Reinheit der Rasse derselben bezeugt. Seitdem hat sich die allgemeine Aufmerksamkeit diesen Bernhardinern des Herrn Schumacher zugewandt und eine Menge von Abkömmlingen seiner Zucht ist nach England, Frankreich und selbst nach anderen Weltteilen verkauft worden.

Die Tätigkeit der Bernhardinerhunde auf dem Hospize beschränkt sich während der drei bis vier Sommermonate auf den Empfang und die Begrüßung der Fremden. In den acht bis neun Wintermonaten dagegen fängt ihre Bedeutung als Pfadfinder und Menschenerretter an; sie müssen dann täglich wenigstens zweimal den Weg vom Hospiz gegen Martigny und auf der italienischen Seite gegen Aosta zurücklegen, bis man zu menschlichen Wohnungen gelangt. Ihre Aufgabe ist, kleinen Karawanen als Führer zu dienen, Verirrte auf den rechten Weg zu bringen, Verunglückten beizuspringen und von Lawinen Verschüttete aufzuspüren. Für diese Dienstleistungen ist ihre Hilfe geradezu unentbehrlich. Von gebahnten Wegen ist in jenen Einöden, wo der Schnee oft eine Höhe von vierzig Fuß erreicht, natürlich keine Rede, und selbst die Konventualen und die Knechte des Klosters würden trotz der genauesten Terrainkenntnis bei Nebel und Sturm sich ohne den nie fehlenden Spürsinn dieser Tiere nicht zurecht finden.

Die in allen Reisehandbüchern stehende Angabe, daß die Hunde gewöhnlich ohne menschliche Begleitung auf ihre Streifereien ausgehen, ist unrichtig; stets wird ihnen wenigstens ein Knecht mitgegeben. Bei außerordentlichen Anlässen, Nebel, Ungewitter, Schnee-

stürmen und dergleichen, macht sich aber fast die ganze Einwohnerschaft des Klosters mit den Hunden auf den Weg, mit Tragbahren, Stärkungsmitteln und allen Erfordernissen für Unglücksfälle ausgerüstet.

Nie werden weniger als zwei Hunde, und zwar ein älterer, wohlabgerichteter, mit einem jüngeren, auf die Streiferei ausgesandt; der ältere ist dann gleichsam der Lehrer und Mentor des jüngeren, und der letztere wird infolge dieser gemeinschaftlichen Ausflüge zur Dressur geeigneter. Die Anordnung hat aber auch den Zweck, damit der eine Hund, wenn dem andern und seinem menschlichen Begleiter ein Unglück zustoßen sollte, Hilfe herbeirufen kann. Das schöne Werk der Menschenliebe, dem sich die frommen Mönche des heiligen Bernhard auf dem Mons Jovis hingeben, ist nämlich mit großen Gefahren verbunden. Viele erliegen den Beschwerden des anstrengenden Berufes und des rauhen Klimas, und mehr als einer dieser Edeln hat unter Lawinen und im Schnee des Hochgebirges ein frühes Grab gefunden.

Zu den gewöhnlichen Patrouillen werden nur männliche Hunde genommen; ihr weit kräftigerer Körperbau macht sie dazu geeigneter. Die Weibchen haben nebst der feineren Organisation auch noch den Fehler weiblicher Neugierde. Jeder schwarze Fleck seitwärts vom Pfade muß untersucht und berochen werden und verleitet sie zu zeitraubenden Zickzackwanderungen, während die Männchen, von solchen Schwachheiten unangefochten, ruhig den geraden Weg der Pflicht gehen. Gerade diese Neugierde macht hinwiederum die Weibchen für solche Fälle zu wertvollen Spürern, wo ein Unglück geschehen ist und wo es sich darum handelt, die Opfer rasch aufzufinden.

Wenn man mit Recht von Tausenden spricht, welche den herrlichen Tieren ihr Leben zu verdanken haben, so ist das nicht so zu verstehen, als ob durch ihre Vermittlung schon so viele unter Lawinen hervorgegraben worden wären. Sie finden aber Verirrte auf, die halberstarrt am Wege liegen oder, am Weiterkommen verzweifelnd, unter Schutzdächern oder Felsenvorsprüngen sich zum letzten Schlafe ausstrecken; sie belecken und erwärmen die Halberstarrten, muntern sie durch freudiges Bellen zum Weitersteigen auf und rufen Hilfe herbei, wo ihr Beistand nicht ausreicht. Die tiefen Fährten, welche sie im Schnee zurücklassen, haben schon manchen, wie die weißen Kieselsteine im deutschen Märchen, den Weg zu den gastlichen Räumen des Klosters gewiesen. Auch ihr beständiges lautes Bellen bei diesen Streifzügen hat schon viele Verirrte aus Todesnot gerettet. Wenn man den Eifer sieht, mit welchem die herrlichen Tiere diese Wanderungen antreten, die ungestümen Sprünge, mit denen sie zum Kloster hinstürmen, wenn sie Hilfe herbeiholen müssen, und den Triumph, mit welchem sie die Geretteten ins Hospiz geleiten und die Liebkosungen für ihre

Leistung entgegennehmen, so muß man mit Unwillen die Theorie derjenigen zurückweisen, die für das Handeln der Tiere nur die gemeinsame Triebfeder des Instinktes annehmen. Nie ist eine geistlosere und albernere Hypothese in der Geschichte der Naturwissenschaften aufgestellt worden, als die Theorie des Instinktes. Wer möchte bei dem, was Tschudi in seinem „Tierleben der Alpenwelt“ über Barry sagt, noch von Instinkt sprechen?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Konvikt auf dem St. Bernhard hat in der Regel zehn bis zwölf Hunde, nie so viele, wie man eigentlich bedürfte. Tiere mit langen Haaren oder solche, die sonst Fehler darbieten, werden verschenkt oder verkauft.

Die Luft auf dem Großen St. Bernhard ist ungewöhnlich rauh; das Thermometer steigt im Hochsommer nie über sechzehn Grad Reaumur und fällt im Winter bis auf siebenundzwanzig Grad Reaumür unter Null. Vollkommen klare, nebelfreie Tage gibt es höchstens fünfzehn im Jahre. Immer sind die Nächte rauh, so daß der hinter dem Hospiz, der italienischen Seite zu, gelegene kleine Alpensee in manchen Jahren nie auftaut. Die mittlere Temperatur stimmt nach sorgfältigen meteorologischen Beobachtungen mit derjenigen von der Südspitze von Spitzbergen überein.

Es ist bei diesen Verhältnissen klar, daß nur wenige Tiere in dieser rauhen Bergeshöhe sich akklimatisiren, und man versteht die Liebe und ängstliche Sorgfalt, welche die Konventualen auf die Zucht und Erhaltung der braven, wunderbar begabten Tiere verwenden, der eigentlichen Pfadfinder des Urgebirgs.

Schon im Jahre 1812 gab es einen furchtbaren Schneesturm auf jenen Höhen, infolgedessen die sämtlichen Hunde überaus angestrengt wurden, so daß eine große Anzahl von ihnen den Tod fand. Namentlich die Hündinnen waren in so hohem Grade überanstrengt, daß nicht eine davon am Leben erhalten wurde. Und als endlich nur noch der einzig übrig gebliebene Rüde, der später einem Lawinensturz erliegen sollte, vorhanden war, war die Lage, in die man geraten, eine derartige, daß sie eine nicht geringe Bestürzung unter den frommen Männern des Hospizes hervorrief. Der Fortbestand der ganzen Rasse war gefährdet, die treuen Helfer im Samariterdienst standen vor der Notwendigkeit, aussterben zu müssen. Man konnte nur daran denken, die charakteristischen Vorzüge des St. Bernhardhundes durch Kreuzung, so gut es eben ging, in eine neue Rasse hineinzuretten. Die Wahl fiel nach sorgsamster Überlegung auf den Neufundländer, weil diese Rasse einerseits sehr kräftig ist, anderseits in dem Rufe steht, die Unbilden des Klimas, auch des rauhesten, ohne Schädigung der Gesundheit zu ertragen. Die ersten Ergebnisse dieser Kreuzung befriedigten durchaus nicht, da die jungen Hunde insgesamt langhaarig waren. Zu dem

Samariterdienst für das Hospiz ließen sie sich nicht verwerten, da sich der Schnee in den Haaren festsetzte und die Tiere gewissermaßen erdrückte. Allein die Mönche wurden hierdurch nicht irre. Indem sie Hündinnen aus diesem Wurfe mit den übrig gebliebenen Bernhardinern belegen ließen, erhielten sie eine Nachkommenschaft, bei welcher sich die oben gerügte Mißlichkeit, die langen Haare, schon bei weitem weniger bemerkbar machte. Nun züchteten sie auf diesem Wege weiter, indem sie für die Fortpflanzung stets nur diejenigen Hunde wählten, welche in Körperbau und Aussehen dem eigentlichen St. Bernhardshunde vollkommen glichen. So erhielt man die neue Rasse, und durch ein geschicktes, zielbewußtes Kreuzungsverfahren ist sie allmählich so geworden, daß sie ihren Zweck vollkommen erfüllt.

Die großen und schönen Hunde, welche jetzt den schwierigen aber schönen Dienst auf dem St. Bernhard verrichten, bezeichnen die Mönche im Hospiz noch immer wie früher als Bernhardinerhunde. Über die Züchtung dieser wert- und verdienstvollen Tiere berichtet die illustrierte Zeitschrift „Über Land und Meer“ nachstehende interessante Tatsachen:

Die bekannten „Leonbergerhunde“ haben ihren Namen von der württembergischen Oberamtsstadt Leonberg, drei Stunden von Stuttgart entfernt, wo sie seit 1846 von dem Ökonomen Herrn Heinrich Eßig gezüchtet werden. Die Stammeltern dieser neuen Rasse waren ein Neufundländer und ein spanischer Wolfshund aus den Pyrenäen, die durch Zufall in die Hände des Herrn Eßig kamen, der von Jugend auf ein großer Hundeliebhaber war. Wie vor Zeiten die Bernhardinerhunde, ehe sie durch fahrlässige Züchtung allmählich „verrasset“ oder entartet wurden, so sind heutzutage die Leonberger die beliebtesten, ja fast die einzigen großen langhaarigen Hunde, und haben jene sogar auf dem St. Bernhard und St. Gotthard vertrieben. Herr Deleglise, Prior des Hospiz von St. Bernhard, klagte Herrn Eßig in einem Schreiben, daß die Gemeinde durch unglückliche Zufälle seit 1855 nur einen Hund besitze, den sie zum Dienst verwenden könne, und als Herr Eßig dem Kloster zwei Hunde zum Geschenk machte, schrieb ihm später der Herr Prior: „Die Gemeinde vom großen St. Bernhard beauftragt mich, Ihnen die innigste Dankbarkeit auszudrücken, indem sie es für einen großen Dienst ansieht, den Sie durch Ihr Geschenk dem Hospiz erwiesen haben.“ Später erzählte der dortige Pater Christoph einem Reisenden infolge der Beschreibung eines Schneesturms (Erheiterungen 6. Heft 1865, S. 235), daß ein landfremder Herr aus Württemberg (Eßig), ein erfahrener und geschickter Hundezüchter vor zehn Jahren dem Hospiz ein Paar seiner Hunde eigener Zucht zum Geschenk gemacht habe, die mit der Mischung der alten Rasse ganz vortrefflich gelungen und ausdauernder sei als die alte Rasse, und daß der Prinz von Wales (England) auch einen solchen

Hund erhalten und ihnen dafür ein Fortepiano aus der Fabrik von Erard aus Paris geschenkt habe, das ihnen die langen Winterabende verkürze."

Folgende Angaben, der nämlichen Zeitschrift entlehnt, geben genügenden Aufschluß über den hohen Wert dieser Tiere:

„Obgleich Herr Eßig sich erst seit zwanzig Jahren mit der Züchtung dieser Hunde befaßt, trifft man sie doch schon jetzt eben so wohl in Brasilien und Nordamerika, als in Sibirien und an der chinesischen Grenze, in Moskau, in Bethlehem, dann in den Alpen, in Italien, Spanien, England, seltener in Frankreich und in der Türkei, dagegen sehr zahlreich sowohl im Süden als im Norden von Deutschland. Bei einem jährlichen Verbrauch von 100 bis 200 Exemplaren variieren die Preise für bessere Hunde von 200 bis 1000 Kronen; ausgezeichnete Exemplare wurden auch schon mit 2000 Kronen und beim Wiederverkauf mit noch weit höheren Preisen bezahlt."

Noch steht in Erinnerung jene anfangs des Jahres 1896 aus einer „englischen Sportzeitschrift" in unsere Tagesblätter übergegangene Schmähung eines . . . . aus der Heimat des Sports herübergekommenen Alpenreisenden, der sich über das Verhalten eines Bernhardinerhundes vom Piz Languard beklagt. Die Schmähung der braven Tiere ist damals von der Presse in genügender Weise beleuchtet und abgewiesen worden, als daß auf dieselbe hier nochmals Bezug genommen werden sollte. Es veranlaßte dieselbe aber eine Anfrage im Hospiz des St. Bernhard, deren Beantwortung unser Interesse verdient.

„Herr Baron Jordis, der einzige Züchter von Bernhardinern in Österreich, sendete einem G r a z e r Blatte mit Bezugnahme auf einen Bericht einen Brief des Priors vom Hospiz des Großen St. Bernhard ein, in dem aus dem Französischen übersetzt u. A. folgende Stellen vorkommen: „ . . . . Sie fragen mich bei diesem Anlasse auch, ob es wirklich richtig sei, daß unsere Hunde auch heute noch den Reisenden die Dienste leisten, die man ihnen gemeinhin zuschreibt. Ja! Sie verleugnen ihre berühmt gewordenen Vorfahren nicht. Im Winter sind die Hunde uns täglich absolut unentbehrlich, ich wiederhole es, ganz unentbehrlich, und zwar nicht nur, weil sie die vom Schnee verschütteten Reisenden auffinden, sondern sie sind für uns die einzigen sicheren Führer, die uns den Pfad zeigen während der auf unserem Berge so häufigen Schneestürme. Ich füge aus diesem Anlasse bei, daß die Hunde heute nicht mehr ein um den Hals gehängtes Körbchen oder Fäßchen tragen, jetzt ist es der Klosterbruder, der diese Sachen trägt. Dies ist wahrheitsgetreu das, was uns die Hunde leisten. . . . J. C. Caruzzo, Prior des Hospiz vom Großen St. Bernhard."

In neuester Zeit ist das Andenken an den berühmtesten aller

Bernhardiner wieder aufgefrischt worden, und zwar in Frankreich. Die Zeitungen brachten — Anfang des Jahres 1901 — nachstehenden Bericht, den ich wegen der in ihm enthaltenen Einzelheiten, insbesondere wegen der von der oben berichteten Todesursache Barrys völlig abweichenden Darstellung des Falles wie auch wegen der Angabe bezüglich der Herkunft der Rasse, hier in seiner ganzen Ausdehnung folgen lasse. „Es wird gegenwärtig in Paris Stimmung und Geld für ein eigenartiges Denkmal gemacht, das nicht einem Menschen, sondern einem Hunde gesetzt werden soll, aber den besonderen Umständen nach sicher nicht geringere Verdienste zu verewigen bestimmt ist als manches Monument, das die Menschen einem der Ihren gesetzt haben. Das Hundedenkmal wird auch keinen gewöhnlichen Platz erhalten, da es sich mitten in einer Gletscherwelt erheben soll. Der auf diese besondere Art geehrte Hund gehörte der Bernhardinerrasse an, hieß „**Barry**" und war vor hundert Jahren eine Berühmtheit, auch die späte Anerkennung seiner Verdienste teilt er also mit manchem Menschen. Zwölf Jahre lang verging kaum ein Tag, an dem er nicht das Hospiz des Großen St. Bernhard verließ, um seinem Beruf als Lebensretter nachzugehen. Er war mit einem wunderbaren Instinkt und mit sehr bedeutender Kraft begabt. Eines Tages brachte er ein halberfrorenes Kind nach dem Hospiz angeschleppt, und diese Tat soll in dem Denkmal gefeiert werden. Es wird sich auf einem Felsen erheben, auf den das Standbild des Hundes zu stehen kommt, wie er das Kind auf seinem Rücken trägt. Auf dem Sockel wird man die Inschrift lesen „**Barry**" und darunter: „Er hat 40 Personen gerettet, und wurde von der 41. getötet."

In der Tat wurde das tapfere Tier mitten in der Ausübung seines Berufs das Opfer eines unseligen Mißverständnisses. Eines Tages bemerkte der Hund einen unter einer Lawine fast verschütteten Mann und stürzte zu seiner Hilfe herbei. Dieser aber glaubte, der große Hund wolle ihn angreifen, raffte seine Kräfte zusammen und durchbohrte das heranstürmende Tier mit der eisernen Spitze seines Alpenstockes. Als die Leute aus dem Hospiz auf das Heulen des Hundes herbeiliefen, fanden sie den Schnee mit Blut gerötet, den allseitig geliebten Hund im Sterben. So fiel **Barry** wie ein Held auf dem Felde der Ehre.

Es muß bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß die Bernhardiner Rasse ihren Namen insofern zu Unrecht trägt, als sie eigentlich aus dem Baskenlande in Nordspanien stammt und erst nach der Gegend des St. Bernhard eingeführt worden ist. Hier hat sie dieselbe Wandlung erfahren, wie andere Tiere der Hochgebirge (Hasen, Hühner und sogar Krähen), indem er seine ursprünglich dunkle Färbung in eine graue verändert und sich so der lichten Beschaffenheit der schneebedeckten Gebiete angepaßt hat.

Überhaupt ist der schönen Hunderasse die Verpflanzung leider schlecht bekommen, und sie befindet sich auf der Bahn einer völligen Entartung. Wirklich kräftige und fortpflanzungsfähige Bernhardiner sind jetzt nur noch in Amerika zu finden, wo die „Gesellschaft zur Verbesserung der Hunderassen". in New York mehrere prachtvolle Exemplare besitzt. Die dort gezüchteten Bernhardiner erreichen ganz ungewöhnliche Preise. Neulich wurden zwei dieser Hunde, mit den hochtönenden Namen „**Prince**" und „**Queen**" bezeichnet, der Gegenstand horrender Bewerbungen; der erstere erreichte schließlich einen Preis von rund 41.000 Mark und der andere einen solchen von 20.000 Mark. Übrigens stimmt die zunehmende Vernachlässigung des Übergangs über den Großen St. Bernhard mit dem Aussterben der dort ehemals so berühmten Hunde überein."

Es muß der Zukunft anheimgestellt bleiben, darüber zu entscheiden, inwieweit die abweichenden Angaben dieses Berichts auf Wahrheit beruhen.

Auch auf dem St. Gotthard, dem Simplon, der Grimsel, Surka und in allen übrigen Hospizen werden zu gleichem Zwecke vorzügliche Hunde gehalten, welche eine äußerst feine Witterung des Menschen besitzen, öfters Neufundländer oder Bastarde von solchen. Die Hospizbewohner versichern überall, daß diese Tiere besonders im Winter das Herannahen eines Wetters schon auf eine Stunde wahrnähmen und dies durch unruhiges Umhergehen anzeigten.

So berühmt aber wie **Barry** ist keiner von allen diesen Hunden mehr geworden.

Zurzeit werden, wie mir auf eingezogene Erkundigung von den Mönchen des Hospizes berichtet wurde, auf dem St. Bernhard fünf Hunde, drei männliche und zwei weibliche erhalten. (79*)

Auf dem St. Gotthard wurden laut einer gütigen Mitteilung des Herrn Lombardi, Besitzer des Hotels Lombardi-Airolo im Jahre 1893 drei Hunde gehalten: „**Barry, Sultana** und **Leo.**" „Sie gehören", so lautet obige Mitteilung, „der St. Gotthardrasse an und rühren noch von den Kapuzinern her; sie stammen ursprünglich von St. Bernhardhunden ab."

Die Rasse der jetzigen Bernhardinerhunde, von denen es sehr schöne, kurz- und langhaarige gibt, wird auch in der Schweiz gezüchtet. Die Württembergsche Züchterei befindet sich auf einem zum Jagdschlosse Solitude gehörigen Reviere bei Leonberg. Die derart mit großem Verständnis gezüchteten Hunde haben den von allen Kynologen als berechtigt anerkannten Namen „die Leonberger" erhalten.

Jedenfalls muß die Rasse des Bernhardiner Hundes, auch des heutigen, in neuer Kreuzung gezüchteten Tieres, als die hervor-

ragendste aller Arten von Hunden bezeichnet werden. An sich eine Tiergattung von hoher Intelligenz, liefert die gesamte Rasse den vollgültigen Beweis dafür, welche trefflichen Erfolge eine verständnisvolle, einsichtige und mit den geeignetsten Mitteln betriebene Züchtung zu erzielen vermag. Der alte wie der neue Bernhardiner, beide dürfen wohl mit Recht als der edelste und vollkommenste Hund bezeichnet werden. Er ist der barmherzige Samariter in der Tierwelt. Die von dem Hunde in der geschilderten Weise vollbrachten Hilfsleistungen aber stehen ihrem Werte nach obenan in der Kultur der ganzen Welt.

Zum Beweise dafür, daß die Hunde der neuen Kreuzung denjenigen der früheren Periode hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit, ihrer von der Natur ihnen verliehenen feinen Witterung und eines mächtigen Antriebs zur Hilfeleistung im gegebenen Falle keineswegs nachstehen, vielmehr in allen diesen Beziehungen die gleiche Schärfe wie die alten Bernhardiner an den Tag legen, führe ich nachstehendes Vorkommnis aus dem Nachwinter in den Tagen der ersten Aprilhälfte 1900 an, wie dasselbe durch die Presse veröffentlicht worden ist.

„Der den Bernhardinerhunden angeborene Trieb, im Schneesturm auf die Suche nach verirrten Menschen zu gehen, hat sich jüngst wieder, und zwar zum Heile eines armen Verirrten, betätigt. Der Bezirksarzt auf dem Hradschin zu Prag, Dr. V. Klusacek, kaufte vor etwa sieben Monaten einen reinblütigen jungen Bernhardinerhund. In der Nacht zum Sonnabend voriger Woche wütete in Prag ein furchtbarer Schneesturm. Der Hund, der zwar erst neun Monate alt, aber ungewöhnlich groß und entwickelt ist, äußerte in den Abendstunden große Unruhe, und je heftiger der Sturm wütete, desto größer wurde die Unruhe des Hundes, der sich nicht von der Tür rührte. Dr. Klusacek glaubte, der Hund warte auf den gewöhnlichen Abendspaziergang, und ging daher mit ihm gegen 9½ Uhr abends auf die Gasse. Kaum hatten sie die Türschwelle überschritten, so riß sich der Hund los und lief samt der Leine in der Richtung gegen das ehemalige Strahower Tor. Alles Rufen und Pfeifen blieb vergebens, der Hund war und blieb verschwunden. Herr Dr. Klusacek konnte sich das Beginnen des sonst so folgsamen Tieres nicht erklären. In Begleitung dreier Personen begab er sich dann auf die Suche nach dem Hunde. In dem schrecklichen Schneesturm wateten sie mehr als eine Stunde lang durch die Schneemassen hinter dem Strahower Tore, kehrten aber dann ermüdet und ohne Erfolg zurück. Als sie zur neuen Landwehrkaserne kamen, vernahmen sie hinter sich Hundegebell, und bald darauf zeigte sich auch der Bernhardiner, der auf Dr. Klusacek zueilte, sich aber gleich wieder umwandte und heftig bellend in der Richtung gegen den ehemaligen Militärfriedhof lief. Zeitweise blieb

er stehen und wartete, bis ihn Dr. Klusacek und dessen Begleiter einholten. Schließlich blieb der Hund bei Streschowitz neben der Straße stehen, sprang dort in die ganz zerwühlten Schneemassen und bellte heftig. Als Dr. Klusacek und dessen Begleiter zur Stelle kamen, bot sich ihnen ein überraschendes Schauspiel. Inmitten der Schneewehen lag ein Mensch halb verschüttet. Der Unglückliche wurde sofort aus seiner schrecklichen Lage befreit und in das nächste Haus getragen, wo er von Dr. Klusacek nach halbstündiger Bemühung zum Bewußtsein gebracht wurde. In dem Manne wurde der Musikant V. Zelenka aus der Scharka erkannt, der, des Nachts aus Prag heimkehrend, unterwegs von der Straße abgeirrt und in die tiefen Schneewehen gestürzt war, wo er sicherlich zugrunde gegangen wäre, wenn ihn der Hund nicht aufgefunden hätte."

Im Sommer desselben Jahres — 1900 — erwiesen sich ebenfalls zwei Bernhardinerhunde als Lebensretter in den Walliser Bergen. Es wurde darüber berichtet: „Vor einigen Tagen war der Wächter des im Hochsommer geöffneten Hotels Z'meiden oberhalb Tourtmagne vors Haus gegangen, um Holz zu spalten. Er hatte den Winter ganz allein dort oben zugebracht; nur zwei Bernhardiner leisteten ihm Gesellschaft. Als der Mann gerade unweit vom großen Dache, welches das Hotel bedeckt, an der Arbeit war, löste sich die auf demselben angehäufte Schneemasse los, begrub ihn bis an den Hals und drückte ihn gegen eine Mauer, so daß er kein Glied rühren konnte. Die Hunde sahen ihren Herrn in dieser gefährlichen Situation und begannen, den Schnee um seinen Hals wegzuscharren; aber es half nichts. Auf einmal nahmen wie auf Verabredung hin die Tiere Reißaus und flogen wie ein Pfeil bergab. Drunten im Tale, in Ems, wohnt ein Bruder ihres Meisters; sie werden ihn von dem Unglücke verständigen. Ohne anzuhalten, rennen sie über den Schnee; in einer Stunde haben sie den vierstündigen Weg zurückgelegt. Gegen mittag war die Lawine niedergegangen; vor 1 Uhr kratzen und heulen sie vor dem Hause, aus dem die Hilfe kommen sollte. Man öffnet die Tür, um die schweißbedeckten Tiere einzulassen. Sie nehmen die Einladung nicht an, sondern verdoppeln ihr Bellen, man bringt ihnen zu fressen, sie weigern sich. Jetzt wird man unruhig und schließlich überkommt es den Hausbesitzer wie eine Ahnung, es müsse seinem Bruder ein Unglück passiert sein. Schnell kleidete er sich bergmäßig an, formiert mit mehreren Nachbarn eine mit allem Notwendigen ausgestattete Hilfskolonne und macht sich mit ihr auf den Weg. Als die braven Löschtaler nach siebenstündigem Marsche bei dem Hotel anlangten, fanden sie den Verunglückten noch immer im Schnee begraben. Die Sinne waren ihm geschwunden, die Glieder erstarrt. Da sprangen die Hunde auf ihn zu und leckten ihm das Gesicht. In wenigen Minuten hatten die Männer den Gefangenen aus den eisigen

Fesseln befreit und ins Leben zurückgerufen. Ohne die beiden treuen Hunde wäre sein Schicksal besiegelt gewesen."

In neuester Zeit wird auch auf der höchsten Bergspitze Deutschlands, auf der Zugspitze ein Hund gehalten. Ob es ein Bernhardiner ist, ist mir nicht bekannt geworden. Da aber über die Zugspitze kein Paßweg führt, so wird man auch dort oben eines Hundes zum Zwecke des Samariterdienstes kaum bedürfen, es sei denn, daß einmal einer der kühnen Bergsteiger auf dem nicht selten tiefverschneiten Grat sich verirrt hätte, nachdem er dem bei dem „Höchsten Deutschen" kredenzten Glühwein, der in jener Höhe ja sicher ein Bedürfnis sein mag, in ergiebiger Weise zugesprochen. Erwähnenswert ist dieser neueste „Berghund" jedenfalls, da er laut nachstehenden Bericht der „M. N. N." eine Rarität zu sein scheint.

In den Fastnachtstagen 1901 besuchten einige Münchener Herren den hohen Einsiedler auf der Zugspitze bei einer oben herrschenden Temperatur von —25 Grad im Freien. Da heißt es nun:

„Hier wurde uns auch der „Überhund" Putz vorgestellt, und bewundernd fragte man sich, ob es wohl eine Hunderasse gäbe, von der er sich nicht rühmen dürfte, sie in seinem Stammbaume zu führen. Vielleicht macht ihn dies zu einem solchen Berghund par exellence, vielleicht ist er der Begründer einer neuen Hunderasse."

Wenn die Hunde der Rasse vom St. Bernhard an erster Stelle der Bezeichnung als „Barmherziger Samariter" in vollstem Maße würdig erscheinen, so würde es als ungerecht gelten müssen, wollte ich in der nämlichen Beziehung nicht auch eines anderen Hundes gedenken, dessen Leistungen in zahlreichen Fällen durch Taten des Heldenmuts ausgezeichnet erscheinen, des Neufundländerhundes, von dem in anderem Zusammenhange bereits ausführlich berichtet worden ist, und auf den ich hier nur in Kürze nochmals zu sprechen komme, um an dieser Stelle dem braven Tiere die Anerkennung zu zollen, deren er durch viele Rettungstaten sich wert zeigt. Unter den Hunden, die sich durch aus freiem Antriebe vollzogene Taten der Errettung von Menschenleben, zumal aus Wasserfluten, unschätzbare Verdienste erworben haben und fortgesetzt erwerben, steht der Neufundländer obenan.

Zu wiederholtenmalen ist die Idee namentlich in Paris angeregt worden, den Neufundländerhund auch an anderen Orten als den genannten Pässen der Schweiz, und vorzugsweise in der Hauptstadt Frankreichs mit einem ähnlichen Samariterdienste zu betrauen, zu dem er insbesondere wegen seiner Vorliebe für das Wasser und seiner Fertigkeit im Schwimmen und Tauchen vorzüglich geeignet ist. So schrieb man im Jahre 1899 der „Frankfurter Ztg." aus Paris: Neuerdings hat ein Privatmann dem Stadtrat von Paris eine originelle Eingabe unterbreitet. Sie besteht darin, an den Ufern

der Seine und der Kanäle neue Rettungsposten für Ertrinkende zu errichten. Die Retter sollen — Neufundländerhunde sein. Zwar lassen die jetzigen Einrichtungen des Rettungsdienstes an den Pariser Gewässern nicht viel zu wünschen übrig. Die zahlreichen, in größeren Abständen angebrachten Rettungsposten sind gut organisiert und stets sofort zur Stelle, und nur der Umstand, daß sie vielleicht von dem Ertrinkenden im einzelnen Falle noch zu weit entfernt wären, könnte in Frage kommen. Dieser wird jedoch teils durch die fast in ununterbrochener Reihe aufeinanderfolgenden Schwimmanstalten und Wäschereien sowie durch den lebhaften Verkehr auf der Seine gemildert, auf welcher täglich allein 102 „Dampfschwalben" in kurzen Zwischenräumen fahren. Auch die Kosten der Hunde kommen in Betracht. Würde man deren 150 anwerben, so würde nur ihre Ernährung 18.000 Franken jährlich kosten. Schon unter Ludwig XVIII. machte man übrigens mit Neufundländern als Rettungsposten einen Versuch und auf Veranlassung der französischen Regierung wurden damals einige Hundert dieser Hunde für Paris angeschafft. Sie gefährdeten jedoch am Tage die Sicherheit der Passanten und in der Nacht die Ruhe der anwohnenden Bevölkerung; darum wurden sie wieder außer Dienst gestellt. Auf der Pariser Polizeipräfektur ist die Stimmung betreffs der Indienststellung der tierischen Lebensretter eine geteilte, und die auf dem Gebiete des Rettungswesens vorzunehmenden Verbesserungen dürften weniger mit Hilfe der Zoologie, als mit Hilfe der Physik bewerkstelligt werden.

III.

Der Hund im Dienste der Unterhaltung und des Vergnügens.

Kapitel 18.

Der Haushund als Gesellschafter.

Alle Hunde lieben die Geselligkeit.

Von seinem ihm von Natur verliehenen Geselligkeitstriebe geleitet ist der Hund seit den frühesten Zeiten dem Menschen unmittelbar nahe getreten. Denn letzterer wußte die jenen vor anderen Tieren auszeichnende Fähigkeit, dem Menschen zu freundlichem Verhältnis sich anzuschließen, als ein Merkmal seines Wertes von jeher zu würdigen und deshalb das Tier in seine Nähe zu ziehen.

Hierzu bot sich dem Menschen ein sehr einfaches und naheliegendes Mittel von selbst dar, die regelmäßige Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses, dessen Anwendung seine Absicht, den Hund an das Haus zu fesseln, wesentlich förderte.

Schon bei Homer begegnet uns der Hund ausgesprochenermaßen als geselliger Begleiter seiner Helden.

Ja es lassen sich Spuren davon, daß der Haushund schon sehr frühzeitig in die Gesellschaft der Menschen aufgenommen wurde, noch weiter zurück verfolgen. Von den vedischen Ariern, die sich etwa um 1500 bis 2000 v. Chr. an den Ufern des Indus niedergelassen hatten, berichtet Herr Zimmer, daß die Hunde dieses indischen Volkes bei Festmahlzeiten, an denen Fleischspeisen genossen wurden, die Knochen bekamen. Es scheint demnach, daß selbst bei festlichen Anlässen die Haushunde in die Speisehallen zugelassen wurden.

In trefflicher Weise charakterisiert Lenz die innigen Beziehungen, welche zwischen dem Menschen und dem Hunde bestehen, indem er sagt: „Würmer, Käfer, Fische, lobt und tadelt man nicht, aber den Hund. Man macht ihn wegen seiner geistigen und sittlichen Vorzüge zum Reise- und Hausgenossen, zum Lebensgefährten, zum lieben Freunde. Man lohnt ihm seine Liebe und Treue durch Anhänglichkeit und Liebe, man macht ihn zum Tischgenossen, man räumt ihm wohl gar eine Stelle im Bett ein. Man kost ihn, pflegt

ihn sorgfältig, gibt ihm einen Arzt, wenn er leidend ist, trauert mit ihm, um ihn, und weint, wenn er gestorben ist. Man setzt ihm ein Denkmal."

In der Tat ist die Vorliebe für den Hund, oder, um einen sonst nicht selten mit einem Beigeschmack von Spott, hier aber von mir im besten Sinne gebrauchten Ausdruck anzuwenden, die Hundeliebhaberei, so tief eingewurzelt in dem Menschengeschlecht, daß sie über die ganze bewohnte Erde verbreitet ist und daß selbst dort, wo religiöse Anschauungen und Verbote einem engeren Verkehre zwischen Mensch und Hund hindernd in den Weg treten, diese Vorliebe immer wieder durch Erweisung freundlicher Gesinnungen gegen den Hund zum Durchbruch kommt. Und es ist bezeichnend genug, daß, während gewisse Stämme unter den Indianern, die mit allen Tieren in offener Fehde leben, von allen Tieren einzig den Hund als schätzenswerten Hausgenossen anerkennen, daß anderseits unter den höchst gebildeten Nationen Charaktere angetroffen werden, welche ihrem abgeschlossenen und ausschließenden Wesen gemäß jeder Freundschaft mit Menschen aus dem Wege gehen, um zu desto innigerer Freundschaft mit dem Hunde sich zusammenzuschließen, verbitterte Gemüter, welche in freiwilliger Abschließung von jedem Verkehr mit der Welt in der Liebe zum Hunde und in der unfehlbar bei ihm gewonnenen Anhänglichkeit und treuen Ergebenheit den Trost suchen und finden.

Der Hund bleibt unter allen Wechselfällen des Lebens der zuverlässige Gefährte desjenigen, der ihn in seiner Lebensgemeinschaft auch nur zu dulden sich herabläßt.

Aus diesem Grunde hat der Hund, wie kein anderes unserer Haustiere eine ganz hervorragende Stellung im Hause, und, wie ausdrücklich betont werden muß, nicht bloß im deutschen Hause sich errungen.

In geistvoller, überaus zutreffender Weise spricht hierüber Riehl sich aus, indem er sagt:

„Der Hund gehört zum Hause, und den alten Jungfern muß der Mops gerade wie beim Bettelmann das ganze übrige Haus ersetzen. Der Fanatismus, mit welchem gegenwärtig so mancher, der gar nicht recht weiß, was eigentlich ein Hund ist, für die Vertilgung der Hunde durch hohe Steuer eifert, zeigt eben auch, wie sehr sich die Idee des „ganzen Hauses" verdunkelt hat. Denn gerade darin bewährt sich die veredelnde Kraft des hausgenossenschaftlichen Lebens, daß dasselbe selbst der Tierwelt eine höhere Weihe, daß es selbst dem Verhältnis der Menschen zum Tiere eine humane Deutung gibt.

Das ist derselbe Hund, der Hausgenosse, den wir auf mittelalterlichen Grabsteinen zu Füßen des Hausvaters und der Hausmutter ausgehauen sehen. Für Mohammeds Hündlein ist ein Platz im türkischen Himmel reserviert, und im frommen Mittelalter durfte

der Hund — nicht bloß der steinerne, sondern auch der lebendige — die Familie in die Kirche begleiten. Es wurde den Leuten wohl häuslicher in der Kirche, wenn während des Gebets der Hund zu ihren Füßen lag. Heutzutage verbietet die Polizei nun gar das Mitnehmen der Hunde ins Wirtshaus. So steuert unsere Zeit der eigensüchtigen Vereinzelung zu, der Vereinzelung selbst zwischen Mensch und Hund.

Ein deutscher Meister, Schnorr, hat die Austreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese dargestellt, den Verwiesenen folgt auf dem Bilde nur — der Hund. Das ist ein tiefsinniger Gedanke, eines deutschen Meisters würdig. In dem treuen Haustiere ist uns in der Tat der letzte Zeuge der unschuldvollen Freundschaft aller Kreatur aus dem Paradiese nachgezogen."

Es ist ein inniges, ich möchte fast sagen geheimnisvolles Band, das sich um Mensch und Hund geschlungen hat, ein Band, dessen Vorhandensein durch tausend und aber tausend Zeugnisse erhebender Art erwiesen ist. Aber an diesem Bande hat die fortschreitende Kultur auch herumgemeistert, um es zu lockern, sie hat es in vielen Fällen zerrissen.

In hoch beachtenswerten Worten läßt ebenfalls Riehl hierüber sich also aus:

„Es ist ein wunderbares Geheimnis der Menschennatur, daß der Mensch nicht fröhlich leben kann, er habe denn eine andere lebende Seele, und wär' es auch bloß ein Hund, den er meistere. Gegenüber unserem Hunde sind wir wie allwaltende Götter, schicksalspinnende Dämonen. (Was freilich ein Hund sich im stillen denkt, wenn er die frevelnde Hand des Herrn leckt, die ihn malträtiert, das hat uns bis jetzt noch keiner gesagt.) Darum finden wir in der Genossenschaft der Tiere eine Ergänzung, die uns kein menschlicher Umgang bieten kann. — Der Bettelmann ist zufrieden, weil er seinen Hund als seinen letzten Knecht behandeln kann, und der Hund dankt ihm dafür, indem er seines Zuchtmeisters letzter Freund wird. Der rohe Materialismus unserer Zeit, der die Existenz bloß nach dem Essen und Trinken abmißt, sagt freilich, es sei eine Sünde, wenn man erbetteltes Brot auch noch mit einem Hunde teile. Aber der Mensch lebt nicht vom Brot allein, und ich möchte es nicht auf mein Gewissen nehmen, auf dem Wege der Besteuerung den armen Mann dahinzubringen, daß er seinen letzten Freund und Hausgenossen zum Schinder führt."

Was aber dem armen Mann seinen Hund lieb und wert macht, das sind die Erfolge auch seiner Erziehung des Tieres, kraft deren das treue Tiere ebensosehr an seine Person, an sein Haus, wie an seine — Armut gefesselt ist. Auch hier lebt sich das treue Tier in die Gewohnheiten des Hauses und der Familie ein, und nicht selten bildet solches Scheinleben den Ersatz jeder anderen Erziehung, dessen Ein-

wirkung auf den Hund in deutlicher Weise an ihm sich zu erkennen gibt.

Es hat mithin der Mensch nicht allein in richtiger Würdigung des Nutzens, den der Hund ihm bei vielen seiner Verrichtungen zu leisten vermag, sondern auch um der vielen schätzenswerten Eigenschaften, die er an diesem Tiere erkannte, den Hund in seine engste Lebensgemeinschaft aufgenommen, und schon die ältesten menschlichen Wohnungen und Erdhöhlen sowie die bescheidenen Hütten der Steinzeit dienten der engeren Verbindung von Mensch und Hund als Zufluchtsstätten. Das Vorkommen des Hundes als des Hausgenossen und Gesellschafters des Menschen, als seines Begleiters in und außer dem Hause, weist in die ältesten, vorgeschichtlichen Zeiten, also noch weiter als in die Tage Homers, zurück. (51.)

Die Vorliebe für die verschiedenen Arten des Hundes hinsichtlich seiner Körperbeschaffenheit hat im Laufe der Jahrtausende die mannigfachsten Wandlungen je nach Auffassung und Vorliebe der einzelnen Völker und nach der individuellen Persönlichkeit ihrer Besitzer erfahren.

Es waren aber in der ältesten Kulturepoche Indiens und in den Jahrhunderten des klassischen Altertums bei Griechen und Römern Hunde von besonderer, ja übermäßiger Größe, die sie lobten und an denen sie erhöhtes Wohlgefallen fanden, unter denen an erster Stelle die indischen als die edelsten Tiere, die albanischen als die stärksten, namentlich an den Höfen der Fürsten in bevorzugter Weise gepflegt wurden, und zu welchen später sowohl die englischen Doggen als allen übrigen an Kraft und Größe überlegene Tiere, als auch die nordländischen Hunde, der Finnländer und Lappländer, als die wildesten sich gesellten.

Nicht minder genossen wegen ihrer Größe die Hunde von Korsika und diejenigen der Kanarischen Inseln hohen Ansehens und weit verbreiteter Berühmtheit. Das Gleiche endlich gilt von den Hunden von Epirus und von den Lakonischen.

Annähernd vermag man einen Schluß zu ziehen auf die Größe aller dieser Hunde, wenn man erwägt, daß diese durch ihr Gebell das Brüllen der Löwen übertönten und ihre Stärke wird hinreichend dadurch gekennzeichnet, daß diese Tiere allen anderen Tieren ohne Ausnahme Widerstand leisteten, daß sie Stiere anfielen und Löwen töteten. Was die erwähnten indischen Hunde, deren edle Rasse allgemein anerkannt war, anlangt, so wird als ihre Heimat namentlich die Stadt Polymbrota, am Ganges gelegen, bezeichnet.

Von der Überlegenheit dieser Tiere liefert der folgende geschichtliche Vorgang einen bemerkenswerten Beweis.

Unübertroffen nämlich in bezug auf Stärke und Mut dürfte jener Hund dastehen, welchen Alexander d. Gr., als er nach

Indien zog, von dem König von Albanien zum Geschenk erhielt. Er gefiel gleich anfangs dem Makedonier wegen seiner ungeheuren Größe. Von diesem mit einer ungewöhnlichen Körperstärke ausgerüsteten Hunde werden wir bei Besprechung der Kampfspiele Ausführlicheres hören.

Man darf wohl mit Recht annehmen, daß die asiatischen Hunde die mutvollsten und stärksten unter allen sind. Der Hund des Kambyses ist dafür ein Beweis. (80*)

Die hervorragende Bedeutung dieser Hunde für die Kultur des alten Indiens rechtfertigt es, diesen Tieren eine eingehendere Beachtung zu widmen, zumal sie im Altertum von Mächtigen und Reichen aus Liebhaberei für sie gern gehalten wurden.

Mag auch der Löwe das stärkste und furchtbarste Raubtier sein und vor niemand umkehren, die Hunde jenes östlichen Erdteiles fürchteten ihn nicht und wurden von den Hirten zu Kämpfen mit ihm noch angefeuert.

Unter den Hunden Asiens stehen diejenigen Indiens voran. Indien, das Land der Wunder, hat große Pflanzen, große Tiere, unter diesen große Hunde. Man sagt, daß sie von Tigern und Hunden erzeugt werden. Sie sind zu jeder Jagd, sonderlich zur Schweinsjagd, die besten und so voll Mutes, daß sie die größten Feinde der Löwen sind und dort auch im Kriege gebraucht werden. Xerxes führte deren eine große Anzahl nach Europa. (81*).

Vor Menschen fürchten sie sich nicht. Onensikritus erzählt (82*), daß die Einwohner von Baktrien alte, schwache und kranke Personen lebendig ihren Hunden vorwerfen, die, geflissentlich dazu gehalten, in der Landessprache „Totengräber" heißen. Was sie mit ihren Zähnen gepackt, lassen sie nicht eher los, bis ihnen Wasser in die Nasenlöcher gegossen wird, sie verdrehen dabei die Augen und lassen sie vortreten. Ein indischer Hund hielt einst einen Löwen und Stier in seinen Fängen; der Stier verendete, ehe er loskam.

Die Indier züchten die Hunde mit großem Fleiß und die Könige lieben sie. Vier ansehnliche Dörfer auf der babylonischen Ebene fütterten für die Könige Hunde und waren dafür frei von allen Abgaben. Für ihre Bissigkeit, Stärke und große Anzahl spricht die Erzählung, daß Alexander von dem bereits erwähnten König Soghites 150 Hunde als Geschenk erhielt. Zwei derselben ließ er auf einen Löwen los und als diese besiegt waren, noch zwei andere. Als der Kampf gleichstand, ließ Soghites einen Hund am Schenkel packen und wegziehen und befahl, für den Fall, daß er sich nicht wegziehen lasse, ihm den Fuß wegzuschneiden. Alexander, der den Löwenhund schonen wollte, mochte dies nicht zugeben und gestattete es erst, als ihm Soghites für den einen vier andere versprach. Der Hund aber stand nicht ab vom Bisse und ließ sich wirklich im langsamen Schnitte den Schenkel abnehmen.

Derartige Schauspiele dienten den Hohen der ostasiatischen Reiche zur Unterhaltung, und wenn uns diese Art von Belustigungen einigermaßen befremdlich erscheint, so wird man doch nicht in Abrede stellen können, daß sie den Bewohnern von Ländern mit großen, gewaltigen Tieren nicht unangemessen erscheinen. Wir freilich heutigentags haben von der Art, sich mit Lieblingshunden abzugeben und zu belustigen, eine von der alten völlig abweichende Auffassung.

Anderer Art und mit der unseren im Einklang stehend erscheint die Anschauung, die über Lieblingshunde bei den Griechen und Römern herrschte, eine Anschauung, die mit derjenigen der Homerischen Helden in Übereinstimmung steht, ja für die wir bereits im alten Ägypten Vorbilder finden.

Was zunächst die Ägypter, und zwar schon in der Periode des alten Reiches anlangt, so finden wir bereits bei ihnen sichere Beispiele von jener Betätigung der Vorliebe für den Hund, welche dem treuen Haustier zu den Kreisen des geselligen Lebens Zutritt gewährt. Es steht dieses Verhalten des Volkes im Einklange sowohl mit seiner tierfreundlichen Gesinnung überhaupt, als mit der Verehrung, die es dem Tiere widmete. Die Liebe zum Hunde war Ausdruck der Gesinnung des ganzen Volkes und wurde bei hoch und niedrig stets in Übung gehalten.

„Die prächtigen, großen Windspiele," heißt es bei Erman, „die sich bis heute unter dem Namen Slughi im Sudan erhalten haben, fehlten gewiß in keinem vornehmen Hause. Unschätzbar waren sie für den Jäger, denn sie sind schneller als die Gazellen und selbst vor dem Löwen haben sie keine Scheu. Aber auch wer nicht Weidmann war, hatte gern diese eleganten Geschöpfe um sich; sie begleiteten ihn, wenn er in der Sänfte das Haus verließ, und sie lagerten sich unter seinem Sessel, wenn er sich niedersetzte."

Dürfen wir den Darstellungen eines memphitischen Grabes Glauben schenken, so behielt Ptahhoteg, ein hoher Beamter der fünften Dynastie, seine drei Windspiele selbst dann noch bei sich, wann er den Harfen und Flöten seiner Musikanten lauschte — trotz des Geheuls, mit dem auch die Hunde des alten Reiches jede menschliche Musik begleitet haben werden.

Diese Windspiele, die T'esem scheinen übrigens in Ägypten nicht heimisch gewesen zu sein, wenigstens steht es fest, daß man sie im neuen Reiche aus den Weihrauchländern des Roten Meeres importiert hat. Trotzdem war diese Hundeart stets in Ägypten populär, und ein Märchen der zwanzigsten Dynastie erzählt uns sogar von einem Prinzen, der lieber starb, als daß er sich von seinem treuen Windspiele getrennt hätte.

In gleich tierfreundlicher Weise nahmen die Griechen schon von den Zeiten der Homerischen Helden an Hunde zu sich in ihre Häuser,

wie dies oben des näheren beleuchtet wurde. Auch bei ihnen ist jene Liebe zu dem treuesten Gefährten des Menschen vorherrschend, die ihm gewissenhafte Pflege im Hause, Zutritt im Prunkzimmer, seinen Platz im Speisesaal und bei den Ausgängen des Herrn an dessen Seite gestattet, die das brave Tier zum Gesellschafter und Spielgefährten der Knaben, zum Übungsgenossen bei den Kampfspielen der Jünglinge erhebt, und welche uns manche beachtenswerte Beziehung zu der Kulturentwicklung des Volkes vor Augen führt, deren Bedeutung uns in anderem Zusammenhange mehrfach nahetreten wird.

Bei den Römern gehörte der Hund nach Ansicht der Rechtsgelehrten nicht zu dem landwirtschaftlichen Kleinvieh, sondern zu dem halblauten Villenzubehör. Demgemäß wiesen ihm Varro und Columella zwar in ihren Wirtschaftsbüchern eine Stelle zu, er wurde aber ebensosehr zum Vergnügen wie zum Nutzen verwendet.

Arrian besaß eine vortreffliche Hündin. Ich habe, schreibt er, (84*) eine selbstaufgezogene Hündin, die immer wohlgemut, eifrig in ihrem Berufe, auch schnellfüßig ist, daß sie es zuweilen mit vier Hasen aufnimmt. Dabei ist sie sanft und hat mich und meinen Jagdgefährten Magillus über alles lieb. Von freien Stücken verläßt sie uns niemals. Gehe ich aus, geht meine Hündin mit; sie läuft voraus, sieht sich aber oft um, ob ich etwa einen anderen Weg einschlage. Ist einer von uns krank, geht sie nicht von seiner Seite. Waren wir einmal kurze Zeit weg, so springt sie, wenn wir wiederkommen, an uns empor und begrüßt uns mit freudigem Gebell. Sitzen wir bei der Mahlzeit, so stößt sie uns abwechselnd an die Füße und erinnert uns, daß sie auch ihren Anteil haben möchte. Überhaupt gibt sie uns alle ihre Wünsche zu verstehen.

Einmal hat sie auch die Peitsche kosten müssen. Seitdem duckt sie sich gleich, sobald man nur die Peitsche nennt, kommt schmeichelnd herbei, springt an einem in die Höhe und hört nicht auf zu liebkosen, bis man wieder freundlich tut.

So viele herrliche Eigenschaften veranlassen mich, fährt Arrian fort, den Namen auch zu nennen, damit die Nachwelt auch erfahre, was für eine vortreffliche Hündin Arrian besessen hat. Sie heißt **Horme,** ist wunderschön, wunderklug, ja sie ist göttlich.

Bietet auch diese klassische Schilderung eines Hundes durchaus insofern etwas Besonderes nicht dar, als jene **Horme** im Laufe der Jahrtausende ungezählte Genossen und Genossinnen zur Nachfolge gehabt hat, welche in allen erwähnten Beziehungen alle die geschilderten Eigenschaften in gleicher Weise an den Tag gelegt haben, so durfte ich doch diese rühmende Auslassung nicht übergehen, weil sie als ein klassisches, in Worten abgefaßtes Denkmal eines Hundes zu gelten hat, der dem Willen des Verfassers entsprechend unsterblich geworden ist.

Die Liebhaberei für Hunde geht in die höchsten Stände hinauf. Der bereits erwähnte König Alexander hatte in seinem Gefolge einen von ihm selbst aufgezogenen Hund, **Peritas**, den er sehr liebte. Als ihm in Indien das Tier verloren ging, wurde der König so tief ergriffen, daß er zu dessen Andenken eine gleichnamige Stadt erbaute. Im Zusammenhang mit diesem Verlust steht die Schenkung seitens des Albanerkönigs, deren bereits gedacht wurde.

Der Kaiser Nero gestattete dem Prätor Aulus Fabricius, Hunde zum Ziehen der Wagen abzurichten und sie statt der Pferde auf die circensische Rennbahn zu bringen.

Heliogabel hielt eine namhafte Anzahl von Hunden, darunter vier von ausgezeichneter Größe, die er, wie bereits erwähnt, vor seinen Wagen spannte. Mit diesem Gespann fuhr er in den Räumen des kaiserlichen Palastes und als Privatmann auf seinen Landgütern herum und fütterte sie mit Gänselebern. Dieser letztere Umstand kennzeichnet die Hundeliebhaberei des kaiserlichen Herrn in entsprechender Weise.

Kaiser Hadrian, ein großer Jagdliebhaber, war auch ein großer Freund von Hunden und ließ ihnen Denkmäler, gewiß nicht ohne Grabschriften, setzen.

Bei den Römern waren die Hunde von Molossis in Epirus wegen ihrer besonderen Stärke sehr beliebt. Zwei solche Hunde, welche König Hugo (52) dem römischen Kaiser sendete, hätten diesem bald das Leben gekostet, da sie so stark und wild waren, daß sie ihn anfielen und ihn zerrissen haben würden, wären sie nicht von den Begleitern derselben zurückgehalten worden. Namentlich war es die den Tieren ungewohnte Bekleidung des Kaisers, die sie in Aufregung versetzte, „sie hielten ihn für ein Ungeheuer".

Bemerkenswert ist im Gegensatze zu der besprochenen Bevorzugung großer Hunde die Liebe zu kleinen Hunden, besonders unter den Städtern, und zwar nicht bloß bei Männern, die sie unterhielten, sondern noch mehr vielleicht bei Knaben und Jünglingen, Mädchen und Frauen der vornehmsten Familien. Man hielt sich ganz kleine Hundchen zum Spielen. Es waren dies persische Hunde, nicht größer als eine Faust.

In den Kreisen der römischen Gesellschaft galt der Hund als der freie Freund und Geselle des weiblichen Geschlechts. Cornelia, die Tochter des Ämilius Paulus, hielt ein Lieblingshündchen, welches **Persa** hieß. Dieses Hündchen gewann durch seinen Tod für seinen Herrn eine gewisse geschichtliche Bedeutung. Man erzählt, daß Ämilius nach dem Auftrage, gegen den Makedonier Perseus ins Feld zu ziehen, zuhause von seiner ihm entgegeneilenden Tochter empfangen worden sei. Sie erzählte dem Vater betrübten Gesichts, ihr Hündchen sei gestorben. Ämilius, vielleicht durch den Klang des Namens veran-

laßt, nahm die Erzählung anders auf, als das Mädchen dachte. Denn er erkannte darin eine glückliche Vorbedeutung und zog voll Hoffnung auf einen glänzenden Triumph in den Krieg.

Einer vornehmen Römerin, sagt Martial, steht es nach unseren Sitten wohl an, sich zu Vergnügen und Kurzweil ein Schoßhündchen, gewöhnlich von Malteserrasse, zu halten, ihm im Hause jede Bequemlichkeit, Pflege und Zärtlichkeit zu erweisen, es zu baden, zu liebkosen, das Lager mit ihm zu teilen und es der Aufsicht einer Sklavin anzuvertrauen.

Geht die Gebieterin aus, trägt letztere das liebenswürdige Geschöpf in der Stadt nach. Ist das Wetter rauh, wird es, wie der geliebte Knabe des Trimalchio, mit einem grünen oder anders gefärbten Tuche eingewickelt. Die Matrone nimmt es im Reisewagen mit auf das Landgut und gibt ihm die zärtlichsten, von der Beschaffenheit der Haare, der Gestalt, den Augen, dem Geburtsort, der Größe, entlehnte oder allgemein liebkosende Namen. Um alles nicht würde sie das Hündchen hergeben, es nicht verschenken, nicht verkaufen. Im Wochenlager pflegt sie es selbst und sorgt für die Jungen wohl mehr als für die eigenen Kinder.

Der Hausherr selbst hält das Hündchen der Herrin lieb und wert, denn es umbelfert und umspringt ihn ja, wenn er kommt, es stellt sich ungebärdig gegen die Fremden und Klienten und ist so gelehrig! Wehe dir, Sabina, wenn du meine **Murrhina** auf das Pfötchen getreten hättest! sagte Tultia drohend zu der sich ihrem Ruhepolster auf Befehl nahenden Sklavin.

Selbst Männer erfreuten sich ihrer Schoßhündchen, Man erzählt, daß Theodorus, ein geschickter Musiker, ein Malteserchen gehalten habe, welches von solcher Anhänglichkeit war, daß es in den Sarg seines toten Herrn sprang und sich mit dessen Leichnam begraben ließ.

Ausdrücklich hervorgehoben zu werden verdient ein durch die Kriegstüchtigkeit der Römer veranlaßter Brauch, welcher in einer nur im alten Rom üblich gewesenen Verwendung der Hunde bestand. Wenn nämlich die Söhne edler Geschlechter daselbst Tummelungen auf dem Marsfelde sowie Jagdausflüge vornahmen, um sich für das Kriegshandwerk vorzubereiten, so hatten sie Hunde um sich her, die ihnen bei ihren Übungen teils als Gehilfen zur Seite standen, teils als Gegner ihnen dienten.

Ämilius Paulus ließ seine Söhne nicht allein in den griechischen Künsten und Wissenschaften unterrichten, sondern er hielt ihnen auch Hundemeister und Lehrer der Jägerei.

Zu welchem hohen Grad von Anhänglichkeit an das Tier man im Altertum die Vorliebe für den Hund in nicht seltenen Fällen steigerte, ersieht man aus einem vielfach geübten Brauche, welcher in gleicher Weise bei Griechen wie Römern üblich war, und dem Tiere

eine seine Bedeutung und seinen Wert überschätzende Geltung zuerteilte.

Um nämlich nicht von ihren Lieblingen überlebt zu werden, ordneten vornehme Griechen an, daß ihre Hunde oder Pferde bei ihrer Leiche als Opfer dargebracht werden sollten, in der Hoffnung, dieselben in der Unterwelt, in welcher nach ihrer Ansicht die Liebe zu den geliebten Gegenständen fortdauert, wieder zu besitzen. An Pferden und Hunden hing mancher Athener so sehr, daß er, wenn sie starben, alle Lust zum Leben verlor und seine Betrübtheit auf die unwürdigste Weise äußerte, ja daß sogar der Wohlstand der Familie zerrüttet wurde.

Im römischen Reiche war diese Sitte gleichfalls weit verbreitet, wie nachstehender Bericht beweist. Im Jahre 1748 fand man in Wien beim Grundgraben zum Neubau eines Klosters ein unterirdisches Gewölbe, in welchem nebst Aschentöpfen und Lampen Überreste der alten „Vindobona“ zutage befördert wurden. Hierbei zeigte sich auch ein Menschenkopf, welcher ringsum von sieben Hundeköpfen umgeben war. Die Gestaltung dieser Köpfe ließ auf Haushunde schließen.

Zur Erklärung dieses Fundes hat man der Mutmaßung Ausdruck gegeben, daß der Menschenkopf der Überrest eines altrömischen Hundeliebhabers gewesen sei, dem man alles dasjenige, was ihm im Leben lieb gewesen, beigesetzt oder es ohne Leichenbrand mit begraben habe.

Es war dies römische Sitte. Von Marcus Regulus, einem römischen Advokaten, wird erzählt, daß, als ihm sein Söhnlein durch den Tod entrissen wurde, er alles, was der Knabe geliebt, ihm im Tode mitgegeben habe. Darunter werden neben Füllen, Nachtigallen, Amseln u. a. auch große und kleine Hunde genannt. Alles wurde um den Scheiterhaufen herum gebracht und mit dem Leichnam des Kindes verbrannt, nachdem man die Tiere zuvor getötet hatte.

Außer der oben angegebenen religiösen Anschauung von dem Fortleben mit den Tieren im Jenseits lag diesem Brauche, gerade Hunde auf den Scheiterhaufen verstorbener Personen mitverbrennen zu lassen, die Idee zugrunde, auf diese Weise die ausgezeichnete Treue dieses Tieres zum Ausdruck zu bringen, die auch im Tode Begleiter ihrer Herren sein wollten. Es war dies zwar eine grausame und gewalttätige Maßregel, welche indes durch viele Beispiele bezeugt wird, insofern Hunde freiwillig in der besprochenen Weise ihre Treue durch ihren Tod bewiesen haben. Plinius erzählt eine Reihe von Beispielen, in denen Hunde den Tod ihrer Herren derart betrauerten, daß sie keine Speise mehr annahmen und vor Hunger starben.

Von altersher war es üblich, daß Liebhaber schöner Hunde ihre Lieblinge mit schönen Halsbändern, die bisweilen sehr kostbar und wertvoll waren, schmückten. Alcibiades, der ausgezeichnete aber leichtfertige Feldherr der Athener, besaß einen Hund, welcher sich durch

große Stärke auszeichnete. Diesem Hunde hatte er ein Halsband von massivem Golde anfertigen lassen, welches das Tier trug.

Eines Tages nun sprangen in der Nähe von Athen vier Männer auf den Hund los, die ihm jenes Halsband, in welchem Name und Wohnort des Hundes eingestochen waren, zu rauben versuchten. Aber sie hatten kein Glück mit ihrer Kühnheit. Der Hund stürzte sich wütend auf die Räuber, so daß drei von ihnen ihr Heil in der Flucht suchten; dem vierten tat das Tier nichts zuleide, hielt ihn jedoch fest und führte ihn zu seinem Herrn, welcher von dem Vorfall in Kenntnis gesetzt worden war.

Der Brauch, Hunden wertvolle Halsbänder umzulegen, übertrug sich auch in spätere Zeitläufe.

Der junge König Ludwig XV. von Frankreich hatte schon als Kind schöne Hunde zu Spielgefährten. Eines Tages waren dem etwa achtjährigen Knaben eine Anzahl Goldstücke als Taschengeld übergeben worden. Am Abend des nämlichen Tages hatte der kleine König die ganze Summe verausgabt, er hatte seinen Hunden silberne Halsbänder kaufen lassen.

Im Jahre 1894 hielt sich ein amerikanischer Krösus im schönen Pustertale auf, der es verstanden hatte, durch die vielen Millionen, die er erworben, sich jenseits des Ozeans einen Namen zu machen. Über diesen Herrn und seine Hunde berichtete das „Wiener Fremdenblatt" also: „Trotzdem Herr Bennet, so lautet der Name des reichen Amerikaners, sich bei einzelnen Gelegenheiten äußerst freigebig gezeigt, wäre man sicherlich nicht so bald darauf gekommen, welche finanzielle Mittel ihm zur Verfügung stehen, wenn ihn nicht — seine Hunde verraten hätten. Herr Bennet besitzt nämlich drei außergewöhnliche Hunde. Die Rasse kann ich Ihnen leider nicht angeben, denn erstens haben die hier anwesenden Hundekenner bei diesen Tieren überhaupt keine Rasse entdeckt, und zweitens kommt diese hier gar nicht in Betracht, das Außergewöhnliche dieser Vierfüßler besteht in etwas ganz anderem.

Als die drei Hunde des Herrn Bennet zum ersten Male in Gesellschaft ihres Besitzers und dessen Diener einen Spaziergang in die reizende Umgebung von Toblach unternahmen, da fiel den Passanten ein intensives Leuchten an den Halsbändern der Hunde auf. Dieser Umstand in Verbindung mit der Tatsache, daß Herr und Diener die Tiere nicht aus dem Auge ließen, hat sofort die Vermutung erweckt, daß es mit diesen Halsbändern ein eigenes Bewandtnis haben müsse. Und dem war auch so. Die Diener ließen so halbwegs erraten, daß die Halsbänder der Hunde einen ziemlichen Wert repräsentieren und mehrere „Intime" konnten sich auch überzeugen, daß die Hunde des Herrn Bennet Halsbänder tragen, die mit Diamanten besetzt sind.

Der Wert der Edelsteine an einem einzelnen Halsbande wurde von einem Juwelier auf 30.000 Franken geschätzt.

Die drei merkwürdigen Hunde besitzen noch eine andere nicht zu unterschätzende Eigentümlichkeit, sie bellen nämlich nicht. Wenigstens kann sich hier niemand erinnern, einen Laut von den Hunden vernommen zu haben. Sei es, daß die Tiere mit ihrem Schicksal nicht zu murren haben, sei es, daß sie, im Bewußtsein mehr Schmuck zu besitzen als manche Operndiva, zu stolz sind, um sich hören zu lassen — die Hunde des Herrn Bennet gehen immer schweigsam an der Seite ihres Eigentümers."

Es ist also zu allen Zeiten gebräuchlich gewesen, daß vermögende Liebhaber von Hunden ihre Lieblinge durch den Schmuck mit kostbaren Halsbändern auszeichneten.

Bei der großen, zu allen Zeiten herrschenden Vorliebe für Hunde ist es erklärlich, daß mit diesen Tieren bisweilen auch in anderer Weise bedeutender Luxus getrieben wurde. Der kostspieligen Ernährung seiner Hunde seitens des Kaisers Heliogabal ist bereits gedacht worden, und die vornehme Behandlung, welche Fürst Doria in Genua seinem Hunde, dem er 500 Reichstaler zum Unterhalte ausgeworfen hatte, angedeihen ließ, wird an anderer Stelle besprochen werden. Hier aber sei auf ein Ereignis hingewiesen, welches, so sehr man in demselben auch einen Ausdruck der Höflichkeitsrücksicht auf die im Auslande bekannte Liebhaberei der Römer gegenüber dem Hunde erkennen mag, doch den Beweis liefert, daß auch außerhalb Griechenlands und des römischen Reiches dem Hunde als Gesellschafter des Menschen eben mehr als gewöhnliche Beachtung gewidmet wurde.

Vom Kaiser Augustus nämlich wird erzählt, es seien einstmals die Gesandten einer fremden Nation bei ihm erschienen, um über wichtige Geschäfte mit ihm zu verhandeln. Diese Gesandten nun hätten ihm allerliebste Hündchen, auf kostbaren Tragbetten und Kissen ruhend, vortragen lassen, um mit diesem hündischen Pomp sich hervorzutun. Der Kaiser aber habe, bevor er ihnen die Erlaubnis, vor ihm reden zu dürfen, erteilt, diese ihre unangebrachte, verkehrte Art des von ihnen gemachten Aufwandes getadelt und sie gefragt, ob ihre Weiber daheim nicht Kinder hätten, an denen sie Freude genössen, um ihnen dadurch in nicht mißzuverstehender Weise deutlich zu machen, daß sie ihrer Vaterliebe gänzlich zuwidergehandelt, weil sie mehr Rücksicht auf die Hunde, denen sie köstliche Polster unterbreitet, und auf die Sklaven, als auf ihre Kinder genommen hätten.

Vorstehende, aus dem Munde eines Kaisers hervorgegangene Erklärung, sicherlich die erste dieser Art, welche den Widerspruch aufdeckt, in welchen Menschen, die einem übertriebenen Tierkultus oder einer ausgearteten Liebhaberei gegen den Hund dienen, zu ihren sonstigen sittlichen Verpflichtungen sich stellen, muß uns um so be-

achtenswerter erscheinen, insofern sie die Meinungsäußerung eines Heiden ist, eines Heiden, der in die Sitten seines Volkes eingelebt und mit ihnen vertraut war.

Zu welcher Zeit es in Deutschland gebräuchlich wurde, Hunde als Lieblingstiere in den Wohnungen, namentlich bei Frauen, aufzunehmen und zu unterhalten, ist nicht genau zu ermitteln, doch sollen die Schoßhunde in der letzten Hälfte des elften Jahrhunderts in Aufnahme gekommen sein.

In den alten Sagen bereits begegnen uns Schilderungen der Vertraulichkeiten, welche zwischen Männern und Hunden zum Ausdruck kommen.

Die Episode „Tristan als Narr" aus dem zwölften Jahrhundert (Folie Tristan), eine Berner Handschrift, führt eine Szene an, in welcher der Hund wie **Argos** den Odysseus, den als Narren verkleideten Herrn, den die Geliebte nicht erkennt, begrüßt. Ebenso erkennt er ihn in der französischen Prosa, als er wirklich wahnsinnig und bis zur Unkenntlichkeit entstellt aus dem Wald von Morris nach Tintogel gebracht wird. Er liegt auf des toten Herrn Grab, bis ihn Kurvenal und Brangäne mit sich nehmen. In dem englischen Gedicht, welches dieselbe Sage behandelt, wird der schöne Zug zur Darstellung gebracht, daß, nachdem Tristan und Isolde den Liebestrank getrunken haben, der Hund **Hodain** den Becher ausleckt und von da an von den Liebenden nicht mehr zu trennen ist. (85*)

Schon Karl der Große aber hatte Hunde in täglicher Gesellschaft um sich, deren er sich bei den Mahlzeiten als Leuchterhalter bediente, welche wundervoll dastanden und eine brennende Wachskerze mit ihren Zähnen hielten.

Den ersten Beweis für das Halten von Lieblingshunden seitens einer Frau, welcher uns in einer schriftlichen Nachricht übermittelt ist, finden wir in einer Mitteilung aus dem zwölften Jahrhundert.

Heinrich v. Waldeck (1184—1186) beschreibt den Lieblingshund der Frau Dido (61, 18) also:

„Do fürde Frouwe Dido
einen Bracken vil geehrt,
den enliez si deheinen Kneht
gestreichen noch geruren,
si wolden selbe füren,
daz entet si nicht dorch not.
daz ein ore was im rot,
daz ander swarz und der munt.
ez was ein viel edel Hunt
und was wiz alse ein Harm".

Die im vierzehnten Jahrhundert herrschenden Anschauungen über Wert und Eigenschaften des Hundes liegen in einem anderen schriftlichen Zeugnis uns vor. Konrad v. Megenberg (1350) schreibt über ihn:

„Jacobus spricht, daz der Hund gelernigin tier sein zuo ollen spiln und wie daz sei, daz sie gern slafen, jedoch behüeten sie irr Herren häuser wachend, si habent ir Herren so liep, daz si oft umb sie sterbent.“

Später finden sich in noch einem Kapitel „Von den Rüden“ folgende Äußerungen: „Molosus haizt ain rüd, daz ist ein grozer Hunt, fand man sie gar groz vint in Lamgarten. Adelinus spricht wie daz sei, daz daz tier starch sei und grausam, also daz ez alle läut anvall, doch erkennt ez der kind unschuld und ir franchaid und fleugt ir fleg daz han ich selb gesehen von unsern rüde ze Megenperg und anderswa.“

Wenn man jedoch die Einführung dieser Liebhaberei mit der an anderer Stelle zu besprechenden Strafe des Hundetragens hat in Verbindung bringen wollen, so ist wohl ohne jedes Bedenken als feststehend zu erachten, daß der Vollzug einer so sehr entehrenden Strafe, als welche jenes ohne Zweifel allgemein galt, niemals die Veranlassung zur Herbeiführung einer Lieblingsmode gegeben haben könne.

Um diese Zeit aber, aus welcher Megenberg obige Mitteilung gibt, scheint der Brauch, Haushunde nur zum Zwecke der Unterhaltung und Gesellschaft zu halten, bereits weit verbreitet gewesen zu sein. Denn es ist in dieser Beziehung beobachtenswert, daß in einer schriftlichen Nachricht, in welcher die damals beliebten Hundearten aufgezählt werden — eigentümlicherweise fehlt darunter der Jagdhund —, der zur Unterhaltung ausschließlich gehaltene Hund, das „Pulsterhündlein“, an erster Stelle angeführt, den Nutzhunden also vorangestellt wird.

Im vierzehnten Jahrhundert nämlich schreibt Coler, ein landwirtschaftlicher Schriftsteller zu Goldberg in Schlesien:

„Es pflegt ein Hauswirt in seiner Nahrung dreierlei Hunde zu halten:

1. gar kleine, subtile Hündlein, die man nur zur Lust hält, daß die Kinder und Weiber damit spielen und ihre Lust und Frewd damit haben, zu teutsch: Pulsterhündlein,

2. darnach kleine und mittelmäßige Hündlein, die man des Nachts auf der Stube und auf dem Hof hat, daß sie unser und unser Nahrung wechter seien,

3. darnach, so hat man auch grose Rüden, da grose Vorberge und weite Höf seien, die teilt man im Hof umher auf allen Ecken.“

Nach und nach gewann die Sitte, Lieblingshunde zu halten, in Deutschland ganz allgemeine Verbreitung, und man wird kaum fehlgreifen, wenn man die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts als den Zeitabschnitt bezeichnet, während dessen die Aufnahme des Hundes

als Lieblingstier in das Haus in weitestem Umfange, bei reich und arm, bei uns heimisch geworden ist.

Indessen fanden sich schon gegen Anfang des vorigen Jahrhunderts ausgesprochene Freunde des Hundes. Hundeliebhabern gewährte es, wie im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts berichtet wird, ein Vergnügen, „wenn sie einen wohl gebildeten Hund neben sich laufend haben, auf welchen die Umstehenden die Augen zu werfen pflegen, und hierher können ohne Zweifel viel von denen sogenannten Muffti-, Buttel- und dänischen Hunden gesetzt werden".

Den bedeutendsten Antrieb zur allgemeinen Verbreitung dieser Sitte übte in dieser Hinsicht das Beispiel des berühmtesten deutschen Fürsten jener Zeit, Friedrich des Großen von Preußen aus, dem ich als Liebhaber von Hunden, ganz besonders von Windspielen eine etwas eingehendere Beachtung zu widmen mich veranlaßt finde.

Das Herz Friedrichs des Großen, welches den Mangel an Wesen, die ihm ihr Dasein verdankten, nicht verwinden konnte, hing statt dessen an einigen Liebhabereien, wie sie eine solche Vereinsamung hervorzubringen pflegt. Die erste Stelle unter denselben nahmen seine Hunde ein.

„Sie leben", sagte er einst zu seinem Freunde Fouquet, der sich mit ihm in gleicher Lage befand, „zu einsam, Sie müssen täglich Gesellschaft um sich haben, Sie müssen kleine Hunde haben, die um Sie herumspringen."

So war es nämlich in Sanssouci der Fall. Drei oder vier Hunde waren beständig um die Person des Königs, von denen der eine als „Favorit" und die anderen als die Gesellschafter desselben galten. Jener lag beständig an der Seite des Königs auf einem besonderen Stuhl, mit Kissen bedeckt, und schlief nachts im Bette seines Herrn.

Die anderen mußten abends das Zimmer verlassen und kamen am nächsten Morgen, sobald der König geweckt wurde, wieder in sein Zimmer, wo sie in völliger Ungezwungenheit sich bewegten. Die einen streckten sich bequem auf dem Sofa aus und legten sich auf die Lehnsessel, die anderen ergötzten sich damit, Vorhänge und Tapeten zu zerfetzen.

Auf den Fußpromenaden und bei Tische folgten sie dem König immer, der besonders für die Pflege seines Favorithundes sehr besorgt war. Er hatte diese Tiere sogar im Felde bei sich, wo einer von ihnen einmal in die Gefangenschaft der Österreicher geriet, die ihn aber dem Könige mit einem verbindlichen Schreiben zurückstellten.

Eines Tags wurde Friedrich von Panduren verfolgt. Er flüchtete sich mit seiner **Biche** unter eine Brücke und drückte den Hund fest an seine Brust, das geringste Geräusch konnte seinen Feinden den Zufluchtsort des Flüchtigen verraten und ihm das Leben kosten. **Biche** begriff die Gefahr. Anstatt leise zu bellen, wie Hunde bei der An-

näherung von Fremden dies immer tun, verhielt sie sich ganz still, stieß nicht einmal das leiseste Knurren aus, und hielt sozusagen den Atem an.

Kurze Zeit darauf hielt Friedrich in Schlesien die alljährlich übliche Truppenmusterung ab und war genötigt, **Alkmene** krank in Sanssouci zurückzulassen. Täglich brachte ein Eilbote ihm Nachricht über das arme Tier, das während seiner Abwesenheit verendete.

Ein anderes starb, während Friedrich abwesend war, in Sanssouci. Da er den Hund sehr lieb gehabt, so befahl er, daß sein Körper in einem Sarge so lange im Bibliothekzimmer aufgestellt werden sollte, bis er zurückkäme. Dann ließ er den Sarg öffnen, beklagte das Tier mit dem Zeichen des tiefsten Bedauerns und ließ es begraben. Diese Szene wiederholte sich fast stets auf dieselbe Weise bei dem Verluste eines dieser Lieblinge.

Sechs Hündinen starben hintereinander; sie wurden alle in sechs Absätzen der Terrasse von Sanssouci beerdigt. Leichensteine wurden auf den Grabhügeln errichtet, welche mit Inschriften versehen waren und der Monarch erklärte:

„Wenn man mich der Erde übergeben wird," wie er gern zu sagen pflegte, „werde ich „ohne Sorge (sans souci)" sein." Daher rührt bekanntlich der Name des berühmten Schlosses.

Der große König war, was seine Liebhaberei für Hunde anlangt, dem Cäsar ähnlich. Er liebte sie, weil er behauptete, sie hingen ihm mehr an als die Menschen und ohne Nebenansichten. Seine **Biche** und **Alkmene** leben mit ihm in der Geschichte fort. Als die vom Feinde gefangene **Alkmene** wieder zurückkam, sprang sie auf den Tisch, an dem der König gerade schrieb und legte ihre Vorderpfoten zärtlich um seinen Hals. Von **Biche** wird erzählt, daß sie dem König zweimal die Feder aus der Hand genommen, als er zu lange in die Nacht hinein geschrieben hatte.

Um den Ersatz nicht ausgehen zu lassen, hatte der König auf dem Potsdamer Schlosse und im Jägerhof noch eine Peginière von 40 bis 50 Windspielen, die von zwei Jägern verpflegt wurden, von denen der eine zugleich ihr Arzt war.

Der Favorithund und dessen Gesellschafter hatten zu ihrer Verpflegung einen Kammerlakai, der sie füttern und mit ihnen spazieren gehen mußte. Er behandelte sie so ehrfurchtsvoll, daß er sich in der von sechs Pferden gezogenen Chaise, in welcher er mit ihnen dem König nach Berlin und auf Reisen folgte, stets auf den Rücksitz setzte und sie nicht anders als mit „Sie" angeredet haben soll. „Mademoiselle," hieß es da bisweilen, „ich bitte Sie, sich ruhig zu verhalten und beschwöre Sie, nicht so laut zu bellen."

Sie bekamen zu ihrem Unterhalt verschiedene Arten von Braten,

Kuchen, Buttersemmeln, Milch und Wasser, soviel sie nur haben wollten.

Wer das Unglück hatte, einen von den Hunden des Königs zu treten, die den Gästen bei ihrem Eintritt in das Zimmer des Königs entgegenzuspringen pflegten, kam selten ungescholten davon.

Diese Leidenschaft des Königs für die Hunde trug nicht wenig mit dazu bei, der Tafel des Königs ihre ehemalige Eleganz zu rauben. Neben ihm befand sich sein Favorithund, dem er gewöhnlich auf dem Tische selbst einige Leckerbissen vorzulegen pflegte, welche er ohne weitere Umstände mit dem Finger von seinem Teller nahm. Dabei trieben die anderen Hunde auf den Stühlen und gelegentlich auf dem Tische selbst ihr Wesen.

Derselbe König ließ einmal seine Lieblinge, die Windspiele, durch seinen Leibjäger mit einer Schüssel gebratener Feldhühner sich ergötzen. **Diana,** ein junger lebhafter Hund, nahm ein Huhn von der Schüssel, sprang auf des Königs Schreibtisch und verzehrte seine Beute auf einem Briefe, welchen der König soeben an den von ihm sehr geschätzten Landrat Hübner in Stettin geschrieben hatte, und der der verbindlichsten Worte sehr viele enthielt.

Als Friedrich den Brief von Fett triefen sah, lachte er laut auf und sagte: „Gute **Diana,** du erinnerst mich, daß ich meinen mageren Worten auch eine Portion Fett beilegen muß.“ Er fügte wirklich hundert Friedrichsdor mit einem Postskript hinzu, das dem glücklichen Empfänger die Veranlassung des Geschenks erzählte.

Wie tief aber die Zuneigung zu seinen Hunden des Königs Gemüt erfaßt hatte, das bezeugt eine Willenserklärung desselben in seinem Testament, derzufolge er die Anordnung getroffen hatte, daß seine irdische Hülle auf der Terrasse von Sanssouci in unmittelbarer Nähe seiner Windspiele und namentlich seiner treuen **Biche** bestattet werden solle. Friedrich Wilhelm II. jedoch ließ diese Testamentsbestimmung unausgeführt.

Der große König, das darf man annehmen, hatte gewiß wie in alle übrigen Verhältnisse einen tieferen Blick in die Natur dieses Tieres getan als so mancher andere, der auch, wie König Wilhelm, in dem testamentarischen Begehren des großen Königs eine Verletzung des Anstands findet.

Die eben geschilderte Vorliebe des Königs von Preußen für seine Hunde forderte in zahlreichen Kreisen der Gesellschaft zur Nachahmung heraus, und namentlich waren es Frauen der höheren Stände, die durch das Beispiel am Königshofe sich veranlaßt fühlten, dem Hunde die gleiche Beachtung und Zuneigung zu widmen, und alsbald zeigten sich die Frauen der feinen Gesellschaft umgeben von ihren Windspielen, denen die Bologneser oder Löwenhündchen, später die Möpse, die Pinscher u. a. folgten.

Die Anforderungen, welche man im Laufe der Zeit an die äußere Gestalt, an die Körpereigenschaften eines Lieblingshundes stellte, waren, wie jede Modeangelegenheit, dem Wechsel unterworfen, und die nach dieser Richtung hin sich geltend machenden Anschauungen hatten eine in mehrfacher Wandlung zutage tretende Auswahl verschiedener Arten von Lieblingshunden zur Folge. Während bei Frauen die durch Niedlichkeit und einen gewissen Liebreiz sich auszeichnenden Löwenhundchen, nicht minder aber in späterer Zeit die keineswegs durch bestechende Schönheit sich hervortuenden Möpse die Gunst sich errungen, als Schoßhunde verhätschelt zu werden, gelang es dem gleichfalls eines schönen Äußeren entbehrenden Dachshunde durch seine Treue, Lebhaftigkeit und Entschiedenheit, sich im Hause einen ihm gern gewährten Platz als Stubenhund zu sichern.

Lange Zeit war das Bologneserhundchen Unterhalter und lebendiges Spielzeug der Salondame, die es wie ein feines Nipp betrachtete. In Deutschland aber ist es schon längs durch das Havannahundchen verdrängt, das heutigentags unter den Salonhundchen die erste Stelle einnimmt, welche das reizende Tierchen wohl verdient.

Längere Zeit hindurch erfreute sich das reizende King Charles-Hundchen großer Beliebtheit bei Damen.

In Jägerkreisen hingegen wendete sich die Vorliebe hauptsächlich solchen Tieren zu, die durch Größe und schöne Formen sich auszeichneten, wie den schottischen und englischen Windhunden und dem altirischen, rauhaarigen Wolfshunde. Auch der starke Albaneser mit langer, seidenweicher Behaarung war geschätzt. Und wenn auch diese Hunde alle von ihren Besitzern als Gehilfen ernster Arbeit und der Weidmannslust unterhalten wurden, wie dies ausführlich bereits geschildert worden ist, so konnte ich sie hier aus dem Grunde nicht ohne Erwähnung lassen, weil außer der Berufstätigkeit, der sie dienten, in zahlreichen Fällen auch eine ganz besonders ausgeprägte Vorliebe und, wenn sie nicht im Dienste waren, eine Bevorzugung derselben, namentlich untergebenen Personen gegenüber, sich herausbildete, welche diese Tiere oft zu recht ungezogenen, eigenwilligen, herrischen und wählerischen Gesellen machte, in so hohem Grade, daß die Vorzüge des Jagdgehilfen in ihm weit zurücktraten hinter seine herrischen Ansprüche und sein in allerhand „noblen Passionen“ sich kundgebendes Gebahren im Hause und in der Gesellschaft.

In der Tat waren bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts Jagdhunde die verzogensten und gehätschelten Lieblingsgeschöpfe von Fürsten und Herren, wie durch das Beispiel von dem Verhalten der Windspiele Friedrich des Großen deutlich nachgewiesen ist.

Daß man bereits im vorigen Jahrhundert es für ersprießlich hielt, Hunden ein besonderes Heim, eine Erziehungsanstalt zu errichten, davon erlangen wir aus einer Mitteilung Kenntnis, die

uns über die außerordentliche Fürsorge einiger Hundefreunde in Leipzig für ihre Lieblinge Aufschluß gibt:

„Ganz unwillkürlich ward ich hier an die originellste aller Erziehungsanstalten, an das Hundegymnasium zu Leipzig, erinnert. Zwei betagte Vestalen von allgemein anerkannter exemplarischer Hundeliebe widmeten die bösen Tage, die keinem Sterblichen gefallen, ausschließlich der Dressur und Bildung dieser philanthropischen Tiere. Das Honorar für Kost, Unterricht und Wohnung betrug monatlich, zum Ärgernis aller Professoren und Magister, einen Louisd'or. Dieses Kynagogium prangte mit dem Epitaph: „Allhier unterrichtet man vierfüßige Jugend." Also erzählt Matthisson.

Vergleicht man die wohnliche Einrichtung, deren sich hier die Vierfüßler erfreuten, mit den Schulräumen, worin damals die kleinen Menschenkinder unterrichtet wurden, so mochte es in dem jetzt auf sein Schulwesen mit Recht so stolzen „gemietlichen" Sachsen manchmal recht ungemütlich ausgesehen haben.

Nachdem der Hund im Frauengemach, im Schoße und am Busen der Frauen bereitwillige Aufnahme und liebevolle Pflege gefunden, räumte man ihm auch allgemein das Recht ein, auf dem Sofa es sich bequem zu machen, auf dem Schoße der Dame zu ruhen und ihr zur Kurzweil zu dienen, während dieselbe mit einer leichten Handarbeit beschäftigt war, auch ihr beim Lesen von Gedichten und Romanen Gesellschaft zu leisten. Selbst während der Nacht trennte sich die Dame nicht von ihrem Lieblingshundchen, sondern vergönnte dem Tierchen einen Platz in ihrem eigenen Bett, wobei das kleine Wesen nicht selten gleichzeitig die Stelle einer lebendigen Wärmeflasche vertrat.

In vielen Fällen wurde diese Liebhaberei namentlich von Matronen so sehr gesteigert, daß man deren nicht nur mit einem solchen Lieblingstiere, sondern mit einem halben Dutzend solcher ihre Spaziergänge halten sehen konnte, eine Liebhaberei, die Veranlassung zur Darstellung zahlreicher ergötzlicher Karrikaturen und zu manchem scherzhaften Gedicht wurde.

Übrigens unterlag auch in diesem Falle die Mode, wie jede andere, dem Wechsel, und zwar in der Rasse der Tiere. Eine lange Zeit hindurch konnte man von der Richtigkeit der Langbeinschen Strophe sich überzeugen:

> „Indem er (ein Windhund) da mit Gier und Hast
> Die Zähne brauchte, kam als Gast
> Ein Löwenhundchen aus dem Hause."

Die Löwenhundchen aber hatten erst die ihnen an erster Stelle vorgezogenen Windspiele verdrängen müssen. Sie selbst, die Löwenhundchen, mußten dem weißen Spitz weichen, der seine Würde als

Schäferhund zwar nicht aufgab, doch aber in nicht seltenen Fällen sie erhöht sah, seit man ihn zum Schoßhund emporhob, möglicherweise im Zusammenhange mit jenem Vorgange, wo ein Schäfer in der sächsischen Oberlausitz seinem Spitz in der Kirche zurief: „Spitz kumm, dar Korl stichelt“, als der Pfarrer vom guten Hirten predigte.

Nach dem Spitz wurde der Mops zu den Polstern des Frauengemachs erhoben; wo dieses Tier, zwar von mürrischem und verdrießlichem Aussehen, aber von sanftem Charakter, als **Moppel, Möppel, Mopschen, Moppelken, Möppelken** seine Rolle mit Würde zu spielen verstand.

In Frankreich heißt man die Möpse „Carlins“ infolge der schwarzen Gesichtsmaske, die eine Rasseeigentümlichkeit ist. Mit dem Namen „Carlin“ bezeichnete man in alter Zeit in diesem Lande einen Harlekin, der sich zu seinen Vorstellungen das Gesicht schwarz anmalte. Das letztere gab also Veranlassung, den Mops ebenso zu benennen. Und daß die Lage manches Mopses eine geradezu beneidenswerte gewesen sein muß, bezeugt Lichtwer in einer seiner Fabeln:

„Des kranken Mopses gutes Leben
Begehrt der neidische **Bellin** . . . .
Seht, wie sich Herr und Frau bemüh'n,
Da ist Mops hinten, Möpschen vorne.“

Und Hagedorn, wenn er in einem seiner Gedichte sagt:

„Wo Möpschen war, da gab es Freude.“

Bekannt ist, daß unter den Lieblingshunden die Möpse von den Pinschern und den Wachtelhundchen verdrängt wurden.

Seit die Vorliebe für besonders kleine Hunde bei den Frauen zur Modesache geworden — man kann den Anfang dieser Mode in das Ende des sechzehnten Jahrhunderts legen, wo an dem schwelgerischen Hofe der Katharina von Medici die kleinen Geschöpfe der Hundewelt großer Beliebtheit sich erfreuten —, hat es wenigstens in den besser gestellten Gesellschaftskreisen an geeigneten Vertretern dieser kleinen gesuchten Welt nicht gefehlt. Freilich waren in jenen Tagen die zwerghaften Formen unserer heutigen Hunderassen noch nicht zum Vorschein gekommen. Man bezog daher wilde Hunde aus der Tatarei und aus Indien. Diese kleinen Tierchen wurden damals in Frankreich „Adive“ genannt. Die Erfolge der Zucht dieser Tiere waren jedoch so wenig günstig, daß die Tierchen nur gegen sehr hohe Preise zu erlangen waren, und man ging später zur Einführung der Wachtelhundchen als Lieblingstiere in der Damenwelt über.

Im Laufe der Zeit hat sich die Auswahl unter den der Frauenwelt zur Verfügung stehenden Schoßhundchen sehr vermehrt. Finden sich aber bei uns in Deutschland rassenreine Exemplare von Tierchen

dieser Art verhältnismäßig selten vor, während für angeblich echte Tierchen oft recht hohe Preise bezahlt werden, so gilt von anderen Ländern, wie Frankreich, Belgien, Holland, England, die Tatsache, daß die Zucht reinrassiger Damenhunde in ihnen in blühendem Zustande sich befindet.

Heutigentags bietet sich Hundefreundinnen eine reiche Auswahl zur Befriedigung jedes Geschmacks nach dieser Richtung hin dar. Außer den bereits namhaft gemachten Hundchen, unter denen die „King Charles“, welche, um dies nebenbei zu erwähnen, in engstem Zusammenhange mit den Malteserhunden stehen, den Blenheim Spaniel nahe verwandt sind und als Spielzeug vornehmer Damen zur Vertändelung müßiger Stunden sehr beliebt sind, seien hier noch einige Arten der beliebtesten Damenhundchen namhaft gemacht. Da ist vor allen der durch seine Niedlichkeit, seine Behaarung und seine Wachsamkeit, Treue und Anhänglichkeit sich auszeichnende „Zwergspitz“ zu nennen.

Größer zwar als die meisten der gewöhnlichen Damenhundchen, aber wegen seines zierlichen, eleganten Äußern von Frauen gerne gewählt und von ganz schwarzer Haarfarbe — weiß ist ganz fehlerhaft — ist der Black and tan terrier.

Ein in seiner äußeren Erscheinung höchst anmutiges Tierchen, das in Deutschland jedoch zurzeit nur selten in Damenhänden sich befindet, und das sich besonders durch seine seidenweiche Behaarung längster Art — das Haar wird, um es geschmeidig zu erhalten, mit Ölen behandelt — auszeichnet, ist der in England heimische Yorkshire terrier.

Ferner hat den Liebhaberinnen zierlicher Hundchen unser Nachbarland Belgien und da besonders die Hauptstadt Brüssel ein niedliches Tierchen beschert, das sich nicht wesentlich von unseren Affenpinschern unterscheidet. Es ist dies der „Griffon Bruxellois“, dessen Farbe nur die rotgelbe sein darf. Dieses Tierchen genießt in der Frauenwelt Belgiens und Frankreichs hohe Gunst und gehört heutigentags zur Ausstattung des Prunkgemachs (Boudoir) jeder Weltdame.

Endlich sei, um die Besprechung des Gegenstandes nicht übermäßig auszudehnen, nur noch eines aus weiter Ferne stammenden Hundchens gedacht, des Chin, der in Japan seine Heimat hat, dorthin aber, wie schon sein Name andeutet, aus China eingeführt worden sein soll. Der japanische Chin, eine der drei in Japan geführten Hunderassen, ist ein sehr beliebtes Schoßhundchen und zählt in seiner Heimat zur Aristokratie unter den Hunden. Von den Damen des kaiserlichen Hofes bevorzugt, wird der Chin von den Damen der höheren Stände gern gehalten und es werden nicht selten ganz erhebliche Preise für diese schönen Tierchen gefordert und gezahlt. Der reizendste unter ihnen heißt „Macura Chin“, das heißt „Kissenhundchen“. Kopf- und

Gesichtsbildung ähneln derjenigen des Mopses, in Gestalt und Zartheit des Haares gleichen sie den King Charles. Auch sie sind in unserer Heimat noch selten zu finden.

Großes Interesse erregte in Dresden im Jahre 1867 das Wiedererscheinen des Mopses, einer Hunderasse, welche auch dort wie in ganz Deutschland ausgestorben zu sein schien, Grund genug dafür, daß Herr Professor Dr. Geinitz der dortigen Gesellschaft Isis zwei Photographien eines von Professor Dr. Zeis entdeckten Mopspaares vorlegte. Das Mopspaar war Eigentum eines in Dresden damals weilenden Ausländers, welcher die Tiere in Rom erworben hatte. Wie diese Photographie beweist, zeichneten sich die beiden Hunde durch die Schönheit ihrer Art in hohem Grade aus.

Wie stark die Wahl der Lieblingshunde von der jeweiligen Mode beherrscht wird, ist aus der Tatsache zu ersehen, daß neuerdings sicherlich infolge des Wiederauftauchens des oben genannten Hundepaares der Mops wieder seinen früheren Ehrenplatz unter jenen einnimmt, der ihm Jahrzehnte hindurch vorenthalten war. Es war die internationale Hundeausstellung vom Jahre 1867 in Dresden, welche diesen oft recht mürrischen Gesellen, dessen Faulheit mit seiner Fettleibigkeit gleichen Schritt hielt, wieder zu Ehren gebracht hat. Aber es ist auch nicht mehr der Mops, wie er ehedem als plumpe Masse, Feind jeder Bewegung, der er war, von den Armen seiner bejahrten Herrin sich tragen ließ. Vielmehr ist es gelungen, bei aller Ähnlichkeit in den äußeren Formen, durch mehrfache Kreuzungen das Wesen und den Charakter des „neuen Mopses" in der Weise zu verbessern, daß er als ein Tier von rascher Beweglichkeit und von munterem Wesen erscheint. Als solches ist er als Stubenhund wohl verwendbar, und zeichnet sich durch Treue, Wachsamkeit und Zuneigung zu Kindern aus. Auch lehnt er es nicht mehr ab, in Begleitung von Herr oder Herrin spazieren zu gehen.

Ergötzlich wirkt eine in neuerer Zeit vorgekommene Spekulation auf die wieder erwachte Liebhaberei für den Mops, von welcher anfangs des Jahres 1896 berichtet wurde.

Von einem gefälschten Mops erzählt der Pariser „Gaulois" folgende lustige Geschichte: Eine sehr reiche Pariser Dame kaufte in London für schweres Geld einen wunderbaren Mops von sehr seltener Rasse, nach einigen Gelehrten soll diese Rasse überhaupt nicht existieren, und brachte ihn wohl verpackt nach Paris. Nach einem Monat merkte sie zu ihrem Entsetzen, daß das Möpslein erkrankte und ließ sofort den Tierarzt holen. Der Doktor betastete den Hund, setzte sich erst eine Brille, dann eine Lorgnette und schließlich noch eine Lorgnette auf die Nase, drehte den ungeduldigen Mops nach vorn, drehte ihn nach hinten, um endlich lachend in die Worte auszubrechen: „Aber, meine Gnädige, Ihr Hund ist wohl und munter. Er wird bald

platzen, das ist alles!" Darauf legte er das unglückliche Vieh auf den Rücken und zeigte der Gnädigen, die vor Schreck einer Ohnmacht nahe war, eine Naht, welche sich längs der ganzen Bauchpartie des Mopses hinzog.

Findige Leute hatten einfach ein junges Hündchen von ganz ordinärer Rasse in das Fell eines hocharistokratischen Mopses eingenäht. Nachdem das arme Vieh von seiner Hülle befreit war, zeigte es eine unbändige Freude, die es durch Bellaute von seltener Schönheit kundgab. Weniger erfreut war seine betrogene Herrin, aber schließlich machte auch sie gute Miene zum bösen Spiel und beschloß, den Mops, obwohl er kein Mops war, zu behalten.

Im Zusammenhange mit der Liebhaberei des weiblichen Geschlechts für den Hund ist hier eine Verwendung dieses Tieres zu erwähnen, welche seinerzeit etwa in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in häufigem Gebrauch stand, die Verwendung des Hundes zu Liebesintriguen. Man richtete an den Lieblingshund der Dame ein Liebesbriefchen, und verbarg in dieser scherzhaften Ansprache den Sinn der Bestellung zum Stelldichein. Der Sinn dieser Bestellung war allein derjenigen Person bekannt, welche den Schlüssel zur Entzifferung besaß, also der Dame. Auch steckte man dem Hunde einen kleinen Zettel in das Halsband, welches dazu geeignet war, einen solchen zu verbergen, da die Halsbänder meistenteils gestickt und gefüttert waren, damit sie den Hals nicht drücken konnten, ihn aber zierten.

Es lag nahe, daß dieser eben erwähnte Brauch als Veranlassung zu mancherlei Scherz genommen wurde. Man verbarg in dem Hundehalsband beißende Satiren, namentlich an öffentlichen Orten, wo die Damen in Begleitung ihrer Hunde erschienen. In der nämlichen Weise verfuhr man, wenn der Hund einer Dame, der man einen derartigen Scherz zugedacht hatte, vor der Tür ihrer Wohnung sich blicken ließ.

Jener Briefwechsel und diese Scherze hörten später auf, und wenn dergleichen vielleicht noch heutigentags hier und da vorkommen mögen, so gewinnen sie doch nie mehr die Bedeutung wie ehedem, wo diese Dinge zum Stadtgespräch wurden, da sich der ganze Ton des gesellschaftlichen Verkehrs jener Zeit in der Hauptsache um derartige Gegenstände drehte.

Es war die französische Revolution, welche die Aufmerksamkeit von diesen Scherzen ablenkte, die dann auch bald vergessen waren.

Im übrigen aber waren die Hunde die treuen Begleiter der Frauen überallhin, wo es sich nur tun ließ, und sie wurden besonders an öffentliche Orte gerne mitgenommen. Sie bemächtigten sich der Sofas, saßen mit der Gebieterin am Kaffeetisch, an der Toilette, am Fenster, kurz überall, wo immer sie sich sehen ließ.

Freilich fand diese schrankenlose Zuneigung für den Hund nicht immer die von deren Besitzerinnen gewünschte Anerkennung und es fehlte nicht an Stimmen, welche diejenigen Frauen ins Unrecht setzten, deren Begehrlichkeit an Rechten für die freie Bewegung und die Laune ihrer Lieblinge keine Grenzen kannte. So beklagt sich ein Zeitgenosse darüber, daß man „diesen Geschöpfen" freien Eintritt in die Oper gestatte, während man doch auf Menschen, welche ohne Eintrittskarte diese besuchen wollten, sehr genau acht habe. Man sollte, so äußert er sich, ihnen den Weg versperren!

Ich mag nicht unterlassen, hier die Schilderung einer höchst ergötzlichen Begebenheit einzuflechten, welche, möge sie immerhin nach ihrem ersten Eindrucke von der Beschränktheit menschlichen Denkvermögens Zeugnis ablegen, doch sicherlich nicht des Zusammenhangs entbehrt mit der infolge der herrschenden Liebhaberei dem Hunde gewährten Bevorzugung.

Eines Tags, es war im Jahre 1789, begab sich ein Herr Geschäfte halber nach dem dritten Stockwerk eines Hauses in Berlin. Im zweiten Stockwerk war eben ein Hausmädchen damit beschäftigt, das Besuchszimmer ihrer Herrschaft zu reinigen. Das Mädchen stand an der Tür und rief nach dem Zimmer hinein: „So kommen Sie doch! Das Zimmer wird schmutzig!" Aber niemand wollte kommen. Das Mädchen wurde verdrießlich und rief: „Nun, wird es bald? Wie lange soll ich noch warten?" Jetzt fing es an zu locken. Auf die Frage des Vorübergehenden erhielt dieser die Antwort: „O, zwei Hunde. Die Tiere haben gar keine Lebensart. Und ich gebe ihnen doch ihren Respekt."

„Warum sagen Sie denn nicht „Du" zu den Hunden?"

„Ja," erwiderte sie in vertraulichem Ton, „meine Herrschaft sagte mir, als ich vom Lande zu ihr in Dienst trat, ich möchte gegen alle Leute, besonders gegen Fremde höflich sein."

„Sind denn die Hunde auch Leute?"

„O nein! Hunde sind keine Leute. Diese haben nur zwei Füße, aber die Hunde haben vier Pfoten. Allein diese Hunde sind fremd und gehören einem Herrn, welcher vorhin zu meiner Herrschaft hinaufgegangen ist. Und da dann die Hunde fremd sind und meine Herrschaft befahl, gegen alle Fremden höflich zu sein, so muß ich es ja gegen diese Tiere auch sein."

In der Tat wirkte denn auch die Höflichkeit dieses Mädchens bald auf die fremden Herren. Sie kamen heraus und stellten sich als zwei allerliebste Windspiele dar.

In keineswegs ergötzlicher, vielmehr in einer das sittliche Gefühl tief verletzenden Weise, welche der Menschenwürde Hohn zu sprechen sich nicht scheut, kennzeichnet sich die übertriebene Hundeliebhaberei in folgender Auslassung.

Um das Jahr 1791 schrieb eine Frau von ** an den Doktor S. in D. folgenden Brief:

„Sie werden sich doch wohl noch auf meinen kleinen Hund besinnen, den ich in Dresden hatte, welcher **Venus** heißt, es ist der ganz kleine, dieser lebt noch, hat aber zuweilen einen entsetzlichen Husten. Der Regimentsfeldscher hat ihm schon etlichemal durch ein Vomitiv geholfen. Weil nun der Regimentsfeldscher in Dresden steht, so ist es zu weit, hinzuschicken. Hier in diesem Fläschchen ist noch etwas von dem Vomitiv. Sie werden wohl daraus sehen können, wenn es gleich verdorben ist, was es gewesen ist und wie viel Brechweinstein er rein getan hat, denn es ist doch nichts anders. Machen Sie es dem Hunde ja nicht zu stark, denn Siegfried meint, es wäre sehr kitzlich mit dem Hunde, weil er so klein ist. Der Regimentsfeldscher ist dem kleinen Vieh außerordentlich gut, da gibt er sich viel Mühe mit ihm. Bitte nur das Vomitiv in das Fläschchen zu tun und mir zu schreiben, wie viel ich ihm auf einmal geben soll und was er nachtrinken soll, die Frau wird es Ihnen bezahlen. — Der Großknecht wird wohl sterben, mag er doch, der Kerl ist das Ärztlohn nicht wert. Machen Sie ja das Vomitiv nicht zu stark!“

Eine Erläuterung bedarf der Inhalt dieses Schreibens nicht, es genüge die Bemerkung, daß bei aller Liebe zur Tierwelt jedes edel empfindende Menschenherz von Äußerungen solcher Gesinnungen, wie sie am Schlusse des Briefes unverhohlen sich kund geben, mit Abscheu sich abwenden muß.

Gleichwohl darf das Vorhandensein einer derartig lieblosen Gesinnung nicht als vereinzelt auftretende Seltenheit angesehen werden, und manche Liebhaberin ihres verzärtelten Schoßhündchens, ihres **Perlchen, Blondinchen, Nettchen,** und wie die Kosenamen alle lauten, versetzt die Erkrankung ihres Lieblings in viel höherem Grade in Betrübnis, und das bemitleidete Tier wird ungleich sorgfältiger gepflegt, als wenn irgendein Mensch an seiner Stelle wäre. Und wenn das Leben aus dem kleinen geliebten Wesen entwichen, so beklagt man es mit heißen Zähren, während man anderseits sich nicht scheut, gegen Untergebene und Bedienstete in gleicher Lage hart und lieblos zu verfahren.

Von der Entartung, welche die Liebe zum Hunde, wenn man sich ihr gänzlich hingibt, in dem menschlichen Gemüt erzeugt, hier zwei Beispiele!

Übertriebene Hundeliebhaberei kann leicht in Menschenhaß ausarten, so zwar, daß aus Freunden der Tiere Feinde von Menschen entstehen. Dies war bei der Prinzessin Anna von Württemberg der Fall, welche im achtzehnten Jahrhundert lebte und mehrere Dutzend kleiner Hunde um sich hatte. Wenn eins dieser Tiere starb, wurde es in einem prächtigen Sarge von Blei bestattet und über

dem Grabhügel erbaute man ein schönes Haus, welches unbewohnt bleiben mußte. Klageweiber begleiteten den Leichenzug. Eines Tags hatte eine Kammerfrau nicht genügend tiefe Trauer bei der Beerdigung eines der Lieblinge gezeigt. Die Prinzessin stürzte deshalb auf sie zu, mit einer langen Nadel, mit der sie dieselbe über den ganzen Körper riß, in die Wunden goß sie flüssig gemachtes Wachs. Der oberste Rat verurteilte die Prinzessin wegen dieser Grausamkeit zu fünf Jahren Verbannung.

In anderer Weise, und seltsam genug, in offenbarer Grausamkeit gegen ein Lieblingshundchen, äußerte sich die Entartung eines weiblichen Gemüts in nachstehendem Vorkommnis.

„Eine hübsche Kreolin aus der Habanna," so erzählt Barbou, „welche sich zur vollendeten Pariserin umgewandelt, hatte aus ihrer Heimat zwei kleine weiße Hundchen, so groß wie eine Faust, mitgebracht, von der Rasse jener mit langen, seidenartigen Haaren, welche die King Charles-Hundchen verdrängt haben.

Sie wendete diesen Tierchen die zärtlichste Aufmerksamkeit zu, überhäufte sie mit Näschereien und herzte und küßte sie vom Morgen bis zum Abend. Eines Morgens stieß das junge Weib, als sie erwachte, einen furchtbaren Schrei aus. Ihr zur Seite lag leblos eines der beiden Tierchen, welches infolge einer Verdauungsstörung während der Nacht verendet war. Nachdem ihr Schluchzen sich etwas gelegt hatte, gab die Dame den Befehl, die Freunde des Hauses in der nämlichen Weise zu benachrichtigen, wie bei einem schweren Trauerfall, und ließ einen Kürschner kommen, dem sie mit verzweiflungsvollen Gebärden den Leichnam des geliebten Tierchens zeigte.

„Ich wünsche," sagte sie, „daß Sie aus dem Felle meiner armen Paquita einen Muff anfertigen."

„Ich bin gern bereit dazu. Allein das Tier ist sehr klein, es würde ein Muff für ein kleines Mädchen werden."

Die schöne Kreolin schien einen Augenblick ärgerlich zu sein, plötzlich aber schlug sie sich an die Stirn.

„Nun wohl," sagte sie mit dem ungezwungensten Tone zum Kürschner und zeigte auf die Schwester des verstorbenen Tierchens, welche auf einem Polster lag und schlief, „nehmen Sie diese dazu!"

Hierauf zog sie sich in ihr Putzgemach zurück."

Ein sprechendes Beispiel für echt amerikanische Überspanntheit, die, wenn es sich um Hunde handelt, bei Frauen in besonders greller Weise zutage tritt.

Öfters äußert sich die übertriebene Hundeliebhaberei nicht nur zum Nachteil derjenigen Personen, deren untergebene Stellung ihnen ein Auflehnen gegen solches, die Menschenwürde verleugnendes Gebaren unmöglich macht, wobei ich noch der Tatsache gedenke, daß jene

Zeit durchaus nicht sehr weit hinter uns liegt, in der das Ansehen der Stellung und der Person eines Hauslehrers seiner eigenen Kinder in den Augen des Hausherrn oft weit, sehr weit hinter der Beachtung, welche dem Haushunde zuteil wurde, zurückstand. Auf der anderen Seite hatten und haben noch heute die Tiere selbst unter der Eigenwilligkeit ihrer Gebieterinnen schwere Qualen zu erleiden, trotzdem, oder gerade weil der Hund den Kernpunkt des einzigen Lebensinteresses für seine Herrin bildet. Hier wird oft Quälen aus Liebe zur Wirklichkeit.

„Mancher Hund muß der treue Dulder der Launen hypochondrischer und hysterischer Personen sein, wofür ihm dann die größte Sorgfalt, deren sich kaum die Familienglieder zu erfreuen haben dürften, zuteil wird, und meistens trifft dieses Los die ekligsten Bestien der verbastardiertesten Arten des Hundegeschlechts."

Diese doch einigermaßen verbittert klingende Auslassung des vormaligen Professors Diederich an der Königl. allgem. Kriegsschule zu Berlin weicht, wie man zugeben muß, in keinem Punkte von der Wahrheit ab, und der Verfasser fügt kurz darauf noch die sehr wichtige Bemerkung hinzu: Jede übertriebene Affektion für die Hunde ist einfältig und albern."

Indessen hat es trotz dieser ausgesprochenen Verurteilung auch in der Folgezeit und bis heute nicht an Äußerungen solch übertriebener „Affektion" gefehlt. Es sei in dieser Beziehung nur an einige Vorkommnisse der letzten Zeit erinnert, bei denen dem Hunde eine Wichtigkeit beigelegt wird, auf welche billigerweise nur ein Mensch Anspruch erheben kann.

Da hat sich jemand den — Scherz erlaubt, an einen Hund eine Postkarte zu schreiben und befördern zu lassen. Man berichtet aus Leipzig:

Ein Hund als Postkartenempfänger — das ist das Neueste auf dem viel gepriesenen Gebiete der Findigkeit unserer Stephansjünger. Die Postkarte trägt die Adresse: „An Herrn! **Flock,** Pudel in L.-Neuschönefeld" und hat folgenden Inhalt: „Lieber **Flock!** Du kannst mich morgen besuchen. Du kriegst auch ein paar Stückchen Zucker und ein paar Knochen. Deine Herrschaft kannst Du auch mitbringen. Dein **Molly.**" Die Karte, die aus Scherz von der Schwester eines Hundebesitzers, der in L.-Neuschönefeld in der Gustav Harkortstraße wohnt, an „**Flock**" gerichtet war, ist, nachdem man den Hund sowohl in L.-Neuschönefeld wie in L.-Volkmarsdorf gesucht, mit Hilfe des Hunderegisters glücklich an ihre Adresse gelangt. Ob freilich ein derartiger „Scherz" die Mühe, die er offenbar verursacht hat, wert ist, das ist eine andere Frage!

Große, gerechtfertigte Erbitterung rief im Jahre 1894 das Verfahren hervor, welches dem erkrankten „Wahnfriedshund"

gegenüber anzuwenden man für angemessen hielt. Es wurde hierüber berichtet:

Zu einem seltsamen Konflikt ist es in Bayreuth gekommen. Siegfried Wagners Bernhardinerhund war erkrankt und die zu Rate gezogenen Tierärzte erklärten, man möge das Tier, da keine Rettung mehr möglich sei, so schnell als möglich erschießen. Der Hausarzt der Villa Wahnfried, Dr. Landgraf, riet zu einer Operation und diese wurde denn auch vorgenommen. Sorgfältig wurde der Hund verpackt, auf einen Handwagen geladen und, damit der Wagen nicht schaukle, über das Trottoir nach dem städtischen Krankenhause gefahren, wo Dr. Landgraf die chirurgische Abteilung leitet. Im Operationssaale des städtischen Krankenhauses wurde nun der Hund operiert, das bekam ihm aber nicht, denn er starb bald darauf, wurde von Dr. Landgraf seziert und im Garten der Villa Wahnfried begraben.

Die Angelegenheit hatte unter den guten Bayreuthern peinliches Aufsehen erregt, denn bis jetzt war es in Bayreuth und gewiß auch anderswo noch nicht Sitte, dem Verenden nahe Hunde in städtische Krankenhäuser zu bringen und dort zu operieren. Die Angelegenheit bildete das Stadtgespräch während einer Woche und wurde Gegenstand einer Beschwerde an den Magistrat. In geheimer Sitzung beschäftigte sich der Magistrat mit dieser Sache. Dr. Landgraf entschuldigte seine Kur an dem Wahnfriedshunde mit rein wissenschaftlichem Interesse und teilte zum Beweise hierfür mit, daß ihm der königl. Bezirksarzt Dr. S. assistiert habe. Die von Dr. Landgraf angeordnete Verbringung des Hundes in das Krankenhaus und die Benutzung des Operationszimmers zu der Operation wurde vom Magistratskollegium als Mißbrauch des städtischen Krankenhauses erkannt und es soll deshalb dem Krankenhausarzte Dr. Landgraf die Mißbilligung dieser Handlungsweise ausgesprochen werden mit der Erwartung, daß jeder weitere Mißbrauch der zur Verpflegung und ärzlichen Behandlung erkrankter Menschen bestimmten Räume des gemeindlichen Krankenhauses künftig sorgfältig vermieden wird. — Und das alles geschieht in der Festspielzeit!

Als ein Ausdruck überspannter Fürsorge für den Hund erscheint ein Vorgang, über den in demselben Jahre aus Berlin berichtet wird. Es heißt da:

Gemeinsam mit ihrem Hunde in den Tod gegangen ist in Berlin eine ungefähr 25 Jahre alte unbekannte Dame, deren Leiche an der Adalbertstraße aus dem Kanal gezogen wurde. Sie hatte ihrem Hündchen ein mit Sand und Steinen beschwertes Taschentuch umgebunden, außerdem war das Tier mit einer Schnur am Körper der Selbstmörderin festgebunden.

Offenbar nahm die Frau ihren Hund mit sich in den Tod, um

das Tier nicht in Not geraten oder es anderen, vielleicht weniger sorgsamen Händen zu lassen.

Ein in seiner Art sicherlich einzig dastehendes Zeugnis von Liebe zu ihrem Hunde legte gelegentlich der Volkszählung am 1. Dezember 1895 eine Frau in Stettin ab.

Eine alte Dame, die ihren Hund natürlich zärtlich liebt, hat für selbstverständlich erachtet, eine vollständige Zählkarte für diesen Gefährten ihrer Einsamkeit auszufüllen. Diese Zählkarte Nr. 2 lautet: Vor- und Familienname **Maxi**; Geschlecht: männlich; Alter: geboren im Oktober 1892. Familienstand: ledig. Religionsbekenntnis —. Staatsangehörigkeit D. Hauptberuf: Hundstellung, im Hauptberuf: „Hausfreund“. Möge **Maxi** ihr lange erhalten bleiben!

Zu welch abgeschmackten Verirrungen anderer Art die übertriebene Liebhaberei für den Hund bisweilen führt, beweist folgender unsinnige, kaum glaubliche Vorgang. Eine vornehme Dame erfreute sich des Besitzes eines zarten Schoßhundchens, einer Hündin. Damit das kleine Tierchen nicht trächtig werden sollte, zwängte sie den betreffenden Körperteil desselben mit einem silbernen Ringe zusammen! Vergeblich! Der Hund brachte doch Junge zur Welt. Die Natur läßt sich mit Gewalt nicht zurückdrängen.

In Frankreich huldigte man im vorigen Jahrhundert in noch weiter gesteigertem Maße, als dies in Deutschland geschah, einer arg übertriebenen Vorliebe für den Hund, und es darf wohl angenommen werden, daß, wie in so vielen anderen Dingen, so auch in dieser Beziehung die französische Sitte sich auf Deutschland übertragen hat, wo sie in der bereits dargestellten Weise sich ausbreitete.

Am französischen Hofe begegnet uns freilich schon weit früher ein Herrscher, bei dem die Hundeliebhaberei einen so hohen Grad erreicht hatte, daß sie als Verschwendung bezeichnet zu werden verdient und die in einer Form der Betätigung sich kundgab, welche ebensosehr mit der Würde eines Königs in Widerspruch steht, als sie der Lächerlichkeit anheimfallen muß.

König Heinrich III. nämlich († 1589) war ein so großer Freund von Lyoner Hundchen, die ihrer Kleinheit halber ihm einzig zur Unterhaltung und zum Vergnügen dienen konnten, daß er für deren Unterhaltung alljährlich die damals ungeheure Summe von 100.000 Goldgulden verwendete, und daß er deren immer etliche nicht etwa nur um sich, sondern an sich herumtrug, indem er dieselben in einem mit einer prächtigen Kette am Halse hängenden Körbchen bei sich hatte, und selbst bei Audienzen und in der Kirche sie nicht ablegte, auch großes Vergnügen daran empfand, wenn er mit ihnen allein sein konnte.

Bilim, Mimi und **Titi,** welche man mit großen Kosten von

Smyrna gebracht hatte, waren außerordentlich artig. Ihre Verständigkeit aber und Anhänglichkeit übertrafen noch ihre Schönheit. Man hatte sie sehr gut abgerichtet, Schildwache zu stehen, ein Geschäft, welches sie zu großer Bewunderung verrichteten.

Am Bett zu Heinrichs Haupt gelagert, hielten sie abwechselnd einen Teil der Nacht Wache, indem sie mit zwei Pfoten an der Wölbung, die ihnen als Schilderhaus diente, sich aufrecht hielten. Eine Glocke, deren Ton diese Tierchen sehr gut kannten, diente dazu, die Stunden der Wache zu ordnen. Sobald der Wachthabende den Schall der silbernen Glocke, der den glücklichen Moment der Ruhe ihm ankündete, hörte, biß er den schlafenden Kameraden, welchen die Reihe der Wache traf, ins Ohr. Dieser erwachte natürlich und jener führte nun seinen Kameraden auf. So lösten **Mimi, Titi** und **Bilim** einander regelmäßig bis an den Morgen ab, und nie hatte der König eine wachsamere und treuere Leibwache gehabt.

Es ist bekannt, daß ein Priester, namens Clemens, von Paris nach St. Cloud, wo Heinrich III. sich aufhielt, kam, um ihn meuchlings zu ermorden. Da der Priester in das Kabinett des Königs eingeführt wurde, um ihm einen Brief zu überreichen, der der Bluttat zum Vorwand dienen sollte, erhob sich **Bilim** aus seinem Wachthaus und verriet einigermaßen das boshafte Vorhaben des Frevlers, denn das kleine, sehr sanftmütige Tier, das niemand ein Leid zufügte, fing zornig zu bellen an und wollte beißen.

Der König ließ wider seine Gewohnheit die Hunde in ein benachbartes Zimmer bringen. **Bilim** wurde wütend und bellte noch heftiger. Da empfing Heinrich zwei Dolchstiche in den Unterleib und fiel blutend zu Boden (1. August 1589). Vielleicht, sagt ein Schriftsteller, hätte dies kleine Tier, das immer an des Königs Halse hing, den meuchelmörderischen Priester, wenn man es nicht entfernt hätte, durch sein bloßes Bellen außer Fassung gebracht, denn man sieht täglich, welchen Einfluß sehr geringe Ursachen auf große Begebenheiten haben.

Ein derartiges Beispiel von Hundeliebhaberei forderte selbstverständlich auch in Frankreich zur Nachahmung heraus und zeitigte einen dem Hunde gewidmeten Kultus, welcher nebenher lief neben den in umfangreichstem Maße und mit höfischem Gepränge umgebenen Diensten der Jagdhunde.

Den kaum einer Steigerung mehr fähigen Höhepunkt erreichte die Hundeliebhaberei in Frankreich im vorigen Jahrhundert. Der Chien de dame, das Frauenhundchen, Chien de mouchon, das Muffhundchen, der Bichon, das Schoßhundchen, waren viel begehrte, sorgfältig gepflegte Lieblinge in Frauenkreisen der besten Gesellschaft und bildeten häufig den Mittelpunkt der Unterhaltung. Man zahlte damals für ein Löwen- oder Malteserhundchen 20, 30, ja 40 Reichstaler.

Damit diese Tierchen recht klein bleiben sollten, wurden sie in

enge Körbchen eingeschlossen und nur mit zarten Speisen aufgezogen. Manche waren in dem Grade verzärtelt, daß sie nichts als Zuckerbrot vertragen konnten. Je kleiner die Tierchen waren, desto höher wurden sie geschätzt.

Die Vorliebe für kleine Hunde, welche in Frankreich bei Frauen sehr stark verbreitet war, scheint, wie hier eingeflochten sein möge, bereits im Altertum gleichfalls bei Frauen, namentlich in Rom, zeitweilig vorherrschend gewesen zu sein. In einem anderen Volke aber, in Israel, scheint die Bevorzugung kleiner Hunde geradezu nationaler Brauch gewesen zu sein. Denn an allen den Stellen der Bibel, wo von denjenigen Hunden, die zum Vergnügen gehalten wurden, und wo überhaupt von diesem Tiere nicht mit Verachtung geredet wird, ist ausschließlich von „Hundlein" die Rede, wie bei Tobias. Man darf hieraus wohl den Schluß ziehen, daß, so verachtet der Hund sonst bei den Juden war, man kleinen Vertretern des Hundegeschlechtes gegenüber ganz allgemein eine Ausnahmsstellung einräumte, indem man solche als Luxushunde hielt, die man wahrscheinlich aus dem Auslande bezog.

Die Bevorzugung kleiner Hundchen, die von den frühesten Zeiten an sich bemerkbar macht, übte die Wirkung aus, daß man durch Anwendung künstlicher Mittel teils von Geburt der Tiere an, teils aber auch schon durch die Mutter auf die Kleinheit in der Gestalt an sich schon kleiner Hundearten hinzuwirken strebte, und zwar nicht allein in Frankreich, sondern auch in anderen Ländern.

Einige Mitteilungen in dieser Beziehung seien hier eingefügt. Im alten Bononien, also im Gebiet von Bologna, woher man die kleinen Hundchen bezog, bestrich man diese Tierchen lange Zeit hindurch am Rückgrat und an den Füßen mit Branntwein, um dadurch auf das Zurückbleiben der körperlichen Entwicklung einzuwirken.

Kleine Hunde erzielte man auch dadurch, daß man der trächtigen Hündin vier Wochen zuvor, ehe sie warf, pulverisierten Salpeter gab, auch die Zunge alle Morgen mit Salpeter bestrich und später in der nämlichen Weise mit Behandlung der jungen Hundchen fortfuhr. Die Kältewirkung des Salzes übte einen das Wachstum der Tiere hindernden Einfluß aus.

Auch in Deutschland wendete man dasselbe Verfahren an, wie ich dies namentlich bezüglich eines sächsischen Amtmannes in Hayn, dem jetzigen Großhain, erwähnt finde, welcher auf diese Weise kleine Hundchen zu erzielen suchte.

Von den ihrer Kleinheit wegen berühmten Hundchen in Bologna, den beliebten Bolognesern, finde ich außer dem bereits Gesagten die Bemerkung verzeichnet, daß dieselben ein „ganz nichts" zu trinken bekommen haben, um sie klein zu erhalten.

Die Insel Malta liefert noch immer kleine Hundchen, während

die große Art der einst dort heimischen Hunde schon seit längerer Zeit auf der Insel fehlt. Die Zucht der kleinen Malteserchen gewährt den Armen der Insel zeitweilige Vorteile, indem diese die Tierchen mit großer Sorgfalt aufziehen und für dieselben oft recht ansehnliche Preise gezahlt erhalten.

Bei den Arabern heißen die Malteserhundchen Kalati, auch Sini, d. h. Sinensis, und Zagari, d. h. klein.

Auch in China finden sich sehr kleine Hundchen vor, welche als die Lieblingshunde der besseren, ja selbst der höchsten Kreise daselbst gelten. Die illustrierte Zeitschrift „Über Land und Meer" brachte im Jahrgang 1900 die bildliche Darstellung eines solchen Zwerghundepaares. **Pingor** und **Peil-hi** mit Namen, Vertreter einer Rasse, die in Europa noch gar nicht oder nur wenig bekannt sein dürfte. Es sind echte Vertreter jener Zwergrasse, die in China unter dem Namen der „Ärmelhundchen" bekannt ist, weil die kleinen, zierlichen Tierchen sich bequem in dem bauschigen Ärmel des chinesischen Obergewandes bergen lassen. Das Pärchen ist sehr „hohen" Ursprungs, es stammt aus dem kaiserlichen Palaste in Peking. Das Männchen, **Pingor,** ist zweijährig, 9 Zoll lang, 5 Zoll hoch und etwa 2 Pfund schwer; es läßt sich bequem mit zwei Händen zudecken. Das Weibchen, **Peil-hi,** stimmt in Größen- und Gewichtsverhältnissen ungefähr mit dem Männchen überein, es ist weiß mit schwarzem Kopf und schwarzer Rute und zwei schwarzen Flecken auf dem Leibe. Dem gegenwärtigen Besitzer (A. Brandt in Peking) ist für das seltene Hundepärchen die Summe von 400 Pfund Sterling (8000 Mark) geboten worden; er will die niedlichen Tierchen jedoch nicht hergeben, weil er sie zur Züchtung zu benutzen gedenkt.

Weiter wurde von einem sehr kleinen Hunde berichtet welcher in der Zeitschrift „Zur guten Stunde" als das kleinste Hundchen der Welt bezeichnet wurde. Es ist derjenige, den die kleine Erzherzogin Elisabeth, Tochter der Kronprinzessin-Witwe Stephanie von Österreich zu Weihnachten 1896 zum Geschenk erhalten hat. Dieser Zwerg-Seidenpinsch, der auf einer Handfläche spazieren gehen kann, ist 13 Zentimeter hoch, 17 Zentimeter lang und wiegt nur 59 Deka.

Die Bezeichnung „der kleinste Hund der Welt" ist ein sehr relativer Begriff und es taucht bald da, bald dort ein Hundchen mit solcher Bezeichnung auf, das so lange als das kleinste seiner Art gilt, bis irgendwo ein anderes Tierchen von noch geringerem Gewicht erscheint. Jetzt dürfte „der kleinste Hund der Welt" **Fusi,** ein japanischer Spaniel, sein. **Fusi** ist zehn Monate alt und wiegt, wie die „Allg. W. Spztg." schreibt, nicht mehr als 15 Unzen, das sind ungefähr 45 Dekagramm, also weniger als ein halbes Kilo. **Fusi** hat vor kurzem seine Herrin gewechselt, und zwar für die Kleinigkeit von un-

gefähr 2000 Dollars; er gehört jetzt einer Mrs. Sattler in Cincinnati. Ein Rivale **Fusis**, namens **Chico**, lebt in Chicago; er wiegt 16 Unzen.

Nach dieser Abschweifung wenden wir uns zu dem besprochenen Gegenstande zurück. Es waren dort keineswegs nur kleine Hunde, für die man schwärmte.

In Paris war die Menge von Hunden aller Arten, Farben, Formen und Figuren in der Zeit vor der Revolution unzählbar. Selten, schreibt man aus jener Zeit, hielt eine Karosse, wo der Kutscher oder Bediente nicht vorher der Dame den Hund vom Schoße nehmen mußte, ehe sie selbst aussteigen konnte. Viele führen zwei bis drei Hunde an seidenen Bändern bei sich. Jeder junge Mensch hat seinen Hund, welcher des Nachts bei ihm im Bett liegt und den Tag über sich auf das Bett und auf alle Sessel legt. Es ist fast kein Kammermädchen, das nicht seinen **Jupiter**, seine **Juno, Vulkan, Venus,** seinen **Azor** und **Zelmire** hat.

Man kann sich, sagt ein witziger, über diese Torheit mit Recht unwilliger Schriftsteller (86*) in Paris, in Gesellschaft nicht mehr niedersetzen, ohne eine solche Gottheit zu erdrücken, und, schuldig oder unschuldig, die Familie wegen der Beleidigung des Hausgötzen Feuer und Flamme auf einen speien zu sehen.

Geht man im Luxembourg oder in den Tuillerien spazieren, so kann man kaum zwei Schritt tun, ohne daß jemand ruft: „**Prenez garde à mon chien!**" Man hört da oft Jupiters ganzen Hofstaat abrufen, und es ist eine Frage, ob man jenen Göttern ehemals so viel Ehre erzeigt hat als jetzt ihren Namensverwandten.

Allein dies alles sind Possen. Aber es geht einem durch die Seele, wenn man bedenkt, wie diese Penaten gefüttert werden. Man richtet ihnen die fettesten Hühner und überhaupt die größten Leckerbissen an. Manche bekommen alle Morgen Schokolade. Und doch habe ich eine Dame, die ihren Hund so fütterte, einem Notleidenden die Unterstützung von einem Stückchen Kupfermünze versagen sehen.

Um jene Zeit rechnete man aus, daß die Hunde in Frankreich tagtäglich 100.000 Pfund Brot verzehrten, eine Summe, die in der Tat keine Kleinigkeit und hinreichend gewesen sein würde, um 50.000 Arme zu ernähren.

Auch auf dem Lande hielt damals der kleinste Hausbesitzer unter dem Vorwande der Bewachung und Verwahrung seines Hauses einen oder mehrere Hunde, während er selten überhaupt etwas zu bewachen hatte.

Ja, selbst arme Leute, denen die Unterstützung, welche sie von ihrer Heimatsgemeinde erhielten, einen kärglichen Lebensunterhalt gewährte, huldigten dem gleichen Brauche und hielten sich einen Hund.

„Ein in Lumpen gehüllter Greis," erzählt Barbou, „holte sich aus dem Bürgermeisteramte das Brot, welches ihm der Unterstützungs-

verein seines Dorfes gewährte. Er war von einem Hunde begleitet, welcher ebenso alt, ebenso abgemagert, ebenso arm war als er selbst.

Der Bürgermeister des Ortes, ein wohlhabender Grundbesitzer von blühendem Aussehen und roter Gesichtsfarbe, sagte zu dem Bettler: „Schämen Sie sich nicht, mit diesem Tiere zu teilen, was die öffentliche Mildtätigkeit Ihnen spendet? Man ernährt doch keine Tiere, wenn man die Mittel dazu nicht besitzt!“

„Ach, mein Herr, verzeihen Sie mir,“ entgegnete der Arme, „wenn ich diesem Tiere die Rinden gebe, welche für meine Zähne zu hart sind, so sieht es mich mit einer Treuherzigkeit an, daß mein Brosame mir weniger trocken erscheint, es ist, als ob sich Käse darauf befände.“

Ob dieser arme Mann wohl den Wert eines treuen Hundes, der die bittere Armut mit seinem Herrn teilte, aber zufrieden mit den trockenen Brotrinden, die er ihm zukommen ließ, seine Anhänglichkeit an ihn nichts destoweniger unverändert bewahrte, ob er, frage ich, wohl den Wert seines Hundes zu würdigen verstand, der ihm den einzigen Trost in seiner Armut gewährte?

Man fühlte zu jener Zeit in Frankreich das Bedürfnis der Einführung einer Besteuerung der Hunde, und berief sich auf das Beispiel des „Bischofs von Speier oder Brüssel“, von denen die Polizeiverordnung erlassen worden war, daß, mit wenig Ausnahmen, jeder, der einen Hund halten wollte, diese Erlaubnis mit zehn Talern erkaufen mußte.

In Versailles waren überall an den Häusern die Befehle des Königs gegen das Halten unnötiger Hunde angeschlagen.

Der Luxus, den man erst mit der Erwerbung teuer bezahlter Tiere, sodann mit deren Unterhaltung trieb, schloß auch die Veranstaltung kostspieliger Bäder ein, welche man den Hunden regelmäßig gewährte. Dies war nicht nur in Frankreich Sitte, auch an deutschen Höfen wurden die Hunde, wenn auch nicht in übertrieben kostspieliger, so doch in recht anständiger Weise gebadet.

In den „Kellerei-Nachrichten“ des kurfürstlichen Hofes zu Dresden wird im Jahre 1644 eines „Zapfenweins Erwähnung getan, von welchem täglich ein und eine halbe Maß zu dem Zwecke aus dem Hofkeller geliefert wurde, um „Herzog Moritzens Hunde“ damit zu waschen, auch nochmals eine Maß zum Waschen und Baden der indianischen Raben und der „Papageien“.

Während es also als deutsche Sitte wenigstens der Höfe zu bezeichnen ist, Hunde und andere Lieblingstiere in Wein zu baden, ist man in Frankreich und vornehmlich in Paris weiter gegangen und hat die Bäder für Hunde mit jener Feinheit ausgestattet, wie dies dem erwähnten Schoßhundchen einer Salondame von Paris angemessen erscheint. Es sind diese Dinge allerdings Toilettengeheimnisse,

die so ohne weiteres ja nicht aus geplaudert werden dürfen. Aber der böse Zufall, der nicht selten die tiefsten Geheimnisse ans Licht zu bringen versteht, hat hier in der Form richterlicher Nachspürungen den Schleier unbarmherzig hinweggezogen, welcher für gewöhnlich die Bedürfnisse, die zum Bade eines Pariser Salonhundchens unerläßlich sind, vor den Augen der wißbegierigen Menge verhüllte. Und da hat man denn, es war vor wenig Jahren, durch einen wegen einer Schuldforderung angestrengten Prozeß Kenntnis davon erlangt, daß man in Paris für „ein parfümiertes Bad" eines Hundes jedesmal den recht anständigen, sicherlich aber der Güte des Bades angemessenen Preis von — drei Franken zu verausgaben hat. Das ergibt, wenn das Hundebad täglich veranstaltet wird, fürs ganze Jahr schon ein recht nettes Sümmchen, welches allein durch das Badewasser hinweggespült wird.

In England geht man noch weiter, dort, und zwar neuerdings, ist die Damenwelt von einer bis ins Lächerliche gesteigerten „bestialischen" Manie befallen, die ihren Ausfluß in Ungeheuerlichkeiten gefunden hat, wie es der Hundetoilettenklub in Bondstreet, der vornehmsten Ladenstraße Londons, ist. In diesen Klub bringen die eleganten Damen des Morgens ihre „pets", um sie in wohlriechenden Bädern, unter lauen Duschen säubern, dann bürsten zu lassen. Hier werden den lieben Tierchen die „Nägel" geschnitten und poliert, die Locken gebrannt und gesalbt, endlich dem braven Pudelhund von geübter Hand das Wappen oder der Namenszug der Besitzerin kunstgerecht ins Fell geschoren, ehe die pets wieder in ihre Mäntelchen, Capes und Socken gehüllt werden, ohne die sie auf der Straße wohlanständiger Weise nicht erscheinen dürfen.

Aber die Mode ist bekanntlich ein Freund des Fortschritts und kann niemals bei dem Erreichten stehen bleiben. Und so brachte sie denn auch im Jahre 1900 wieder etwas Neues in den Kreisen hochgestellter, also tonangebender Hundeliebhaber. Aus London kam im genannten Jahre die Mitteilung: Miniaturbilder von Hunden sind die letzte Modeneuheit der eleganten Damenwelt Londons. Den Anstoß dazu gab die Prinzessin von Wales. Zu ihrem letzten Geburtstag ließ der Prinz von Wales als besondere Geburtstagsüberraschung die Miniaturbilder von Punchie und Billie malen, das sind die japanischen und chinesischen Wachtelhunde, die die Lieblingsgefährten der Prinzessin sind. Sie sind mit mehreren anderen Miniaturbildern von Lieblingshunden, darunter einem Bild von dem schottischen Terrier der Lady Gosford, in der Londoner Fine Art Society ausgestellt. Eine andere Sammlung von Hunde-Miniaturbildern, unter denen sich auch das Bild der französischen Bulldogge des Prinzen von Wales befand, war damals in der New-Galerie ausgestellt.

Von fürstlichen Personen, welche abgesehen von den zum Jagd-

vergnügen von ihnen unterhaltenen Hunden, durch besondere Vorliebe für den Hund sich auszeichneten, nenne ich noch Karl II. und Karl III. von Großbritannien, von denen ersterer nie ohne Hunde in den Staatsrat zu gehen pflegte, und des letzteren Nachfolger Jakob II., der nach dem Tode Karls im Jahre 1685 in London zur Regierung gelangte und bei Gelegenheit eines ausgebrochenen Sturmes die Worte ausrief: „Kinder, rettet mir nur meine Hunde und Marlborough!“

Die Liebhaberei der beiden Könige Karls II. und Karls III. für eine Art allerdings reizender Damen- und Schoßhundchen grenzte fast an Narrheit und bewirkte, daß man die Tierchen als King Charleshundchen bezeichnete. Unter der Regierung jener Könige waren diese Hundchen sehr beliebt und verbreitet und man zahlte für besonders schöne Exemplare derselben bedeutende Summen. Als Liebling von Damen steht das Hundchen noch heute hier und da in Ansehen, wenn schon ihm ein großer Mangel anhaftet: Er ist sehr wenig intelligent, oft geradezu dumm.

Überhaupt ist die Vorliebe für Hunde in England namentlich in den höheren und wohlhabenden Kreisen der Gesellschaft jederzeit eine ganz besonders regsame gewesen. Seit den ältesten Zeiten erfreuen sich die Hunde der grünen Insel in verschiedenen ausgezeichneten Rassen nicht nur in ihrem Heimatlande, sondern auch bei auswärtigen Völkern, im Altertume bereits bei den Römern, hohen Ansehens. Und wenn auch der Engländer selbst gewisse Rassen unter den Hunden nur der Sportzwecke wegen schätzt, so legt die höhere Gesellschaft doch auch auf edle Haus- und Begleithunde hohen Wert.

Die Auswahl dieser Hunde ist zur Modesache geworden und einem jährlichen Wechsel unterworfen. In neuerer Zeit, im Jahre 1895, berichtet man hierüber:

„Zu den Seltsamkeiten der vornehmen Gesellschaft Englands gehört es unter anderem, daß dort in jeder Saison eine andere Hundegattung als fashionable gilt. Ebenso merkwürdig ist es, daß nicht in London, sondern in Brighton die alljährliche Entscheidung auf diesem Gebiete getroffen wird. Im vorigen Jahre waren die irischen und schottischen Dachshunde an der Reihe. Diesmal sollen die norwegischen Hunde, denen man ganz besondere Intelligenz nachrühmt, auf den Schild gehoben werden. Nur solche Hunde darf derjenige oder diejenige, die sich den Gesetzen des guten Tons fügen, mit sich führen — bis auf weiteres, nämlich bis auch Norwegen abgetan ist. Die Königin Viktoria hat übrigens den Ausschlag für Norwegen gegeben, indem sie zwei Hunde der besagten Gattung zum Geschenk annahm. Die Hundehändler zeigen sich von der neuen Mode gar nicht entzückt; denn Tiere von der reinen norwegischen

Rasse sind schwer zu finden, und die Zeit reicht nicht mehr hin, um „Surrogate“ zu züchten.“

Von Katharina II. wird erzählt, daß sie einst einem Verbrecher, gegen den ihr Gemahl, der Zar Peter III. ungemein erbittert war, dadurch das Leben rettete, daß sie seinem Hunde, **Lisette** eine Bittschrift um Begnadigung an das Halsband steckte, und ihn so zum Kaiser entließ, welcher lachend verzieh. Eine Lebensrettung nicht um des Menschen, sondern um eines Lieblingshundes willen, den man in dieser bestimmten Absicht zum Träger der Bittschrift ausgewählt!

Endlich erwähne ich hierzu noch des türkischen Sultans Amurathes I., bezüglich dessen berichtet wird, daß er die ungeheure Zahl von 40.000 Hunden unterhalten habe, von denen ein jeder mit einem goldenen oder silbernen Halsband geziert gewesen sein soll.

Als ein Hund, welcher einer besonderen Auszeichnung und einer sonst nur dem Menschen, und selbst da nur in höheren Gesellschaftskreisen gewährten Behandlung sich zu erfreuen hatte, ist derjenige des Fürsten D'Oria in Genua zu nennen. In dem Garten des Palastes dieses Fürsten war die Statue eines Riesen zu sehen, unter welcher man die Grabschrift eines Hundes lesen konnte, der daselbst seine Ruhestätte hatte. Für diesen Hund namens „**Rolda**“ waren seitens des Fürsten zur Bestreitung seines Lebensunterhaltes 500 Reichstaler jährlich ausgesetzt, auch wurde das Tier Tag und Nacht von zwei Leibeigenen bedient, welche ihm seine Nahrung auf silbernen Schüsseln vortragen mußten und seine Lagerstätte in Stand zu halten hatten. In der Tat ein gar vornehmer Hund!

Einen fast rührenden Beweis von Anhänglichkeit an seine Hunde legte ein Holsteinischer Edelmann, der sein Ende herannahen fühlte, ab. Er ließ vor seinem Abscheiden alle seine Hunde, deren er eine große Anzahl besaß, zu sich holen, und da sie „nach dem Blasen heulten“, hat er dieselben mit Tränen beklagt und herzlich bedauert, daß er „nach mancher gehabten Lust nunmehro nach seinem Tode ein so armes Häufgen seiner Getreuen verlassen müsse“.

Wer die Kulturentwicklung von den ältesten Zeiten an nach der Richtung hin genauer beachtet, in welcher die Beziehungen der Einzelperson zum Hunde sich kennzeichnet, dem kann die Tatsache nicht entgehen, daß zu allen Zeiten Männer von hervorragender Bedeutung, die begabtesten an Intelligenz es waren und, was die überlebenden betrifft, noch sind, welche gerade ihrem Verhalten gegen den Hund, wenn einmal ihnen eine gewisse Vorliebe für dieses treue Tier innewohnte, den Stempel tierfreundlichster Gesinnung aufgedrückt haben. Man denke nur an Friedrich den Großen, an unseren Altreichskanzler! Und der eine unserer großen Philosophen, Artur Schopenhauer war es, der einen Hund besaß, in welchem der verschlossene Denker nicht nur

seinen besten, sondern überhaupt seinen einzigen Freund, den er hatte, anerkannte. Mit ganzer Seele war er seinem treuen Pudel ergeben, und höchst selten nur bekam der Hund ein Scheltwort zu hören. Nur wenn das Tier einmal etwas ganz Besonderes verzehrt hatte, konnte Schopenhauer ernstlich zornig werden, und es ist bezeichnend genug für die Anschauung des Philosophen, daß er dann seinen Hund damit schimpfen wollte, daß er ihn „homo“, Mensch, nannte.

In doppelter Beziehung stimmt die auf solche Weise bezeugte Auffassung mit derjenigen Friedrich des Großen überein. Auch ihm, dem Denker, war der „Mensch“ der Inbegriff des krassesten Egoismus und jeder Niederträchtigkeit, der Hund hingegen die Verkörperung der Treue und selbstlosen Genügsamkeit.

Interessantes wird nach dessen Heimgang — Oktober 1900 — von den Hunden eines anderen weltberühmten Gelehrten erzählt. „Professor Max Müllers Hunde waren in Oxford fast ebenso berühmt, wie er selbst. Zuerst hatte er zwei Dachshunde, einen schwarzgelben namens **Waldmann** und einen rötlichen, **Männerl.** Im allgemeinen benahmen sie sich gut, aber sie machten auch Einfälle in die Gärten der Nachbarschaft. Der Besitzer dieser beiden Hunde erzählte selbst von ihren Eigentümlichkeiten: „Ich kann sogar beweisen, daß meine Dachshunde Farben unterscheiden konnten, also einen der abstraktesten Begriffe hatten. Ich hatte einen Korb für meinen schwarzgelben Dachshund **Waldmann** und einen anderen für meinen roten Dachshund **Männerl.** Der schwarze Hund, dachte ich, sah am besten auf einem roten Kissen aus, und der rote Hund auf einem blauen. In diesen beiden Körben schliefen sie jahrelang. Wenn ich sagte „Blaues Bett“, so ging **Männerl** in das seine, und wenn ich „Rotes Bett“ sagte, sprang **Waldmann** in das ihm gehörige. Sie irrten sich niemals. Als meine Frau eines Tags im Salon saß, kam **Waldmann,** augenscheinlich sehr verstört, hinein. Sie fragte ihn, ob er ausgehen wolle, oder ob er Mittag oder Wasser haben wolle. Nein, es war nichts dergleichen; aber er rannte wieder an die Tür, wartete dann und sah zurück; schließlich stand meine Frau auf und folgte ihm, und er führte sie in das Eßzimmer. Dort lag in dem roten Bett ein neuer Dachshund, den wir eben erst in Deutschland gekauft hatten, und **Männerl** lag in seinem eigenen, blauen Bett. **Waldmann** stand daneben, sah von einem zum anderen, als wenn er sagen wollte: „Und wo bitte, bin ich?“ Der neue Hund wurde herausgetrieben, und nunmehr legte sich **Waldmann** zufrieden hinein.“

Unter den „hervorragenden Geistern“, deren Name wie die der soeben erwähnten der Nachwelt immer in Erinnerung bleiben werden, führe ich hier noch einen an, als den eines Mannes, dessen Vorliebe für den Hund durch eines seiner Gedichte bekannt geworden ist, in welchem er von seinem Lieblingshunde ein sprechendes Bild entworfen

hat, L a m a r t i n e. Er preist in schwungvoller Rede die Freundschaft seines Hundes und vergleicht sie mit derjenigen des Menschen, und rühmt das Glück, das ihm einen Hund solcher Art beschert habe, welcher der innigsten Anhänglichkeit fähig sei. Ja, er geht so weit, daß er den Hund seinen Bruder nennt. Er, der bis zu seinen letzten Augenblicken von einer Art „Salonmeute" umgeben war, verstand es sehr wohl, daß man über die Intelligenz der Tiere nicht geringschätzig urteilen dürfe, und versichert, daß sie ein Herz haben.

Und ein französischer Schriftsteller, welcher das Leben Lamartines behandelt, erklärt, daß Lamartine mehr seinen Hunden angehört habe, als seine Hunde ihm. Er besaß deren ein halbes Dutzend. Sie kratzten fortwährend an der Türe, welche zur Treppe nach dem Hofe führte. Der Dichter war für dieses Zeichen niemals taub. Die Hunde aber kannten die Tage, die „ihr Sklave" der Dichtkunst widmete. An diesen Tagen kamen und liefen sie öfter als gewöhnlich weg. In der Zwischenzeit warf Lamartine einen Vers hin. Auf diese Weise entstand sein „Jocelyn" und „La chute d'un ange!

Beim Mittagmahle füllte er die Schüssel, die er seinen Hunden vorsetzte, übermäßig voll, zum Entsetzen der Damen, welche in Staatskleidern erschienen waren.

Und wie bei dem berühmten deutschen Philosophen und dem französischen Dichter, so begegnete man auch bei dem berühmten französischen Romanschriftsteller E m i l Z o l a einer innigen, stark ausgeprägten Zuneigung für den Hund. Die Eigenart derselben wurde bei nachstehend erwähnter Veranlassung durch die Presse in weiten Kreisen bekannt. „Die Begründerin und Herausgeberin der neuen französischen Zeitschrift „D e r T i e r f r e u n d" wandte sich an den eben aus der Verbannung zurückgekehrten Verfasser des „J'accuse" mit der Bitte, ihr doch seinen Beistand für die Sache ihrer Schützlinge zu gewähren. Emil Zola, ein großer Tierliebhaber, schrieb einen rührenden Brief an die warmherzige Frau, die ihr ganz besonderes Augenmerk darauf richtete, das traurige Los der mißhandelten Hunde zu lindern. In einer der letzten Nummern ihrer tierfreundlichen Revue widmete sie diesen armen Vierfüßlern einen langen Artikel, in welchem sie sich vornehmlich jener Hunde annahm, die ihren Herren gestohlen und in der „Grande Roquette" in Paris für die von der Verwaltung ausgesetzte Summe von anderthalb bis zwei Franks verkauft werden. Hier müssen die bedauernswerten Geschöpfe, deren Verlust den betreffenden Eigentümern in den meisten Fällen großen Kummer bereitet, einen elenden Tod durch Gasvergiftung erleiden. Zolas Schreiben an die für das Wohl ihrer Schützlinge eifrig bemühte Tierprotektorin lautete nun ungefähr folgendermaßen: „Madame, ich versichere Sie meiner innigsten Sympathie und verspreche Ihnen, mein möglichstes zu tun, um Sie in Ihren Bemühungen zu unterstützen. Ich gestehe

Ihnen, daß zu den bittersten Stunden, die ich in der Fremde zubrachte, auch die gehörte, in der ich den jähen Tod meines treuen kleinen Hundes erfuhr, der neun Jahre hindurch kaum von meiner Seite gewichen ist. In der Aufregung, in der ich meine Reise ins Exil antrat, muß ich es versäumt haben, von meinem Liebling Abschied zu nehmen. Wenigstens konnte ich mich später nicht mehr erinnern, ob ich es getan hatte, und der Gedanke daran war mir stets unsagbar schmerzlich. Meine Frau schrieb mir, daß mich das Tierchen winselnd überall gesucht habe und ihr dann mit unendlich trübseliger Miene auf Schritt und Tritt gefolgt wäre. Es soll dann bald darauf von einem Blitzstrahl getötet worden sein, mir aber ist es immer, als müsse meine plötzliche Abreise seinen Tod, über den ich wie ein Kind geweint, verschuldet haben. Von allen Opfern, die mich meine Abwesenheit kostete, erscheint mir der Verlust meines treuen kleinen Gefährten als das härteste. . . . . ."

Die regierenden Fürsten der Gegenwart zeichnen sich in der Mehrzahl durch wohlwollende Gesinnung gegen Hunde aus und auch unter ihren Gemahlinnen begegnet uns nicht selten eine ausgesprochene Vorliebe für das treueste aller Tiere. Es finden sich aus diesem Grunde an den Höfen auch außer den zur Jagd verwendeten Hunden meist auserlesene Exemplare von Begleit- oder Gesellschaftshunden vor, welche zu hohen Preisen von den berühmtesten Züchtereien erworben und von diesen nicht selten in weite Ferne versendet werden, oder die von einem Herrscher dem anderen zum Geschenke gemacht werden.

Ich erwähne an erster Stelle die Hunde Kaiser Wilhelms. Eine kleine Skizze gibt uns hierüber Auskunft. „Wer", so schrieb man vor ein paar Jahren aus Berlin, „bei einem Spaziergang durch den Park von Schloß Monbijou bei Berlin bis zur Englischen Kirche gelangt und dort vor dem großen Schwingtore Halt macht, auf welchem eine Tafel mit der Inschrift: „Verbotener Eingang" den Fuß des Besuchers hemmt, dem wird aus den Gründen, wo sich die Gewächshäuser erheben, die zum Teil das kaiserliche Schloß mit Blumen und Blattpflanzen versorgen, das verworrene Durcheinander greller Hundestimmen entgegentönen. Dort unten, an der Spreeseite, befindet sich der Hundezwinger des Kaisers, in welchem ein halbes Dutzend der herrlichsten russischen Windhunde hausen, die je das Auge eines Kenners erfreuten. Dort wohnt **„Luna"**, die graugefleckte Stammutter der Windspiele, die der Kaiser vom Zaren zum Geschenke erhielt. Sie warf hier fünf Junge, die jetzt den Zwinger mit ihr teilen, die gelb und weiß gefleckte **„Hera"**, die schwarz und weiß gefleckte **„Scheiman"** und **„Djeman"** und die grau und weiß gefleckten **„Joan"** und **„Beiram"**; außerdem ist dort noch **„Barry"** untergebracht, ein mächtiger, gelber Leonberger von wahrhaft wundervoller, löwenartiger Erscheinung. Die Tiere bewohnen ein eigenes, massiv gebautes Häuschen,

an das sich auf jeder Seite ein geräumiger, vergitterter Zwinger schließt. Hin und wieder kommt ein „verirrter“ Spaziergänger zu ihnen, der, ohne es zu wissen, in das verbotene Reich gedrungen ist. Dann fahren die Windspiele wütend an das Gitter. Wie anders aber, wenn abends ihre kleinen Wärterinnen kommen, drei allerliebste Mädchen, die Töchter des kaiserlichen Büchsenspanners Rüger, dem die Obhut über die schönen Tiere zusteht. Wie freundlich schmeichelnd springen sie da an die Stäbe, um sich streicheln zu lassen! Die Kleinen schließen die Tür des Häuschens auf, gehen durch die Zimmer und öffnen die Zwingertür. Herein schlüpfen **„Luna“** und **„Hera“** und die übrigen, denn es ist Zeit zum Schlafengehen, und manierlich, wie es sich gebührt, lassen sie sich in ihre Zellen für die Nacht einsperren. Der Kaiser besucht seine Windspiele von Zeit zu Zeit, vor allem jedesmal, wenn er nach dem Park zum Lawn-Tennis-Spielen kommt. Auch die Kaiserin in Begleitung der jüngsten Prinzen stattet dem Windspielzwinger bisweilen einen Besuch ab. Die hohe Frau besichtigt die Tiere und verweilt längere Zeit bei ihnen, indem sie sich nach allem lebhaft erkundigt.“

Aber auch eines eigenen Besitzes an Hunden erfreut sich die deutsche Kaiserin. Und es sind überaus reizende Tierchen, welche vor etlichen Jahren der hohen Frau von der Kaiserin von Japan zum Geschenk gemacht wurden. Ihre Namen sind **„Itti“** und **„Kuma“**.

Auch Königin Karola von Sachsen pflegt auf ihren Reisen sich von ihrem Hunde begleiten zu lassen. Ebenso war König Albert den Hunden freundlich gesinnt. Der hohe Herr liebte es, fast immer einen dieser treuen Gefährten des Menschen um sich zu haben.

Ebenso ist der Schah ein großer Hundeliebhaber; sobald er einen Köter zu sehen bekommt, der ihm gefällt, schickt er augenblicklich jemanden von seinem Gefolge ab, um den Eigentümer des Hundes zu ermitteln und ihm einen Preis zu bieten. So erspähte er einmal während seines Badeaufenthaltes in Contrexville 1900 einen schönen Mops und bot sofort 2000 Mark für das Tier.

Unter den fürstlichen Herren sei der Vorliebe für eine besondere Art von Hunden gedacht, welche der Bruder Sr. Majestät des deutschen Kaisers, Prinz Heinrich den Dachshunden widmet. Es wurde diesbezüglich gegen Ende des Jahres 1895 folgende Begebenheit erzählt. „Als der Prinz die „Irene“ befehligte, hatte er drei Teckel an Bord, auf die er sehr viel hielt. Eines Tags, während das Geschwader in Gibraltar ankerte, wurden die Hunde ans Land geführt, um sich einmal gehörig auszulaufen. Dem Steuermannsmaat, der sie führte, entkam einer der Teckel. Der Prinz empfand den Verlust sehr schmerzlich; er setzte alles daran, das Tier wieder zu bekommen. Allein man hatte es noch nicht wieder gefunden, als die „Irene“ die Anker lichten und nach Spezia abdampfen mußte. Prinz Heinrich bat daher den

deutschen Konsul in Gibraltar, ihm den Teckel, wenn er gefunden werden sollte, mit einem der nachfolgenden Schiffe des Geschwaders nachzusenden. Während der Prinz in Spezia weilte, traf der Hund mit dem Flaggschiff „Kaiser“ auch wirklich dort ein. Der deutsche Konsul, dem er eingeliefert worden war, hatte ihn verpflegt, bis der „Kaiser“ in See stach. Diese Pflege gab jedoch Veranlassung, daß der Prinz den eben Wiedergefundenen doch dauernd verlieren sollte. Die Tochter des Konsuls, ein Mädchen von 18 Jahren, hatte das Tier liebgewonnen und dieses hatte sich während der zweiwöchigen Pflege sehr an die junge Dame gewöhnt. Die Konsulstochter faßte sich daher ein Herz und ließ den Prinzen bitten, ihr den Teckel zu überlassen. Dieser Bitte entsprach der Prinz, obwohl er den Hund nicht gern entbehren mochte, sobald die „Irene“ wieder in Gibraltar einlief. Seitdem, so schreibt das „Berliner Tageblatt“, befindet sich der Teckel in der Familie des Konsuls und fühlt sich auch dort sehr wohl.“

Erwähnt sei ferner die Vorliebe der Mitglieder der englischen Königsfamilie für Hunde.

Sicherlich befinden sich unter den zahlreichen exotischen Fürsten sehr viele, die sich als Hundefreunde kennzeichnen. Viele von ihnen stellen sich uns an anderen Stellen dieses Buches, wo die besonderen Beziehungen derselben zum Hunde zu erörtern sind, gleichzeitig als solche dar. In Japan hat es öfters Kaiser gegeben, welche als ausgesprochene Hundeliebhaber bekannt waren.

Noch möge an dieser Stelle ein Vorgang Erwähnung finden, welcher in politischer Hinsicht hochbedeutsam, den Hund eines hervorragenden Herrschers eine Rolle spielen läßt, die auch vom tierpsychologischen Standpunkt aus sehr beachtenswert erscheint.

Im „Deutschen Wochenblatt“ erzählt uns Geheimrat Aegidi folgende Geschichte.

„Vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870 befand sich Kaiser Alexander II. von Rußland bei unserem König in Ems. Die beiden Monarchen mit großem Gefolge waren eines Abends zusammen. Am entgegengesetzten Ende des Saales stand Graf Bismarck und betrachtete den Zaren in sorgenvoller Erwägung, wie schwer es ins Gewicht falle, welche mehr oder minder freundliche Haltung Rußland gegenüber unserer Politik einnehme.

Da erhob sich der große Hund des Kaisers, der unter seinem Stuhl gelegen, und durchwanderte den Saal. Der Hund blieb vor Bismarck stehen, schaute zu ihm empor, wedelte zutunlich und leckte die vorgestreckte Hand des Grafen.

In diesem Augenblicke ertönte durch den Saal die Stimme des russischen Kaisers, der den Bewegungen seines Hundes offenbar gefolgt war, zu Bismarck herüber: „Da sehen Sie, daß der Hund die Freunde seines Herrn kennt.“ Bismarck schloß seine Mitteilung mit den Worten:

„Ich fühlte mich erleichtert. Das war ein geschichtlicher Moment für unsere Politik.“

Einen bevorzugten Platz unter seinen Geschlechtsgenossen nimmt der Hund als Gesellschafter studentischer Korporationen ein. Die Rolle, die ihm in Studentenkreisen zuerteilt zu werden pflegt, dürfte am treffendsten als diejenige des „Renommierhundes“ zu bezeichnen sein. Als solcher erscheint er nach Studentenbrauch von altersher und noch heute bei allen möglichen Gelegenheiten vom einfachen „Bummel“ bis zu den Festveranstaltungen der Burschenauffahrt in höchstem Wichs. Gibt es doch keinen richtigen Verbindungsbummel, zu dessen Ausführung man des „Couleurhundes“ als gern gesehenen und allseitig beachteten Teilhabers entbehren mag. Wer Gelegenheit hatte, in unseren Universitätsstädten, in kleinen wie in großen, den studentischen Verkehr, wie er öffentlich zur Erscheinung tritt, zu beachten, dem kann der Renommierhund der verschiedenen Vereinigungen ebensowenig wie der einzelner Studierender unbemerkt geblieben sein.

Der studentische Brauch der verschiedenen Korporationen oder einzelner akademischer Bürger, Hunde an sich zu fesseln und sie zum Mittelpunkt der Belustigung zu machen oder mit ihnen zu paradieren, ist nicht neu, wenn er auch in neuerer Zeit an Umfang zugenommen hat. Schon in den ersten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts finden wir den Renommierhund an der Seite eines jungen Mannes, der nach seiner Studentenlaufbahn ganz andere als aus dieser für gewöhnlich hervorgehende Wege betrat, um seinen Namen der Weltgeschichte für immer einzuordnen, und es ist ein dem Charakter des Mannes entsprechender Vorgang, den ich als der Erwähnung wert hier einfüge.

Als Wallenstein auf der Universität Altdorf studierte, war er in der Regel an den lustigen Streichen der Studenten nicht wenig beteiligt. Um jene Zeit wurde ein neuer Karzer erbaut. Damit er lange unbesetzt bleiben möchte, machte der Rektor bekannt, daß er den Namen dessen führen sollte, der zuerst dahin kommen werde.

Nachdem das Ehrgefühl die Studierenden lange Zeit vor so strafwürdigen Handlungen, die mit Karzerstrafe zu ahnden gewesen wären, bewahrt hatte, wurde endlich Wallenstein diese Strafe zuerkannt. Dieser fand indes ein Mittel, seinen Namen der Brandmarkung zu entziehen. Er half sich nämlich damit, daß er, als er eingesperrt werden sollte, einen Hund mit sich nahm und diesen vor sich zur Tür hineinschob. Der Einfall wurde belacht und der Karzer hieß von nun an „der Hund“.

Nach einigen soll dieses Vorkommnis zur Entstehung der sprichwörtlichen Redensart: „Er ist auf den Hund gekommen“, die Veranlassung gegeben haben.

Der geschilderte Vorgang ist ebenso wie der Studieraufenthalt Wallensteins in Altdorf in Zweifel gezogen worden, und der böhmische

Geschichtschreiber Palacky hat letzteren für ein Märchen erklärt, obwohl eine Eingabe Wallensteins vom 20. Januar 1600 um Erlaß der verfügten Relegation, unterzeichnet: „Albrecht von Wallenstein, Freiherr" vorliegt (aus den Akten seit 1790 gedruckt). Und der Archivar Baader hat in seinem Schriftchen: „Wallenstein als Student an der Universität Altdorf. Nürnberg 1860" die Identität jenes wegen Straßentumults, Schuldenmachens usw. relegierten Raufbolds mit dem nachmaligen Herzog von Friedland unwiderleglich nachgewiesen.

Damit ist aber auch die Existenz des Studentenhundes schon für jene Zeit nachgewiesen. Später scheint Wallenstein seine Zuneigung für den Hund, die er als Student zeigte, gänzlich abhanden gekommen zu sein. Als er im Jahre 1628 auf der Reise nach Stralsund in Frankfurt angekommen war, hielt er in seiner Erregtheit, in der er sich befand, jeden Hund von sich fern, und das Gebell der Hunde auf den Straßen war ihm ganz besonders verhaßt. Deshalb mußten auf seinen Befehl diese Tiere entfernt werden, und wehe denen, die dann noch mit ihm in Berührung kommen mußten. Das geringste Versehen bestrafte er mit Schlägen.

Seit jenen Tagen, und möglicherweise noch früher, ist der akademische Hund Gehilfe und Vermittler gar manchen studentischen „Ulks" gewesen.

Heutzutage finden wir unter den Vertretern dieser bevorzugten Klasse unter den Hunden nicht selten Exemplare, die sich durch besondere Größe und Schönheit auszeichnen.

So besitzt zur Zeit, wo ich dies niederschreibe, eines der Korps in Berlin einen Neufundländer, der als ein Prachtexemplar seiner Rasse in die Augen fällt, und den man bisweilen geduldig am Denkmal Alexander v. Humboldts warten sehen kann, wenn seine Herren die Lust angewandelt, den Hörsälen der Universität einmal einen Anstandsbesuch abzustatten.

Die Auswahl unter den verschiedenen Arten, die zu der Ehre eines Couleurhundes erhoben werden, ist in verschiedenen Perioden dem Wechsel unterworfen gewesen, doch war fast stets die Größe des Tieres eine bevorzugte Eigenschaft, die man an solchen Tieren forderte.

Als ich selbst vor allerdings vielen Semestern „Couleurstudent" war, besaß die Korporation, der ich angehörte, einen Hund einer starken und großen Mischlingsart, dessen ich aus dem Grunde erwähne, weil bei ihm der gewiß nicht allzu häufige Fall vorkam, daß er wegen seiner etwas gröblichen Flegeleien, die er sich gern zu erlauben pflegte, zweimal durch das Universitätsgericht „relegiert" wurde, aber von seinen alten Herren immer wieder, nachdem er bei einer Kartell-Couleur einer anderen Universität während eines Semesters hospitierend untergebracht worden war, zurückgebracht wurde, bis er schließ-

lich als unverbesserlicher Gesell den akademischen Freuden für immer entrückt werden mußte.

Sehr beliebt war früher in studentischen Kreisen der Pudel, weil dieser wegen seiner Gelehrigkeit am leichtesten es verstand, auf den Ideenkreis seiner Herren einzugehen, den von ihnen verlangten akademischen Schliff sich anzueignen, und zu den ihm aufgetragenen tollen Streichen am besten sich verwenden zu lassen. Trotz dieser bevorzugten Fähigkeiten mußte dieses treue Tier seine akademische Laufbahn aufgeben, weil die Natur ihn nicht mit jenen äußeren Gaben ausgestattet hat, welche ein Renommierhund besitzen muß: hervorragende Größe, auffällige Schönheit oder augenfällige Häßlichkeit. Diese letzterwähnte Eigenschaft, der man in studentischen Kreisen um so lieber den Vorzug gibt, je ausgeprägter die Häßlichkeit des Tieres hervortritt, ist nicht selten unter den Vertretern akademischer Hunde zu finden, und man sucht in freilich keineswegs zu billigender Weise die Häßlichkeit des armen Tieres noch dadurch zu steigern, daß man ihm Ohren und Schwanz stutzen läßt, ja selbst in der Weise, daß, falls der Hund kurzhaarig ist, man dem Felle des Tieres den Anstrich einer recht grellen Farbe gibt. Es liegt für manchen Bruder Studio ein besonderer Reiz darin, wenn der Hund, wie man sich in studentischer Weise auszudrücken pflegt, möglichst „versimpelt" aussieht, und wenn es ihm dadurch gelingt, entweder das Lachen oder den Ärger „des Philisters" zu veranlassen.

Daß die Behandlung, welche dem akademischen Hunde zuteil wird, durchgehend eine sehr gute ist, bedarf kaum ausdrücklicher Erwähnung. Die Mahlzeiten des Tieres sind reichlich und gut und mancher Arbeitshund, der Tag für Tag seinem Besitzer bei kümmerlicher Ernährung mit Anstrengung seiner ganzen Körperkraft treue Dienste leistet, möchte seine Genossen, die an der Seite ihrer studentischen Herren ein müßiges Bummelleben führen, wohl beneiden, wenn er die fetten Bissen, die saftigen Knochen und die nicht selten ihnen gereichten Portionen an Braten und Fleisch sähe, die tagtäglich für ihn abfallen. Der Verbindungshund erfreut sich stets einer „standesgemäßen" Atzung.

Als äußeren Schmuck trägt er ein reich verziertes Halsband. Etwaige Gelüste, während seines Straßenlebens in unstatthafter Weise von seinen Zähnen Gebrauch zu machen, verhindert ein dem Halsband entsprechender Maulkorb.

Bezüglich der Führung des Hundes und seiner Beherbergung sind die Gepflogenheiten bei den einzelnen Verbindungen und an verschiedenen Universitäten sehr mannigfaltig. Es herrscht in dieser Beziehung der Grundsatz, möglichst zu verhindern, daß der Hund an einen oder den anderen seiner Herren ausschließlich sich gewöhne. Aus diesem Grunde ist für die Führung des Tieres regelmäßige Abwechslung im

Gebrauch, die sich hier auf die Mitglieder der „Couleur" ganz im allgemeinen, dort auf diejenigen unter ihnen erstreckt, welche eine besondere Vorliebe für den Hund hegen, während wieder anderwärts diese Führung im Kreise der „Füchse" die Reihe bildet. Die Beherbergung des Hundes während der Nacht verursacht freilich bisweilen nicht geringe Schwierigkeiten, da man nicht überall willfährig ist, dem Tiere Aufnahme in Aftermiete zu gestatten.

Daß der Verbindungshund nicht in die Lage gerät, Durst leiden zu müssen, ist wohl selbstverständlich, und er nimmt auch in Rücksicht auf die Stillung seines Durstes dem Hunde des „Philisters" gegenüber eine bevorzugte Sonderstellung ein, da seine Pfleger, von dem Grundsatz geleitet: „Mit Wasser bleib mir fern!" alsbald nach Einführung des Tieres in die Verbindung sich mit löblichem Fleiße alle Mühe geben, ihn an den Mitgenuß des edlen Gerstensaftes zu gewöhnen.

Und in der Tat erweist sich der Hund auch nach dieser Richtung hin weder ungelehrig noch unfolgsam, und die Leistungsfähigkeit, zu der es einzelne Hunde im Biertrinken bringen, nimmt nicht selten einen Umfang an, der geradezu erstaunlich erscheinen muß. Denn wenn ein solcher Hund zum Morgenschoppen fünf, sechs Glas Lager- oder bayerisches Bier zu genehmigen vermag, am Kneipabend jedoch es bis auf zwanzig bringt, so wird man einer solchen Leistung die Anerkennung nicht versagen können. Es braucht hierbei wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß die Folgen derartig starken Biergenusses an dem Tiere sichtbar werden, die in unmittelbarer Wirkung sich in der Neigung zu allerhand losen Streichen äußern, am Morgen des folgenden Tages aber in dem Gebaren zutage treten, welches auf das Vorhandensein eines wohl gepflegten Katers schließen läßt, den der Hund in den späteren Vormittagsstunden im Kneiplokale auf dem Fußboden oder wo sonst sein jeweiliger Führer ihm dazu Muße vergönnt, vollends auszuschlafen beliebt.

Aber nicht jeder Studentenhund vermag ebenso wie mancher seiner Herren den allzu reichlichen Biergenuß zu vertragen, um so weniger, wenn die Gewöhnung zur Leidenschaft sich steigert, wie der nachstehende Vorfall bestätigt.

Der in Wien verstorbene Sänger Dr. Schmidt besaß einen sehr intelligenten, ihm sehr lieben Pudel, der unter den kommersierenden Studenten am Tische saß mit einer farbigen Cerevismütze auf dem Kopfe und regelmäßig seine zwei Gläser Bier trank, wobei er den Deckel auf das genaueste öffnete und schloß. Nach einiger Zeit bemerkte man an ihm zeitweilig ein mehr als pudelnärrisches Benehmen, abwechselnd mit tiefer Niedergeschlagenheit und Apathie. **Norman** hatte sich nämlich immer mehr der Trunksucht ergeben, die-

selbe heimlich an den gefüllten Tropfbiergefäßen befriedigend, und unterlag zum großen Leid seines Herrn.

Die sonstige Erziehung des Verbindungshundes läßt hinsichtlich der Bemühungen, welche man diesem Geschäfte widmet, kaum etwas zu wünschen übrig. Da der Hund der Verbindung in ihrer Gesamtheit angehört, so liegt es jedem einzelnen Mitgliede nahe, der Erziehungspflicht des Couleurhundes eingedenk zu sein, und es verdient immerhin einige Anerkennung, daß ein Tier, an dessen Heranbildung so viel Erziehungskräfte in Mitwirksamkeit sich befinden, Erziehungsresultate aufweist, welche von dem Verständnis desselben für seine Pflichten als Hund der bestimmten Couleur, der er angehört, Zeugnis ablegen.

Zu diesen Pflichten gehört es vor allem, daß er die eigenen Farben kennen und dieselben von denjenigen anderer Körperschaften zu unterscheiden vermag, daß er ferner denjenigen Grad exklusiven Selbstbewußtseins sich aneigne und zur Schau trage, von der geleitet er die anderen Verbindungshunde mit Verachtung behandelt, oder höchstens einmal mit einem ihm ebenbürtigen Gegner „losgeht", und daß er in jeder Beziehung die Würden seiner Farbe zu vertreten tüchtig ist.

Dagegen genießt der Hund nun auch das Vorrecht, alle privaten und öffentlichen Veranstaltungen seiner Couleur durch seine Gegenwart auszeichnen zu dürfen, er ist der stete Begleiter seiner Herren bei jedem kleineren oder größeren Bummel, bei jeder „Spritze", er erscheint als nicht wenig beachteter Teilnehmer an feierlichen Auffahrten, er begleitet die Verbindung zum Kneipabend, zu den Kommersen, auf den Fechtboden, und wird, falls ihn irgendeiner seiner Herren nicht mit in die Ferien nimmt, während der Dauer derselben einer Hundepension anvertraut, in welcher das Tier leider seine mit vieler Mühe und Aufopferung ihm anerzogenen Tugenden, seinen Korpsgeist, ablegt, um mit Beginn des Semesters zum nicht geringen Verdruß seiner Herren völlig „direktionslos" in den Verbindungsverkehr wieder einzutreten.

In früherer Zeit, und noch im vorigen Jahrhundert, wurde dem Studentenhunde eine oft in Anstoß erregender Weise hervorragende Rolle angewiesen, die er bei den Tollheiten der Musensöhne zu spielen hatte. Die Geschichte der Universitätsstädte weiß darüber manch bitteres Klagelied zu singen.

Ungebundenheit und Roheit der Studentensitten machten in den Universitätsstädten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Theatergesellschaften nur zu oft das Leben sauer. Besonders war Halle berüchtigt. Die Direktoren Ackermann und Döbbelin hatten manchen Strauß mit den ungeschlachten „Burschen" zu bestehen, die mit Gewalt ihre Hunde in das Theater mitbringen und daselbst aus mächtigen Pfeifen qualmen wollten. Es galt für ausgemacht,

daß in Halle mehr Ärger als Geld zu holen war, und darum fand sich auch in den achtziger Jahren keine Schauspielergesellschaft, die dort ihren Standort aufzuschlagen Lust hatte. Die Halleschen Burschen wollten aber durchaus ein Theater haben, und so etablierten sie denn auf eigene Kosten einen Musentempel in Passendorf. Es war eine große hölzerne Bude, ein ehemaliger Reitstall. Die Studenten patronisierten nun eine umherziehende Komödientruppe und beschafften die erforderliche Garderobe sowie sonstige Requisiten. Als Mäcenaten hatten sie sich selbstverständlich weitgehende Privilegien gesichert, z. B. das Mitbringen ihrer Hunde, das Pfeifenrauchen und dergleichen. Vor allem aber hatten sich die Gönner der Kunst ein Vorrecht verschafft, wie es unsinniger gar nicht gedacht werden konnte. Wenn es nämlich einem Musensohn in der Bierlaune einfiel, im Studentenjargon den agierenden Schauspielern eine Bemerkung zuzurufen, so mußten letztere den geistreichen Ausspruch, wie verrückt er auch sein mochte, mit in ihre Rede verflechten. Derartige Vorfälle veranlaßten unter den Studenten oft einen höllischen Jubel, bei welchem die zahlreichen Köter ihren Herren pflichtschuldigst akkompagnierten. Man denke sich, welchen Effekt bei dem Toben und Hundegekläff sentimentale Stellen machen mußten.

Eines Abends wurde „Minna von Barnhelm“ gespielt. Tellheim sagte gerade zur Heldin des Stückes: „Nein, es gibt nur eine Minna, und Sie sind's!“ Da rief ihm ein bemoostes Haupt im tiefsten Bierbaß das kritische Wort „l e d e r n e“ zu. Der Schauspieler achtete nicht darauf; aber da kam er schön an. Wie ein Mann erhoben sich Halles Musensöhne und johlten zur Verteidigung ihres Privilegs in einem fort „lederne, lederne, lederne, lederne!“ Die Hunde fielen treulich ein und halfen ihren Herren, den Protest noch recht eindringlich zu machen. Der Schauspieler, in seiner Existenz bedroht, mußte Order parieren und wiederholte: „Nein, es gibt nur eine lederne Minna und Sie sind's!“ Für diese Folgsamkeit wurde ihm durch rasenden Beifall gelohnt. Der Heldin, einer kaum dem Kindesalter entwachsenen zarten Mädchenknospe, stürzten die Tränen aus den Augen, und sie lief weinend von der Bühne. Aber ein Wink des gestrengen Herrn Theaterbesitzers, und der Direktor holte die Schauspielerin wieder hervor und ließ sie ihre Rolle zu Ende führen. Es war jene nachmals so berühmte Madame Engst, welche ein Kenner wie Schröder für eine der besten Darstellerinnen im Lustspiel erklärte. Zeitlebens behielt sie von jenem Tage her den Beinamen „Die lederne Minna“.

Welches ist aber das schließliche Ende des Verbindungshundes? Wenn die Tage kommen, die ja sicherlich dem Hunde nicht gefallen, und in denen das verbrauchte Tier seinen Herren nicht mehr gefallen kann, weil es stumpf, mürrisch, müde geworden, oder weil, was nicht selten bei dem Verbindungshunde der Fall ist, Gicht und Rheumatismus ihn

hinfällig gemacht haben, eine Folge seiner „fortgesetzten Lebensweise“, dann —, nun dann teilt er, allerdings nicht freiwillig, das Los eines Sokrates, es wird ihm der Giftbecher von kundiger Hand gereicht, und der treue Couleurhund scheidet betrauert von seinen Herren, aus dem ihm lieb gewordenen Kreise froher Jugendgenossen, mit denen er manche heitere Stunde, manchen opulenten Genuß teilte, und bei denen er den Mittelpunkt gar manchen tollen Streiches gebildet.

Das Los, welches den Hunden zuzufallen pflegt, die ein gütiges Geschick zur Würde eines Verbindungshundes erhebt, ist aber, das wird niemand verkennen, ein jederzeit auserlesen bevorzugtes. Wie gut, daß der arme Kettenhund, der geplagte Zughund, davon nichts wissen!

Die vorstehende Schilderung aus dem Leben des Verbindungshundes, wie es von jeher und noch heutigentags in studentischen Kreisen sich darzustellen pflegt, bringt einen Teil der Kulturgeschichte der Gegenwart zur Anschauung. Da liegt es nun nahe, den gleichen Erscheinungen der Jetztzeit unter dem Gesichtspunkte der Überschrift dieses Abschnittes in anderen Lebenskreisen noch einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Es darf billigerweise wie manches andere als eine Erscheinung der Zeit angesehen werden, daß die Hundeliebhaberei in gewissen Klassen der Gesellschaft einen Höhepunkt erreicht hat, welche dem Tierfreunde im besten Sinne des Wortes das Zugeständnis abnötigt, daß auch auf diesem Gebiete der Lebensführung des Guten zu viel, viel zu viel getan werde, und daß die in dieser Beziehung beliebte, nicht selten den Sammelpunkt des ganzen Lebensinteresses bildende Übertreibung in der Schätzung des Hundes und in den um seinetwillen ersonnenen und gewohnheitsmäßig ausgeführten Veranstaltungen, welche oft ein festliches Gepräge annehmen, als ein Kultus vor Augen tritt, der bei aller Wohlgeneigtheit, die man dem Tiere widmet, uns mit Mitleid, ja selbst mit Unwillen erfüllen muß.

Bis zu einem gewissen Grade mag die Neigung zu derartiger Übertreibung vielfach in Stadt und Land bei Personen, denen ihr Hund oft die einzige Gesellschaft gewährt, die ihnen zu Gebote steht, sich Geltung verschaffen, und in solcher Weise tatsächlich verwirklicht werden. Nirgends aber tritt uns dieselbe in so zahlreichen Fällen und in so hoch gesteigertem Maße entgegen, als in unseren Großstädten.

Eine Schilderung dieser Verhältnisse, wie letztere in der deutschen Reichshauptstadt sich herausgebildet haben, und dort in vorsorglichster Weise gepflegt werden, stellt uns ein so umfassendes Bild vor Augen, daß dessen Betrachtung uns vollständigen Aufschluß gibt über jenen Kultus, wo und wie immer man ihm huldigen möge. Ich gebe diese Schilderung in einer trefflichen Zeichnung, deren Benutzung mir in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt wurde. (87*) Nur was sich nicht auf den Hund bezieht, scheide ich aus. Es heißt da:

„Die eigenartigen Verhältnisse der Großstadt erzeugen eigenartige Industrien und Beschäftigungen, und mit bewundernswerter Geschicklichkeit schmiegt sich der Unternehmungsgeist den Bedürfnissen der verschiedenen Interessentengruppen an. Zu den orginellsten Erscheinungen eigenartiger Industrien gehören die Berliner Tierpensionate, welche in kleineren Orten gänzlich unbekannt sind und die auch in Berlin nur deshalb ein so bedeutendes Feld haben, weil ein großer Teil der Berliner, seien sie eingewanderte oder aus alten, eingesessenen Familien stammend, einen wahren Kultus mit allerlei lebendem Getier treibt, der manchmal in Narretei und Lächerlichkeit ausartet.

Von den Tierpensionaten sind nur die für Pferde ein Gebot der Notwendigkeit, weil es viele Leute gibt, die zu ihrem Vergnügen oder um ihrer Gesundheit willen sich ein Reitpferd halten und täglich ausreiten, aber nicht Wohnungsverhältnisse haben, die ihnen die Unterbringung eines Pferdes in einem Stall gestatten würden. — — —

Pensionate ganz anderer Art sind diejenigen, die sich mit der Aufnahme von Hunden, Katzen und Papageien beschäftigen. In der altägyptischen Stadt Bubastis war die Katze heilig, in ganz Ägypten der Hund. Wenn man die närrische Art und Weise sieht, in welcher in Berlin Hunde und Katzen in einzelnen Familien gepflegt werden, so möchte man fast glauben, der altägyptische Kult dieser beiden Städte sei in Berlin auch in der Neuzeit vereinigt worden.

Speziell die Hunde-Narretei geht in Berlin ins Weite und jeden anständigen Menschen muß es empören, wenn er erfährt, daß einzelne Familien — meist sind es kinderlose — für ihre gemästeten Möpse und rasselosen Hunde Weihnachtsbescherungen veranstalten, wobei für die Tiere ein Christbaum angezündet wird, an welchem Marzipan, Würste und andere Hundedelikatessen hängen; man bescheert den Hunden Puppen, Bälle, Reifen u. s. w. als Spielzeug, und eine grausigere Profanierung des schönen Weihnachtsgebrauches inmitten einer großen Stadt, wo Tausende von Kindern durch die Ungunst der Verhältnisse keine Weihnachtsbescherung haben, läßt sich wohl kaum denken.

In einer großen Anzahl von Berliner Familien spielt der „Moppel“ oder irgendein anderer Kläffer die Hauptrolle. Wehe dem unglücklichen Dienstmädchen, das es nur wagt, den Hund durch Worte zu verletzen, geschweige denn zu schlagen. Die Besucher — natürlich nur solche, die es sich gefallen lassen — sind gezwungen, auf die Launen und Eigenarten des Hundes Rücksicht zu nehmen, und nicht etwa nur die sogenannten alten Jungfern sind es, als deren Liebling man den Mops betrachtet, sondern Leute in guten Verhältnissen mit sogenannter „Bildung“, denen man derartige Verirrungen wirklich nicht zutrauen sollte.

Berlin hat zu viel unnützer Hunde, und eine Verdreifachung

der Hundesteuer würde nichts schaden, zumal es sich in den meisten Fällen um durchaus rasselose Köter von niederträchtigen Manieren handelt, die auf der Straße und in öffentlichen Lokalen alle Welt belästigen. Anderseits blüht in Berlin der Hundesport im besten Sinne, und eine Anzahl kynologischer Vereine sorgt dafür, daß das Interesse an dem Besitz guter, rassereiner Hunde in tadellosen Exemplaren gepflegt wird. Man findet hier und da ganz ausgezeichnete Tiere, die allerdings nicht in öffentliche Lokale gehören, in denen sie noch unangenehmere Störungen verursachen, als die kleinen Kläffer.

Der eigenartigen Vorliebe des Berliners für Hunde, die als Familienmitglieder geschätzt, geliebt und geachtet sind, bemächtigte sich die Privatspekulation und errichtete Pensionate, in denen diese Tiere für gewisse Zeiten untergebracht werden können. Verreist eine Familie, die den Hundekultus treibt, dann weiß sie gewöhnlich nichts besseres zu tun, als den Hund in einem solchen Pensionat unterzubringen. Auf Bekannte und Verwandte ist nicht Verlaß genug, das Dienstmädchen entläßt man während der Reisezeit gewöhnlich, um Geld zu sparen, und bleibt sie zurück, so läßt sie nach Ansicht der Hundenarren dem Köter nicht Pflege genug zuteil werden. Deshalb steckt man ihn in ein Hundepensionat, wo er tarifmäßig gute Kost, gute Behandlung und allerlei Unterhaltung zu fordern hat. Die Hundepensionate, die sich mit Luxushunden und wirklich rassereinen Tieren befassen, sind gleichzeitig Anstalten, in denen Hunde gekauft und verkauft werden. Diejenigen Institute aber, die sich mit der Abwartung und Pflege der Familienmoppel beschäftigen, sind wirklich komische Einrichtungen, wie sie nur in einer Hundestadt, wie Berlin mit ihren eigenartigen Verhältnissen bestehen können. Die größeren Institute dieser Art liegen außerhalb des Weichbildes der Stadt, weil sich die Nachbarschaft innerhalb Berlins das ohrzerreißende Gekläff und Geheul der Pensionshunde nicht gefallen läßt. Dann muß schon aus sanitären Rücksichten ein größeres Feld zur Bewegung für die Hunde vorhanden sein, ferner sind die Mieten außerhalb der Stadt nicht so teuer wie im Innern, und für ein Hundepensionat braucht man ein verhältnismäßig großes Terrain.

Wenn nicht der Pensionshalter, so sind seine Gehilfen Originale, wenn nicht in ihrem Äußeren, so doch in der Art und Weise, wie sie mit Menschen umzugehen verstehen. Sie machen gewöhnlich einen etwas kunstreiterischen Eindruck, führen aber das Attribut der Dressur, die Peitsche, nicht bei sich, um zartfühlende Gemüter, die ihre Hunde in Pension geben wollen, nicht zu erschrecken. Diese Hundepfleger verstehen es, Menschen zu beobachten und Gefühle wenigstens zu heucheln, wenn sie dieselben wirklich nicht besitzen. Man muß sie hören, wenn sie der Besitzerin eines Moppels klar machen, welche Pflege dem Tiere zuteil werde, wie das Tier sich in der ersten Zeit nach der Besitzerin

gesehnt habe, wie es geklagt und geweint habe und wie es jetzt so vergnügt sei, seine Freunde unter den anderen Hunden habe, von den anderen Hunden wegen seiner Reinlichkeit und Delikatesse mit ganz besonderer Achtung behandelt werde, um zu begreifen, daß der Besitzerin des Hundes die dicken Tränen über die Wangen laufen und daß am Schluß ein Extratrinkgeld in die Hand des empfindsamen Hundepflegers fällt.

Die Hunde sind gewöhnlich im Unterstock eines größeren Hauses und in dessen Umgebung in besonderen Gitterkasten untergebracht, in denen sie ihr warmes Lager haben. Die meisten Hunde bringen eigenes Mobilar, wenigstens ihre Betten mit. Gibt es doch in Berlin Geschäfte, die lediglich mit der Fabrikation von Hunderequisiten sich beschäftigen. Sie liefern gepolsterte und kunstvolle, mit Glöckchen und Muscheln verzierte Salonhundehütten, warme Winterkleidung, Halsbänder, Riemenzeug, um die Hunde an der Leine zu führen, wenn die Polizei wieder einmal zum Schrecken aller Hundebesitzer und zur Freude aller vernünftigen Leute eine Hundesperre verhängt hat, Maulkörbe, Schlaf- und Reisedecken, kurzum alle jene Requisiten, die die zärtliche Hundenarretei zur Pflege der Lieblinge erdacht hat. Die Absperrung der einzelnen Hunde ist notwendig, da die meisten dieser Kläffer verhätschelt und launenhaft sind und ein ununterbrochenes Beißen zwischen ihnen stattfinden würde.

Bei den gemeinsamen Spaziergängen, die die Hund vormittags unternehmen, müssen die Wärter mit der Peitsche die streitenden Parteien öfter auseinander bringen. Jeden Morgen erscheint ein Tierarzt, der die offizielle Visite bei den lieben Tieren macht. Dann folgt gewöhnlich das Frühstück, das aus Pferdebouillon und aus Hundebisquit besteht; für besonders zarte Pinscher und Möpse werden von den Herrschaften besondere Kapitalien deponiert, um den Tieren die gewohnten Rationen von Zucker und echtem Biskuit zuteil werden zu lassen, welche diese Tiere zum Frühstück zu sich zu nehmen gewöhnt sind. Nach den Bewegungsspielen im Freien kommt das Mittagsessen, bei welchem gerade in einem Hundepensionat, das ich hier im Auge habe, eine alte Drehorgel gespielt wurde, um für die Hunde Tafelmusik zu machen. Wie ich aus den ironischen Bemerkungen des Pensionshalters und seiner Gehilfen zu entnehmen glaubte, wird diese Drehorgel allerdings nur in Bewegung gesetzt, wenn die Hundepensionäre gerade Besuch von ihren Besitzern oder deren Angehörigen haben. Mancher Hundenarr und manche Hundenärrin sind zu Tränen gerührt gewesen durch die Aufmerksamkeit, die man den Hunden durch das Spielen der Drehorgel beim Mittagstische erweist.

Besuch erhalten die Pensionshunde sehr oft. Sind auch die Besitzer verreist, so betrauen sie doch gewissenhafte Verwandte oder Bekannte, die ihnen irgendwie verpflichtet sind, mit wiederholten Besuchen

bei den Pensionären, und in den Briefen, die dann an die Verreisten gesendet werden, berichtet man gewissenhaft über das Befinden von **Perry** oder **Moppel,** über sein Verhalten, über die Art und Weise, wie er sich in die Verhältnisse fügt, über die Hundebekanntschaften, die er gemacht hat und über die guten Eigenschaften, die ihm der Pensionshalter und dessen Gehilfen in ihren Erzählungen angedichtet haben.

In vielen Fällen findet man die Hundenarretei auch in Familien, die Kinder haben, und sehr oft kann man dann die Beobachtung machen, daß die hysterische Frau oder der Pantoffelheld von Mann mehr Sorgfalt auf die Pflege des Hundes als auf die Erziehung der Kinder verwenden. Es ist daher nur eine Erscheinung der ausgleichenden Gerechtigkeit, wenn die Pensionshalter jede Gelegenheit wahrnehmen, um Hundenarren ordentlich zu schröpfen; insbesondere Krankheitsfälle der Lieblinge kosten ein schweres Geld, weil man dann für Medikamente, für besondere Abwartung und Pflege, für Bäder und ärztliche Behandlung gar kräftige Posten auf die Rechnung setzt.

Die Hundepensionate für Rassehunde, die gewöhnlich mit „Hundeparks" für An- und Verkauf von Hunden verbunden sind, kann man als Musterinstitute bezeichnen, sowohl was ihre Reinlichkeit, als ihre praktische Einrichtung anbelangt. Die sorgfältige Pflege, die hier den Hunden zuteil wird, ist geboten, da ja die meisten Exemplare unter ihnen mehrere hundert Mark kosten und gerade diese rassereinen Hunde ihr Äußeres leicht zu ihren Ungunsten verändern, wenn sie nur im geringsten in Pflege und Abwartung vernachlässigt werden.

Daß die deutsche Reichshauptstadt ein recht stattliches Heer von Hunden in ihren Mauern birgt, sei hier in Kürze eingeschaltet.

In den statistischen Angaben über die Hunde Berlins vom Jahre 1890 nach Mitteilung dortiger Bläter verdienen namentlich die beiden am Schluß derselben beigefügten Tatsachen einiges Interesse. Es wurden dort überhaupt 39.901 Hunde gehalten, von denen 36.677 die Steuer zahlen, während die übrigen 2924 steuerfrei sind. Unter den letzteren befinden sich 1612 Kettenhunde, 1134 Zughunde, 36 Hunde im Besitz des Personals auswärtiger Gesandtschaften, 58 Hunde von armen taubstummen oder schwerhörigen Personen.

Auch in Berlin hat man bekanntlich vor einiger Zeit ein Asyl zur Unterbringung herrenloser Katzen und Hunde errichtet. Mit welchem Recht man ein derartiges Institut mit einem gewissen Aufwand in Betrieb gesetzt hat, in einer Stadt, in der täglich hunderte von Menschen in bitterstem Elend darben, das zu ermessen mag der Urteilsfähigkeit des Lesers überlassen bleiben."

Wenn ich auch die Schärfe des Urteils vorstehender auf Wirklichkeit fußender Schilderung nicht allenthalben zu teilen vermag, so wird man doch zugeben müssen, daß ein in der geschilderten Weise gepflegter Tierkultus die Grenzen des Statthaften weit überschreitet.

Zweifellos muß man die Hundeliebhaberei einer Berliner Dame als übertriebenen Tierkultus bezeichnen, von welcher dortige Zeitungen meldeten, daß dieselbe in ihrer in einem Hinterhause gelegenen Wohnung „siebzehn" Hunde beherberge, eine Meldung, welche die originelle Tierfreundin zu folgender öffentlichen Erklärung veranlaßte: „Ich habe außer meinen Katzen nicht 17, sondern 21 Hunde, und die kann ich mir zu meinem Vergnügen halten. Ich kann mir das leisten, denn ich bewohne zwei Stuben und Küche und darin haben wir Platz. Außerdem bin ich nicht „verwitwete Rechnungsrätin", sondern „verwitwete Geheime Medizinalrätin". Ein etwas sonderbares Idyll!

Dieser hervoragenden Absonderlichkeit reihe ich eine zweite an. Einen Hund in einer Wiege der Ruhe pflegen zu sehen, hat man gewiß selten Gelegenheit. In der Hinterlassenschaft der Gräfin Castiglione, der berühmten „diplomatischen Mondaine" Marquise Virginia Oldoini, Witwe des Grafen C., Flügeladjutant des Königs Viktor II. von Italien, befanden sich, als sie gegen Anfang Mai 1901 in Paris zur Versteigerung gelangte, eine große Anzahl nach Photographien hergestellter Aquarellgemälde, in denen die bei ihr sehr beliebten kostbaren Toiletten zur Geltung kamen. Auf mehreren Bildern sieht man die Gräfin mit einem Hunde im Arme, auf einem Bilde steht sie neben einer Wiege, in der ein Hündchen schlummert. Unter den vielen Kuriositäten der Hinterlassenschaft fanden sich auch drei einbalsamierte Hunde vor. Es stellt uns also auch dieser Bericht in der hohen Dame eine etwas exzentrische Hundefreundin vor.

Nur bezüglich des Schlußsatzes jener Schilderung kann ich es nicht unterlassen, dem Herrn Verfasser insofern zu widersprechen, als ich der Meinung bin, daß vom Standpunkt der Humanität angesehen, die Errichtung von Hundeasylen sehr wohl zu billigen ist, daß solche jedenfalls eine Wohltat, unter Umständen eine Notwendigkeit sind.

Die Anerkennung dieser Tatsache ist der Grund, daß man in neuerer Zeit auch in anderen Großstädten, wie in München, Dresden u. a. ähnliche Asyle wie in Berlin antrifft, die in Verbindung mit anderen bestehenden Einrichtungen kaum einen großen Aufwand erfordern.

Zurzeit finden sich Tierasyle, welche überhaupt in unseren Großstädten noch als Neuheit zu gelten haben, nur immer noch vereinzelt in einer Anzahl von ihnen vor. Kleinere Städte kennen eine derartige Einrichtung, für deren Verbreitung die Tierschutzvereine neuerdings mit ihrer Tätigkeit eintreten, nicht.

Die Bestimmung dieser Asyle ist bereits oben in den das Berliner Asyl betreffenden Ausführungen klargestellt worden. Das vom Berliner Tierschutzverein gegründete Asyl darf als Musterinstitut dieser Art

gelten. Insgesamt können in dem zweistöckigen Fachwerkbau hundert Tiere untergebracht werden. Die Baukosten des Berliner Asyls betrugen 10,000 Mark. Die jährliche Platzmiete für den Boden, auf dem das Gebäude errichtet ist, beträgt 1500 Mark, an Ausgaben für Wärter u. s. w. sind 2476 Mark zu zahlen. Die Gesamtkosten betrugen 10.787 Mark; rechnet man hiervon die Einnahmen für verkaufte Tiere, an Pensionsgeldern ꝛc. in Höhe von 6152 Mark ab, so bleibt dem Verein ein Zuschuß von 4635 Mark zu leisten.

In Hannover hat der Tierschutzverein ein Hundehaus errichtet. Es beherbergt in zehn großen unteren und vierzehn kleineren darüber liegenden Käfigen diejenigen Hunde, welche in der Stadt Hannover mit ihren Vororten, weil maulkorblos, eingefangen werden müssen. Laut polizeilicher Verfügung werden sie acht Tage verwahrt und verpflegt, dann verfallen sie, wenn sie vom Besitzer gegen Erstattung der Futter- und sonstigen Kosten nicht eingelöst sind, dem zoologischen Garten als Eigentum. Die wertvolleren Hunde verkauft man zugunsten des Gartens, die übrigen werden möglichst schmerzlos getötet.

Das Gebaren der gefangenen Hunde bietet dem Tierfreunde Gelegenheit zu den interessantesten Studien. Ruhig benehmen sich meist die großen Hunde, lärmend die kleinen, am unglücklichsten sind die verwöhnten Schoßhündchen.

Auch die Stadt Riga besitzt ein gut eingerichtetes Tierasyl.

Hinsichtlich der von unseren Großstädten, namentlich unter den Bewohnern Berlins, mit Vorliebe gehaltenen Arten von Hunden sei nur noch bemerkt, daß von diesen Liebhabern die Bulldogge heute noch bevorzugt wird, und zwar zum Teil auch aus dem Grunde, weil diese Tiere nur von mittlerer Größe sind, so daß sie selbst in engeren Wohnräumen nicht lästig werden und sich dabei durch große Treue gegen ihren Herrn und durch Wachsamkeit auszeichnen.

In Wien wird zur ärztlichen Behandlung erkrankter Tiere ein Tierspital unterhalten, dem selbstverständlich unter anderen leidenden Tieren auch Hunde zugeführt werden. Über dieses Tierspital berichtet S. Pögl im „Neuen Wiener Tagblatt“, Jänner 1904, in folgender anziehender Schilderung. Nachdem er von der Pflege der Pferde gesprochen, wendet er sich zu den Hunden, die, ob mehr oder weniger unpäßlich, ihrem gepreßten Herzen durch ohrenzerreißendes Gekläffe Luft machen. Musterhafte Ordnung und Reinlichkeit herrschen hier. Unsere Lieblinge haben oft recht unappetitliche Krankheiten, mit deren Nennung ich niemandem den Morgenkaffee verderben will. Der Wärter steht auf gutem Fuß mit allen. Die bissigsten Köter hebt er ohne Maulkorb heraus und präsentiert sie dem Professor zur Untersuchung. Da zum Beispiel ein kugelrunder Schoßhund, der sich sehr gegen die Visite sträubt, obwohl ihm nur ein wenig

auf den Wanst geklopft wird. „Sehen Sie," sagt der Professor, „das ist ein alter Spitalbruder; den haben wir alle Jahre ein paarmal da, weil ihn das Frauerl überfüttert und sich dann bei ihm natürlich die Leiden aller Fresser einstellen. Nicht einmal spazieren gehen will er draußen im Garten; man muß ihn förmlich hinauswerfen. Marsch hinaus, mach deine Promenade!" Nur widerwillig watschelt der Dicke hinaus in einen der Gärten, die so angelegt sind, daß die Hunde mit Infektionskrankheiten geschieden sind von den anderen. Dem verwöhnten Frauengünstling wird gleich darauf ein bedauernswerter proletarischer Zughund nachgeschickt, der die sogenannte Drehkrankheit zeigt. Das arme Tier hat Hals und Kopf nach links gebogen; nur mit Anstrengung überwindet es die Nötigung, sich immer links zu drehen, so weit, daß es sich zur Türe hinausfindet. Der Professor erklärt, gewöhnlich sei Wasserkopf an diesem Leiden schuld. Eine schöne Dogge nebenan betrachtet uns ernst, fast nachdenklich. „Was fehlt diesem Hunde, Herr Professor?" „Wahrscheinlich nichts; er hat jemanden gebissen und ist also zur Beobachtung hier." „Und dieser hübsche Jagdhund?" „Er hat die Staupe glücklich überstanden und könnte schon abgeholt werden." Das liebe Tier leckt dem Professor die Hand und gibt ihm die Pfote. Auch uns reicht es schweifwedelnd immerfort das „Pratzl", glückselig, daß man sich ein wenig mit ihm beschäftigt. „Die Jagdhunde sind mir die liebsten Patienten von allen," meint der Professor; „sie sind entweder so geduldig oder so klug, daß sie alles widerstandslos mit sich machen lassen, was man zu ihrer Heilung für notwendig findet — mit einem Worte: gute, folgsame Patienten!"

Nachmittags, wenn den Eigentümern der kranken Hunde ein Besuch gestattet ist, spielen sich oft recht drollige Szenen ab. Ebenso bei der Aufnahme von leidenden Tieren. So kam vor kurzem eine ältere Dame mit ihrem verdauungsgeschwächten Mops in die Aufnahmekanzlei. „Wie ist der werte Name?" fragte der höfliche Beamte die Hundeliebhaberin. „**Azorl**", war die Antwort, über welche natürlich schallendes Gelächter entstand. Ein anderer Aufnahmswerber, Kaufmann seines Zeichens, bringt einen ungefähr 70jährigen Papagei mit, der einst das Lied „Kommt ein Vogerl geflogen" hinreißend pfeifen konnte, seit einiger Zeit aber immer die nämlichen Takte dabei überspringt. Was kann ihn von dieser Gedächtnisschwäche kurieren? „Nur Gastein," bescheidet den Herrn launig der Arzt; „wenn der alte Herr dort die vergessenen Takte nicht pfeifen lernt, so ist ihm überhaupt nicht zu helfen."

Von einzelnen fanatischen Hundemüttern wird das Tierarzneiinstitut als eine Stätte gröblicher Behandlung der Tiere geschmäht. Ich mußte mich wirklich ärgern, über diese Anschuldigung, als ich den Direktor Professor Dr. Bayer und den Professor Dr. Schindelka persönlich kennen lernte und sah, in welcher Weise sich die vierbeinigen

Patienten diesen Ärzten zugetan zeigten. Freilich, der freßgierige **Azorl** oder der Rollmops **Ami** müssen sich ein wenig Massage gefallen lassen und werden zum Spaziergang gezwungen. Dies bricht den Hundemüttern schier das Herz, aber gesund ist es den Kötern, und grausam ist eigentlich nur das Geschick, das nicht allen Hunden ein solches Wohlleben bereitet hat.

Ferner ist noch eine in St. Petersburg zur Heilung erkrankter Hunde errichtete Anstalt zu erwähnen, welche unter dem Namen „Hospital für Hunde" unterhalten wird.

Neuerdings hat man Hundeheilanstalten errichtet, welche sich mit der Kur von Spezialkrankheiten befassen. In der „Tierbörse" empfiehlt der Besitzer einer solchen in der Nähe von Berlin die Benutzung derselben.

Alten Ursprungs sind die zum Wohle der Tiere bestehenden Einrichtungen ähnlicher Art in Indien.

Erzherzog Ferdinand von Österreich entwirft in seinem Tagebuche „Meine Reise um die Erde", von dem Tierspital in Pindschrapol in Bombay, das er besucht hat, folgende Schilderung: „In ungezählter Menge fristen in Pindschrapol herrenlose, kranke, mit eklen Gebresten behaftete, mit Wunden aller Art bedeckte Tiere ein trauriges Dasein, bis der Tod — barmherziger als jene Menschen, denen ein Irrwahn verbietet, sei es auch nur aus Mitleid, Blut zu vergießen — diesen bedauernswerten Geschöpfen naht. In einem Hofe etwa 400 Kühe, jede, den biblischen Schwestern gleich, geeignet, Hungersnot zu verkünden; in einem zweiten Hofe Pferde, wahre Mähren; in einem dritten, hinter Gittern, Hunde, Affen, Schafe, Papageien, Hühner, Tauben. Myriaden von Fliegen und Bremsen summen einen Chor von Pein und Plage. Dieses Tierspital verdankt seine Entstehung den Stiftungen reicher Hindus und ist im Grunde genommen eine vollkommene Verirrung religiösen Empfindens."

Anderwärts hat man besondere Heimstätten für Hunde errichtet, die man mit dem Namen „Hundeheime" bezeichnet.

Über das Hundeheim in Battersea wurde im Jahre 1894 der „Kölnischen Zeitung" folgende Schilderung mitgeteilt:

„Wenn ich ein Hund wäre und am Leben hinge, würde ich nichts so sehr scheuen, wie das so anheimelnd klingende, berühmte Hundeheim beim Battersea-Park. Da die Eisenbahn an dieser Stelle auf hohen Bogen läuft, so kann man von oben die Anstalt bequem einsehen. Sie besteht aus einer Anzahl durch Eisengitter getrennter Höfe mit Ställen und einem Baderaum. „Ich sah", berichtet ein Besucher derselben, „sehr wertvolle Hunde: eine dänische Dogge, einen Bernhardiner, eine schottische Holzrüde, ein Windspiel u. s. w."

Für die meisten, die dessen Schwelle überschreiten, gilt Dantes furchtbares Wort: „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren!"

17.928 betrug im vorigen Jahre die Zahl der Vierfüßler, die dort abgeliefert wurden, nur 3125 verließen das Heim lebendig, die übrigen 14.803 wanderten in die Sterbekammer und wurden zu Asche verbrannt. Eine Galgenfrist von fünf Tagen trennt sie gemeiniglich von ihrem Schicksal. Haben sich bis dahin weder Eigentümer noch Käufer eingestellt, so tritt der Wärterausschuß als hochnotpeinliches Halsgericht zusammen, sondert aus, was krank, alt, unansehnlich und minderwertig ist, und verurteilt es zum Erstickungstode; geschont wird der Rassehund, überhaupt, was schön, stark und verkäuflich erscheint und sich der Erhaltung verlohnt.

Unheimlich und grausam mag vom Standpunkt der Hundephilosophie die Tätigkeit der Anstalt sein; für die englische Hauptstadt ist sie unentbehrlich und segensreich. Wie ließe sich sonst die nach Hunderttausenden zählende, alljährlich wachsende Hundeschaft Londons in Zucht und Ordnung halten! Das Heim säubert die Straßen von räudigen Tieren, fördert mittelbar die Veredelung der Gattung durch Auslese der besten Elemente, und vor allem steuert es jener furchtbarsten aller Plagen, der Hundswut.

Das Heim ist der Gradmesser für diese Krankheit; so lange sie dort nicht auftritt, ist keine Gefahr vorhanden. Die Gründung des Heims geht ins Jahr 1824 zurück. Anfangs schlug es sich kümmerlich durch, war sogar 1830 im Begriff, seine Tür zu schließen, als ein unerwartetes Vermächtnis seinen Fortbestand ermöglichte, und seitdem hat es sich hauptsächlich durch Stiftungen und Vermächtnisse über Wasser gehalten. Sein jetziges Jahresbudget beläuft sich auf ungefähr 60.000 Mark, nicht weniger als 205.000 Hunden hat es in dem letzten Jahrzehnt Obdach und schmerzlosen Tod gewährt. Schon früh nahm der Tierschutzverein es unter seinen Schutz. Die Bedeutung einer Staatsanstalt erhielt das Heim, als die Polizei sich mit ihm in unmittelbare Verbindung setzte. Das Straßenverkehrgesetz verleiht zwar der Polizei das Recht, herrenlose Hunde aufzugreifen und, falls innerhalb dreier Tage die Eigentümer die Unterhaltungskosten nicht gezahlt, sie umzubringen. Zur Durchführung dieser Maßregel aber fehlten der Polizei Raum und technische Mittel; und so war beiden Teilen gedient, als sie dem Heim ihr Material zuwies; letzteres erhielt einen größeren Wirkungskreis und jene wurde die Sorge und Arbeit los; selbst die Hunde gewannen dabei, indem auf besondere Fürsprache der Königin die Galgenfrist von drei Tagen auf fünf ausgedehnt wurde.

Glänzend bewährte sich die Übertragung, als vor einigen Jahren der Ausbruch der Hundswut den Maulkorbzwang notwendig machte. Wenigstens 400 maulkorblose Hunde wurden tagtäglich auf den Straßen abgefaßt; Tag und Nacht ertönte die Klingel am Heim, und noch heute erinnern sich die Wärter dieser Schreckenszeit, da sie kaum aus den Kleidern kamen. Wie hätte die Polizei diese Hundemeute —

sie belief sich in jenem Jahre auf 30.000 — aus der Welt schaffen können!

Dem Hundeheim hat sich im Laufe der Zeit ein Katzenheim zugesellt. Katze und Hund ergänzen sich gegenseitig als Haustiere. Hinz ist der Freund des Hauses, Wackerlos der Freund des Menschen; daher denn der Tierschutzverein der verlaufenen Katze gleichfalls das Recht auf ein Heim zuerkannte. Was wird aus dem Kater, wenn die Herrschaft sich aufs Land begibt und ihre Stadtwohnung abschließt! Für den Hund wird stets gesorgt: er begleitet nötigenfalls seinen Herrn; die Katze aber ist ans Haus gefesselt und bleibt sich selbst überlassen; und da sie, im Schoße des Luxus auferzogen, den einträglichen Mäusefang als Broterwerb längst vergessen hat, so ist der Hungertod meist ihr trauriges Los. Ihnen, den vogelfreien Katzen, öffnet das Hundeheim gleichfalls sein gastliches Tor, nachdem ein Katzenfreund, R. B. Kennett, die Mittel zu einer Katzenabteilung gestellt hat. Dort findet Hinz für den Preis von 1½ Schilling die Woche als Kostgänger katzenwürdige Unterkunft, bis die Herrschaft zurückgekehrt ist. Daneben gibt es noch einen Verschlag für gemeine, verlaufene Katzen; doch harrt ihrer ohne Fehl nach Ablauf der Gnadenfrist die Blausäure oder der betäubende Brodem der Sterbekammer.

Das Hundeheim liegt auf dem Südufer der Themse, in der Nähe des Batterseaparkes. „Nach dem Hundeheim aussteigen" besagt ein breiter Anschlag auf der Station. Lange zu suchen braucht man nicht; einige hundert Schritte links, und durch mächtiges Gekläff wird man von selbst zu dem „**Temporary Home for lost and starving Dogs**", dem zeitweiligen Heim für verlaufene und darbende Hunde, hingeleitet. Allen Personen ist der Besuch unentgeltlich gestattet; ein Schreiber trägt Namen und Wohnung ein, und bald steht man inmitten eines Labyrinths von Verschlägen, deren Insassen sich, nach Maßgabe ihrer Befähigung, durch Bellen, Heulen und Knurren geltend machen. Es ist ein ohrenzerreißendes Konzert, ausgeführt, sowie sich ein neuer Ankömmling zeigt, mit der Ausdauer der Verzweiflung; denn helle Verzweiflung ist es, die sich auf den meisten Hundegesichtern malt, Verzweiflung über die ungemütliche Zwangslage, die ungewohnte Umgebung, das drohende Schicksal. In die Psychologie einer solchen Hundeseele kann man sich leicht hineindenken. Vor einigen Tagen noch gehegt und gepflegt und spazieren geführt, wird der Hund plötzlich von einem wildfremden Menschen aufgegriffen und mit dem gemeinsten Pack eingesperrt, mit Kötern, die sich am Kehricht und Spülicht mästeten, mit Metzgerhunden, die auf der Straße lebten und keine Manieren kennen. Das Heim selbst kann natürlich auf Rang, gesellschaftliche Stellung und Vorleben keine Rücksicht nehmen. Ob der betreffende Vierfüßler bis jetzt auf weichem Samtkissen in Myladys Boudoir geruht oder draußen im Hofe als

Wachthund umhergelaufen, er wird durchschnittlich nur auf seine Größe geprüft und gleich großen zugesellt. Ein Affenpinscher kann aber nicht ohne Gefahr der Stubengenosse eines mürrischen Bullenbeißers werden. Und das ist nun für das Gefühl des wohlerzogenen Hundes wenigstens eine schmerzlich gemischte Gesellschaft, und seltene Dinge würden wir hören, wenn es eine Grammatik der Hundesprache gäbe, mittels deren man das Hündische verstehen könnte.

Sobald sich übrigens der Hund mit den neuen Verhältnissen und Stubengenossen abgefunden — und das geht meist nicht ohne etliche Zweikämpfe ab —, ist seine Lage nicht die schlimmste. Er wird nach den Grundsätzen der wissenschaftlichen Fütterungskost genährt, erhält **hounds-meal**, ein Gemisch aus Fleisch und Mehl, und die bekannten, in Wasser aufgeweichten Sprattschen Fleischbiskuits, die für den Hundegaumen lecker zubereitet sind.

Und Bewegung verschafft er sich auf dem Spielhof, einem umgitterten Gehege hinter dem Verschlage, wo er nach Herzenslust läuft und sich rauft. Gegen den Regen schützt ihn ein Schuppen, der Ruhe pflegt er auf einem im Winter mit Stroh gefüllten Holzsofa. Glücklich also derjenige, der keine allzu feine Erziehung genossen und keine allzu empfindlichen Nerven besitzt; er schickt sich schnell in den Stand der Dinge. Beim Talenthunde dauert leider die Auflehnung gegen das Schicksal länger, und wenn er sich endlich fügt, dann ergeht es ihm wie dem Don Quixote, als er vernünftig wurde: er muß sterben — es sei denn, daß er noch zeitig genug verkauft oder von seinem Herrn abgeholt wird. Letzteres, das Wiedersehen zwischen Herrn und Hund hat etwas Rührendes. Sobald das Tier den Laut der Stimme seines Herrn hört, springt es wie besessen hin und her, umkreist ihn dann mit wilden Sätzen, die Augen strahlen vor Freude, und ist der Loskauf erfolgt, so stürmt es hinaus, ohne auf seine minder glücklichen Zellengenossen auch nur einen Blick des Abschieds zu werfen.

Aber wie selten kommt es zu einem solchen Wiedersehen! Soll man es glauben, daß 1893 von 17.928 Hunden nur 1162 ihre Herren wiederfanden?

Außer den gemeinsamen Verschlägen gibt es noch eine doppelte Art von Isolierzellen, die eine für die Unverträglichen, die Tyrannen dieser Welt, die keinen neben sich vertragen und durch Streitsucht die Geduld der Wärter ermüden, und die anderen für die „Gefährlichen", die Bissigen, die auf frischer Tat ertappt wurden, als sie ihre Zähne an Menschen versuchten. Über ihrer Zelle steht das unheimliche Wort „Dangerous" angebracht, damit das Publikum sie nicht etwa durch das Gittertor streichelt. Sie werden sieben Tage lang beobachtet, um etwaige Hundswut festzustellen. Ihrer Nichtsnutzigkeit verdanken sie es also, daß ihr Leben um zwei Tage über die allgemeine Gnadenfrist hinaus verlängert wird.

Die Geldmittel des Hundeheims sind beschränkt und die Unterhaltungskosten sehr hoch. Ist daher die fünftägige Gnadenfrist abgelaufen, haben sich keine Käufer eingestellt, sind die Eigentümer ausgeblieben, dann harrt des überflüssigen Kostgängers als Abschluß seiner irdischen Pilgerfahrt ein schmerzloser Tod. Den verdienstvollen Haushunden, die sich durch Pflichttreue das Anrecht auf ein sanftes Ende erworben, ist der Tod die vollkommene Erlösung aus ihrer zeitweiligen Zwangslage, und der Umherstreicher, der wie ein Pariahund zeitlebens auf der Gasse gelegen, hat wenigstens den Trost, nicht in einem Winkel elend verenden zu müssen.

Für die Einführung der jetzigen Massenerstickung hat sich das Hundekorps bei dem bekannten philantropischen Arzte, Hygieniker und Dichter Sir Benjamin Richardson zu bedanken. Sie ist vom Menschlichkeitsstandpunkte aus ein ungeheurer Fortschritt gegen die frühere Einzelvergiftung durch Blausäure. Bei der neuen Methode gestaltet sich das Ganze zu einer kurzen und glatten Schlummerfahrt aus dieser Welt."

Im Jahre 1880 waren in das Hundeheim erheblich mehr Hunde von der Polizei eingeliefert worden, als in dem oben erwähnten Jahre, nämlich 29.300.

Ich habe vorstehend genannten Veranstaltungen zur Verwahrung und Pflege verirrter und erkrankter Hunde an dieser Stelle aus dem Grunde Raum gegeben, weil dieselben einer Hundeliebhaberei ihr Entstehen zu verdanken haben, die sich uns als Tierfreundlichkeit edelster Art kennzeichnet. Es wird aber später derselbe Gegenstand noch einmal unter einem anderen Gesichtspunkte zur Sprache gebracht werden, wobei dessen Behandlung in ergänzender Weise zum Abschluß gelangen soll.

Gewiß sind aber derartige Anstalten, welche nur Großstädte sich leisten können, nach Auffassung einer der Billigkeit entsprechenden Tierfreundlichkeit in mehr als einer Beziehung eine nicht zu unterschätzende Wohltat für die Menschen und Hunde, und wenn auch eben in den Großstädten die Hundeliebhaberei nicht selten in übertriebener Verhätschelung der Tiere, in einer nur den Menschen gebührenden Berücksichtigung der an liebevolle Begegnung gewöhnten Vierfüßler sich breit macht, so möchte ich doch dem gegenüber in die Wagschale als Gegengewicht die Tatsache werfen, daß gar mancher dieser warm gehaltenen Lieblinge, bewußt oder unbewußt, gleichviel, seine Vergeltungspflicht auszuüben bisweilen wenigstens in der Lage ist, daß er wie ein rettender, ich will nicht sagen, Engel — aber doch Genius, dem Kreise seiner Getreuen zugesellt erscheint, und wäre es auch nur, daß er als Vermittler der gestörten häuslichen, ehelichen Eintracht, daß er als Friedensbote gilt.

Als solcher aber bewährte sich, auch in einer Großstadt, **Pufferl**, denn er hatte in Wien sein trautes Heim.

Wer **Pufferl** ist? Die Antwort ist einfach: ein intelligenter Mops. Er hat uns, schreibt die „Deutsche Zeitung", wiederholt durch seine Klugheit in Erstaunen versetzt; namentlich wenn zufällig einer ein Stück Zucker in der Tasche hat, entwickelt er einen Spürsinn, um den ihn manche hauptstädtische Polizei beneiden könnte. Die Folge davon ist, daß auch seine Beliebtheit keine Grenzen hat, und von seinem „Herrl" selbst rührt der Ausspruch her: „Wenn ich nicht ich wäre, so wollte ich bei mir der **Pufferl** sein." Und erst das „Frauerl". Wir wollen ihre Liebe nicht schildern, besser als jede Schilderung wird ein Exempel diese Liebe kennzeichnen.

Die Sache war so. Das „Herrl" und das „Frauerl" hatten nämlich eine kleine Meinungsverschiedenheit — dergleichen ist ja keine Schande und kommt in den besten Familien vor. Natürlich geht es nie ohne etwas Schmollen von der femininen Seite ab, und das Maskulinum hat dann seine liebe Not mit dem Ersinnen von Beschwichtigungsmitteln. Unser „Herrl" dachte lange nach, womit er das gestörte häusliche Gleichgewicht wieder herstellen sollte, es wollte ihm aber lange nichts Gescheites einfallen. Endlich fiel sein Blick auf **Pufferl**, ein großartiger Einfall flammte in ihm auf, er setzte sich an den Schreibtisch und begann zu dichten, wie folgt:

Pufferl, du Kleiner,
So wie du ist keiner,
Keiner von den Kauzerln
Mit den stumpfen Schnauzerln.

Pufferl, du Kleiner,
So wie du ist keiner,
Keiner von den Mopperln,
Die aufs Sofa hopperln.

Pufferl, du Kleiner,
So wie du ist keiner,
Keiner von den Pufferln,
Die einander schnufferln. — —

Der Effekt dieser Hymne war großartig. Am nächsten Morgen sah das „Frauerl" auf dem Nachtkastel ein zusammengefaltetes Papier. Düsterer Ahnungen voll, riß sie es an sich, entfaltete es und las. Wie Sonnenschein glitt es plötzlich über ihr Gesicht; wie sie zu der letzten, besonders poetisch empfundenen Strophe kam, traten ihr die hellen Tränen ins Gesicht, dann eilte sie rasch in das Arbeitszimmer des Gatten und ehe sich's der Dichter versah, lag sie an seiner Brust. — Das ist der **Pufferl!**

Und angesichts dieser Aussöhnungsszene will man es nicht zugestehen, daß es etwas Großes ist um eine echte, tief gewurzelte Hundliebhaberei, zumal wenn sie von Mann und Weib gleich innig geteilt wird?

Es sind aber mit vorstehender Darstellung die Narrheiten, die von Hundeliebhabern mit törichten Übertreibungen geübt werden, keineswegs erschöpft, auch soweit Berlin in Betracht kommt noch nicht. Es scheint, als ob dort der Mops, der auch sonst in seiner neuen Gestaltung noch selten angetroffen wird, wieder, wie in einer Periode des vorigen Jahrhunderts, zur Würde des Lieblingshundes in gewissen Kreisen erhoben werden sollte, ja zum Teil es schon sei. Begegnet man doch in den Straßen der Stadt nicht selten einem aufgeputzten Moppel an der Seite seines Herrn oder seiner Herrin. Über diesen Aufputz wurde in scherzhaft-launiger Weise berichtet wie folgt:

„Die Toilette des Mopses ist um ein neues Stück vervollständigt worden. Zu dem weißen Kragen, der bunten Krawatte, welche neben der karrierten Decke, dem braunledernen Geschirr und diversen Schleifen die Straßentoilette eines gebildeten Mopses bilden, kommt nun noch die Brille. In dem Berliner „Bazar für Hundekonfektion" sind Mopsbrillen in jeder Schärfe zu haben. In dem Schaufenster präsentiert sich bereits ein ausgestopfter Mops mit schwarzer Hornbrille. Die etwas große Brille mit weitgebogenem Bügel und glänzenden, kreisrunden Gläsern wird nach der auch bei Menschen üblichen Weise getragen. Der vierbeinige Träger erhält dadurch ein urkomisches, gravitätisches Aussehen; die schwarze Brille paßt zu dem schwarzen Gesicht ganz vortrefflich. Daß es in unserem nervösen Zeitalter auch kurzsichtige Möpse gibt, ist eine bekannte Tatsache. Manche können zum Beispiel kaum die Waden ihrer menschlichen Umgebung von den für sie bestimmten Knochen unterscheiden. Da helfen weder Ermahnungen noch Schläge — da hilft nur eine scharfe Brille! Wie lange wird es noch dauern, und echte Mopsgigerl werden mit dem Monokel herumlaufen! Und in dem Polizeibericht wird man eines Tages lesen: „Gestern abend wurde im Stadtpark ein schlafender Mops von Leichenfledderern seiner sämtlichen Effekten beraubt. Die Diebe eigneten sich außer einem silberbeschlagenen Halsband und einer karrierten Seidendecke auch noch den Stehkragen, die Krawatte und die Brille des Schlafenden an." Dann wird auch die Zeit gekommen sein, wo sich die Schulkinder nicht mehr den schönen Vers in die Stammbücher schreiben: „Lebe glücklich, lebe froh — wie der Mops im Paletot!", sondern „Lebe glücklich, lebe stille — wie der Mops mit seiner Brille!"

Man begegnet selbstverständlich auch in anderen großen und auch kleineren Städten Hunden in seltsamem Aufputze, welcher das herkömmliche Maß der im Winter wohltätigen Decke weit überschreitet.

In einer Bekleidung anderer Art, die ebensosehr dem Tiere zugute kommen wie der Sauberkeit der Wohnräume dienen soll, erschienen Hunde in den Straßen Londons. Es wurde hierüber berichtet:

„Seit kurzer Zeit gibt es neben dem aus dem Märchen bekannten gestiefelten Kater auch gestiefelte Hunde. Englische Besitzer von Luxushunden haben nämlich diesen Winter ihren „setter“ (Hühnerhund), „pointer“ (Wachtelhund), „bull-dog“ u. s. w. Stiefel aus Gemsbockleder mit Juchtensohle anfertigen lassen, die die Hunde zur Regenzeit und wenn die Straßen kotig sind, tragen müssen. Die Hunde kommen also nicht mehr mit dem Schlamm der Straße in unmittelbare Berührung und können jetzt die Wohnzimmer betreten, ohne die Spuren ihrer Schritte und Tritte auf dem blank gewichsten Parkett zurückzulassen. In London sollen, wie versichert wird, sich bereits zahlreiche Hundeschuster niedergelassen haben.“

Seitdem aber ist die Kultur auch an den Hunden noch weiter vorgeschritten. Vom Leder gestiefelten Hunde, den wir in den Straßen Londons finden, sind wir zurzeit beim gummibeschuhten Hunde angelangt. Wer beispielsweise in Dresden die Auslagen in den Schaufenstern der Gummiwarenhandlungen einer genauen Musterung unterzieht, der wird, wenn er ein Hundefreund ist, entzückt sein über die niedlichen Schaftstiefel, welche da paarweise, richtiger zweipaarweise für unsere Hausfreunde bereit liegen, damit deren Herren ihren Lieblingen im Winter den Vorteil einer regelrechten Beschuhung zu gönnen in der Lage seien. Auch ein Luxus, eine törichte Modenarrheit, wird man sagen. Mit nichten! Dem Hundestiefel ist die Existenzberechtigung durchaus nicht so ohne weiteres abzusprechen, dank unseren Straßenbahnen, welche bekanntlich im Winter ihre Eisenspuren durch Salzstreuen vom Eise frei zu halten streben. Die hierdurch entstehende Salzlake setzt sich aber den Hunden, wenn sie „barbs“, wie man in Sachsen sagt, also barfuß herumlaufen, zwischen die Zehen und frißt ihnen die Pfoten wund, ergo ziehen wir ihnen künftig Stiefel an. Das Ausziehen ihrer Kanonen werden sie sich bei ihren Balgereien gegenseitig schon selbst bestens besorgen.

Übrigens sei bemerkt, daß nicht allein in unseren hochzivilisierten Ländern für Beschuhung des Hundes gesorgt wird, auch die Tschuktschen im äußersten Osten Sibiriens legen ihren Hunden Schuhe an (88*).

Aber noch mehr: „Madame Albert, Schneiderin für Hunde“, so steht es auf dem Türschilde eines neuen Ateliers, das dieser Tage in Paris eröffnet worden ist. Für die Hunde der „Hauptstadt der Welt“ hat eine Schneiderin ein Modemagazin und ein Atelier eingerichtet, in welchem die Freunde der Menschen mit allen Ehren und mit der größten Höflichkeit empfangen werden. Ein sehr hübsch möblierter Salon steht den vierbeinigen Kunden zur Verfügung; hier finden sie auch ein Büffet, das mit Hundezwieback und mit vielen anderen Hundeleckereien reichlich versehen ist. Die Besitzer oder die zärtlichen Besitzerinnen der Hunde können in dem Atelier der Madame Albert für ihre Lieblinge alles bekommen, was sie nur wünschen.

Ja, es werden ihnen auf Verlangen sogar ein Hundemodejournal und Pröbchen von Stoffen für Hundekleider ins Haus geschickt.

Die Bekleidungskünstler für Hunde haben neuerdings in Paris noch weitere Fortschritte gemacht. Im Jahre 1902 schrieb man von dort: „Kleinere Hunde, besonders die Windspiele, die, wenn die kalte Jahreszeit beginnt, stets frieren, sieht man auch bei uns mit dunkelblauen oder kastanienbraunen Decken oder Mäntelchen umherlaufen, in deren einer Ecke sich wohl auch oft der Namenszug ihres Besitzers befindet. Es wird selten jemand einfallen zu glauben, daß dieser Hundeanzug aus dem Atelier eines wirklichen Schneiders stammt. In Deutschland fabrizieren ihn die geschickten Hände der Besitzerinnen gewöhnlich selber. In Paris ist dies jedoch etwas anderes. In Paris gibt es „Hundekleiderkünstler", die den Namen „Tailleurs pour chiens" führen und ihren Sitz im Palais Royal haben, wo man ihre Fabrikate bewundern kann. Man findet dort alle erdenklichen Bekleidungsstücke für Hunde in jeder Größe: Empfangstoilette, Mäntel für kaltes und regnerisches Wetter, Staubmäntel für Ausflüge, Tartanplaids für die Reise, Kautschukmäntel gegen den Regen und graue Badekostüme fürs Seebad u. s. w. Ja, kürzlich konnte man sogar einen prächtigen Hundepelz dort ausgestellt sehen für einen Jagdhund, der an Rheumatismus leidet und einem Redakteur eines der großen Pariser Blätter gehört. Alle diese Hundekleider, groß und klein, sind mit Täschchen versehen, die das Eisenbahnbillet, eine kleine Bürste oder das Taschentuch des **„Lord"** oder der **„Lady"** aufzunehmen bestimmt sind.

Hatten die Hunde früher bloß Kleider, so verfügen sie jetzt auch über Leibwäsche und jeder einigermaßen standesgemäß lebende Pariser Hund hat doch wenigstens sein Dutzend feine Batisthemden — wenn er gesund ist. Befindet er sich nicht ganz wohl, leidet er beispielsweise an schwachen Nerven oder an Kolik, so werden diese durch Hemden von Seide und Surah ersetzt. Hat der glückliche Besitzer solcher Hunde besonders guten Geschmack, so sind die Hundehemden mit den Initialen gezeichnet, über denen sich gegebenenfalls die Freiherrn-, Grafen- oder Fürstenkrone befindet. Das Taschentuch des vierbeinigen Lieblings dient weniger für die Nase, als zur Reinhaltung der oft triefenden Augen. Selbstverständlich trägt es in einer Ecke den Namen „Toutouts". Wer kennt nicht das Märchen vom gestiefelten Kater? Es hat sich überlebt, denn heutigentags sind auch die Hunde gestiefelt, und zwar aus einleuchtenden Gründen. Bei Regenwetter ist es nämlich unangenehm, wenn sie auf den sauber gewichsten Dielen von der Straße hereinkommend, ihre zahlreichen Fußspuren hinterlassen. Früher machte man ihnen kleine Lederstiefel; doch erwiesen sich diese als unpraktisch, denn sie wurden entweder verloren, oder dem Dienstpersonal blieb die zeitraubende Arbeit, sie wieder blank zu putzen.

Heute tragen die Hunde Gummischuhe. Denn diese schmiegen sich fest und wie angegossen an die Pfote an und brauchen nur mit einem feuchten Lappen wieder abgewischt zu werden. Man findet sie bei den Pariser Hundeschneidern ebenfalls in allen Größen.

In anderen Städten und Ländern, wo die Frage der Hundetoilette noch nicht zur „brennenden Frage" geworden ist, würden die Hundeschneider wohl schwerlich auf ihre Kosten kommen und aus Mangel an Kundschaft ihren Laden schließen müssen. Anders in Paris. Dort machen sie glänzende Geschäfte, denn ihre Kundschaft besteht nur aus den reichsten Leuten, die freigebig zahlen, ohne zu feilschen, während der für die Hundekleider verwendete Stoff, auch wenn er noch so kostbar ist, immerhin nur gering zu stehen kommt.

Besondere Festlichkeiten erhöhen außerdem den Bedarf. So ließ kürzlich einer der fremden Botschafter in Paris gelegentlich der Verheiratung seiner Tochter für seine sämtlichen Hunde prachtvolle Festtoiletten anfertigen. Die Hunde Seiner Exzellenz trugen die Farben der Livreen der Lakaien. Sie wurden an seidenen Schnüren geführt und an ihren Halsbändern waren Buketts von Orangenblüten angebracht. Als die Neuvermählten die große Freitreppe in der Botschaft heraufkamen, erregten die Hunde in ihren Galakostümen ihre besondere Freude. Ja, ein großer Pariser Bankier ließ kürzlich bei der Verheiratung seiner Tochter seinen Hunden wirkliche Hochzeitstoiletten anfertigen, die aus Kleidern von weißem Atlas bestanden und mit Brüsseler Spitzen und Orangenblüten-Girlanden garniert waren. Hierzu trugen die Vierfüßler Ballschuhe von weißem Satin.

Unter den zahlreichen Ausstellungen in den Pariser Modewarengeschäften ist eine in der Galerie d'Orléans für die eleganten Pariserinnen von nicht geringem Interesse. Denn daselbst thront der erste Hundeschneider von Paris, welcher in der Mode für die feine Hundewelt den Ton angibt. Selbstverständlich muß auch hier die Mode mitgemacht werden, und sogar Damen hohen Ranges halten es nicht unter ihrer Würde, persönlich die nötigen Artikel der neuesten Mode für die Toilette und den Komfort ihrer kleinen Lieblinge zu beschaffen. Im Probiersalon wird der vierfüßige Kunde vor einem großen Spiegel auf ein Kissen gesetzt, um sich das Maß nehmen zu lassen oder ein Kleidungsstück anzuprobieren. Unter den Kostümen, welche in den Schaufenstern ausgelegt sind, befinden sich Mäntelchen bis zum Preise von 150 Franken. Eines der hübschesten ist aus Astrachan mit rotem Seidenfutter, einem Sturmkragen aus Chinchilla und einer stattlichen roten Bandschleife. Auch eine sortie de bal aus rosa Seide, mit Hermelin gefüttert, und ein Staubmantel für Reisen, ferner ein Jagdanzug mit Goldknöpfen, ein Regenmantel, ein Frack für Festlichkeiten sind unter den Neuheiten zu schauen. Auch für feine Leibwäsche ist hinreichend gesorgt; denn ein Dandy der Hunderasse

muß einen Vorrat an Hemden und Taschentüchern besitzen. Ein Tag- oder Nachthemd aus Batist mit Spitzengarnitur kostet nicht weniger als 16 Franken und das halbe Dutzend Taschentüchelchen aus Batist mit Valenciennes nur 6 Franken. Das winzige Ding muß aus einer Tasche auf der linken Mantelseite hervorgucken. Mit den Halsbändern wird besonders großer Luxus getrieben. Aus feinem Leder oder Samt angefertigt, mit eingelegten Edelsteinen oder Gehängen aus solchen garniert, kosten sie von 20 bis 100 Franken. Auch Schleifen mit Kügelchen aus Filigranarbeit sind beliebt. Ein nach England bestelltes Halsband war aus Schweinsleder verfertigt und mit 930 regelmäßig angebrachten Nägeln so besetzt, daß es wie ein Perlenschmuck aussah. Hierzu gesellen sich noch die silbernen Schellen zu 10 Franken und die verschiedenen mit Seide auswattierten Hundekörbe für das Haus, die Reise, das Seebad, sowie die kleinen Wagen, in denen man die Hunde spazieren fährt. Für die Toilette dieser begünstigten Geschöpfe sind Kämme, Bürsten (sogar Zahnbürsten) je nach den Rassen assortiert und lassen an Kostspieligkeit nichts zu wünschen übrig. Da die Hunde wohlriechende Bäder nehmen müssen, was nicht überflüssig ist, so sind auch Parfüms in reicher Auswahl vorhanden. Unter den Kunden des Hundewarengeschäfts werden die Königin von Portugal, die Herzogin von Leuchtenberg, die Fürstin Urussow und die Damen des Hauses Rothschild, selbstverständlich auch viele Sterne am Himmel der Halbwelt genannt.

Die Industrie der Ausstattung von Hunden ist in Frankreich schon ziemlich alt, allein früher lieferte sie gewöhnlich nur den Mantel, während sie jetzt nach englischem Vorbilde Tag- und Nachtkleider, Anzüge für Haus, Straße und Festlichkeiten zu verfertigen hat. So weit wie in London, wo es auch Zahnärzte für Hunde gibt, die viele Abonnenten zu bedienen haben, ist nach Mitteilungen des ersten Pariser Schneiders für Hunde die Pflege dieser vierfüßigen Damenlieblinge in Frankreich noch nicht gediehen. Zuerst gönnten sich nur Halbweltdamen den Luxus, feingekleidete Hunde zu haben, jetzt hat er auch in der Gesellschaft Anhängerinnen. Die Hundeschneider haben wenigstens 5000 bis 6000 reiche Kunden, die alljährlich mehrmals Bestellungen machen. Die Ausstattung umfaßt ein Halsband mit bunten Steinen: 12 Franken, ein Armband: 8 Franken, ein halbes Dutzend Hemden: 60 Franken, ein halbes Dutzend Taschentücher: 6 Franken, einen Hausanzug: 15 Franken, einen Anzug für Seeaufenthalt: 15 Franken, einen Festanzug: 50 Franken, einen Reiseanzug: 25 Franken, einen Pelzrock: 25 Franken, zusammen 256 Franken. Das ist aber noch eine niedrige Summe, da der Juwelier oft Halsband und Armband zu liefern hat, die Wäsche aus feinstem Batist oder aus Foulard verfertigt wird und die Kämme, Bürsten, Parfüms, Kissen und vergoldeten Körbe auch noch ansehnliches Geld kosten.

Bisweilen lüftet ein Zufall, ein kleines Mißgeschick, das einen lieb und wert gehaltenen Hund ja auch einmal betrifft, den Schleier, welcher die Geheimnisse der Hundeputzstube für gewöhnlich der Welt verhüllt. So geschah es Anfang des Jahres 1899. Hierüber wurde gemeldet:

In ein Polizeikommissariat in Paris wurde dieser Tage eine auf der Straße aufgegriffene Windhündin gebracht, die, wie die Pariser Blätter erzählen, einen mit Seide abgefütterten stark wattierten und mit Zobel besetzten kaffeebraunen Tuchmantel trug! In einer Innentasche des Mantels befand sich ein mit echten Spitzen umsäumtes und mit einer — Grafenkrone besticktes Batisttaschentuch. Um den Hals hatte die vornehme Hündin ein gelbseidenes Band, das mit einer goldenen, mit echten Perlen und Brillanten besetzten Spange am Mantel befestigt war. Der Polizeikommissär und seine Leute sperrten das aristokratische Tier nicht mit anderen plebejischen Hunden und Hündinnen zusammen, sondern wiesen ihm im Dienstzimmer einen Ehrenplatz an und überhäuften es mit Zärtlichkeiten und mit Naschwerk. Und da sage einer, daß Kleider nicht — Hunde machen!

Was die Taschentücher der Hunde betrifft, so ist in sie der Name des Hundes kunstvoll eingestickt. Vor Betreten des Boudoirs oder Salons seitens des Tieres wird die Schnauze desselben, mit der es überall herumgeschnüffelt, gereinigt. In den Frühjahrskatalogen der Magazine findet man Hunde-„Mouchettes" häufig angekündigt.

Wenn aber, wie alle Welt weiß, gerade in Paris die Mode niemals rastet, sondern von Jahr zu Jahr die Welt mit neuen Schöpfungen überrascht und beglückt, so ist es nicht verwunderlich, daß sie, nachdem sie dem Tiere oder Tierchen alle erdenklichen Toilettengegenstände um- und übergehängt, nun auch noch den weiteren Schritt getan hat, die Toilette des Hundes mit derjenigen der Herrin oder umgekehrt in harmonische Übereinstimmung zu bringen. Dieses Werk hat sie gegen Ende des Sommers 1903 zustande gebracht. Davon war zu lesen:

„Der Lieblingshund der Pariserin spielt gegenwärtig in der bereits herbstlich angehauchten Toilettenfrage eine wichtige Rolle. Sein Fell soll nämlich nach der neuesten Vorschrift von Madame la Mode in der Farbe genau mit dem Promenadenkostüm der Herrin übereinstimmen. Jede elegante Dame ist nun genötigt, den Stoff für ihre Straßenrobe zu dem natürlichen Kleid ihres Hündchens passend auszusuchen, oder aber ihren treuen Vierfüßler gegen einen anderen einzutauschen, dessen „Hautfarbe" ihren Teint nicht zu blaß oder gar graugelb erscheinen läßt. Die Tuchfabrikanten müssen diese Modelaune vorausgeahnt haben, denn man findet unter den neuen Herbststoffen eine überraschende Auswahl zarter und kräftiger Nuancen, die

vorzüglich mit den Schattierungen der verschiedenen Hundefelle harmonieren. Da gibt es die weichen braunen Töne des Dachshundes, die mausgrauen des Windspiels, die rötlichbraunen des Gordon-Spürhundes, die beigefarbenen des französischen Pudels, die elfenbeinweißen des Bolognesers u. a. m. In einem der bekanntesten Ouidaschen Romane ist die Heldin fast immer in Samt gekleidet, dessen Farbe sich nicht im geringsten von dem Fell der sie begleitenden prächtigen Windhunde unterscheidet. Die für die Entstehung dieser allerletzten Neuheit verantwortliche Person dürfte die Idee der Farbenharmonie zwischen Toilette und Hundefell ohne Zweifel aus dem betreffenden Roman geschöpft hat. Um eine „Dachsrobe“ zu tragen, ist eine frische, rosige Gesichtshaut und hellblondes Haar unbedingt notwendig. Eine Dachshundbesitzerin, die beides nicht hat, und davor zurückschreckt, künstliche Mittel anzuwenden, tut besser, sich einen schwarzen oder beigefarbenen Pudel anzuschaffen, wenn sie nicht vorzieht, während der Herrschaft dieser Modekaprice ohne ihren vierbeinigen Begleiter auf den Boulevards zu erscheinen. Fast noch riskanter ist für eine nicht mehr in erster Jugendblüte prangende Weltdame die Farbe der dänischen Dogge. Kleidet dieses eigentümliche Gelb sie aber, ohne daß sie nötig hätte, es durch ein sattes Braun oder Rot zu heben, dann darf sie sicher sein, überall, wo sie mit ihrer großen Dänin sich zeigt, bewunderndes Aufsehen zu erregen. Für die trauernde Wittib eignet sich der jetschwarze Spitz am besten. Sein Fell ist allerdings von etwas glänzenderem Schwarz, als man gewöhnlich für tiefe Trauer zulässig erachtet, doch genügt eine am Halsbande befestigte schwarze Kreppschleife, um den Glanz zu dämpfen. Diese Spitze werden auch von nicht trauernden Damen, die mit Vorliebe schwarze Stoffe tragen, jetzt gern gehalten. Streng modern ist eine Robe von schwarzem Seidenmusselin auf schwarzem Taft, mit Spitzen und ein wenig türkisfarbenem Chiffon garniert. Das neben seiner Herrin einhertrippelnde schwarze Hündchen hat um den Hals ein mit Türkisen besetztes Bandeau, das im Nacken mit einer Schleife von demselben leuchtenden Blau verziert ist.“

Sofern, wie oben bemerkt wurde, seit einer Reihe von Jahren in Paris eine Abnahme der Hunde und eine Bevorzugung der Katzen sich merklich gemacht hat, so bezieht sich diese Wahrnehmung wohl nur auf jene Kreise der hauptstädtischen Bevölkerung, welche sich Luxusausgaben zu versagen gezwungen sind und alle die erwähnten Bekleidungs- und Putzgegenstände sind in der Tat nur der gut bemittelten höheren Gesellschaft zugänglich, wie deren Beschaffung und Anfertigung ja ausschließlich von dieser allein veranlaßt werden. Von diesen höhergestellten Gesellschaftskreisen gilt daher auch, was im Mai 1899 von dort unter „C. K.“ gemeldet wurde. Es heißt da:

„Die Herrschaft der Hunde ist in Paris ständig im Wachsen

begriffen und nimmt mitunter schon recht absonderliche Formen an. Kürzlich erst fand in Paris eine Hundehochzeit statt, bei der, wie bei fast allen Hochzeiten, der Braut-Trousseau die größte Rolle spielte. Er wurde mit großer Sachverständigkeit von der Herrin der Braut ausgewählt. Die Braut trug einen Rock aus weißem Satin, der mit kleinen weißen Knöpfen zugeknöpft wurde. Besetzt war er mit weißem Tüll und von weißen Fliedersträußen. Ein langer Brautschleier wurde unter dem Kinn von einer Schleife aus Orangenblüten zusammengehalten. Der Bräutigam trug einen regelrechten schwarzen Abendrock, das bei einer Zeremonie unerläßliche französische Kleidungsstück. Er war nach der neuesten Mode geschnitten, mit Frackschößen und mit Silber eingefaßten Aufschlägen und einem Knopfloch, seine weiße Blume zu tragen. Aber der Clou der Toilette war der Hut, der in einer besonderen winzigen Hutschachtel aufbewahrt wurde. Er war der gewöhnliche seidene Gesellschaftshut für Dachshundgröße gemacht, mit etwas gebogener Krämpe. Außerdem hatte der Bräutigam noch einen kleinen grünen Filzhut, Monte-Carlo-Fasson, in dem er sich sicher wohler gefühlt hat. Erst kürzlich wieder hat eine Französin auf anmutige Art ihren schwarzen Pudel, den sie zu einer Gesellschaft mitnahm, herausgeputzt: er trug unter anderem an jeder Seite des Gesichts Büschel von roten Banksia-Rosen."

In der Tat, die Hundeliebhaberei treibt gar seltsame Blüten. Und nicht nur in Paris, ebensosehr auch in der Weltstadt London. Muß der Hund selbst zahlreiche Torheiten der Mode an sich tragen, so muß er auch dazu dienen, die Mode der Damen zu unterstützen. . .

Eine in der vornehmen Londoner Gesellschaft sehr bekannte Dame, deren Name jedoch aus bestimmten Gründen verschwiegen werden muß, ist die Erfinderin einer neuen, höchst originellen „Profession" für Lieblingshunde. Sie hat die Mühe nicht gescheut, ihren diversen Foxterriers, für welche Hunderasse sie eine besondere Vorliebe hegt, Unterricht im Schlepptragen zu erteilen. Es erregte geradezu Sensation, als sich die Lady dieser Tage mit einem der so abgerichteten Geschöpfe auf der Straße zeigte, und der kleine Vierfüßler mit ungemein klugem Ausdruck in seinem Hundegesichtchen und unverkennbarem Stolze das ihm übertragene Amt ausfüllte. Sobald das Tier bemerkte, daß seine Herrin im Begriff war, die Straße zu kreuzen, erfaßte es mit seinen Zähnen vorsichtig den Saum der eleganten Seidenrobe an zwei oder drei Stellen, und mit erhobenem Kopfe, so daß kein Stückchen des Stoffes den Boden mehr berührte, trottete der vierbeinige Schleppenträger mehr neben der Dame, als hinter ihr. Nachdem sie das gegenüberliegende Trottoir erreicht hatte, ließ Bobby das Gewand wieder fallen und blickte zu der Marquise auf, als wollte er fragen, ob er seine Sache auch gut gemacht. Ein Lächeln und Kopfnicken der schönen Herrin belohnte den seltsamen kleinen Pagen in hohem

Maße, wie man an seiner durch lebhaftes Schwanzwedeln zum Ausdruck gebrachten Freude erkennen konnte.

Abgeschmackt endlich muß ich, trotz aller Wertschätzung des Hundes, eine Huldigung nennen, bei welcher dieses Tier als Ehrengabe neuerdings in den Kunsttempel einer Bühne eingeführt wurde. Der Sängerin, die am Stadttheater in Mainz den Hänsel darzustellen hatte, wurde als Auszeichnung auf offener Bühne ein Hund überreicht, und die Sängerin schien sich dadurch sehr geehrt zu fühlen, denn sie nahm den Hund dankbar an. Das Publikum schien freilich an dieser sonderbaren Huldigung keinen Geschmack zu finden. Es meinte darin ein Zeichen zu sehen, daß das Theater immer mehr auf den Hund komme, und die Leitung des Stadttheaters scheint eine ähnliche Empfindung zu haben; denn sie hat ihren Bühnenkräften verboten, in Zukunft derartigen Huldigungen sich willfährig zu zeigen.

Nachdem wir bisher schon an verschiedenen Stellen und in einem der oben angeführten Beispiele von Modenarrheiten, die in Paris in ganz besonderer Weise ausgebildet erscheinen, den Pariser Hund in den Bereich unserer Besprechung einbezogen haben, dürfte es nicht ohne Interesse sein, wenn wir dem Hunde in der berühmten Weltstadt noch eine eingehendere Beachtung widmen, weil der Pariser Hund uns in mehrfacher Hinsicht als ein eigenartiges Tier geschildert wird, welches durch die örtlichen Verhältnisse der Großstadt, durch den lebhaften Verkehr, welcher dort herrscht, sich eine besondere, das Tier auszeichnende Gewandtheit anzueignen pflegt.

Doch lassen wir uns hierüber des näheren von einem Franzosen selbst belehren. Der mehrfach genannte Barbou schreibt:

So viel Unbequemlichkeiten der Hund aus verschiedenen Gründen, wegen der engen Wohnräume, des Sichverirrens in den belebten Straßen, der in vielen öffentlichen Veranstaltungen, Theatern, Museen bestehenden Zutrittsverbote u. s. w. den Parisern verursacht, so sind sie trotz alledem große Hundefreunde. Und der Hund in Paris, sagt unser Gewährsmann, ist ein Original.

Unterscheidet er sich von anderen Hunden?

In der Tat, ich versichere es, wie ein Bewohner der Provinz sich von dem Bewohner des Boulevards unterscheidet.

Der Unterschied springt in die Augen.

Es will nichts besagen, daß ein Pariser mehr gilt als ein Provinzler, oder daß ein Provinzler einem Pariser von Natur überlegen ist.

Auf dem Boulevard der Italiener, in jeder beliebigen Straße der großen Stadt vermag man auf den ersten Blick den Hund aus der Provinz von dem Pariser zu unterscheiden.

Der erstere zeigt eine bestürzte Miene, er fürchtet sich vor den Wagen, er weiß nicht, wie er über den Fahrdamm kommen soll, und

wenn sein Herr ihn einen Augenblick verläßt, verliert er völlig den Kopf.

Der andere läuft mit einer besonderen Zwanglosigkeit dahin, er fühlt sich heimisch und läßt sich durch nichts beunruhigen. Selbst eine besondere Art zeigt er, in der er seine Freunde, die nicht zu ihm gehören, begrüßt. Er ist durch die Kultur gereift und schwer in Staunen zu versetzen. Er gefällt sich auf der Straße. Er trägt mitten in dem betäubenden Lärm das Gepräge der Ruhe zur Schau. Er weiß, wie er über die Straße kommen soll, weicht dem Wagengewirr aus, wartet auf dem Fußsteig mit dem nämlichen gleichzeitig geschäftigen und ergebenen Miene, welche alle Pariser zeigen, wenn sie an eine versperrte, verstopfte Straßenecke gelangen, wo sich ihnen ein Hindernis, schnell hinüberzukommen, entgegenstellt. Wenn dann die Ecke frei geworden ist, sei es, daß die Wagen für einen Augenblick in geringerer Anzahl fahren, sei es, daß die Sicherheitsbeamten nach dem Vorbild der Polizeimannschaft in London die schnell Fahrenden auffordern, einige Augenblicke zu halten, um die Bürger, welche zu Fuß gehen, hindurch zu lassen, sobald der Fahrdamm frei geworden ist, beeilen sich Menschen und Hunde und stürzen vorwärts. — — —

Der Hund von Paris zeigt die Gepflogenheit des Parisers. Er weiß niemals, wo er mit dem Kopfe anrennt, so beeilt ist er, aber er findet Mittel und Wege, die Hälfte des Tages, wenn auch unter Ächzen, mit Nichtigkeiten einzubüßen. — — —

In dem Maße, in welchem die Fuhrwerke sich bewegen, ändern die Hunde ihr Verhalten. Man sieht zurzeit in Paris auf den Kais einen kleinen Dachshund, welcher an jedem Tage einem kleinen Flußdampfer zu Fuß folgt.

Die Schiffe nehmen Hunde nur an der Brücke von Austerlitz auf und legen bald am rechten, bald am linken Ufer an. Der Hund verläßt den Flußdamm nicht und langt zu gleicher Zeit mit dem Schiffe an der Brücke an, wo er seinen Herrn trifft, und man nimmt ihn an Bord.

Ein Berichterstatter erzählte vor einiger Zeit folgenden Vorfall.

Ein Lehrjunge trug auf seiner Achsel einen jener aus Gips geformten Hunde von natürlicher Größe, wie man deren in den Läden mit Steingutwaren sieht. Seit einiger Zeit hat man derartige Tiere, welche ein wahrhaftiges Stilleben bilden, in Farbe, Gestalt, Haltung und besonders im Blick täuschend nachgebildet.

Als der Junge hinter der Oper angelangt war, war er ermüdet, stellte den Hund auf den Fußsteig nieder am Fuße des Geländers, auf das er sich setzte. Der auf die Erde gestellte Hund war mit dem Gesicht nach dem Jungen zu gerichtet. Junge Hunde, die in der Nähe gespielt, liefen herzu. Sie glaubten einen lebendigen Genossen zu finden, und näherten sich mit Freudensprüngen dem zu Boden ge-

stellten, um ihn einzuladen, an ihren Spielen sich zu beteiligen. Aber je näher sie herankamen, desto größeres Erstaunen malte sich auf ihren Hundegesichtern, welches in verschiedener Weise zutage trat. Der eine wendete sich um, um wieder zurückzugehen, der andere blieb stehen, ein dritter begann zu bellen und entfloh dann u. s. w.

In diesem Augenblicke ging einer jener Hunde vorüber, welche geradeaus laufen, oder auch, obwohl allein, schnell dahin laufen, die in ihr Geschäft zu gehen scheinen. Man begegnet deren überall in Paris.

Er war der Schar vom Damme her gefolgt. Als er ankam, hatte die Szene ihren Höhepunkt erreicht. Er stand still. Das Schauspiel war gewiß neu für ihn. Aber er ging mit keiner Pfote gegen das Stilleben vor.

Mit ernstem Blick prüfte er die Ursache der Unruhe und schien mit einem Augenblinken die Sache sich zu überlegen, denn sogleich nahm er seinen Lauf wieder auf, indem er die anderen Hunde, die sich hatten täuschen lassen, verächtlich anblickte. Ja, es dünkte dem Beobachter, daß er „die Achseln zuckte". (?)

Der Hund von Paris ist mit allen Pariser Industriezweigen verknüpft. Man erwähnt deren, welche dazu abgerichtet sind, Spaziergängern das Schuhwerk schmutzig zu machen, um auf diese Weise ihren Herren, den öffentlichen Stiefelputzern, einige Sous zuzuwenden. Andere gießen frühmorgens die mit Unrat gefüllten Eimer in die Gossen aus. Es gibt sogar Hunde, welche die Gewohnheit annehmen, die Theater zu besuchen.

Man hat mir, schreibt der Verfasser, die Geschichte eines Hundes erzählt, welcher sein ganzes Leben auf der Bühne eines unserer großen Theater zubrachte und mit unvergleichlicher Sorgfalt über ausbrechende Brände wachte. Von seiner Witterung geleitet, zeigte er, noch bevor die Feuerwehrleute irgend etwas bemerkt hatten, den geringsten Funken an. Auf sein Gebell eilte man sofort herbei, und infolge seiner Wachsamkeit unterdrückte man mehr als zehn Unfälle.

Der Direktor dieses Theaters, einer der seltsamsten Geizhälse unserer Zeit, fuhr, als man ihm unter der Berechnung seines Aufwandes den Posten: „Nahrung für den Hund: 15 Franken" vorlegte, auf mit der Frage: „Was ist das?"

„Herr," entgegnete der Regisseur, „Sie wissen es ja, es ist der Hund, welcher das Feuer merkt, der Theaterhund, welcher Sie beschützt hat, Sie und uns vor manchem Unglück."

Der unfreundliche Direktor fand, daß ein solches Tier zu hoch bezahlt werde, und daß die Maschinisten zusammen für die Ernährung des Hundes zu sorgen hätten.

Wie anderwärts so nimmt auch in Paris der Hund den im Hause herrschenden Ton an. Wenn er von einem freundlichen Herrn

gehalten wird, zeigt er sich demütig in seinem Auftreten, verkriecht sich in einen Winkel, und zeigt durch sein Betragen an, daß er nicht stören will, daß er nur einen ganz kleinen Platz braucht. Unter Liebkosungen erobert er sich nach und nach die Zuneigung aller und verrät seine Wohltäter niemals.

Der Pariser Hund kennt die Läden, weiß, wo die Lieferanten wohnen, weiß bisweilen sogar, wo sich das Polizeiamt befindet.

Eine alte, halbnärrische Bettlerin, mit einem lächerlichen Aufputz bekleidet, diente vor einigen Jahren zum Spielball schlimmer Spaßvögel. Wenn eine Schar von Straßenjungen hinter ihrem Gelumpe heulte und zu laut und zu zahlreich wurde, dann nahm die unglückliche Alte für einen Augenblick bei einem Polizeibeamten Zuflucht. Ihr Hund, der sie so gut er konnte, verteidigte, lief eines Tages in der Straße allein und wurde von den Gassenjungen des Viertels erkannt. Sie banden ihm eine alte Kasserole an den Schwanz.

Sofort wußte er, was er zu tun hatte. Er lief wie seine Herrin direkt zum Polizeibeamten, wo er Schutz fand.

Viele Hunde in Paris haben einen heißen Drang nach Freiheit. Ob er dies von den Parisern hat, wer weiß es? Aber man kennt unzählige tatsächliche Beispiele, welche ihr Verlangen nach Unabhängigkeit beweisen.

Hier ein Beispiel, den Memoiren Duponts entlehnt! (89*)

Gegen Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte in Paris ein bei den Bewohnern des Luxembourg wohl bekanntes Original, dem man den Beinamen „der Abt Dreißigtausend Mann" gegeben, weil er in dem Garten, in dem er alltäglich einen großen Wortschwall zum besten gab, versicherte — nach Turenne, wie er behauptete —, daß er ganz Europa zur Vernunft bringen könne mit einer Truppenmacht von 30.000 Mann.

„Der Abt Dreißigtausend Mann" starb und hinterließ als einzigen Gefährten, den er besaß, einen Wolfshund namens **Sultan**. **Sultan** verschmähte es, einen anderen Herrn anzunehmen. Er verweigerte alle Adoptionsanträge, die man ihm stellte, und wählte den Garten des Luxembourg zu seinem Wohnsitze, wo er auf einem Sessel lag, wenn das Weter schön, unter ihm, wenn es schlecht war.

Tagsüber ging er mit Personen, die ihn kannten, spazieren, nahm von dem einen ein Stück Zucker, von dem anderen etwas Gebackenes an.

Wenn am Abend die Spaziergänger den Garten verließen, ließ er sich gern zu einer Abendmahlzeit einladen. Man rief ihm zu: „**Sultan,** willst du mir die Ehre erweisen, mit mir zum Abendessen zu gehen?" und, wenn er sich noch nicht irgendeinem anderen verpflichtet hatte, bezeugte er durch Liebkosungen und Kläffen das Ver-

gnügen, welches man ihm bereitete. Ohne sich je zu irren, begleitete er springend die Person, welche ihn zuerst eingeladen.

Als guter Gast zeigte er guten Appetit, mit dem er speiste, bekundete, solange das Mahl dauerte, eine vollendete Liebenswürdigkeit und Artigkeit, und als der Napf geleert war, hielt er sich noch eine längere Zeit auf, so daß man ihn nicht der Unhöflichkeit beschuldigen konnte.

Aber wenn die schickliche Zeit verstrichen war, wünschte er fortzugehen, und er geriet in Zorn, wenn man versuchte, ihn, seinem freien Willen zuwider, zurückzuhalten.

Ein ungezogener Wirt wollte ihn eines Tages anbinden. **Sultan** biß ihn, zerbiß den Strick und entfloh. Seit dieser Zeit bezeigte er ihm bei jeder Gelegenheit seinen Groll.

„**Sultan**", erzählt Dupont, „erwies mir mehrmals die Ehre, mit mir zu speisen, und blieb in meiner Gesellschaft bis eine Stunde nach Einbruch der Nacht. Er tat dies, weil er wußte, daß ich seine Freiheit gewissenhaft achtete und daß ich ihm die Tür öffnen würde, sobald er das Verlangen danach zeigte."

Wie immer das Betragen des Hundes sein mag, es entspricht demjenigen des Menschen. — —

Es gibt in Paris „Bohemiens" von Hunden, welche an geordneter Lebensweise kein Gefallen finden, sich nicht zügeln lassen, kein Joch auf sich nehmen wollen, Hunde, die, mit einem Worte es zu sagen, eine klägliche Aufführung an den Tag legen. Sie laufen in die Kaffeehäuser, betteln um ein Stück Zucker, wandeln des Nachts umher, haben keinen bekannten Aufenthaltsort, und führen ein wahres Hundeleben. Aber es währt nicht lange, so bezahlen diese Hunde ihr Übelverhalten sehr teuer. Der Häscher lauert ihnen auf.

Die Hunde in Paris gehören den verschiedensten Arten an, ja man sieht Spielarten, welche anderswo nicht vorkommen. Es ist schwierig, einen Zeitabschnitt genau zu bestimmen, in welchem eine besondere Art von Frauenhündchen Mode gewesen ist. Seit undenklichen Zeiten gilt unzweifelhaft der Windhund als ausgesprochen aristokratischer Hund. Auf den ältesten Grabdenkmälern zeigen die Abbildungen hochgestellter und mächtiger Damen fast immer einen Windhund zu Füßen, der als Zeichen der Treue angebracht ist. Im 15. und 16. Jahrhundert findet man auf Gemälden religiöser Art kleine Hunde, welche würdevoll inmitten heiliger Personen sitzen.

Unter Ludwig XIV. war der spanische Zwerghund sehr in Aufnahme, und auf den Porträts der Standesdamen dieses Herrschers sieht man ziemlich häufig kleine Hündchen mit langen, seidenartigen Ohren aus den Seiden- oder Samtgewändern hervorgucken, wo sie ruhig schlafen oder wütend bellen, zweifellos Wachtelhündchen. Im vorigen Jahrhundert war eine andere Art kleiner Hunde — der

carlin — Modehund, welcher das Entzücken unserer Großmütter bildete. Die Revolution von 1789 scheint mit ihrem Sturme ebenso wie viele andere Erinnerungen der Vergangenheit diesen Hund hinweggefegt zu haben, und der Hund der Kaiserin Josefine ist wohl der letzte dieser Hundeart, welcher in anekdotenhaften Erinnerungen erwähnt wird. Um das Jahr 1845 sah man im Laden des Vater Tabary, eines Antiquars in der Straße Guérrégaud, einen Hund, der Anspruch darauf hatte, zu dieser Rasse gezählt zu werden. Heutzutage werden Hunde dieser Art nicht mehr beachtet. —

Ausstellungen von Hunden gibt es in Paris fast alle Jahre. Gewöhnlich werden dieselben auf der großen Terrasse der Tuillerien abgehalten, welche zwischen der Brücke von Solferino und dem Concordienplatze an der Seine sich hinzieht. Diese Ausstellungen sind außerordentlich beliebt. Die armen Hunde freilich sind wenig entzückt darüber, sie sind unzufrieden mit den Preisen, die man für sie aussetzt, aber die Auswahl ist vorteilhaft, die Vergleichung wertvoll. Sie können dazu dienen, einzelne Rassen großer Hunde in voller Reinheit fortzupflanzen.

Der „jardin d'acclimation" seinerseits macht anerkennenswerte Anstrengungen, schöne und gute Hunde aller Art zu erzielen und man muß anerkennen, daß sein Streben von Erfolg gekrönt ist. Leider ist die Zahl seiner Zöglinge eine sehr beschränkte, und Hundeliebhaber, welche sich an die Verwaltung wenden, müssen längere Zeit warten, bis man ihnen einen einige Wochen alten Hund liefert. Das entmutigt die Leute sehr.

Aber die bewundernswerte Schar von Hunden, welche man in jenem Garten findet, gilt als einer der wesentlichsten Anziehungspunkte dieser schönen Stelle der Promenade, sie erregt Begeisterung unter den Besuchern.

Zwei kleine Industriezweige beschäftigen sich damit, den Hunden ihre besondere Sorgfalt angedeihen zu lassen. Der eine ist der Scherer, der andere der Bader.

Der Scherer, welcher auch die Kunst übt, Katzen zu scheren, ist beim Hundevolk nicht sehr beliebt. Wenn er durch ein Stadtviertel geht, heulen alle Hunde hinter seinen Fersen her, und die Pudel, die am meisten mit ihm zu tun haben, zeigen sich ganz besonders erbittert.

Woher diese Feindseligkeit? Einfach daher, daß die Hunde nicht gern geschoren sein wollen.

Der Bader hingegen wird von den Hunden mit einer gewissen Freude begrüßt. Im Sommer hält dieser sich am Fuße der Brücken auf, am Seineufer. Der besuchteste Ort ist die Brücke der Künste. Besonders Sonntags kommen die Pariser mit ihren Hunden, die sie dem Bader anvertrauen. Dieser seift sie ein, bürstet sie, taucht sie ins Wasser, bringt sie dann in eine Wanne voll geschwefeltem Wasser, um

die Flöhe zu vertilgen, und wirft endlich einen Stock in den Fluß hinaus, damit sie danach schwimmen und ihn holen. Gereinigt kehren sie zurück. Aber ohne Lebensart, wie sie sind, wälzen sie sich, nachdem sie kaum sich abgeschüttelt haben, im Staube und verderben die ganze Wohltat des Bades.

Für die Hunde ist das sehr heilsam. Was die kranken unter ihnen anbelangt, so haben sie ihre Hospitäler, unter anderen das des Herrn Brurrel. Es ist sehr interessant, ihm einen Besuch abzustatten.

Man stelle sich die durch Gitter in einem Hofraume abgeteilten Gemächer vor, welche für die Kranken bestimmt sind. An den Mauern entlang befinden sich in zwei Reihen übereinander Verschläge von verschiedener Größe, in denen die größte Reinlichkeit herrscht, welche die Hauptbedingung für die Heilung bleibt.

In der ersten Kammer befinden sich die kleinen Stubenhündchen, in Wolle gepackt, von Flaumkissen umgeben. Hier zeigt sich wie überall die Ähnlichkeit des Tieres mit dem Menschen. Diese Hunde haben die Krankheiten der Lebemänner, derjenigen, die im Überfluß leben; die meisten sind gelähmt. Sie sind träge, ihre kleinen Pfoten, die so geschwind waren, haben die Beweglichkeit eingebüßt, sie blicken traurig, mit erloschenen Augen drein.

Ihnen zur Seite befinden sich Fieberkranke, welche an allen Gliedern zittern und frösteln. Ein großer Ofen, welcher mitten in der Abteilung geheizt wird, gibt ihnen eine milde Wärme, die sie heilen soll.

An einer anderen Stelle befinden sich die Verwundeten, die Krüppel. Der eine ist gebissen worden, der andere hat eine gebrochene Pfote, ein dritter eine aufgerissene Schulter. Sie winseln leise und ächzen. Wenn aber die Stunde zum Verbinden kommt, die ihnen Erleichterung bringen soll, reichen sie das kranke Glied von selbst hin und lecken die Hand ihres Arztes.

In einem besonderen Hundestalle sind die armen Teufel eingesperrt, welche an Hautkrankheiten leiden.

Endlich sieht man in einem geräumigen Gemach und in dem weiten Hofraum diejenigen Hunde, welche allmählich wieder aufleben, die Wiedergenesenden, die dem Besucher schon wieder heiter sich nähern, zwar noch etwas wackelig, aber doch bereits im Genuß der ungeheuren Freude, welche man empfindet, wenn man nach und nach die verlorenen Kräfte wieder erlangt. —

Diese ganze kleine Gesellschaft von Kranken wird gehätschelt und überwacht. Es gibt Wächter für den Tag und solche für die Nacht, und die größte Ordnung herrscht unter diesen Pfleglingen.

Herr Brurrel ist ein vollendeter Hundearzt. — — —

Herr v. Cherville (90*) hat eine Statistik über die Hunde von Paris eröffnet, die mit dem Jahre 1879 beginnt. Es wurden zu

diesem Zeitpunkte seitens des Fiskus in der Hauptstadt Frankreichs 65.782 Hunde gezählt, so daß die Ziffer der dort wirklich vorhandenen Hunde sich auf 70.000 stellt, denn eine gewisse Anzahl entzieht sich immer der Steuer.

Die am stärksten bevölkerten Stadtviertel (**arrondissements**) sind die von Etignancourt, La Chapelle, Saint-Ambroise, La Roquette, Portes Saint-Denis und Saint Martin, der Stadtteil Saint-Georges der Chaussee d'Antin. Selbstverständlich gibt es in den Handwerkervierteln Wachthunde in größerer Anzahl, während in den reichen Vierteln Luxus- und Jagdhunde überwiegen.

Nutzhunde herrschen in Belleville, in Charonne und der Umgebung des Père-Lachaise vor.

Diese furchtbare Meute — sämtlicher Pariser Hunde — bedarf alljährlich nahe an drei Millionen Kilogramm Brot.

Die Hunde sind steuerpflichtig, aber sie sind deswegen nicht stolzer."

— — — — — — — — — — — — — — — —

B a r b o u behandelt nun weiter ausführlich die Besteuerung sowie den Maulkorbzwang und kommt auf die Schutzmaßregeln gegen die Tollwut zu sprechen, Beziehungen des Hundes, welche an anderer Stelle dieses Buches zur Besprechung gelangen, für die in der von mir benutzten Literatur, von den Berichten Barbous ganz abgesehen, reiche Quellen eingehender Erörterung fließen.

Nur bezüglich e i n e s Gegenstandes folgen wir Barbou noch einmal in dem bereits nach seinem Hauptinhalt wiedergegebenen Kapitel über die Hunde in Paris, und zwar widmen wir hier noch seinen Ausführungen über den „Hundemarkt" unsere Beachtung.

„Der Markt für Hunde befindet sich auf dem für den Pferdemarkt bestimmten Platze. Er zieht sich am Boulevard Arago hin, während der Eingang dazu am Boulevard de l'Hôpital gelegen ist.

Dieser Markt wurde unter H e i n r i c h III. auf einer Abteilung des Platzes des Hotel des Tournelles errichtet, und unter H e i n r i c h IV. auf den Platz am Boulevard der Kapuziner verlegt. Durch einen Erlaß vom Juli 1642 gestattete der König einem seiner Apotheker und Kammerdiener, François Barajou, in der Vorstadt St. Viktor, auf einem in alter Zeit „**la folie eschalant**" genannten Platze, einen neuen Hundemarkt zu errichten, der jetzt am Boulevard des Krankenhauses liegt.

Im Jahre 1760 ließ man an der Außenseite des Platzes einen Pavillon erbauen, welcher als Dienststube und als Wohnung des Direktors des Marktes diente. Im Jahre 1818 führte man Verbesserungen aus. Die Fläche wurde geebnet, mit neuen Bäumen bepflanzt und Pfähle in geeigneterer Weise angebracht als bei der alten Anlage.

Von 1870 bis 1879 wurde dieser Markt vorübergehend in die

Nähe des Friedhofes Montparnasse verlegt, auf einen Platz, welcher nach dem Boulevard d'Enfer und dem Boulevard Montparnasse sich erstreckt. Die Bewohner des Viertels Montparnasse reichten ein Gesuch ein, man möge ihnen den Markt belassen, weil derselbe eine große Menge von Besuchern herbeizöge. Aber man konnte diesem Wunsche nicht entsprechen, und man hat den Markt am Boulevard des Krankenhauses seiner anfänglichen Bestimmung übergeben. Infolge dieser Anordnungen ist er nur ein wenig eingeschränkt. Der Verkauf von Pferden findet am Mittwoch und Sonnabend statt, der von Hunden alle Sonntage von Mittag an.

Der Platz besitzt nichts Anziehendes. Ein weiter Raum ist von Mauern eingeschlossen, den man durch eine Schranke betritt. Für jeden Hund, den die Händler hineinführen, zahlt man 10 Centimes.

An den Tagen, wo der Markt stark besucht ist, zeigt er ein wunderliches Aussehen. Man findet alle Arten von Hunden dort, mit Ausnahme der sehr schönen Gattungen. Vorherrschend ist der Straßenhund vertreten. Alle diese guten Tiere bellen entweder oder schlafen an der Seite ihres Verkäufers. Die einen scheinen den Käufern, welche vor ihnen hingehen, zuzurufen: „Nimm mich, ich werde alle meine guten Eigenschaften dir zu Diensten stellen, ich werde dich lieben und niemals verlassen. Nimm mich, ich bin hier unglücklich, ich kann mich einem groben Menschen nicht anschließen, der nur eine Sorge hat, mich um ein Stück Geld loszuwerden."

Alles an ihnen kündigt diesen Wunsch an. Sie machen schön, suchen zu gefallen, wedeln vergnügt mit dem Schwanze, ihre Augen glänzen.

Andere tragen die größte Gleichgültigkeit zur Schau. Man versteht, daß ihnen schon so viel Abenteuer zugestoßen sind, daß sie abgestumpft sind, daß das Leben für sie keine Täuschung, keine Überraschung mehr bietet.

Wieder andere, die kleinen Stubenhündchen, werden von alten Frauen in den Armen getragen, welche deren Schönheit anpreisen. Sie tragen am Halse Bänder in allen Farben und blicken die Vorübergehenden mit lieblichen Mienen an.

Es vergeht wohl kein Sonntag, ohne daß heftige Streitigkeiten ausbrechen und der an sich schon lärmreiche Markt wird geradezu zur Hölle. Die Hunde beteiligen sich an den Händeln und ihr Geheul mischt sich mit dem Lärm menschlicher Stimmen.

Woher kommen diese Schreier? Ein Besucher behauptet einem Händler gegenüber, daß der Hund, den dieser verkaufen will, ihm gestohlen sei, und der erstere hat fast immer Recht. Wer zieht aus dem Hundediebstahl Nutzen? Sicher doch derjenige, der ihn verkaufen will.

Diesem Rechtssatze gemäß begibt sich jeder Hundebesitzer, der bestohlen worden ist, nachdem er dem Stalle für verirrte Hunde einen

Besuch abgestattet, am nächsten Sonntag auf den Hundemarkt. Findet er dort sein Eigentum wieder, so erhebt er Anspruch darauf. Daher die Beteuerungen, welche leider kein Ende nehmen wollen.

Es gibt sehr achtbare Leute unter den Hundehändlern, anderseits aber auch solche, die eines Rufes genießen, der wohl verdienter Weise so schlecht als möglich ist. Man kann denen letzterer Art nur mit entschiedenem Mißtrauen begegnen. Wir haben einen dieser Industrieritter auf frischer Tat ertappt, der eben einem unserer Freunde einen Griffon verkauft hatte und Mittel und Wege fand, ihn genau 14 Tage nachher zu stehlen, ihn getreulich zurückbrachte, aber — seine Entschädigung dafür forderte.

Die Hundediebe sind in jeder Stadt, besonders in Paris, sehr stark vertreten und ihr Gewerbe ist, wie es scheint, ziemlich einträglich.

Auf dem Hundemarkte findet man auch einen Rattenverkäufer, welcher eine merkwürdige Erscheinung bildet. Er tötet, wenn man es will, eine Ratte mit einem Biß seiner Zähne. Dieser Mann verkauft die Nagetiere an diejenigen, welche die Tüchtigkeit der Rattler erproben wollen."

Die Hundeliebhaberei in Paris hat, wie vorstehende Ausführungen bestätigen, eine reiche Fülle von Erscheinungen des öffentlichen Lebens und mannigfaltige Einrichtungen hervorgerufen, welche für den Freund des Hundes lebhaftes Interesse darbieten.

An Luxushunden ist Paris von jeher besonders reich ausgestattet gewesen. Es sind deren in allen Rassen und Spielarten vertreten. Ich sah, heißt es in einem Aufsatze der Gartenlaube, vor kurzem auf dem Schoß einer Dame ein Havaneserhündchen, für das man ihr zweitausend Franken geboten hat. Die unnützen Bestien werden immer am teuersten bezahlt. Wie die Pferde werden auch die Hunde auf einem Markte, der sich auf dem Boulevard de l'Hôpital befindet, zum Verkauf ausgestellt. Dieser Markt wird auch wohl von vornehmen Damen besucht. Eine ganz eigentümliche Industrie macht den Pariser Hundebesitzern viel Sorge. Nirgendwo nämlich ist die Hundedieberei so systematisch ausgebildet, wie in der Hauptstadt Frankreichs. Die Hundediebe bedienen sich zur Ausführung ihrer sträflichen Absichten eines unfehlbaren Mittels. In einem Zwerchsack, den sie auf dem Boden nachschleifen lassen, haben sie gewisse Substanzen versteckt, deren Geruch jeden Hund unwiderstehlich anzieht. Das Tier folgt dem Verführer, der, an einem einsamen Orte angelangt, es, wenn es zur ordinären Rasse gehört, sogleich abmurkst, wenn es aber ein Luxushund ist, lebend in den Zwerchsack steckt. Das Fett des getöteten Hundes wandert in die Fabrik, wo es in Tierschwärze verwandelt wird; was den Luxushund betrifft, so späht der Dieb im Stadtviertel herum, wo er den Diebstahl begangen, und sobald er an einer Ecke einen Zettel gewahrt, der in großen Buchstaben

eine Belohnung dem redlichen Finder des verlorenen und genau signalisierten Hundes verheißt, übergibt er das vierfüßige Corpus delicti einem seiner Freunde und Mitstrebenden, der sich beim Eigentümer als redlicher Finder einstellt, die Belohnung in Empfang nimmt und mit dem Diebe teilt.

Auch ein anderer Industriezweig steht in der Seinestadt in Blüte. Er erstreckt sich auf das Wegfangen der daselbst ebenfalls zahlreich vorhandenen Katzen. Die Katzendiebe bedienen sich zu diesem ihrem Geschäft hierzu sehr trefflich abgerichteter Hunde, mittels deren sie die von ihnen geschätzten Tiere einfangen lassen. Paris ist also nicht nur reich an Hunden, sondern auch an Industrierittern, denen die Hunde in mannigfacher Weise zu Diensten stehen müssen.

Aber nicht nur in Deutschland, Frankreich, England sowie in anderen Ländern Europas huldigen einzelne Kreise desjenigen Teiles der Gesellschaft, welcher mit Glücksgütern gesegnet ist, einem übertriebenen, in seinen Erscheinungsformen verletzenden Hundekultus. Von jenseits des Ozeans her wurde im Jahre 1893 über eine festliche Veranstaltung berichtet, welche nur den Zweck hatte, einem Lieblingshunde eine Ehre zu erweisen, die nur dem Menschen gebührt und welche das Tier zum gefeierten Mittelpunkt einer Versammlung von Genossen seines Geschlechts erhoben, die in der Art, wie sie gefeiert wurde, geradezu als Tollheit sich kennzeichnet. Man schrieb hierüber aus Amerika:

„Da hat neulich eine Mrs. Eugene Clark, die ein hervorragendes Mitglied der „Vierhundert" ist, ein Hundebankett veranstaltet, von dem nicht nur Chicago, sondern jede andere Großstadt beider Welten etwas lernen könnte. Die besagte Aristokratin besitzt einen japanischen Hund namens **„Ootah"**. Um diesem Liebling Freude zu bereiten, lud sie eine Anzahl japanischer Hunde zu einem Bankett. Eine große Zahl solcher Tiere erhielt **Ootahs** Einladungen in englischer und japanischer Sprache. Zwanzig Köter nahmen an und erschienen mit ihren in den Farben ihrer Schützlinge kostümierten japanischen Wärterinnen in **Ootahs** Salon, dessen Wärterin natürlich ebenfalls in vollem japanischen Staate prangte. **Ootahs** Gäste wurden an ihre Tische geleitet, welche 6 Zoll hoch waren und für je vier Hunde Platz hatten. Zeigte sich einer der Vierfüßler etwas widerspenstig, so wurde er, wie das in diesen Kreisen Brauch ist, sofort durch Küsse besänftigt. Auf jedem Hundeplatze lag eine japanische Serviette; das Menü bestand aus gebratenen Hühnern, japanischer Torte, süßem Fleisch und Fruchteis. Nach dem Bankett wurden die Gäste in Tücher und Decken gehüllt und in Droschken nach Hause befördert.

So geschehen in der großen Stadt am Hudson, in welcher ganz so wie in London jährlich eine Anzahl Menschen Hungers sterben und

wo Tausende von Näherinnen sich durch zwölf bis vierzehn Stunden am Tage die Schwindsucht an den Hals arbeiten, um 30 Cents zu verdienen.

Ist auch nun in dem hier geschilderten Vorkommnisse die Hundenarrheit ins Grenzenlose übertrieben, so herrschen doch gerade in den Großstädten Amerikas Zustände bezüglich der Hundeliebhaberei, welche diejenigen in unseren Großstädten noch übertreffen. Das Schlimme hierbei aber ist, daß man aus übertriebener Vorliebe für das Tier die Pflichten gegen menschliche Wesen hintansetzt. Es erhellt dies aus einer Feuilletonnotiz, die ich mit Erlaubnis der Redaktion einem Aufsatze über „Amerikanische Frauen" den „Leipz. N. Nachr.", März 1900, entnehme, in dem es heißt:

„Die schönen New Yorkerinnen müssen gerade jetzt wieder einmal den Vorwurf hinnehmen, daß sie durch und durch dekadent seien, und als Beweis dafür wird die Tatsache angeführt, daß „Babies" außer Mode seien, während ein geradezu sündhafter Luxus mit allen möglichen Arten von Schoßhunden und anderen Kötern getrieben werde. Nur ärmere Familien freuten sich noch am Besitz von Kindern!

Jedenfalls ist es richtig, daß man in den eleganten Stadtteilen New Yorks, in den Straßen, deren palastartige Gebäude ungeheure Reichtümer beherbergen, nur verhältnismäßig selten ein Kindergesicht erblickt. Dagegen stolpert man bei jedem Schritt über einen kleinen kläffenden Gesellen, der meistens ein brillantengeschmücktes Halsband und bei kühlem Wetter einen Mantel aus Astrachan trägt. Diese vierfüßigen Aristokraten haben ihre eigenen Schneider und sogar ihre eigenen Schuhmacher, die ihnen feine Lederschuhe herstellen, damit sie sich bei schlechtem Wetter keine nassen Pfoten holen, und man berechnet, daß ein solcher Hund für seine Kleidung zwischen fünfzig und hundertfünfzig Dollar braucht. Obendrein besitzt mancher dieser beneidenswerten Köter seine eigene Dienerin, und während etwa vorhandene Kinder auf die Kinderstube gebannt bleiben, genießt er den Vorzug, das ganze Haus zu seiner Verfügung zu haben.

Inzwischen beklagt sich die Gesellschaft zur Rettung bedürftiger Kinder bitterlich darüber, daß in New York jährlich höchstens vier bis fünf elternlose Kinder von gutsituierten Familien adoptiert würden, während der Tierschutzverein berichtet, daß fast alle Hunde, die in den Straßen als herrenlos eingefangen werden, entweder sofort von den Eigentümern abgeholt oder von Liebhabern gekauft würden. Die von der Rettungsgesellschaft aufgenommenen Kinder dagegen müssen zu Tausenden nach auswärts gesandt werden, nach den westlichen Staaten oder aufs Land, weil in New York mehr Interesse für — Schoßhunde herrscht!"

Bekannt ist, daß überall, in Stadt und Land, und wir haben, soweit Frankreich in Betracht kommt, Barbou davon eben erzählen

gehört, die Liebhaberei für den Hund einen Erwerbszweig gezeitigt hat, unter Leuten, die ihrerseits eine eigene Art von Hundeliebhaberei betreiben, welche darin besteht, daß sie den Hunden nachstellen und unerlaubterweise sie sich aneignen, den Hundediebstahl.

An erster Stelle sind es auch in dieser Beziehung die großen Städte, welche Hundefreunden dieser Art ein weites Feld zur Entfaltung ihrer im Geheimen wie öffentlich nicht selten mit großer Frechheit geübten Tätigkeit darbieten. Je wertvoller das Tier, je edler seine Rasse, je stattlicher seine Gestalt, desto willkommener erscheinen sie der Begehrlichkeit jener Industrieritter, desto beharrlicher werden sie verfolgt.

In der französischen Hauptstadt scheint dieser Geschäftszweig in besonders weitem Umfange betrieben zu werden, und die oben geschilderten Verhältnisse haben in neuester Zeit eine bemerkbare Steigerung erfahren. Man schrieb von dort im Jahre 1902:

„Der Hundediebstahl hat zwar zu Paris, wie in allen großen Städten, stets sehr geblüht. Aber seit neuerdings die Polizeipräfektur ihr Maulkorbgesetz so kräftig durchzuführen gesucht, hat sie den Hundedieben einen förmlichen Freibrief verschafft. Es werden jede Woche an hundert Hunde gestohlen. Hiervon gehen viele nach England und dem Auslande, wo die Diebe oder ihre Hehler geschäftliche Verbindungen haben. Andere kommen wieder an ihre Herren zurück, natürlich gegen hohes Lösegeld. Gustav v. Rothschild besitzt einen Pudel, auf den er sehr hält. Das Tier wurde ihm voriges Jahr dreimal gestohlen und jedesmal mit einer so hohen Summe wieder eingelöst, daß dieser Pudel unzweifelhaft einer der teuersten Hunde geworden ist, die es je gegeben. Die meisten Diebstähle werden morgens verübt, wenn die Hunde von den Wärtern ins Freie geführt werden. Die Diebe verstehen sich auch darauf, die Hunde umzukleiden, d. h. durch Scheren und Färbung der Haare unkenntlich zu machen. Sie verkaufen sie dann ungescheut, selbst auf dem Hundemarkt. Dieser ist wiederum ein Ort, wo viele Hunde gestohlen werden. Der Hundediebstahl ist wenig gefährlich, weil die Polizei nicht viel dagegen vermag. Sie kann nicht leicht unterscheiden, wer der wirkliche Eigentümer eines Hundes ist, und auch über den Hund selbst bleibt sie gewöhnlich im Unklaren."

In Paris bildet der Hundediebstahl eine eigene Industrie, die ihren Mann reichlich nährt. Verloren gegangene Hunde werden gewöhnlich durch Anzeigen oder kleine geschriebene Plakate an Straßenecken wieder zu erlangen gesucht. Finden die, welche den Hund gestohlen haben, das Trinkgeld annehmbar, so führt einer der Hundefänger, der sich nie in dem betreffenden Viertel hat blicken lassen und der infolgedessen nicht in Verdacht geraten kann, den gestohlenen Hund zu seinem Herrn zurück, nimmt das Geld in Empfang und

teilt es mit seinen Kameraden. Nur in dem seltenen Falle, daß die Nachforschungen ausbleiben, schlachtet der Hundejäger das Tier, damit er seine Mühe doch wenigstens durch das Fell und das Fett des Hundes bezahlt erhält. Die meisten Pariser Hundebesitzer kennen aus wiederholter Erfahrung die Unannehmlichkeit dieser Lösegeldsteuer, die die Räuber zu der derjenigen der Stadt hinzufügen, und auch dieser Umstand trägt nicht unwesentlich dazu bei, daß die Zahl der Hunde in Paris von Jahr zu Jahr geringer wird.

Infolgedessen wird die Katze mehr und mehr das eigentliche Haustier der Pariser. Es gibt kein Haus, in dem sich nicht wenigstens in der Pförtnerloge ein Exemplar befindet, aber es gibt viele, in denen jedes Stockwerk eins aufzuweisen hat, und da diese Tiere eine ausgeprägte Neigung haben, die Pariser Mode in bezug auf große „Soireen" mitzumachen, so wird die Stadt zuweilen buchstäblich unbewohnbar für alle, die den nächtlichen Schlaf nicht entbehren können. Es ist schwierig zu sagen, worauf die Liebe, die man den Tieren angedeihen läßt, eigentlich beruht. Zu ihrem Ruhm muß man freilich sagen, daß sie fast alle Schönheiten sind, prächtige Tiere von echter Angorarasse mit langem, seidigem Haar und von anderwärts unbekannter Größe. Ihre Sanftmut wird als engelgleich gerühmt, ihre Trägheit ist bodenlos.

Die Katze verdrängt also jetzt in Paris den Hund, das ist Geschmacks-, ist Modesache, aber es ist sehr fraglich, ob diese Mode lange Zeit sich in Geltung erhalten wird. Denn auch in dieser Beziehung ändert die Mode sich schnell.

„Über das Leben der Hunde in Paris, das nichts weniger als ein „Hundeleben" ist, wird der „Voss. Ztg." 1901 geschrieben: Die 30. Hundeausstellung ist dieser Tage im Tuileriengarten feierlich eröffnet und bald darauf von dem Präsidenten der Republik mit seinem Besuch beehrt worden. Die Gesellschaft zur Hebung der Hundezucht, die diese Ausstellung veranstaltet, hat den Fürsten von Wagram an ihrer Spitze, die vornehmsten Namen unter ihren Mitgliedern: u. a. die Grafen Tarry, Vagneux, Greffulhe, d'Andigué, de Beaumont, d'Elva, den Marquis de l'Aigle, die Herzoge von Grammont, de Lesparre, de Lorge. Kurz, sie ist fast noch vornehmer als der Jockeyklub und die Pferdezucht- oder Renngesellschaften.

Alle erdenklichen Hunderassen sind vertreten, jedoch herrschen Jagdhunde vor. Das gewöhnliche Hundevieh, das in den Pariser Gassen herumläuft, bedarf der Vertretung nicht. Frankreich ist unzweifelhaft das hundereichste Land der Welt, da es 2,846.000 Hunde, 75 auf 1000 Seelen, zählt, während es Deutschland nur auf 1,432.000 (31 : 1000) und England nur auf 1,128.000 (38 : 1000) bringt. Beide Länder zusammen zählen nicht so viel Hunde wie Frankreich allein. Paris, die Hölle der Pferde, ist nicht bloß das Paradies der Frauen,

sondern auch der Hunde. Es gibt denn auch mehr Hunde (150.000 bis 160.000) als Pferde (90.000) in Paris. Sie genießen hier alle Rechte und Fürsorge, die den zweibeinigen Staatsbürgern zuteil werden. Die Hunde haben ihre Schneider, um sie schön zu kleiden, Dienstboten, meist Mädchen, um sie spazieren zu führen. Statt Kinder sind es hier Hunde, welche auf den Gassen Spiel und Kurzweil treiben. Die freie Äußerung ihrer Meinungen ist den Hunden durch kein Gesetz geschmälert, Strafgefängnisse gibt es nicht für sie. Für gedeihliche Nahrung ist gesorgt, nötigenfalls können sich die Hunde die Nahrung in den Kasten (**poubelles**) ergänzen, welche morgens voll Kehricht und Abfällen stundenlang vor allen Häusern stehen. Es gibt Hundeärzte und Hundeapotheken, Hundescherer, Heil- und Pflegeanstalten für kranke oder abkömmliche Hunde. Orden und Ehrenzeichen erhalten sie, ohne auch nur ein einziges der vielen Vorzimmer von Ministern und sonstigen Hochmögenden ablaufen zu müssen. Der Tierschutzverein, welcher so sorgsam über sie auf Gassen und Plätzen wacht, erspart ihnen derartige demütigende Bemühungen. Unter Musik und Trompeten, heiteren und ermunternden Vorträgen, verteilt der Tierschutzverein Ehrenhalsbänder in seiner Jahresversammlung. Meistens geschieht es wegen Lebensrettung oder Verteidigung ihrer Herren. Ein Köter bekam das Ehrenhalsband, weil er den Mörder seiner Herrin, einer armen Waschfrau, verfolgte, zur Anzeige brachte und den Schutzleuten ins Garn trieb. Während die Zweibeiner sich ob eines roten Bändchens im Knopfloch wie Pfauen spreizen, geben die Hunde das Beispiel vollkommenster Bescheidenheit: Sie beachten das Ehrenhalsband nur durch Abstreifen, wenn es ihnen unbequem wird. Des Leibes Notdurft, ein fetter Bissen, wird dagegen stets gebührend gewürdigt.

Die Hunde sind ruhige Staatsbürger, haben kein Parlament, zanken und streiten daher nicht viel. Die gute Nahrung und anständiger Umgang mögen viel zu dieser Wohlerzogenheit der Pariser Hunde beitragen. Die Steuer, die auf ihnen lastet, wird von anderen Schultern getragen. Als dieselbe eingeführt wurde, unter dem Kaiserreich, geschah ein Morden und Würgen, so daß das Geschrei der Getöteten selbst in der Presse widerhallte, der Regierung Grausamkeit, Unmenschlichkeit — oder Unhundlichkeit — vorgeworfen wurde. Aber dies war nur ein böser Augenblick. Seither haben sich die Hunde nur um so stärker vermehrt, werden um so besser gepflegt — weil die Franzosen stolz darauf sind, Steuern zu zahlen, sagt ein Blatt.

Seit einigen Jahren haben die Hunde auch ihren Friedhof (in Clichy vor Paris) mit Denkmälern und trauernden Besuchern oder doch Besucherinnen. Die offizielle Bezeichnung desselben lautet: „**Necropole Canine**“. Die einzige Lücke in der Hundewohlfahrt ist nun auch ausgefüllt. Herrenloses oder verirrtes Vieh wird in Paris

nach dem fourrière genannten Tierobdach gebracht. Pferd, Ochs und Esel werden dort gefüttert, bis sie abgeholt oder verkauft werden. Hunde aber werden am zweiten oder dritten Tage abgetan, früher mittels Stranges, jetzt aber unter einem Hohldeckel, wo sie schnell ersticken. Statt dieses totbringenden amtlichen Obdaches besteht seit einigen Jahren ein freundliches Hundeheim (am Stallgraben, bei der Porte Maillot). Gründerin und Vorsteherin ist die Baronin d'Herpent. Sie war früher sehr reich, aber ihr Gemahl hat alles durchgebracht, so daß ihr nur eine kleine Rente blieb. „Im Unglück haben mich alle Freunde verlassen, nur mein Hund ist mir treu geblieben," klagte sie uns einmal. Seitdem nimmt sie alle verlaufenen Hunde auf, pflegt und heilt sie, um sie ihren Herren zurückzugeben, zu verschenken oder zu verkaufen. Ihr jetziges Hundeheim besteht erst aus Brettern und Pappe. Aber junge Amerikanerinnen, die Hunde bei ihr kauften, haben im New Yorker Herald eine Sammlung eröffnet, die im ersten Wurf 4000 Franken brachte und zum Neubau des Hundeheims dienen wird. Die Hunde sind nun also vor dem Schicksal bewahrt, das ihrer im städtischen Tierobdach wartet."

Ferner brachten die „Dr. N. N." im Juli genannten Jahres einen Aufsatz ihres Pariser J.-Korrespondenten, dem ich folgendes entnehme:

„Die Fourrière gehört zu den Sehenswürdigkeiten von Paris. Nicht ihrer architektonischen Schönheit halber, denn obwohl hier kein Mangel an Schmutz herrscht, existiert schwerlich ein schmutzigeres Gebäude, aber die Mannigfaltigkeit der im Fundmagazin aufgestapelten Dinge und Tiere ist sehr interessant. Schweine und Kaninchen, Tauben und Papageien, Kanarienvögel und Affen, Handwagen und Fahrräder werden ständig in den Pariser Straßen verloren und nach der Fourrière gebracht. Ursprünglich war die Fourrière jedoch bloß für die Hunde bestimmt. Sie wurde unter dem ersten Kaiserreich in der Abtei des ehemaligen Bernhardinerklosters installiert und befindet sich deshalb neben einer im Jahre 1338 erbauten beachtenswerten Kirche gotischen Stils, die jetzt halb zerfallen ist."

In hohem Grade anzuerkennen ist die Fürsorge, welche, wie schon obiger Bericht zeigt, wahre Tierfreunde dem erkrankten und leidenden Hunde angedeihen lassen. Von einem gewiß höchst seltenen Vorkommnis in dieser Hinsicht wurde vor etlichen Jahren aus Dresden berichtet:

„Welch glückliche Operationen in der Dresdner königlichen tierärztlichen Hochschule ausgeführt werden, lehrt folgender interessanter Fall, den Weinhändler Hubert Schaupt, Webergasse, mitteilt. Sein 14 Monate alter, wertvoller und reinrassiger Dachshund, ein selten schönes Tier, war seit 14 Tagen so erkrankt, daß er nicht die geringste Nahrung mehr zu sich nahm und die ihm eingelöffelten Flüssigkeiten wieder ausbrach. Eine tierärztliche Untersuchung des zum Skelett

abgemagerten Tieres ergab das Vorhandensein eines Fremdkörpers in den Gedärmen und es wurde hierauf durch den Assistenz-Roßarzt Krause eine Operation dergestalt vorgenommen, daß dem Hunde der Bauch, Magen und der Darm aufgeschnitten und der Fremdkörper — ein Gummiball — entfernt wurde. Nach glücklich verlaufener Operation, sowie einiger Tage künstlicher Ernährung und nur zwölftägiger Behandlung befindet sich das Tierchen zur Freude seines Besitzers wieder beim besten Wohlsein und begrüßt in altgewohnter Weise die ihm bekannten Gäste mit seinem freudigen Wau-Wau. Der Gummiball, mit welchem der kleine Hund immer spielte, war seit 6—7 Monaten verschwunden und im Magen des Tieres auf seine halbe ursprüngliche Größe zusammengeschrumpft."

Und selbst in solchen Lagen, in denen eine Operation die Befreiung von seinem Leiden dem Tiere nicht verschafft zu werden vermag, wo es sich aber um eine annähernd gelungene Wiederherstellung im Aussehen des Hundes handeln kann, fehlt es dem Tierfreunde heutigentags nicht an zweckdienlichen Mitteln, um solche in Anwendung zu bringen. Man meldete vor einiger Zeit über einen derartigen Fall das Nachstehende:

„Die Menschen scheinen kein Monopol auf Glasaugen zu haben. Dr. E. H. Scott, der Vorstand des Hundespitals in Sydenham, erzählt wenigstens, daß er einmal mit großem Erfolge einen seiner Vierfüßler mit diesem Verschönerungsmittel ausstattete. Ein Freund besaß einen wertvollen, prächtigen Zuchtmops, den aber der Verlust eines Auges schrecklich entstellte. Der Doktor ließ ein künstliches Auge, das in Farbe und Gestalt zum andern paßte, anfertigen, operierte den Hund, setzte das Auge ein und der Mops sah um 400 Mark besser aus. Er gewann seitdem mehrere Preise, da keiner der Preisrichter herausfand, daß er etwas „Gemachtes an sich trug."

Die Vorliebe für den Hund hat nicht unterlassen, für das Tier auch ein Paradies im Jenseits auszumalen, in dem ihrer für die in ihrem Erdenleben erduldeten Leiden und Qualen Belohnung wartet. Nachstehende Schilderung dieses Paradieses ist nicht die einzige, die es gibt, aber eine der besten.

Marmier, begeistert für den Hund, dieses brave und ehrenwerte Tier, wirft die Frage auf: Gibt es denn nicht in einer anderen Welt „Elysäische Felder" für diese edlen Tiere? (91 *)

„Ich spreche nicht von den koketten Yucas, welche von reizenden Gräfinen gepflegt werden, nicht von den hübschen King Charles, von den seidenhaarigen Havannahündchen, welche auf weichen Flaum gebettet sind, in Karossen spazieren gefahren und mit Biskuit gefüttert werden. Sie in ihrer glücklichen Lage haben ja keinen anderen Zweck als den, sich verhätscheln und verzärteln zu lassen.

Aber die armen, braven, notleidenden Arbeiter der Hunderasse,

der Hund des Viehhirten, der Hund des Blinden, die Hunde der Eskimo und die Hunde vom Norden Sibiriens, ohne welche die Bewohner dieser kalten Gegenden nicht zu leben vermöchten! Jener Hund, der sich töten läßt, um das Leben oder die Habe seines Herrn zu verteidigen! ......

Was mich anlangt, fährt Marmier fort, so stelle ich sie — die Hunde — mir gern als nach ihrem Tode zum Leben wieder zurückgekehrt vor in einer glücklichen und ewigen Wohnstätte, in einem ungeheuren Garten voll Blumen und Früchten mit grünem Rasen und buschigen Kräutern, beschattet von schönem Gehölz, bespült von klarem Gewässer, und gänzlich bevölkert mit ehrbaren Tieren.

Am Tore dieses Gartens auf dürrem, nacktem, felsigem Boden der Fuhrmann, welcher seine Pferde mißhandelt hat, der Geizhals, der den Tieren nur ungenügende Nahrung bewilligte, der Jäger, der in eitlem Vergnügen seine Hunde erwürgen ließ, endlich alle diejenigen, welche ihre Gewalt, die sie über die guten Tiere besaßen, mißbrauchten, jetzt dazu verdammt, zuzuschauen, ohne daß es ihnen gestattet wäre, einzutreten, in dieses Paradies der Tiere, Hunger und Durst, Hitze und Kälte zu leiden, und vergebens um einige Tropfen von jenen ihnen sichtbaren Wässern oder um einige wohlschmeckende Früchte zu flehen."

Übrigens ist die Frage, ob die guten Hunde in das Paradies eingehen werden, die bösen aber in der Hölle ewig braten müßten, tatsächlich in einer der alten Kirchenversammlungen eingehend erörtert worden.

„Der Eingang in dieses Paradies führt selbstverständlich durch die dunkle Pforte des Todes. Und auch der Tod des Hundes ist in unzähligen Fällen für Liebhaber des Tieres die Veranlassung dazu geworden, dem abgeschiedenen Lieblinge ein prunkvolles, ja selbst feierliches Begräbnis zu gewähren."

Von derartigen erst in der Neuzeit beobachteten Veranstaltungen aber soll in anderem Zusammenhange ausführlich gehandelt werden.

Während in häufigen Fällen die von übertriebener Hundeliebhaberei eingegebenen Beweise von Zuneigung für das Tier den Charakter einer für dasselbe ganz gleichgültigen Fürsorge, oft selbst den lächerlicher Narrheit an den Tag legen, sind anderseits auch Beispiele vorhanden, welche von aufrichtiger Hingebung an den Hund, von persönlicher Aufopferung Zeugnis ablegen.

Ein Engländer sah während einer Seereise, wie sein Hund in das Meer fiel. Sofort stürzte er sich in die Fluten und nötigte dadurch den Kapitän des Schiffes, sein Fahrzeug in Stillstand zu versetzen, um das Rettungswerk zu ermöglichen.

In Havre ertrank, wie Zeitungen vor längerer Zeit berichteten,

ein Mann bei dem Versuche, seinen Hund, welcher ins Wasser gefallen war, zu retten.

Das sind Beweise einer ernsten, tiefen Anhänglichkeit an das treue Tier.

Anders geartet und als Ausdruck überspannter Sonderlichkeit erscheint die Hundeliebhaberei einer Hundefreundin in Wien, über welche dortige Tagesblätter unlängst das Folgende meldeten.

„Im dritten Stock eines uralten, zopfigen Hauses, in welchem sich verschiedene Sonderlingsnaturen befinden, wohnt seit Jahren ein altes Fräulein, eine Gräfin. Sie hat eine Sammlung von Hundefellen, nicht nur nach der Spezies geordnet, sondern auch in Gruppen geteilt, je nach dem Stande des Besitzers, dem der betreffende Hund einst angehörte. Da gibt es Soldatenhunde, Greislerhunde, Doktoren- und Advokatenhunde, Hunde, deren Herren Müßiggänger waren, treue Tiere, die einst einer armen Nähmamsell gedient haben, dann weiter natürlich als exquisite Raritäten dieser interessanten Galerie die Hunde von verdienten und berühmten Kriegern. Da ist ein Pinsch des einstigen Feldzeugmeisters von Huyn, ein Hund von D'Aspre, vom Grafen Gondrecourt u. s. w."

In der Tat eine ganz absonderliche Art, die Liebe zum Hunde zum Ausdruck zu bringen, eine Art, die man fast — verrückt nennen möchte. Von der Überspanntheit aber bis zur Verrücktheit ist der Sprung kein allzu großer. Und wie stellen sich diejenigen zum Hunde, welche dem eben genannten furchtbaren Leiden verfallen sind?

Selbst bei diesen Unglücklichen, die, geistesumnachtet, ihre nächsten Verwandten und die Personen ihrer Umgebung zu erkennen außerstande sind, und welche nicht selten Beweise von Feindseligkeit gegen andere an den Tag legen, scheint die Vorliebe für den Hund sich rege zu erhalten. So wird von dem vormaligen Sultan Murad, dem ältesten Bruder des jetzt regierenden Sultans Abdul-Hamid, der infolge seiner einer strengen Haft gleichen Einsamkeit, dem vollständigen Idiotismus verfiel, erzählt, daß er mit seinen Lieblingshunden zu spielen pflegte. Als er im Frühjahr 1876 den Besuch seines Neffen, des Prinzen Jussuf Issedin, empfing, erkannte er diesen nicht, sondern fuhr fort, ohne sich stören zu lassen, mit seinen Hunden zu spielen.

So wenig aber immer der Hund als bloßer Gesellschafter seinem Herrn einen wirklichen Nutzen zu gewähren vermag, er müßte denn, falls er von größerer Gestalt und auch sonst dazu geeignet ist, zugleich Wächterdienste verrichten, so weit verbreitet ist in fast allen Schichten der Gesellschaft die Vorliebe für ihn, die hier in den Grenzen vernünftiger Einschränkung uns entgegentritt, dort hingegen den Charakter einer sinnlos übertriebenen Tierverehrung annimmt. Die Bezeigungen einer solchen aber verletzen unser Gefühl um so mehr, wenn jene Erweisungen mit einer in diesem Falle durchaus nicht

seltenen Geringschätzung untergeordneter Personen verbunden erscheinen, die in Rücksichtslosigkeiten jeder Art sich äußert.

Bei hoch und niedrig, im Palast wie in der Hütte, begegnet uns eine ihrer selbst sich bewußte, sorgsam gepflegte Liebe zu unserem treuen Hausgenossen, welche, mag vom Alter, mag von der Jugend sie geübt werden, nicht selten in der Innigkeit eines seelischen Bandes, geknüpft zwischen Mensch und Tier, in rührender Weise sich kundgibt. Möge man dem Kinde die Freude vergönnen, welche das Spiel mit dem treuen, geduldigen Haushunde ihm gewährt, es lernt auf solche Weise Liebe zur Tierwelt im Herzen aufnehmen. An dem jungen Hunde, der spielend und tändelnd seine Kräfte zu üben beginnt, sieht das Kind, das selbst noch spielt, sein Ebenbild.

Und was die Erwachsenen anlangt, so ist ihre Vorliebe für den Hund durch tausenderlei Beziehungen dieses braven Tieres zu dem Menschen wohl berechtigt, nur die Auswüchse der Entartung sind zu tadeln.

Haben wir in vorstehenden Ausführungen der Hundeliebhaberei und ihren mannigfaltigen Erscheinungen in ausgedehntem Maße unsere Beachtung geschenkt, so liegt es nahe, auch nach der Kehrseite hin einen flüchtigen Blick zu werfen und der Abneigung gegen den Hund ein kurzes Wort zu vergönnen. Wenn auch die Zahl der unserem Hausfreunde sich unfreundlich zeigenden Gesinnungsgenossen von derjenigen seiner Freunde bei weitem übertroffen wird, so sind doch jene, wie die tägliche Beobachtung lehrt, keineswegs sehr selten, und finden sich bei beiden Geschlechtern in allen Klassen der Gesellschaft.

Die Besprechung der Abneigung oder auch der Feindschaft gegen den Hund an dieser Stelle erscheint durch den wohl zu beachtenden Umstand gerechtfertigt, daß in sehr vielen Fällen gerade die Beobachtung der Hundeliebhaberei, möge sie nun in den Schranken vernünftigen Maßhaltens, möge sie in übertriebener Weise sich äußern, die Veranlassung zu einer dem Tiere unfreundlichen Gesinnung bildet, oder diese, wo sie bereits vorhanden ist, weiter steigert.

Bisweilen zeigt sich uns eine nicht zu verkennende A b n e i g u n g gegen den Hund bei Personen, denen man keineswegs tierfeindliche Gesinnung zuzuschreiben berechtigt ist. Es pflegen solche Personen ihrer Abneigung meist in recht unzweideutiger Weise Ausdruck zu geben, sei es, daß sie einem ihnen begegnenden Hunde mit auffälligem Ausweichen aus dem Wege gehen, sei es, daß sie die Begegnung und den Verkehr mit Personen, die von ihrem Hunde begleitet sind, geflissentlich meiden, oder daß sie, wenn einmal zufällig eines dieser ihnen unangenehmen Tiere in ihrer unmittelbaren Nähe weilt, ihrem Unmute hierüber rückhaltlosen Ausdruck geben, und diesen bisweilen sogar dem völlig unschuldigen, braven Tiere fühlbar werden lassen.

kann man doch hie und da einmal beobachten, wie selbst Herren in ihrer mit Furcht gepaarten Abneigung gegen Hunde auf Stühle und Bänke steigen, wenn unvermutet ein „Köter" in ihre Nähe gerät.

Daß diese Schilderung solcher Abneigung nicht übertrieben ist, glaube ich, so häufig man sie auch schon beobachtet haben mag, am sichersten durch die Auslassung eines „alten Hagestolzes" — so bezeichnet er sich selbst —, beweisen zu sollen, welcher im Jahre 1766 seinen Braunschweiger Mitbürgern gegenüber betreffs der „übertriebenen Neigung für Hunde" in nachstehender Weise sich vernehmen läßt.

Dieser Hagestolz ist von einem Freunde, einem jung verheirateten Ehemann, zum Abendessen geladen, welcher ihm erklärt, sich gräßlich mit seiner jungen Frau gezankt zu haben. „Ich muß mich fast schämen," fing er, nach der Veranlassung davon gefragt, zu bekennen an, „die abgeschmackte, nichtswürdige Ursache davon zu erzählen. Was meinen Sie, meiner Frau Windhund, der verdammte **Presto**, ist diesen Morgen davongelaufen, und noch nicht wieder da. Deshalb ist sie wie unsinnig, heult und weint beständig, und hat diesen Mittag weder gegessen noch getrunken."

Alle tröstenden Zureden und Versprechungen waren vergebens, die Frau blieb untröstlich. Da, als man sich zu Tische gesetzt, wurde die traurige Stille plötzlich durch ein Gepolter unterbrochen, welches die Treppe heraufkam, und siehe da, es war der so sehr beweinte **Presto**, der einen großen Stein an seinem Halse hatte und mit einem erbärmlichen Gewinsel auf seine Gebieterin zulief. „Mein **Prestochen**, allerliebster **Presto**, bestes Hündchen," schrie sie dann, sprang auf, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, machte ihm den Strick von dem Steine los und überhäufte ihn mit Küssen und den zärtlichsten Beinamen. Der Hund setzte seinerseits wie eine Furie vor Freuden über den Tisch, trat mit den Füßen in die Salatschüssel, und schmiß mir ein Glas mit rotem Wein über das Kleid."

„Das ist nicht auszustehen," rief Herr Orgon, der junge Ehemann, aus, indem er ihm mit dem Fuße eins versetzte, „zehn Taler wollt ich darum geben, wenn du Kanaille wirklich ersoffen wärst!"

„Sie sind ein Barbar," fiel ihm seine Frau mit Weinen ins Wort, „kein Mensch als Sie hat das arme Tier wollen ersaufen lassen."

„Sie haben recht, Madame," gab ihr Herr Orgon hitzig zur Antwort, „ich wollte, er wäre bei allen —."

Es erhob sich ein heftiger Zank zwischen den jungen Eheleuten, und die junge Frau lief endlich wütend mit ihrem geliebten **Presto** in ihr Zimmer, die Tür heftig zuschlagend.

Über die Veranlassung dieses ehelichen Zwistes stellte der Erzähler desselben folgende Betrachtung an:

„Wer sollte es glauben, daß ein Paar Leute, die sich sonst lieb

haben, sich über ein Tier entzweien könnten? Und verdient wohl ein Tier eine solche Zuneigung, welche bloß Menschen erwiesen werden sollte?

Es ist wahr, kein Tier in der Welt ist so treu und so einschmeichelnd gegen den Menschen als der Hund. Er verdient auch noch außerdem wegen seiner Wachsamkeit und wegen der Vorteile, die man auf der Jagd von ihm haben kann, daß wir ihm vor allen anderen Haustieren den Vorzug geben. Wenn man aber auch auf der anderen Seite die Unbequemlichkeiten und den Schaden in Erwägung zieht, den wir von den Hunden erdulden müssen, so kann man es guten Polizeianstalten nicht verdenken, wenn sie die allzu große Anzahl dieser Tiere so viel als möglich zu verhindern sucht."

Dergleichen Gedanken werden meine Leser desto mehr billigen, da ich für meinen Teil darin besonders unglücklich bin, daß fast alle meine Verwandten und guten Freunde Hunde halten, und daß ihre Hunde nichts weniger als wohlerzogen sind. Den Presto der Madame Orgon habe ich schon beschrieben. Komme ich zu meiner Großtante, so finde ich einen alten, dicken, röchelnden Mops, den sie gar zärtlich **Tielemännekken** zu nennen pflegt, und der mir so oft und so lange zwischen den Beinen herumkriecht — was sie tanzen heißt —, bis ich entweder selbst über ihn falle oder ihn wider meinen Willen trete, und ehe ich mich (dessen) versehe, über das **Tielemännekken** ein Zank unter uns entsteht, daß ich mit Unwillen die Frau Großtante verlassen muß.

Gehe ich aufs Land zu meinem Vetter Waldheim, so quälen mich außer ein paar Dachshunden, die sich an meinen Stiefeln große Freiheiten herausnehmen, besonders bei Tische noch ein paar große Hühnerhunde, die ihre brennenden (?) Schnauzen auf meine Knie legen, und mir beinahe den Finger mit wegschnappen, wenn ich die geringste Bewegung mache, ihnen etwas zu geben, und mich dadurch von ihnen loszumachen.

Besuche ich meine Cousine Klärchen, so empfängt mich ihr **Spionchen** mit einem halbestundelangen Gebell, daß mir die Ohren gellen, und spreche ich dem Herrn Näran zu, so macht er mir das Vergnügen, in den geschorenen Haaren seines Pudels eine kleine Reinigungsjagd anzustellen, oder ihn eine Stunde lang apportieren zu lassen, daß ich zuletzt für (vor) Staub ersticken möchte.

Bin ich nun manchmal ganz verdrießlich über alle Hunde des Abends nach Hause gekommen und will nun bei meiner Pfeife etwas lesen oder meinen Gedanken nachhängen, so geht mein Leiden erst von neuem wieder an. Sogar der Nachtwächter auf unserer Straße hält sich einen verdammten Spitz, der, wie es scheint, die unmusikalischen Töne seines Herrn so wenig ausstehen kann als ich, und also, sobald nur sein Herr seine Stimme erhebt, in einem so erbärmlichen

Ton dazwischen winselt, heult oder bellt, daß ich manchmal nicht weiß, was ich vor Verzweiflung anfangen soll.

Wie sehr wollte ich wünschen, daß diese Erzählung meiner kleinen Leiden etwas mit dazu beitrüge, die große Zahl dieser Haustiere zu vermindern, die in unserer Stadt zusehends zunimmt, indem die ärmsten Leute, die kaum für sich und ihre Kinder Brot anschaffen können, doch noch einen Hund haben müssen, an dem sie sich belustigen, wenn ihm entweder ihr Junge alle möglichen Martern antut, und alle Barbareien an ihm ausüben lernt, oder wenn er ihn zu ihrem großen Vergnügen an alle vorbeikommenden Pferde und Wagen hetzt. Noch mehr wünsche ich, daß unsere Frauenzimmer erwägen möchten, wie lächerlich und ekelhaft es den Mannspersonen vorkommen muß, wenn sie stundenlang mit ihrem Windspiele oder Spion zärtliche Diskurse halten und ein Tier mit Küssen überhäufen, welches manchmal eben von sehr eigenen Örtern kommt.

Ich bin gewiß kein Feind dieser Tiere und verlange nichts weniger, als sie ausgerottet zu sehen. Ich weiß, daß der Jäger, der Hirt, der Fleischhauer, nicht ohne sie sein kann; ich kenne selbst die Verdienste des Kettenhundes, der dem abgelegen wohnenden Landmann das Seinige bewachen hilft; ich will auch zugestehen, daß sogar Frauenzimmer, wenn sie die Zeit ganz und gar nicht anders hinzubringen wissen, zu ihrem Vergnügen und zu ihrer Unterhaltung sich ein **Mohrchen,** ein **Jolichen** oder ein **Mylordchen** halten mögen. Nur laß alle diese Personen ihre Lieblinge in der Zucht halten, daß sie mir und anderen ehrlichen Leuten, die in ihrer Gesellschaft und Unterhaltung nicht so viel Vergnügen finden, nicht zur Last fallen."

Nach einem Hinweis auf die Gefahr der Tollwut schließt unser „Hagestolz" seine Betrachtung mit den Worten: „Ich könnte hier noch viele artige Sachen sagen, ich könnte eine Berechnung anstellen, welch eine Menge Hunde, nach meiner Straße zu urteilen, in hiesiger Stadt sein müssen, wie viel Brot erspart werden könnte, wenn sie abgeschafft würden. Denn die geringen Leute, die selbst nicht viel mehr haben als Brot, können sie nicht mit Fleisch und Knochen füttern; ich könnte beweisen —. Doch meine Pfeife ist aus und ich will eilen, daß ich einschlafe, ehe mein Nachtwächter und sein Spitz wiederkommt, und mir solches auf eine Stunde wieder unmöglich macht."

Ich habe diese Herzensergüsse eines Mannes, dessen Selbstbekenntnis, ein Feind der Hunde nicht zu sein, ich denn doch nicht als unbezweifelbar annehmen möchte, vom Standpunkte des „**audiatur et altera pars**, man höre auch die Gegenpartei!" hier eingeflochten, um so lieber, weil sie sich uns als ein Kulturbild darstellen, welches an sich schon von Wert für unsere Ausführungen ist, indem es uns den Gegensatz zwischen Hundeliebhaberei und Abneigung gegen den Hund in scharfer Zeichnung erkennen läßt.

Da wir Fürsten und Herren vom Adel in der Regel unter den Freunden der Jagd finden, auch viele der begüterten Grundbesitzer eines Wachthundes bedürfen, erklärt sich die Tatsache ganz von selbst, daß wir in diesen Kreisen fast ausschließlich Freunden des Haushundes begegnen.

Nur aus dem Leben eines Fürsten hat die Geschichte die Nachricht überliefert, daß derselbe mit seiner Person eine der seltenen Ausnahmen gebildet habe, deren gemäß er eine offenkundige und ausgesprochene Abneigung gegen den Hund an den Tag zu legen pflegte.

König Karl Johann von Schweden besaß einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Hunde. Es schien derselbe von dem Umstande sich herzuleiten, daß eine Person aus seiner Bekanntschaft infolge des Bisses eines tollen Hundes gestorben war, vielleicht noch mehr aber von dem Schauer, den er empfand, als er einen seiner Freunde auf dem Schlachtfelde von diesen Tieren auffressen sah.

Im Jahre 1866 hat ein Herr Fétec aus Dijou, ein unnatürlicher Hundefeind, eine Broschüre herausgegeben, in welcher er die Ausrottung der Hunderasse behandelte und befürwortete. Als er diese auch dem Marschall und Minister Vaillant zugesendet hatte, erschien in den Pariser Journalen — abgedruckt in dem „**Bulletin de la société protectrice des animeaux, juillet 1866, p. 274**“ — ein angeblich vom Marschall selbst verfaßtes geistvolles Antwortschreiben, in welchem in liebenswürdiger und kenntnisreicher Weise auf die Treue und Aufopferung so vieler Hunde hingewiesen und jener Herr Fétec zuletzt recht derb abgefertigt wurde.

Im allgemeinen sind Abneigung und Widerwille gegen den Hund eine seltene Erscheinung. Abgesehen von dem Nutzen, der allenthalben Tausende und Abertausende auf die Ingebrauchnahme der Dienste des Tieres hinweist, ist die ganze Beanlagung desselben, sind seine vorzüglichen Eigenschaften geeignet, ihm Freundschaft in ungleich höherem Maße zu erwerben, als einzelne unter den Eigenheiten desselben ihm Feinde zu bereiten imstande sind. Und ich kann mir keinen zuverlässigeren Gradmesser für die berechtigte Wertschätzung des Hundes vorstellen als das Zartgefühl edelster Weiblichkeit, welches von altersher unter den gebildetsten Völkern zahlreiche ihrer Vertreterinnen nicht davon abzuschrecken vermochte, die Gesellschaft des Hundes unter Beobachtung aller Formen des Anstands und der Billigkeit zu suchen und zu pflegen.

Der Hund mit seinem zutraulichen Wesen, seinem braven Charakter, seiner zuverlässigen Hingebung und Treue, mit allen seinen guten Eigenschaften, die dem Tiere so lange erhalten bleiben als menschlicher Unverstand und Bosheit sie ihm nicht geflissentlich entziehen, ist der Freundschaft des Menschen vollauf würdig, in dem nämlichen Maße, wie er, der Hund selbst, zum Gesellschafter des Menschen beanlagt ist.

Kapitel 19.

Der gelehrte Hund.

Gewährt der Hund, wie in vorstehendem Abschnitte ausführlich gezeigt wurde, seinem Besitzer in den verschiedensten Kreisen der Gesellschaft, bei hoch und niedrig, reich und arm, Unterhaltung und Vergnügen, die beide in der Intelligenz, in der Anhänglichkeit und Treue des Tieres, in seinem zutunlichen und teils auch in seinem drolligen Wesen ihren natürlichen Grund haben, so hat die menschliche Kultur schon von altersher damit allein sich nicht begnügt. Vielmehr hat man bereits im Altertum sich damit befaßt, dem Hunde eine nicht geringe Anzahl von Fertigkeiten und Künsten anzueignen, welche demjenigen Tiere, welches in solchen Leistungen seiner Gelehrigkeit und Geschicklichkeit Ausdruck zu geben vermochte, schon in alten deutschen Gesetzen die Würde eines „**Canis doctus**“, oder sogar „**Canis magister**“ verschafften.

Daß es sich hierbei nicht mehr um jene bereits besprochenen Fertigkeiten handelt, mit denen der Hund durch gewissenhafte Besorgungen von Botengängen, Einkäufen, durch Aufsuchen in Verlust geratener Gegenstände, oder auch durch Herrichten einer gedeckten Tafel dem Menschen wesentliche Dienste leistet, bedarf kaum erst der Erwähnung.

Wenn aber schon die bei Verrichtung jener Dienste zutage tretende Leistungsfähigkeit des Hundes einen hohen Grad kultureller Einwirkung seitens des Menschen auf das Tier bekundet, die in folgender Darstellung zu besprechenden Fertigkeiten lassen diesen Einfluß teilweise in einem Maße gesteigert erscheinen, daß die Wirkungen desselben uns mit gerechtem Staunen erfüllen. Tatsächlich ist die Lebensgeschichte manches Hundes charakteristisch genug, um zu zeigen, was die menschliche Kultur an diesem Tiere zu leisten, und ein wie wunderbares Tier sie aus demselben zu schaffen gewußt hat.

Tritt die Kulturwirkung bei manchem Hunde ausgezeichneter Art nicht selten schon ohne jeden absichtlich auf ihn geübten Einfluß zutage, so erreicht diese Einwirkung da, wo sie in der Form zielbewußter Abrichtung auftritt, Erfolge, die unsere Bewunderung hervorrufen.

Mag manches, was man dem Hunde beibringt, den Charakter der Spielerei an sich tragen, selbst solche Spielereien sind Kulturerfolge und bilden eines der Glieder in der langen Kette, welche die Beziehungen dieses Tieres in seinem Gesamtleben zum Menschen umspannt. Dies ist der Grund, um dessen Willen auch dem „gelehrten Hunde“ eine ausführliche Besprechung gewidmet sein muß.

In der das Leben des Hundes behandelnden Literatur haben bisher die in Rede stehende Fähigkeit des Tieres und seine künst-

lerischen oder gelehrten Leistungen meist nur höchst flüchtige Würdigung gefunden.

Schon im Altertum sind Berichte über gelehrte Hunde selten. Plutarch, welcher uns die Erzählung von dem sich vergiftet stellenden Hunde — vergl. Schauspiele von Hunden — überliefert, spricht auch von einem Hunde, der durch etliche in Bewegung gesetzte Reifen sprang.

An einer antiken Lampe sieht man einen Gaukler mit einem Hunde, welcher auf eine Leiter steigt. Über und ein wenig zur Seite der Treppe erblickt man verschlungene Ringe, durch welche das Tier ohne Zweifel hindurch springen mußte.

Das sind die in Wort und Bild überlieferten wenigen Zeugnisse von den Leistungen gelehrter Hunde des Altertums.

Eingehend gewürdigt wurden diese Leistungen des Hundes erst in neuerer Zeit.

Kein Geringerer als Scheitlin erkennt die Bedeutung des Hundes auch in dieser Beziehung voll an, wenn er von dem Pudel sagt: „Der Umstand, daß ihn — den Pudel — wegen seines treuen Gedächtnisses große Gelehrigkeit auszeichnet, ist der Grund davon, daß er zur Unterhaltung und Belustigung des Menschen viel zu leisten imstande ist. Er lernt tanzen, trommeln, Pistolen losschießen, an Leitern emporklettern, mit Kameraden Komödie spielen u. v. a.

Damit aber sind die Künste, welche selbst Kinder, wie auch Pfeffels bekanntes Gedicht ausspricht, dem Hunde ohne Schwierigkeit beizubringen vermögen, bei weitem nicht erschöpft, und wenn der eben genannte Dichter neben dem „Tanzen" das „Wachestehen" und dem Reime zu Liebe das gerade dem Pudel von Natur gern geübte „Ins Wassergehn" anführt, so lassen sich hierzu noch eine ganze Reihe anderer Künste aufführen, welche von dem gelehrten Hunde mit größter Sorgfalt ausgeführt zu werden pflegen.

„Der Pudel, um den es sich hier hauptsächlich handelt, besitzt", sagt H. O. Friedrich, „eine große Intelligenz, welche ihn dazu befähigt, selbst die schwersten Kunststücke mit großer Leichtigkeit zu erlernen, so daß er der Clown unter den Hunden zu sein scheint. Er ist bei guter Pflege ein angenehmer Gesellschafter und zuverlässiger Wächter; stets zum Spielen und Kapriolenmachen aufgelegt, unterhält er oft ganze Gesellschaften und weiß stets seinen Kunststücken kleine Variationen beizufügen, die man leicht benutzen kann, um ihn immer noch Neues zu lehren. Er lernt gern und leicht.

Es wird wohl wenig Hundeliebhaber geben, welche nicht Gelegenheit genommen hätten, sich in dem unübertroffenen Affentheater von Broekemann in Berlin von der Leistungsfähigkeit dieser Hunde zu überzeugen."

Die Pudel machen vor der Gesellschaft, vor welcher sie ihre Künste zeigen, ihre Verbeugung, treten als Portechaisenträger auf, laufen auf den Vorderpfoten, führen Turnkünste auf, indem sie auf dem Schwung- und Schlappseil sich schwingen, Reit- und Jongleurkünste, die sie in Gemeinschaft mit Pferden, Affen u. dgl. verrichten, sie vereinigen sich mit anderen kunstgeübten Tieren, namentlich mit Affen, zur Darstellung einer ergötzlichen Mahlzeit und treten als servierende Künstler ebenso geschickt wie als exerzierende auf.

Bekannt ist, daß nicht alle Hunde der Abrichtung zur Ausführung von Kunststücken fähig sind, und daß unter allen Arten eben der Pudel es ist, welcher durch seine Veranlagung in ausgezeichneter Weise zum Lernen sich befähigt erweist. Doch gibt es auch verschiedene Arten kleiner Hündchen, welche mit Karten und Dominosteinen spielen lernen, d. h. sie sehen ihrem Herrn am Auge, am Blick ab, welche Karte oder welchen Stein sie auszuspielen und mit dem Maule oder dem Fuße hinauszuschieben haben.

Lenz erklärt, er habe Hunde gekannt, welche fast jedes Wort ihres Herrn zu verstehen schienen, auf seinen Befehl die Tür öffneten oder schlossen, den Stuhl, den Tisch, die Bank herbeiholten, ihm den Hut abnahmen oder hielten, versteckte Gegenstände aufsuchten und herbeibrachten u. a. m.

Es ist, wie vorstehende, keineswegs erschöpfende Zusammenstellung verschiedenartiger künstlerischer Vorführungen ausweist, ein umfangreiches Programm, welches für die Abrichtung des Hundes sich darbietet, so reichhaltig, daß nur ein gewisser Teil des Gesamtinhaltes dem einzelnen Individuum zugemutet werden kann, und daß in solchen Fällen, wo es sich um öffentliche Schaustellung gelehrter Hunde handelt, Arbeitsteilung erforderlich ist.

Kommt es nach den eben gegebenen Andeutungen bei der Abrichtung von Hunden zu Kunststücken an erster Stelle auf die Auswahl hierzu sich eignender, gelehriger Arten an, so ist als weitere Vorbedingung zur Erzielung erwünschter Erfolge jugendliches Alter des zu unterweisenden Tieres unbedingt erforderlich. Leider muß auch bei dieser Abrichtung ebenso wie bei derjenigen des Jagdhundes, bedauerlicherweise die Peitsche nicht selten herhalten, welche dabei regiert, und manches, was das oft recht beklagenswerte Tier zum Ergötzen der Zuschauer leistet, führt dasselbe nur aus Furcht vor dem bösen Instrument aus, dessen peinvolle Qualen es oft genug empfunden.

Beides, das Erfordernis jugendlichen Alters des abzurichtenden Tieres und die Anwendung des Zuchtmittels, noch dazu in Gestalt eines Stockes, bringt Pfeffel in seinem bekannten Gedicht zur Anschauung, welches der Vollständigkeit dieser Darstellung halber hier eine Stelle finden möge.

Die zwei Hunde.

Ein Junker hielt sich ein Paar Hunde;
Es war ein Pudel und sein Sohn.
Der junge, namens **Pantalon**,
Vertrieb dem Herrchen manche Stunde.
Er konnte tanzen, Wache stehn,
Den Schubkarrn ziehn, ins Wasser gehn,
Und alles dieses aus dem Grunde.
Der schlaue Fritz, des Jägers Kind,
War Lehrer unsers Hunds gewesen,
Und dieser lernte so geschwind,
Wie mancher Knabe kaum das Lesen.
Einst fiel dem kleinen Junker ein,
Es müßte noch viel leichter sein,
Den alten Hund gelehrt zu machen. —
Herr **Schnurr** war sonst ein gutes Vieh,
Doch seine Herrschaft zog ihn nie
Zu solchen hochstudierten Sachen;
Er konnte bloß das Haus bewachen.
Der Knabe nimmt ihn vor die Hand
Und stellt ihn aufrecht an die Wand;
Allein, der Hund fällt immer wieder
Auf seine Vorderfüße nieder.
Man rufet den Professor Fritz;
Auch der erschöpfet seinen Witz —
Umsonst, es will ihm nicht gelingen,
Den alten Schüler zu bezwingen!
„Vielleicht“, sprach Fritze, „hilft der Stock!“
Er holt den Stock, man prügelt **Schnurren**;
Noch bleibt er steifer als ein Bock,
Und endlich fängt er an zu murren.
„Was wollt ihr?“ sprach der arme Tropf;
„Ihr werdet meinen grauen Kopf
Doch nimmermehr zum Doktor schlagen;
Geht, werdet durch mein Beispiel klug!
Ihr Kinder, lernet jetzt genug,
Ihr lernt nichts mehr in alten Tagen.“

Also auch der „Canis magister“ muß seine Studien in der Jugend „absolviert“ haben. Übrigens führt die Würde des Canis magister in das klassische Altertum zurück, denn schon die Römer erkannten dieselbe einzelnen gelehrten Hunden zu, auch war selbige in Deutschland, wie bereits angedeutet, schon frühzeitig bekannt.

An diese allgemein gehaltenen Ausführungen schließe ich eine

Reihe geschichtlicher Mitteilungen an, welche uns von hervorragenden Leistungen gelehrter Hunde in vergangenen Jahrhunderten Kenntnis geben, Leistungen, die in kulturgeschichtlicher Beziehung der Beachtung wert erscheinen.

Nur ihrer Eigenart halber sei einer Fähigkeit gedacht, welche die alten Römer einzelnen Hunden zuschrieben. Sie behaupteten, der Hund, und dies setzt selbstverständlich Gelehrtheit voraus, vermöge den Zustand einer Frau zu erkennen, welche ihrer Familie Zuwachs zu schenken im Begriffe steht.

Eine der ältesten Nachrichten über die Vorführung eines gelehrten Hundes stammt aus dem sechsten Jahrhundert. Zur Zeit Kaiser Justinians, war, wie der griechische Mönch Kedren erzählt, ein Gaukler in Konstantinopel, welcher mit seinem Hunde viel Geld verdiente. Wenn, und das geschah häufig, eine große Menge Neugieriger sich versammelt hatte, ließ er die Umstehenden irgendeinen Gegenstand, einen Handschuh, ein Messer, ein Geldstück u. dgl. auf den Platz werfen. Hierauf befahl der Mann seinem Hunde, die verschiedenen Sachen zu suchen. Der Hund kam dem Befehl nach, faßte den Gegenstand mit den Zähnen und brachte ohne sich zu irren, jedem einzelnen sein Eigentum.

Im Jahre 1043 zog ein Italiener namens Andreas im Lande herum mit einem blinden Hunde, der aus einer Anzahl auf die Erde geworfener Ringe jeder Person, welche ihren Ring dort niedergelegt hatte, den eigenen Ring zurückbrachte, ohne jemals einen Fehlgriff zu tun. Ebenso verfuhr er mit Münzen, die man untereinander gemengt hatte und welche verschiedenes Gepräge trugen.

Als eine törichte Spielerei freilich erscheint eine anderweitige Vorführung dieses selben Hundes, die, daß er auf Befragen Personen in der Gesellschaft aufsuchen mußte, welche geizig, verliebt, Ehebrecher, edelherzig, und Frauen, die guter Hoffnung seien. Der Hund erregte damaliger Zeit großes Aufsehen, und man hielt seine Leistungen für Zauberei, man glaubte, daß er den Geist des Orakels der Pythia besitze.

Von dem bereits erwähnten Hunde jenes französischen Fürsten, welcher in Gegenwart eines fürstlichen Besuches die Tafel seines Herrn deckte, ist hier noch der Aufführung einer Szene durch ihn zu gedenken, die sich seiner Dienstleistung als Tafeldecker anschloß, und dem Willen wie der Einbildungskraft des Tieres ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Bei der Ausführung nämlich von Sprüngen, deren Anzahl sein Herr dem Hunde durch Zuruf der gewünschten Zahl kundgegeben, läuft ihm absichtlich ein Versehen unter. Hierüber ausgescholten, wird das Tier traurig und stellt sich aus Traurigkeit tot, indem es unbeweglich am Boden liegen bleibt, eine Täuschung, von der es weder durch Zurufe noch selbst durch Schläge anderer Personen abzubringen ist. Erst als

sein Herr ihm befahl aufzustehen, erhob es sich sofort, schmeichelte den Anwesenden und war des Beifalles derselben gewärtig.

Albertus Magnus, einer der bedeutendsten Scholastiker, † 1280, erzählt von einem Hunde, welcher zu dem Dienste abgerichtet war, während der Tafel mit seinen Pfoten eine brennende Kerze zu halten und den Tischgenossen so lang zu leuchten, bis das Mahl beendet war.

Im Jahre 1719 kam ein Mann von Augsburg mit zwei abgerichteten schwarzen Hunden nach Regensburg. Außer vielem anderen wußten diese Hunde Personen nach der Farbe ihrer Kleider aus der Zuschauermenge heraus zu bezeichnen, indem sie vor der Person mit Kleidern der bezeichneten Farbe stehen blieben und sie anbellten. Auch hat einer dieser Hunde aus einer Anzahl Taschentücher der Zuschauer jedem das seinige zurückgebracht.

Zweifellos sind dieselben beiden Hunde in einem aus derselben Zeit herrührenden Berichte gemeint, die in Regensburg gezeigt wurden, und als „künstliche Hunde" bezeichnet werden, „insoweit sie nämlich durch menschlichen Fleiß und Geschicklichkeit zu allerhand Nachahmung menschlicher Verrichtungen gebracht worden". Diese Hunde „wußten Personen zu distinguieren". Der Meister sagte: „Suche mir eine Person aus der Kompagnie, so schwarzes Kleid anhat." Nun suchte der Hund so lange, bis er eine fand. Wenn es ein katholischer Geistlicher war, so fragte ihn der Meister: „Ist der Herr verheiratet?" Der Hund schüttelte mit dem Kopfe.

Der Kleinere von ihnen war nicht so gebildet, er trug einen Korb auf dem „Buckel", machte Lakaien usw., und wenn ihn sein Herr fragte, „wie er sich verdefendieren würde," so zog er den Säbel aus der Scheide.

Auf der Messe zu Danzig zeigte man im Jahre 1754 einen kleinen Hund, der eine Menge Kunststücke verstand, welche ihm sein Herr in französischer und holländischer Sprache beigebracht hatte, die er den Zuschauern zu ihrer nicht geringen Verwunderung wieder vormachen ließ. Aus einem gedruckten kleinen Oktavbuche, das über 100 Fragen in französischer und holländischer Sprache enthielt, konnte sich jemand eine beliebige Frage auswählen. Wenn man deutsch fragte, so legte der Herr des Hundes diesem die Frage französisch vor und befahl dem Hunde, darauf zu antworten. Die Antworten bestanden in einem bis zwei Wörtern, zu welchen der Hund die Buchstaben suchte, die er nacheinander hinlegte, bis die Wörter vollständig waren. Wenn ihn z. B. jemand fragte, wer Rom erbaut habe, so legte er die Buchstaben, welche zu dem Worte Romulus erforderlich sind, nacheinander in eine Reihe hin. Auf die Frage, wer der erste römische Kaiser gewesen sei, legte er die Buchstaben Julius Cäsar zusammen.

Ferner konnte dieser Hund angeben, wieviel es an der Uhr sei.

Der Herr fragte ihn, welche Zeit es sei, und wies zugleich mit dem Finger auf den Stundenzeiger einer Uhr und auf die römische Zahl der Stunde. Der Hund sah die Zahl an, ging nach den Karten hin, auf denen die römischen Ziffern einen Zoll groß standen, und holte diejenige, welche die gefragte Stunde anzeigte. Hierauf zeigte ihm sein Herr den Minutenzeiger und die Zahl, auf welche derselbe wies, und fragte den Hund, wieviel Minuten es sei? Wenn der Hund die Zahl der Minuten betrachtet hatte, ging er nach den Karten hin und holte ein Blatt, auf welchem die angegebenen Minuten standen.

Er konnte Frauen und Männer unterscheiden. Wenn man ihn fragte, wie viele Frauen zugegen seien, so legte er sogleich die richtige Zahl hin.

Auch konnte er die Farben an den Kleidungsstücken unterscheiden. Wenn er nach einer Farbe gefragt wurde, so wies sein Herr mit dem Finger auf dieselbe, z. B. auf ein Kleidungsstück, das jemand trug. Der Hund sprang sogleich an dieser Person hinauf und betrachtete die Farbe aufmerksam. Dann ging er fort, las die Farbe aus den ihm vorgelegten Proben aus und brachte sie.

Das Schwerste, was ihm zur Aufgabe gestellt wurde und wobei er eine Art Rechenmeister machte, war das Dividieren. Man legte ihm einige von den Karten vor, auf denen die Minutenzahlen standen, und zwar die Zahl, die dividiert werden sollte, in die obere Reihe, die andere aber, durch welche die obere geteilt werden sollte, unter die vorige, beide zur Rechten von dem Herrn, z. B. oben 21, darunter 7. der Herr wies nun zuerst mit dem Finger auf die 7, dann auf die 21; der Hund sah aufmerksam die ihm gewiesenen Zahlen an, zugleich fragte ihn sein Herr in französischer Sprache, wievielmal 7 in 21 enthalten sei. Der Hund ging zu den hinter ihm liegenden anderen Karten, suchte die Zahl 3 heraus und legte sie vor den Füßen seines Herrn nieder. Hatte man etwa statt der 21 eine 23 hingelegt, so brachte er erst auch nur die 3, holte aber noch die 2, nachdem ihn sein Herr nach dem Übrigbleibenden gefragt hatte. (92 *)

Ähnlicher Art waren die Leistungen eines anderen Hundes, der in Paris vorgeführt wurde. Es erregte dort im Jahre 1818 ein gelehrter Pudel namens **Munitio** besonderes Aufsehen, den ein Holländer, de Nief, daselbst zeigte. Dieser Hund gab Antwort auf Fragen, die auf holländisch, englisch, italienisch, französisch und lateinisch an ihn gerichtet wurden. Er war den Berichten der Tagesblätter jener Zeit zufolge mit jedem Kartenspiel vertraut und fand im Dominospiel nicht seinen Herrn, stellte schwierige Berechnungen an und führte noch eine Anzahl erstaunlicher Stücke aus. Buchstaben und Ziffern waren vor ihm ausgebreitet, aus denen er die benötigten herausnahm, um sie als Antwort der Anfrage zusammenzustellen.

Es liegt auf der Hand, daß Hunde, welche in solcher Weise gelehrt

sich zeigen, nicht zufolge selbständigen Nachdenkens handeln, sondern gleichsam wie Automaten, welche dazu abgerichtet sind, gewisse Bewegungen nach dem oder jenem ihm von seinem Herrn gegebenen Zeichen auszuführen. Der Hund ist hier nur Werkzeug, dessen Leiter mit mehr oder weniger Geschicklichkeit dem Tiere die ihm nötigen Zeichen im Geheimen zu geben versteht. Ließ der Hund seine Augen über die vor ihm ausgebreiteten Karten, Steine dahingleiten, so gab ihm sein Herr entweder mit einem bestimmten leisen Tone seiner Stimme, mit der Hand oder in anderer Weise ein Zeichen, und der Hund wählte das betreffende Blatt usw. Hatte der Hund in Abwesenheit seines Herrn eine bestimmte Karte zu wählen, so benetzte sie jener, bevor er hinausging, mit einer am Finger haftenden riechenden Substanz, so daß das Tier ohne Schwierigkeit die derart kenntlich gemachte Karte aus den übrigen durch den Geruch herausfand.

Endlich erwähne ich noch eines in derselben Weise abgerichteten Hundes, welcher von einem Herrn Delmazzo im Jahre 1827 in Deutschland gezeigt wurde und der vorgelegte Wörter und Benennungen einzelner Dinge aus Buchstaben zusammensetzte, sowie mit Zahlen bis 50 rechnen konnte.

Philipp, Herzog von Orleans, der Bruder des Königs, besaß, wie aus dem Jahre 1670 erzählt wird, einen sehr geschickten Hund, den sein Herr als Bibliothekar zu gebrauchen pflegte. Wenn diesem Hunde ein Buch unter die Nase gehalten und dabei der Name des Verfassers genannt und in derselben Weise mit 10 bis 12 Büchern verfahren wurde, diese Bücher aber untereinander gelegt wurden, so war der Hund imstande, auf Befehl seines Herrn ein unter diesen ausgewähltes Exemplar herauszufinden und es seinem Herrn zu bringen.

Am großherzoglichen Hofe zu Florenz gab es ehemals nach der Erzählung des Athanasius Kircher einen Hund, welcher als Musikdirigent auftrat, und als solcher in Gemeinschaft mit einem Papagei Musikstücke aufführte, eine ganz außergewöhnliche Leistung für ein Tier, dessen ganzes Geschlecht den Tönen der Musik abhold ist. Ja, Dureau de Lomballe erzählt, Benati habe einen Hund besessen, dessen musikalisches Gehör in der Weise ausgebildet war, das es ihm durch sieben diatonisch gestimmte Terzen gelang, ihm erst die Skala zu lesen, dann Terzen zu singen und zuletzt ihn selbst beim Singen zu begleiten.

In jüngster Zeit scheint dieser Künstler von anderen seines Geschlechts weit übertroffen zu sein. Man schreibt aus Paris vom 5. Februar 1902: Im Nouveau Cirque führt jetzt ein amerikanischer Clown ein vollständiges Hundeorchester vor. Die vierbeinigen Künstler sind Meister auf Violine, Kontrabaß, Trompete, Pauke ꝛc. und ihr

witziger Dirigent behauptet, jedes Mitglied seiner Kapelle sei im Besitze eines Diploms amerikanischer Konservatorien.

Aber auch früher schon hatte sich in Paris einmal ein Quartett hören lassen, dessen Spieler sämtlich Hunde waren. Diese Musikanten, denen man, um sozusagen, Gesangsunterricht erteilt hatte, bellten verschiedene Gesangsstücke mit einer Würde vor, welche derjenigen von Konzertsängern angemessen ist. So lautet wenigstens der Bericht darüber.

Gleich der Gelehrtheit der eben genannten Hunde, beansprucht die in zweifacher Beziehung seltene, vielleicht einzig dastehende Kunstfertigkeit eines Hundes gerechtfertigte Beachtung. Von ihm wird berichtet:

In Berlin wurde im Jahre 1792 ein Hunde- und Affentheater gezeigt, auf dem ein Affe einen Hund, der aus der Kutsche gefallen, klystierte, auch kutschierte ein Hund einen Affen mit seinem Bedienten. Als besondere Leistung aber muß es gelten, daß ein Hund „so fertig wie das geschickteste Frauenzimmer" zu spinnen verstand.

Abgeschmackt ohne Zweifel erscheint die Abrichtung eines Hundes zu der im folgenden zu schildernden Verwendung, welche zeigt, welcher Steigerung weibliche Launenhaftigkeit fähig ist, zu deren Befriedigung das eigene Schoßhündchen ein willkommenes und willfähriges Werkzeug ist. Von alldem abgesehen, ist die Erzählung in nicht geringem Maße ergötzlich.

Die schöne, allbekannte Ninon de l'Enclos, eine Dame der Pariser Lebewelt, hatte im Taumel der Sinnenlust ein fröhliches Leben verbracht, gleichwohl aber das 90. Lebensjahr erreicht, und entzückte in diesem Alter noch durch ihren Geist und gewisse magische Reize der über sie ausgegossenen Liebenswürdigkeit. Durch Enthaltsamkeit wußte sie das Alter in seinen zerstörenden Wirkungen zu hemmen. Kaffee und Likör nahm sie nie. Um aber ja nicht in der Zerstreutheit zum Genusse beider sich verleiten zu lassen, hatte sie ein schönes Hündchen zum Wächter. **Katon** hieß dieser ihr Freund. Madame Maintenon, aus deren Händen sie das Tier empfangen, schilderte dieses als das kleinste und schönste Hündchen, das damals in Paris jede Dame entzückte. Mit inniger Ergebenheit hing **Katon** an seiner Gebieterin, niemals kam er zur Tafelzeit von ihrer Seite, und war deshalb auch bei jeder Einladung ihr steter Begleiter.

Sobald Ninon an der Tafel Platz nahm, wurde Katon gleichsam als Gesundheitswächter in einem Körbchen neben ihr Gedeck gesetzt. Ruhig blieb er da, bis das Dessert kam. Dann sprang er heraus, machte sich den Damen durch eine Menge Artigkeiten bemerkbar, lief dann eiligst zu seiner Gebieterin — selbverständlich auf der Tafel! —, faßte das ihr vorgesetzte Likörglas mit seiner kleinen Schnauze und verbarg es in seinem Körbchen.

Wollte Ninon nach einem anderen Likörglas langen, so bellte **Katon** aus Leibeskräften, und bestand seine Herrin darauf, so wurde das Tierchen beinahe wütend und geriet in solchen Zorn, daß die ganze Gesellschaft sich über seinen possierlichen Eifer des Lachens nicht enthalten konnte. Gewöhnlich beruhigte ihn Ninon mit den Worten: Aber Doktor, Sie werden mir doch erlauben, Wasser zu trinken? Dann brachte **Katon** das Glas seiner Gebieterin aus dem Körbchen, die nun ungestört Wasser trank.

Zum Schluß der Tafel mußte **Katon** gewöhnlich noch Menuett tanzen, dann sämtlichen Damen die Hand küssen. Das kleine Tier verstand es, durch seine Kunstfertigkeit die ganze Gesellschaft zu unterhalten.

Der berühmte Hund **Munito** verrichtete Dinge, die menschlichen Verstand zu erfordern scheinen. Er zählte, stellte Buchstaben zusammen, spielte Domino, Karten, löste wahrhaft schwierige Fragen. Ein Duanenbeamter, welcher viel Muße hatte, dressierte mehrere Hunde, die mit **Munito** rivalisieren konnten. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, daß ein junger Hund, von einer Frau gesäugt, menschlichen Verstand erlangen würde. Der Versuch wurde, wie man sich leicht denken kann, ohne Erfolg gemacht.

Der Verfasser der „Spuren der Gottheit" berichtet von den Hunden eines gewissen Herrn L e o n a r d: Wenn man vier Karten vor sie hinlegte, von denen jede eine Zahl hat, welche man einmal mit Hindeutung auf die Karte ausspricht, so sind sie imstande, nach einer neuen Legung der Karten jede herauszufinden, die man mit ihrer Zahl nennt. Sie spielen auch Domino, und zwar mit so viel Geschick, daß sie zweifüßige Gegner überwinden, wobei sie winseln, wenn der Gegner falsches Spiel spielt oder wenn ihnen selbst der rechte Stein fehlt.

Die Zeichen, welche der Meister dem Hunde gibt, sind so leise und unbemerkbar, daß die Zuschauer sie nicht wahrnehmen. Ein Hund, der bei den in einen Kreis gelegten Spielkarten oder mit Zahlen und Buchstaben bezeichneten Blättern herumging, blieb sogleich stehen, wenn sein Herr leise mit den Nägeln kratzte, und trug das ihm gerade vor den Füßen liegende Blatt zu dem Herrn, so daß es schien, als spielte er Karten, löste arithmetische Aufgaben und beantwortete Fragen.

Im Spätherbst 1874 brachte eine Frau Hoger aus I n n s b r u c k ein zierliches Seidenhündchen nach Bern, welches ähnliche Kunststücke machte, auch lateinisch Geschriebenes aus gedruckten Lettern zusammensetzte, Photographien gekrönter Häupter aus hunderten solcher hervorholte.

In Frankreich hat die Vorführung gelehrter Hunde seitens herumziehender Künstler dieser Art seit langer Zeit eine gern besuchte

Volksbelustigung gebildet, und es war ehedem die Messe von Saint Germain, während welcher herbeigereiste Gaukler auf ihren Hundetheatern die schaulustige Menge unterhielten.

Barbou erzählt zwei Beispiele von künstlerischen Leistungen einiger Hunde, von denen namentlich das erstere durch einen staunenswerten Zug im Verhalten des Tieres nach der Wiedererkennungsszene sich auszeichnet.

Révoil nämlich berichtet, es habe sich in den Straßen von Paris ein Mann sehen lassen, welcher Flöte spielte und eine Trommel schlug. Er führte am Zügel einen kleinen Esel mit sich, welcher von einem Dutzend Hunden begleitet war, die, in einem Wagen befindlich, von einer großen Dogge gefahren wurden, von denen einige als Harlekine, andere als Hanswurste, als Marquis, als Abgeordnete gekleidet waren. Alle waren Künstler, welche aufrecht standen, nach rückwärts sprangen, Menuett, Gavotte tanzten und dann mit einem Hute im Maule unter den Zuschauern herumgingen, um Geld einzusammeln.

Eines Tages gab diese Truppe eine Vorstellung in einem Salon, die Anwesenden sahen eine kleine 15 bis 18 Zoll große Gräfin eintreten, welche in ein seidenes Gewand gekleidet war und tausend Verbeugungen machte.

Plötzlich erhob sich die Frau vom Hause und rief:

„Aber das ist ja mein Hündchen, das ist **Finette!**“

Als das kleine Tier, welches seit einigen Monaten abhanden gekommen war, seinen Namen hörte, sprang es seiner Herrin in die Arme, und als der Direktor Miene machte, das Hündchen für sich in Anspruch zu nehmen, zog es sein Gewand aus und legte es zu seinen Füßen hin mit einer Gebärde, als wolle es sagen: „Das gehört dir, nimm es weg, mich aber laß!“

Durch eine dem Manne gewährte Vergütung wurde die Angelegenheit zum Austrag gebracht.

Ein Soldat besaß, wie der nämliche Schriftsteller erzählt, einen Pudel namens **Tampon.** Das Tier war sehr gut abgerichtet.

„**Tampon!** Was tut dein Herr beim Exerzieren?“ fragte man den Hund. Der Hund gähnte, als ob er sich die Kinnbacken aushaken wollte.

„**Tampon!** Wie macht man es, wenn man gegen den Feind marschiert?“

Das Tier machte einen Sprung, ergriff den ersten besten Gegenstand, der ihm ins Gesicht fiel und zerriß ihn mit seinen Zähnen.

„Was macht der Feind?“

Sofort zog **Tampon** den Schwanz und die Ohren ein nahm eine demütige Miene an, kroch zusammen und verbarg sich in einem Winkel.

Staunenswert in der Tat ist die Vollkommenheit der Leistungen, zu denen in der neuesten Zeit etliche der Öffentlichkeit vorgeführte

Hunde herangebildet worden sind. So schrieb man gelegentlich der Ostermesse 1894 aus Leipzig: „Was von den vierbeinigen Künstlern an Leistungen geboten wird, übersteigt das Maß des gewöhnlich in ähnlichen Schaubuden Vorgeführten ganz erheblich. Namentlich zeigt sich ein kleines weißes Hündchen als ein überaus gelehriges Tier. Es gibt die Zeit an, welche die vorgehaltene Uhr zeigt, es stellt die Summe der geworfenen Augen dreier Würfel fest, es addiert, subtrahiert und dividiert, und begeht dabei keinen Fehler. Ja, es versteht sogar zu lesen, aus den einzelnen Buchstaben stellt es den verlangten Namen zusammen. Von einem Geldstück, das ihm vorgelegt wird, gibt das gelehrige Tier die Jahreszahl an und bezeichnet den Wert desselben. Aus einer Reihe Photographien berühmter Personen bringt es das verlangte Bild, ohne sich ein einzigesmal zu irren, und ebenso weiß es die Flaggen der verschiedenen Länder zu bezeichnen. Es ist eine Unsumme von Geduld und Fleiß nötig gewesen, um dem Tiere diese Fertigkeiten beizubringen, dasselbe kann aber jetzt auch den vorzüglichsten Künstlern unter den Tieren zugezählt werden."

Als wirkliches Wunderhündchen aber wird „Herr Professor Weiß" bezeichnet. In ihm wollte man das non plus ultra aller Sehenswürdigkeiten dieser Art erblicken. Denn „Herr Professor Weiß" ist es, der wirklich Klavier, Domino und Schachspielen, lesen, rechnen und Geld zählen und uns auf Stunde und Minute angeben kann, wie spät es ist, der jede Karte und alle Potentaten und Landesfarben kennt. Der Einwurf, daß bei einem richtigen Professor, und wenn er noch so zerstreut wäre, das doch nichts so Absonderliches sei, wird sofort hinfällig, wenn man hinzufügt, daß der Herr Professor Weiß, der seinen Titel der Königin von England verdankt, eigentlich nichts weiter als ein kleiner Vierfüßler, ein reizendes Hündchen ist, dessen Leistungen geradezu verblüffen?

Inwieweit der durch das hinter dem letzten Satze gestellte Fragezeichen angedeutete Zweifel berechtigt erscheint, möge der Beurteilung des Lesers überlassen bleiben. Erhöht aber wird diese Berechtigung durch einen ergötzlichen Vorfall, über den gegen Ende des Jahres 1895 folgenderweise gemeldet wurde:

„Aus Basel wird der „Straßb. Post" berichtet: Auf dem letzten Jahrmarkt ereignete sich hier ein lustiger Vorfall. Unter den verschiedenen Schaubuden versteht es u. a. das Theater der gelehrten Hunde, die Aufmerksamkeit und das Erstaunen der Besucher zu erregen. Namentlich viel bewundert wird dort ein gelehrter Pudel, der, frisiert wie ein echter Künstler, mit wallendem Künstlerhaar, auf dem Klavier die großartigsten und schwierigsten Stücke herunterhämmert. Manchem ehrsamen Landbewohner wollte es gar nicht in den Kopf hinein, daß die Pudelpfoten ebenso wie fingerbesetzte Menschenhände zu hantieren verstehen sollten. Kürzlich wurde das Problem unerwar-

teterweise gelöst. Unter den Besuchern befanden sich auch zwei Herren, die dem „Neuen Weine“ etwas mehr als sie vertragen konnten, zugesprochen hatten und nun in ihrer Weinstimmung entgegen den in Konzertsälen üblichen Sitten die Melodie des Konzertstückes mit ziemlich wildem Gesang begleiteten. Als sie auch noch mit den Stöcken in der Luft umherzufuchteln begannen, wurde dem Pudelpianisten angst. Mit einem Satz sprang er von seinem Sitz hinunter und verschwand blitzschnell hinter den Kulissen. Nun hätte das Konzert zu Ende sein müssen — aber o Wunder, das Klavier spielte ruhig weiter. Obgleich der Theaterdirektor mit wahrer Verzweiflung auf einen Sperrhebel drückte, endete das Musikstück erst einige Minuten später mit rauschenden Akkorden.“

Einer unserer bekannten Zirkusbesitzer brachte unlängst in der Manege den „kleinsten Elefant“ der Welt zur Vorführung, welcher mit langen Elefantenohren, großem Rüssel, Stoßzähnen und echtem Elefantenfell ausgerüstet auf das feinste dressiert, in der Arena herumlief und erst zuletzt durch ein lautes, fröhlichs „Wau-wau“ verriet, daß es nur ein nachgemachtes Naturspiel sei. In dem nämlichen Zirkus beteiligte sich an der Vorführung einer Parforcejagd auf ein ausgewachsenes Wildschwein eine Meute von 25 eigens hierzu abgerichteten Jagdhunden.

In der Regel kehren freilich die hauptsächlichsten Künste, welche man Hunden beizubringen pflegt, bei deren öffentlichen Vorführungen immer wieder, doch gelingt es ja bisweilen einem findigen Kopfe, die altgewohnten Kunststücke in neues Gewand zu kleiden. Bisweilen müssen Zeitereignisse Abwechslung in die bekannten Vorführungen bringen. So zeigt man gegenwärtig unter einer Anzahl von Hunden, welche die modernen Sprachen verstehen, als „originellstes“ den „ollen, ehrlichen Seemann“, einen Pudel, welcher mit jeder fremden Person aus dem Zuschauerkreise sechsundsechzig spielt. Nun ist wohl auch der „dumme August“ unter den Hunden.

Über diese Vorführungen wurde 1895 berichtet: „Außer den tanzenden, rechnenden und lesenden Hunden und einem dummen August, der alles verkehrt macht, sieht man dort einen Pudel, welcher mit einem beliebigen Gaste sechsundsechzig spielt und dabei, ohne zu mogeln, meist gewinnt. Übrigens kam dort vorgestern eine originelle Wette zum Austrag. Drei Herren wetteten um 10 Mark, daß dieser Pudel es nicht fertig bringen würde, jedem eine Partie abzugewinnen und siehe da! das Spiel wurde tadellos durchgeführt, der Pudel gewann, die Herren zogen den Hut ab vor ihrem Meister und überwiesen den verwetteten Betrag der Armenkasse. Es soll manchmal vorkommen, daß Leute mit einem Affen Karten spielen, aber mit einem Hunde, das hat entschieden den Reiz der Neuheit!“

Gerade die Hundedressur, die Abrichtung des Hundes zu ihm

eingelernten besonderen Leistungen, die das Tier als „gelehrt“ erscheinen lassen, hat in der Neuzeit sich sehr ausgebreitet und treibt von Jahr zu Jahr neue Blüten.

„Rast ich, so rost ich!“ schreibt, gez. Signor Saltarino, die „L. Ill. Ztg.“ 1896, „ist der Wahlspruch des heutigen Artistentums, und so sehen wir in der Hundedressur beinahe jeden Tag neue Erscheinungen auftauchen, neue „Tricks“ produzieren und junge Künstler und Künstlerinnen rivalisieren mit den Altmeistern Wallenda, Immans, Blennow und wie sie alle heißen, die sich stolz „Professoren der Kynologie“ nennen.

Eine in den interessierten Kreisen besonders gesuchte „Nummer“, ist die der Miß Carlini (Brown), einer jungen Schottin (geboren am 23. März 1864, verheiratet seit 3. Mai 1880 mit Charles James Britland), deren Spezialität die Ausbildung von Windhunden im Hoch- und Weitsprung ist. Ihre erzielten Resultate sind überraschend. So springt zum Beispiel einer der Hunde vom Trampolin ab 1·70 Meter über den erhobenen Arm der Dresseuse, ein Trick, der photographisch festgehalten wurde.

Aber nicht nur Springer, auch Kautschuk „arbeiten“ die Hunde der Miß Carlini; sie bilden Pyramiden, machen Seiltänzerarbeit und produzieren sich als Rechenkünstler; sie machen ganz verblüffende Kunststücke, die gleichsam ein menschliches Verständnis, menschliche Willenskraft, menschliche Kunstbegeisterung voraussetzen.

In der Tat haben dressierte Hunde einen ganz anderen Blick als gewöhnliche. Sie schauen schlau, abgefeimt aus und scheinen nicht nur die Kommandoworte, sondern die ganze menschliche Sprache zu verstehen. Es ist, als ob die Tierseele nur darauf warte, vom Menschen in die Schule genommen zu werden, um sich in eine menschliche zu verwandeln.

Ich glaube nicht an den Instinkt bei den Hunden. Der scharfe Beobachter findet bei ihnen Entwicklung, Ehrgeiz, Kunstfertigkeit, Raffinement. Ein dressierter Hund nun hat nicht mehr die Harmlosigkeit eines Tiers, nicht mehr den Blick eines Hundes, auch nicht mehr die Seele desselben, sondern diese ist auf eine wenn auch noch so niedrige Stufe der Menschenseele versetzt worden. Der „Hund des Aubry“ kannte jedes Stichwort in dem Drama besser als sein Herr, denn der war immer betrunken.“

Traf man gelehrte Hunde sonst meist mit ihren Besitzern auf Jahrmärkten und Messen an, so ist nunmehr der Hund ein ständiges Glied der großen Zirkusse geworden, in denen er als bewunderter „Artist“ die Erfolge seiner Gelehrsamkeit zutage treten läßt. Er tritt daselbst als Clown, als Jongleur, als Herkules auf, balanciert mit Tellern, Flaschen u. dgl., führt den sogenannten Totensprung aus und

ahmt sogar in erstaunlicher Treue der Wiedergabe die durch ihren Serpentinentanz berühmt gewordene Miß Fuller nach. Auch hier stehen wieder die Pudel an erster Stelle, die mit Gelehrigkeit und Gewandtheit nicht selten eine bedeutende Körperkraft entfalten, aber auch kleinere Hunde, Terriers und Rattenfänger finden im Zirkus Verwendung.

Eine sehr schwierige Leistung fällt einem Hunde zu, welcher auf den Vorderfüßen eine Treppe hinabzusteigen hat und gleichzeitig auf dem Kopfe eine brennende Lampe balanciert. Kraft und Anstrengung erfordern die Leistungen des kleinen Herkules. Seine Haupt- und Schlußleistung besteht darin, daß er eine Kanone mit den Zähnen emporhebt, sich selbst auf die Hinterpfoten aufrichtet und so das Abfeuern des Schusses erwartet, eine Aufgabe, zu deren Lösung immerhin, trotzdem sie eingelernt ist, eine anerkennenswerte Standhaftigkeit erforderlich ist. Große Gewandtheit muß ein Hund besitzen und anwenden, dem die Aufgabe gestellt ist, den Kugellauf vorzuführen, und ein anderer, welcher den Totensprung ausführt, d. h. beim Springen in die Luft sich rückwärts überschlägt, verdient nicht geringe Anerkennung. Eine keineswegs leichte Aufgabe hat ein kleiner Hund, ein Rattler, zu erfüllen, welcher auf einer Flasche zu balancieren hat.

Endlich sei noch einer dem Zirkus selbst entlehnten, aber dem Hunde statt dem Pferde übertragenen Vorführung gedacht. Es ist die Ausführung der „hohen Schule", eine Leistung, zu welcher stärkere Tiere, wie z. B. Doggen, geschult werden. Das wohl dressierte Tier führt gleich einem Pferde in der Rundbahn mit einem Affen als Reiter alle Figuren trefflich aus, die sonst edle Rosse im Zirkus zur Darstellung bringen.

Ich sehe davon ab, die heutigentags in öffentlichen Vorstellungen zur Schau gebrachten Leistungen des gelehrten Hundes einer weiteren Besprechung zu unterziehen. Sie sind allgemein bekannt und jedermann zugänglich. Wie weit ausgedehnt aber immer das Gebiet der Kunstleistungen erscheint, für die man die Fähigkeiten des Tieres zu verwenden verstanden hat, so wiederholen sich doch die vor Jahrhunderten in dieser Beziehung vorgeführten Leistungen noch heute in ihren hauptsächlichen Darstellungen.

Durchaus neu dürfte die erstaunliche Abrichtung eines Jagdhundes sein, welcher einen Fuchs vollständig hetzt, während dieser sich mit den Zähnen und Krallen verteidigt, von jenem aber endlich besiegt wird. Doch scheint dieses Spiel der beiden Tiere eine ernste Aufsichtsführung zu erheischen, damit das Spiel nicht einmal in Ernst ausarte.

Nichtsdestoweniger ist auch der gelehrte Hund unserer Beachtung in vollstem Maße würdig, und einzelne seiner Leistungen in der besprochenen Schilderung sind wohl geeignet, unser Staunen zu erregen

darüber, bis zu welchem Grade der Ausbildung menschliche und, verkenne man dies nicht, tierische Geduld und Ausdauer es zu bringen vermögen. Möchte es nur niemals an echter tierfreundlicher Gesinnung, an wahrer Humanität fehlen, bei allen denen, welche mit der Abrichtung des Hundes sich befassen, und namentlich nicht in den Fällen, wo die zu erzielenden Leistungen der Tiere als Erwerbsquelle benutzt werden!

In England betreibt man die Ausbildung der Hunde zur Unterhaltung in gesellschaftlichen Kreisen in ausgedehntem Umfange. Einer englischen Korrespondenz vom August 1893 zufolge hat in der Stadt Brighton eine Dame eine Unterrichtsanstalt für Hunde, eine „Hundeakademie“, errichtet. In diesem Pädagogium werden die Lieblinge fashionabler Damen zur Ausführung von Kunststückchen aller Art abgerichtet, welche bezwecken, sie in den Augen ihrer Herrinnen noch anziehender zu machen.

So weit hatten wir es in Deutschland schon im vorigen Jahrhundert gebracht, wie das erwähnte Hundegymnasium in Leipzig uns bezeugt hat, wenn auch mit anderen Zielen.

Was endlich das Verfahren, dessen man sich bei der Abrichtung von Hunden zur Erlernung der verschiedenen Kunststücke bedient, anlangt, so berichtet die „Artisten-Tribüne“ hierüber in nachstehenden Worten:

„Es gibt drei Bedingungen, unter denen sich Hunde für Kunststücke abrichten lassen: die erste ist Geduld, die zweite Geduld und die dritte ist wieder Geduld. Kinder, die ja die größten Freunde kunstfertiger Hunde sind, glauben, daß diese zu einer Aristokratie ihrer Spezies zählen, von der Natur durch besonderes Genie ausgezeichnet sind und daß sie ihre Kunststücke zum eigenen Vergnügen machen, oder von dem Wunsche beseelt sind, dem Zuschauer zu gefallen, ihn zu überraschen. Klug ist ja der Hund, das ist nicht zu leugnen, allein, wenn der Abrichter auf diese Eigenschaft zählen wollte, würde er nicht weit kommen; sowie der Hund die Kunststücke, welche er lernt, für Spielereien hält, ist es vorbei: der erste Gebrauch, den er von seiner Klugheit machen würde, wäre der, daß er sich weigert, etwas zu tun, was ihm kein Vergnügen macht. Zunächst findet er vielleicht die Tricks, die er erlernt, unterhaltend und macht sie mit Lust und Freude; dann aber tritt ein Zeitpunkt ein, wo dies nicht mehr der Fall ist, und die Gewohnheit des Gehorsams erweist sich dann als nicht stark genug, um der Abneigung Trotz zu bieten.

Der Abrichter muß also seinem Zögling vor allem zeigen, daß er der Herr ist und keine Launen und Kaprizen duldet; dies aber ist ohne Anwendung eines gewissen Maßes von Grausamkeit nicht möglich; die Peitsche wird bei aller Langmut und Geduld stets eine Rolle in der

Hundedressur spielen müssen; daher halten es auch viele nicht für gut, dem Hunde beim Abrichten mit Leckerbissen zu schmeicheln. Mit unerschütterlicher Geduld, mit stets ruhiger, gleichmäßiger Stimmung muß der Abrichter hundertmal die Tricks machen lassen, bis der Hund sie mit automatischer Sicherheit ausführt.

Die Gewohnheit, die das Tier erlangt hat, ist bei den Vorstellungen alles; das Gedächtnis und die Peitsche sprechen mit. Wenn während einer Vorstellung sich irgend etwas Außergewöhnliches ereignet, so unterbricht der Hund sofort seine Arbeit und ist außerstande, da fortzufahren, wo er aufhörte; denn er kann nur in der gewohnten Reihenfolge die Tricks machen — das ist ein wichtiger Umstand, den man wohl im Auge haben muß, will man sich ein richtiges Urteil über den Hund als Artisten machen. Man kann dem Hunde leicht beibringen, auf den Hinterbeinen zu gehen, auf einer Flasche zu balancieren, auf einer Kugel zu stehen und diese zu rollen — es gibt aber einzelne Sachen, die er niemals lernen, niemals begreifen wird; er wird nie unterscheiden lernen zwischen einem gefährlichen und einem nicht gefährlichen Sprunge.

Das Geheimnis der Abrichtung liegt im allgemeinen zwischen Überredung und Gewalt. Die berühmte Abrichterin Mme. Doré, welche zurzeit — anfangs 1896 — in der „Alhambra" in London Vorstellungen gibt, hat einen Hund, welcher als Serpentinentänzer auftritt. Sowie die Dame ein Zündholz anstreicht, erhebt sich „Dick" sofort auf den Hinterbeinen und fängt zu tanzen an. Ein helles Licht ist in seinem Denkvermögen, wenn man nicht besser in seinem Gehirn sagt, derartig assoziiert mit dem Tanz, mit welchem ersteres ja stets in Verbindung auftritt, daß sein Gehirn, sowie der plötzliche Lichtschein da ist, die gewohnte Tätigkeit der Muskeln veranlaßt."

Eine besondere Art der Abrichtung des gelehrten Hundes bleibt zur Besprechung noch übrig, eine Art, von welcher in neuerer Zeit, wie es scheint nur selten, und auch dann nur in ganz beschränktem Umfange Gebrauch gemacht wird, die aber in einer hinter uns liegenden Periode eine Zeitlang in gewissen Kreisen mehrfach in Anwendung gekommen ist.

Ich nehme aber für die Besprechung derselben einen besonderen Abschnitt in Anspruch.

Kapitel 20.

Der sprechende Hund.

Ich würde von vornherein darauf verzichtet haben, in diesem Buche eines Gegenstandes, wie dieser in der Kapitelaufschrift ausgedrückt ist, überhaupt Erwähnung zu tun, aus dem Grunde, weil es sich hierbei, wie sich ohne weiteres voraussehen läßt, um nichts anderes

als um einen Versuch handeln kann, den man füglich als eine Spielerei zu bezeichnen voll berechtigt ist, wenn nicht einer der größten Männer des achtzehnten Jahrhunderts, welcher als scharfsinniger Denker die erste Stelle unter den Männern der Wissenschaft einnimmt, der in diesem Kapitel zu berichtenden Angelegenheit eingehende Beachtung gewidmet hätte.

Schon die Einfügung dieses Abschnittes mit vorstehender Überschrift belehrt uns, daß bei dem „Sprechen" des Hundes, wenn man die hier zu besprechende Lautgebung des Tieres in dieser Weise bezeichnen darf, es sich um eine Abrichtung des Tieres handelt, zu deren Leistung dasselbe von der Natur nicht begabt ist, eine Leistung, welche demgemäß als eine der Natur des Tieres widersprechende bezeichnet werden muß. Und es sei von vornherein bemerkt, daß das Anlernen einzelner Hunde zu der Fähigkeit, einige Worte hervorbringen zu können, die dem menschlichen Reden ähneln, keinen höheren Wert besitzt, wie schon betont wurde, als denjenigen einer Spielerei.

Wenn aber gleichwohl der sprechende Hund in der Geschichte der Kultur einiger Völker Erwähnung gefunden hat, so kann derselbe aus diesem Grunde in dem vorliegenden Buche nicht unerwähnt bleiben. Dazu kommt, daß jener für unser deutsches Geistes- und Kulturleben hochbedeutsame Gelehrte, wie wir sehen werden, einem redenden Hunde insofern Beachtung geschenkt hat, indem er ihn in seiner wissenschaftlichen Korrespondenz der Besprechung würdigte.

Das ganz allgemein bei allen Tieren vorhandene Unvermögen der Sprache ist in der Anlage ihrer Stimmorgane begründet. Die anatomische Beschaffenheit derselben schließt ein vernehmbar artikuliertes Sprechen aus. Gleichwohl hat der Hund seine besondere Sprache, wie die meisten aller Tiere die ihrige besitzen.

„Weder die Begriffsbildung, noch die Sprache", sagt Wundt, „hat der Mensch für sich allein. Daß bei den vollkommeneren Tieren Allgemeinvorstellungen existieren, läßt sich nicht bezweifeln. Allgemeinvorstellung und Begriff sind aber ihrem Wesen und ihrer Bildung nach nicht voneinander verschieden. Daß viele Tiere auch Mittel der gegenseitigen Verständigung, eine Zeichen- oder Lautsprache, besitzen, ist ebenso sicher. Hier vor allem ist der Punkt, wo eine künftige Tierpsychologie mit vollem Eifer ihre Untersuchungen anzuknüpfen hat.

Alle unsere Beobachtungen sind nur imstande, den Beweis zu führen, daß gewisse Tiere eine Sprache besitzen. Über die Beschaffenheit der Tiersprache sind wir völlig im unklaren, wir können nur, wo diese Sprache in Lauten sich äußert, aus der Gleichförmigkeit der Laute auf die große Einfachheit der Sprache, die kleine Zahl der Vorstellungen, die sie ausdrücken kann, einen Schluß machen.

Erst derjenige Forscher, der sich einmal mit ausdauernder Energie der Untersuchung der Tiersprachen widmen wird, wird die Seelenlehre

der Tiere begründet haben. Denn die Sprache verrät uns das geistige Leben unserer Mitgeschöpfe nicht bloß durch das, was sie ausdrückt, sondern auch durch das, was sie ist; im Reichtum und in der Bildung der Sprache gibt sich uns das ganze psychische Leben kund.

Gar so schwierig dürfte auch, sollte man vermuten, in einzelnen Fällen wenigstens, die Entzifferung der Tiersprache nicht sein. Hat man allmählich durch unausgesetzte Arbeit Zeichen und Sprachen aus einer Geschichtsperiode der Menschheit verstehen gelernt, von der uns jede andere Kunde verloren ist, so sollte man denken, daß es auch nicht in den Bereich des Unmöglichen gehöre, die Sprache eines Tieres zu enträtseln, für die ja in dem äußeren Handeln ein leichtverständlicher Kommentar uns gegeben ist."

Die im vorstehenden gemeinte Sprache ist nun aber leider auch beim Hunde noch nicht erforscht, wenn uns auch gerade für ihn mancherlei Andeutungen zum Verständnis derselben zur Hand sind. Doch ist es nicht meine Absicht, in diesem Kapitel von dieser „Natursprache" des Hundes zu handeln.

Die ausnahmsweise sich zeigende Fähigkeit der Tiere, zu sprechen, und es sind deren nur wenige Vögel, Papageien, der Star, der Rabe, hängt weniger von der Intelligenz des Tieres, als vielmehr von dem Bau seiner Stimmwerkzeuge ab. Die Vögel sind besser dazu ausgerüstet als die Säugetiere. Der anatomische Bau der Mund- und Rachenhöhle ist bei den meisten Säugetieren dem Sprechen in hohem Grade ungünstig. Der Hund aber kann keinen Lippenlaut hervorbringen, da er die Lippen nicht aufeinanderdrücken kann, weil die Oberlippe als ziemlich schlaffer Vorhang über die Unterlippe herabhängt und der Kreismuskel des Mundes fehlt, auch ist seine Zunge viel zu lang und schlaff, um die zur Erzeugung der Zungenlaute notwendige Anpressung der Zunge gegen den Gaumen ausführen zu können.

Wohl aber hat die Natur dem Hunde vorzugsweise das Vermögen verliehen, *seine eigene Sprache* zu reden, nicht zwar in artikulierten Worten, dennoch aber in wohl verständlichen Ausdrücken.

In dem „Amusement philosophique sur les langages des bêtes" heißt es bezüglich der Sprache der Hunde, d. h. des Vermögens derselben, sich untereinander oder dem Menschen gegenüber verständlich zu machen, in zutreffender Weise:

Die Tiere verstehen nur ihre Wünsche auszudrücken und ihre Wünsche sind begrenzt durch das, was zu ihrem Unterhalt tatsächlich notwendig ist. Man höre einen Hund sprechen! Er wird sich nicht darüber beklagen, daß seine Hütte nicht vergoldet ist, noch daß man ihn nicht mit einer silbernen Platte bedient. Er wird nicht nach euerer Berechtigung fragen, allen Hunden des Hauses zu befehlen. Alles,

um was er euch bitten wird, ist ein wenig Nahrung zu seiner Erhaltung. Wenn ihr ihm droht, wird er versuchen, euch die Zähne zu zeigen. Wenn ihr ihn allein lasset, wird er durch sein Geheul seine Verzweiflung und Furcht an den Tag legen, daß man ihn für immer verlassen hätte. Wenn ihr ihn spazieren führt, wird er euch mit tausend Ausdrücken von Freude danken. Wenn er Gegenstände sieht, die ihn in Schrecken versetzen, wird er durch seine Gesten und sein Gebell euch davon in Kenntnis setzen. Mit einem Worte, sprechet ihm vom Trinken, vom Essen, vom Schlafen, vom Laufen, vom Trösten, von der Verteidigung gegen einen Feind, und daß er in euch seinen Beschützer, seine einzige Stütze verteidige: er wird euch vollständig verstehen und euch sehr wohl antworten, weil dies alles auf die Unterhaltung sich erstreckt, für welche die Natur ihm das Vermögen des Verständnisses verliehen hat, d. h. zu sprechen; aber sprechet mit ihm nicht von Philosophie oder Moral, denn das würde heißen, mit ihm in einer ihm fremden Sprache reden, deren Ausdrücke ihm völlig unbekannt sind. Sein Verständnis und seine Bedürfnisse erstrecken sich so weit nicht. Führet dann eine Hündin zu ihm! Ihre Bekanntschaft wird bald gemacht sein, und die Unterhaltung ihren Anfang nehmen. Aber glaubt nicht, er werde die Zeit damit hinbringen, der Schönen Komplimente über ihre Schönheit, ihren Wuchs, ihren Geist, ihre Geburt und ihre Jugend zu machen. Alle diese Vorzüge sind für ihn ebensoviel unbekannte Begriffe, die er weder verstehen noch ausdrücken kann. Der einzige Gegenstand, der ihn in solchem Falle berührt, ist das Begehren, seine Art zu vermehren, oder wenigstens das Mittel hierzu in Anwendung zu bringen. Einzig auf diesen Punkt hin ist die ganze Unterhaltung gerichtet. Aber wie groß ist die Lebhaftigkeit, welche man hierbei beobachten kann! Alles spricht bei einem verliebten Tiere geradeso wie bei einem von Leidenschaft erfüllten Menschen! Alles drückt Leidenschaftlichkeit aus, seine Gesten, seine Stimme, alle seine Bewegungen.

Kann nun auch der Hund seiner natürlichen Beanlagung zufolge ebensowenig reden wie die übrigen Tiere, auch die Vögel, so besitzt er doch wie jene das Vermögen des Sprechens in der Fabel und in der Sage.

Bei Besprechung der den Hund behandelnden Sagen werden wir mehrfach redenden Hunden begegnen. Es konnte reden der Hund der Frau Godi, wenn man das Hausbier durch einen „Eierdozz" braute. Sobald das Wörg hindurchgelaufen, begann ihr Hündchen zu reden. Ebenso versteht der in einen Wechselbalg verwandelte Hund des wilden Jägers zu reden, wenn man Wasser in zwei Eierschalen kocht. Dem blinden Bauer auf dem Pushof in Angeln erzählte sein Hund, wenn jener nach seiner Abwesenheit wieder heimgekehrt war, alles, was seine Leute getan oder gesagt hatten. Der Mensch aber

versteht die Sprache des Hundes, wie wir bei dem Knecht im Naberskrug sehen werden, wenn die Schuhe, die er trägt, mit Rainfarren angefüllt werden.

Auch im Altertum schon kommen einige vereinzelte Fälle vor, daß von Hunden berichtet wird, sie hätten gesprochen.

Zu der Zeit, als Tarquinius Superbus, der König Roms von seinem Throne vertrieben wurde, erzählte man, ein Hund habe gesprochen, indem er auf diese Weise den bevorstehenden Untergang und die Verbannung des Königs angekündigt habe. Man erklärte diesen in fabelhafter Weise erdichteten Vorgang für ein Wunder.

Vom Apostel Petrus wird erzählt, daß er dem Hunde Simon des Zauberers befohlen habe, diesem seine Ankunft zu melden. Diese Meldung, heißt es, habe der Hund „wirklich redend" ausgerichtet. (93*)

Plinius spricht einmal davon, daß bei den Heiden ein Hund geredet habe, und bezeichnet diesen Vorgang nach seiner Anschauung als ein Wunderzeichen.

Plato sagt, im goldenen Zeitalter unter der Herrschaft Saturns hätten die Menschen nicht nur miteinander, sondern auch mit den Tieren zu reden vermocht. Wenn sie etwas von ihnen hätten wissen wollen, so hätten sie jene gefragt und von ihnen Antwort erhalten. Auf diese Weise hätten die Menschen eine vollständigere Erkenntnis der Dinge sich ermöglicht.

In dem nachfolgenden Abschnitt „der Hund auf dem Königsthrone" werden wir dem „Hundekönig **Saer**" begegnen, von dem erzählt wird, daß seine Untertanen ihn bezaubert hätten, damit er reden könne. Und so habe er denn auch „zwei Worte mit Bellen, das dritte jedoch „vollkommen" ausgesprochen."

In recht sinniger Weise haben sich die Kamtschadalen die jetzige Sprachlosigkeit der Hunde zu erklären versucht. Eine Fabel erzählt, daß die Hunde von Kamtschadka ehemals gesprochen haben. Als sie aber eines Tages Leute in einem Kahne bemerkten, hätten sie diese gefragt, wohin sie gingen. Man habe ihnen nicht geantwortet, und, verletzt von diesem Verfahren, hätten sie geschworen, nie wieder mit einem Menschen zu reden. Sie hielten Wort, aber neugierig sind sie geblieben, dies ist der Grund, weshalb sie bellen, wenn ein Fremder sich nähert, um sich über seine Absichten zu unterrichten.

Soweit dasjenige, was die Fabel von dem redenden Hunde erzählt!

„Der Mensch", sagt Senac, „ist fast das einzige lebende Wesen, welches das Vermögen besitzt, sprechen zu können. Woher kommt es, daß die meisten Tiere von der Sprache keinen Gebrauch zu machen imstande sind?

Man glaubte früher, daß ihnen irgendein zum Sprechen un-

bedingt erforderliches Organ fehle. Aber man täuschte sich, wenn man einen derartigen Gedanken hegte: mit Ausnahme des „Zäpfchens" besitzen sie alle Werkzeuge, die zum Sprechen nötig sind. Es ist wahr, daß bei einigen die Zunge nicht derart gestaltet ist, wie dies zum Sprechen erforderlich erscheint, ihre spitze Gestalt bildet hierbei ein Hindernis, z. B. bei den Elstern, welche eine sehr gute Aussprache haben, wenn man ihnen die Zungenspitze abschneidet.

Was ich soeben in bezug auf den Gegenstand betreffs der Tiere sagte, ist sosehr wahr, daß man Hunde (und Katzen) zum Sprechen bringt, indem man ihrer Kehle eine gewisse Beihilfe im Takt (oder Tempo) gibt, wenn sie schreien. Ich habe einen Hund gesehen, welcher, als man ihn fragte, welcher von den Ehegatten der beste sei, antwortete, daß dies der „cocu" = der Hörnerträger sei. Es darf dies nicht erstaunlich erscheinen, nachdem man zu dem Ziele gelangt ist, eine Maschine einen ziemlich langen Satz aussprechen zu lassen, deren Triebkräfte (ressorts) sicherlich weniger zart waren als diejenigen der Tiere, von denen wir sprechen.

Worin liegt es demnach begründet, daß die Tiere nicht sprechen? Darin, daß es unter ihnen kein Wesen gibt, welches versteht, sich ihrer Organe zu bedienen. Es gibt etliche unter ihnen, welche mit Hilfe häufiger Wiederholungen es sich zur Gewohnheit machen, einige Worte auszusprechen, aber sie behalten davon nur eine sehr kleine Anzahl fest. Die Papageien haben eine runde Zunge, daher kommt es, daß sie besser sprechen als die übrigen Vögel. Deshalb muß man, wie bereits gesagt, den Elstern die Spitze der Zunge ablösen, damit sie einige Worte sprechen können."

Der Vergleich, welchen Senac zwischen einem Hunde, dem man einige Worte auszusprechen gelehrt hat, und einer Maschine, welche die menschliche Stimme nachahmt, ist zweifellos sehr zutreffend. Der Hund als lebendes Wesen, welches von der Natur mit Stimme begabt ist, steht aber sicherlich höher als jene, die leblos ist.

Was nun die Stimme des Hundes und seine natürliche Lautgebung anlangt, so ist nicht zu bezweifeln, daß seit der Hund Haustier geworden ist, sein Gebell sich wesentlich verändert hat, um mit seiner Stimme den verschiedenartigen Empfindungen, die ihn bewegen sowie den Bedürfnissen, deren Befriedigung er fordert, Ausdruck zu geben. Es ist auch ferner nicht in Abrede zu stellen, daß hinsichtlich des Ausdruckes derartiger Regungen bei verschiedenen Rassen eine ihrer größeren Intelligenz entsprechende Steigerung der Deutlichkeit wahrzunehmen ist.

Die Annahme ist vielleicht nicht ganz unbegründet, daß in den eben erwähnten Erscheinungen eine gewisse Nachahmung sich geltend macht, welche aus dem dauernden, engen Zusammenleben mit dem Menschen hervorgegangen ist. Es würde auch hierdurch ein Beweis

von der Einwirkung des Menschen auf das ihm am nächsten stehende Haustier erbracht sein, insofern das gesprächige Wesen, der Mensch, auf das Verhalten des Hundes einen den Ausdruck seiner Stimme verdeutlichenden Einfluß ausgeübt hat und fortgesetzt ausübt.

In der Tat haben gerade die Hunde gewisse Töne angenommen, die ihrem Naturell ursprünglich fremd sind, und wir vermögen die stimmlichen Äußerungen des Zornes von denen der Freude ganz genau zu unterscheiden, und das Gewinsel des Hundes, das er von sich gibt, wenn er erkrankt ist, klingt wie eine schmerzerfüllte Klage, ähnlich derjenigen des Menschen.

Der stete Umgang mit dem Menschen und die Erziehung, die er dem Hunde zuteil werden läßt, haben in unverkennbarer Weise auf die Entwicklung seiner Stimme eingewirkt. Barbou erzählt, er habe einen Spitz beobachtet, welcher durch die verschiedenartige Modulation seiner Stimme seinem Herrn angekündigt habe, welcher Art der Besuch sei, der sich angemeldet.

Hiernach könnte es scheinen, daß von der Art der Lautgebung, wie sie einem intelligenten „zivilisierten" Hunde unter besonderen Umständen geläufig ist, bis zum Sprechen, d. h. zum Hervorbringen eines Wortes oder einer Anzahl solcher nur ein Schritt sei. Und gewiß ist es, immer einen intelligenten Hund angenommen, tatsächlich nur ein Schritt, welcher jedoch nur mit unsäglicher Mühe, Geduld und Ausdauer bewältigt werden kann, dessen Erfolg aber selbst dann noch fraglich ist.

Zieht man in Betracht, daß die heutige Generation, wie auf den meisten wissenschaftlichen Gebieten, so auch auf dem der Physiologie ganz erhebliche Fortschritte errungen hat, wie solche unseren Vorfahren im vorigen Jahrhundert noch nicht zu Gebote standen, so kann es uns nicht befremden, daß diejenigen wie vor einem Wunder zu stehen glaubten, denen in den 70er Jahren des achtzehnten Jahrhunderts die Kunde zu Ohren kam, daß aller seitherigen Erfahrung entgegen ein Hund sprechen gelernt habe. Auch ist es eben aus dem angeführten Grunde leicht erklärlich, daß diese Kunde selbst in den Kreisen wissenschaftlich hochstehender Männer Aufsehen zu erregen geeignet war, ein Umstand, dem wir es an erster Stelle zu verdanken haben, daß die Nachricht von dem hier in Frage kommenden redenden Hunde sichergestellt und der Nachwelt erhalten geblieben ist.

Es war kein geringerer, als der große Leibniz (1646—1716), welcher einem redenden Hunde, von dem er Kunde erlangt hatte, seine Beachtung widmete. Die Urteilsfähigkeit dieses hervorragenden Gelehrten gibt uns die Bürgschaft, daß die Mitteilungen über diesen Hund in unbestreitbarer Wahrheit beruhen, die ein Mann von seiner Bedeutung sicherlich nicht ohne gründlichste Prüfung in die Welt hinaus gesendet haben würde.

Bechstein berichtet in seinem „Handbuch der Jagdwissenschaft“, Leibniz habe der Akademie der Wissenschaften zu Paris die Nachricht zugehen lassen, daß ein Bauernjunge einen Hund so weit gebracht hätte, „daß er verschiedene Wörter, als „Tee, Kaffee“ u. a. sehr deutlich habe aussprechen können“ sowie von sich selbst, daß er einen Pudel gekannt habe, der das Wort „Frau“ auf Verlangen sehr deutlich habe hören lassen.

Der hier erwähnte sprechende Hund befand sich, obigem Berichte zufolge, im Weißenfelsischen auf einem adeligen Vorwerk nicht weit von Weißels-Zinks, einem Herrn von Hörnig gehörig, und wurde dort von einem Bauernjungen aufgezogen. Es findet sich bei dieser Nachricht das Verfahren sowie die einzelnen handgreiflichen Maßnahmen genau angegeben, deren der Junge sich bediente, um seinen Zweck an dem Tiere zu erreichen. „Da nämlich ein Dienst-„Junge“, heißt es hinsichtlich der einzelnen, der Abrichtung dienenden Handhabungen, „mit einem gemeinen, mittelmäßigen Bauern-Hunde immer zu spielen und selbigen durch Verhaltung der Gurgel zu allerhand modificationibus soni zu zwingen pflegen, bis er es endlich durch mehrere application, Verhaltung des Halses und Einsteckung der Finger in selben soweit gebracht, daß der Hund die menschliche Stimme nachahmen lernte usw.“ Es wird an gleicher Stelle aber ausdrücklich hinzugefügt, daß andere Hunde, welche der junge Sprachlehrer in gleicher Weise abzurichten unternommen, nicht imstande gewesen seien, sprechen zu lernen.

Mit obiger Mitteilung des genannten Gelehrten, durch dessen Zeugnis an sich schon deren Zuverlässigkeit besiegelt ist, stimmt eine spätere Nachricht über denselben Hund überein, der zufolge letzterer nebst dem Jungen, welcher jenen abgerichtet hat, „Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht zu Weißenfels“ geschenkt worden sei, sowie daß derselbe im Jahre 1721 am 23. Februar vom dasigen Hofe als „eine Raritaet“ an „unseren durchlauchtigsten Ernst August, unseren nunmehrigen Gnädigsten Landes-Vater anher nach Weimar geschickt wurde.“ Hierzu wird weiter angegeben, daß der Hund auf folgende Fragen „ganz deutlich redend die Antwort gethan“ habe:

Frage: Was machst du? Antwort: Wohl.
Frage: Wie heißt man dich? Antwort: Spitzbube.
Frage: Wer ist dein Vater? Antwort: Ein Hund.
Frage: Wer deine Mutter? Antwort: Eine Betze.
Frage: Was frissest du? Antwort: Braten und Fleisch.
Frage: Was hast du gelernt? Antwort: Stehlen.
Frage: Wo gehörst du hin? Antwort: An Galgen.

Das oben erwähnte Schreiben des Herrn von Leibniz, an den Abt von St. Pierre gerichtet, befindet sich unter den „gelehrten

Hannoverschen Nachrichten" in dem „Journal de Trevoux May 1715", Seite 908. Es lautet:

„Ich habe den Hund, welcher reden kann, im Christmonat des vorigen Jahres zu Zeiz gesehen und gehört. Ihre Durchlaucht der Herzog von Sachsenzeiz hatte ihn blos deswegen etliche Meilen weit herbringen lassen. Seine Gestalt hat nichts außerordentliches, sondern eine vollkommene Ähnlichkeit mit anderen Bauernhunden. Er spricht viel teutsche Wörter aus, und weil Thee, Kaffee, Chokolate und Assemblee sehr bekannte Wörter in Teutschland sind, so hat man sie ihm aussprechen gelernet. Der Herr dieses Hundes ist ein junger Bursch, der ziemlich lustig aussiehet. Als er vorher einigemal mit seinem Hunde gespielt, hat er geglaubt, einen Laut zu hören, der beinahe wie ein teutsches Wort klänge; und hierauf hatte er sich, so jung er auch gewesen, fest in den Kopf gesetzt, ihm reden zu lernen, und es ist ihm auch damit gelungen. Vielleicht entdeckt man wohl noch ebenso den Stein der Weisen, zu einer Zeit, da man es am wenigsten denkt. **Lusus infantium.** Wir wollen daher an nichts weiter verzweifeln."

Hierzu wird von anderer Seite bemerkt: „Man muß aber noch wissen, daß der Hund kein einziges Wort anders, als einen Wiederhall von sich gibt, nämlich wenn es ihm sein Herr erst vorgesagt hat, und es scheint, daß er alle Wörter wider seinen Willen und gleichsam mit Zwange ausspricht. Hätte er eine Belohnung dafür zu gewarten, vielleicht spräche er sie alsdann von sich selbst (**motu proprio**) aus. Es sind einige Jahre Zeit nötig gewesen, um dem Hunde ein halb Schock Wörter beizubringen. Wir glauben, daß er über drei Jahre alt gewesen ist, da man die Unterweisung mit ihm angefangen hat."

Veranlaßt namentlich durch das Interesse, welches der Herr v. Leibniz diesem redenden Hunde, sicherlich dem ersten in Deutschland, hat zuteil werden lassen, habe ich den allerdings nur sehr vereinzelt und versteckt liegenden Spuren des redenden Hundes in der Literatur nachgeforscht, und es ist mir gelungen, eine Reihe anderweitiger Berichte über redende Hunde aufzufinden, deren in nachstehender Besprechung gedacht wird.

Man wird mit der Annahme kaum irren, daß jener sicherlich nichts weniger als gelehrte Bauernjunge aus Weißenfels durch das Gelingen seiner Idee, einen Hund zum Sprechen einiger Wörter abzurichten, anderen Hundeliebhabern den Anstoß dazu gegeben hat, gleiche Versuche anzustellen. Sonst müßte es auffällig erscheinen, daß in derselben Zeitperiode, im zweiten und dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts an verschiedenen anderen Orten in und außerhalb Deutschlands vereinzelt ein redender Hund auftaucht, und es ist dies wahrscheinlich eine Folge davon, daß die Kunde von dem Weißenfelser Hunde immerhin weite Verbreitung gefunden hat.

Im Jahre 1718 schrieb man aus Holland, es habe sich daselbst ein Österreicher eingefunden, welcher einen redenden Hund mit sich geführt habe, der fast alle Buchstaben des Alphabets habe nachsprechen können, ausgenommen „B, M und N“, die nachzuahmen er nicht imstande gewesen sei.

Etwa um dieselbe Zeit wurde von einem redenden Hunde aus Augsburg gemeldet, daß dort ein „Ratsverwandter, Herr Friedrich Krumbholtz, einen grauen Mopsen von der Art der kleinen, englischen Hunde gehabt, welchem er durch das Gurgelrühren viele jüdische Worte (!) deutlich auszudrücken angewöhnet.“

In Regensburg soll, so schreibt ein Berichterstatter von dort im Jahre 1830, vor acht Jahren ein Hund gewesen sein, welcher „Deutsch, Französisch und Engelländisch reden, ingleichen das ganze ABC aufsagen“ gekonnt hat.

Eine Bestätigung der oben ausgesprochenen Ansicht, daß der gelungene Versuch mit dem Weißenfelser den Anstoß zu anderen solchen gegeben, finde ich in der „Breslauer Medizin- und Naturgeschichte“ aus dem Jahre 1718, 1719 und 1721, woselbst unter den „hierzu gehörigen Kunst- und Literatur-Geschichten“ des vorstehend bereits erwähnten norwegischen Hundes **Saer** gedacht und die Bemerkung beigefügt ist: „wofern hierunter nicht menschliche Kunst verborgen gewest, so gehört diese Begebenheit ohne Zweiffel unter den altrettelischen Aberglauben, kraft dessen man die Sache, außer natürliche Kunst unter die non-entia zu rechnen Ursache hätte.“ Worauf der Verfasser fortfährt:

„Doch zu unsern Zeiten hat der menschliche Fleiß gantz natürlicher Weise diesen Tieren zuweilen das Reden beygebracht, und es ist dergleichen vielleicht von dem Weißenfelsischen Hunde bekannt, usw.“

Im folgenden Jahrgange der eben benutzten Zeitschrift von 1719 lesen wir weiter:

„Das rarste ist, einen Hund zum Reden zu bringen, welches aber, daß es gleichwohl auch geschehen, wir im Frühlingsquartal 1718 usw. mit einem Exempel erwiesen haben.“

Nachdem in der Fortsetzung des bereits erwähnten redenden Hundes zu Augsburg auch hier gedacht, woran die Bemerkung geknüpft ist, daß „darüber Viele in Verwunderung gesetzet“, heißt es weiter:

„Auch fand sich diesen Monat — Dezember — ein Mann allhier — in Regensburg — ein mit einem Hunde, welcher verschiedene Teutsche und Frantzösische Worte gar vernehmlich aussprechen konnte: der Hund wußte es aber vor sich nicht zu sagen, sondern sein Meister nahm ihn zu sich in die Schoß, und zerrte ihm bald den Kopf, bald den Hals, bald das Maul auf verschiedene Arten, daß man es ohne

Lachen nicht ansehen können. Am deutlichsten prononcierte der Hund die Worte: Thee, Coffée, Chokolade, **Oui Monsieur**."

Endlich geschieht im Jahrgang 1721 der nämlichen Zeitschrift eines redenden Hundes, den man gleichfalls in Regensburg vorgeführt hat, Erwähnung, „wovon uns bloß nebst der summarischen Notiz der hierüber ausgestellte „Intimation-Zettel" von dessen Inhaber zugesandt wurde. Derselbe lautet:

„Es wird hiermit an alle Herren und Dames, auch sonst curieuse Liebhaber bekandt gemacht, daß hier ist angekommen eine Person, welche den weit berühmten Hund mitgebracht, der Teutsch, Frantzösisch und Engeländisch reden, ingleichen das ganze ABC auffsagen kann, sodaß dergleichen noch niemalen von einem Hunde gehört worden. So einige Herren und Liebhaber diesen Hund zu sehen und zu hören Lust tragen, können sie sich usw. Der Schauplatz ist im Spiegel."

Allem Anscheine nach ist dies der oben schon erwähnte redende Hund aus Holland, dessen Herr mit diesem eine Kunstreise unternommen haben dürfte, um die Sprachgewandtheit des Tieres geschäftsmäßig auszubeuten.

Es ist wohl kaum nötig, im besonderen noch darauf hinzuweisen, daß die Art der Abrichtung eines Hundes, um ihn zum Hervorbringen einzelner Worte zu bringen, ebensowohl wie die durch die menschliche Hand bei jedesmaligem „Reden" des Tieres bewirkte Unterstützung den Wert dieses dem Hunde abgerungenen Kunststücks sehr fragwürdig erscheinen lassen.

Diese Ansicht wird bestätigt, wenn wir die Berichte über einen anderen redenden Hund aus der nämlichen Periode beachten, welche sich in wissenschaftlich gehaltenen Zeitschriften jener Zeit vorfinden.

Im zweiten Teile der „Biblioth. germanique" vom November und Dezember 1720, Tom II und im „Merc. de France" vom Januar 1728 wird die Geschichte eines redenden Hundes in Berlin erzählt. Dieser Hund hatte weiter nichts Besonderes an sich und war sogar einer von der gemeinsten Gattung. Er hatte bloß die Eigenschaft, daß er knurrte, sobald man ihn anrührte, und daß er zu murren fortfuhr, bis man ihn zufrieden ließ. In dieser Gewohnheit zu murren lag das ganze Kunststück verborgen.

Sein Herr setzte sich nämlich auf die Erde und nahm den Hund zwischen die Beine, so daß er mit ihm machen konnte, was er wollte. Mit der einen Hand hielt er ihm den oberen, mit der anderen den unteren Kinnbacken. Solange nun das Tier seiner Gewohnheit nach murrte, drückte der Herr auf verschiedene Art bald den einen, bald den anderen Kinnbacken und bisweilen beide zugleich. Hierdurch wurde der Rachen des Hundes auf verschiedene Art „verdrehet", wodurch verursacht ward, daß er einige Worte aussprechen konnte. Man hörte deren über sechzig, worunter eines deutlicher als das andere war,

je nachdem der Herr die Kinnbacken mit mehr oder weniger Geschicklichkeit zusammendrückte. Doch sprach er niemals mehr als vier Silben nacheinander aus.

Das Wort „Elisabeth" sprach er unter anderen am besten. Die Worte „Lakai, Salat, Tee, Kaffee, Schokolade" vernahm man sehr deutlich.

Der Herr dieses Tieres war ein preußischer Überläufer.

Jedenfalls ist es der zuletzt genannte redende Hund, dessen Barbou nach Benedikt Revoil gedenkt, der sich im Besitz eines deutschen Soldaten des Regiments Wartensleben befunden habe. Es werden bei dessen Erwähnung die nämlichen Hilfsleistungen beschrieben, wie wir sie eben kennen gelernt, und wird bemerkt, der Soldat habe während sechs Jahren diese Übung an dem Tiere fortgesetzt.

Hinsichtlich des Eindrucks, der Klangwirkung, welche das sogenannte Reden des Hundes auf das menschliche Ohr ausübt, lauten die Urteile von Ohrenzeugen keineswegs sehr erbaulich. Hofrat Beiweis in Helmstädt hatte Hunde zum „Reden" dressiert. Zwei derselben riefen: „Marie, bring Kaffee!" und ähnliche Sätze, „die man allerdings verstehen konnte, wenn man sich einmal die Bedeutung dieses artikulierten Gebells hatte erklären lassen, aber mit der menschlichen Stimme hatte diese Sprache keine Ähnlichkeit".

Ein anderes Hündchen war dazu dressiert, den Namen seines Herrn „Rau" auszusprechen oder vielmehr zu bellen.

Die vorstehenden Ausführungen beweisen zur Genüge, daß es mit der Kunst, den Hund zum Reden zu bringen, doch recht mißlich bestellt ist. Die Vorbedingung für das Reden ist naturgemäß vorhanden, bei der Ausübung jedoch ist die geschickte Einwirkung der Menschenhand auf den Stimmorganismus des Tieres unentbehrlich, mithin die Hauptsache des ganzen Kunststücks. Und wenn auch namhafte Gelehrte in dem oben angegebenen Zeitabschnitt den zu ihrer Zeit an verschiedenen Orten vorgeführten Redekünstlern unter den Hunden besondere Beachtung gewidmet haben, so ist doch das Interesse für diese Spielerei sehr bald wieder geschwunden.

Hierin darf wohl auch der Grund gefunden werden, weshalb unter den gelehrten Hunden, mit deren mannigfacher Abrichtung zu den verschiedenartigsten Kunststücken einzelne Personen jederzeit sich befassen, redende Hunde nicht weiter aufgetreten sind. Auch darf nach unserer heutigen Auffassung von der dem Tiere gebührenden Rücksicht ohne weiters behauptet werden, daß sowohl die Abrichtung des Hundes zum Reden als auch die Übung des letzteren ohne Quälerei des Tieres nicht abgehen. Man zwingt das Tier, wenn auch nur mit sanfter Gewalt, zu einer naturwidrigen Verrichtung.

Deshalb können uns auch die dressierten Hunde des Herrn

Charles Jigg wenig Beifall abgewinnen, welche derselbe im Jahre 1895 der Öffentlichkeit vorführte. Es waren dies zwei „singende Hunde“, die auf Befehl ihres Herrn ihre „liebliche“ Stimme erschallen ließen, eine Klangwirkung, welche für das menschliche Ohr eine besondere Annehmlichkeit nicht zu bieten vermag.

Der angeblich singende Hund des Benati ist im vorigen Abschnitt erwähnt worden.

Völlig neu ist eine Verwendung von Hunden in der Umgebung eines Künstlers, deren Zweck die Täuschung erwecken soll, als ob die hierbei beteiligten Hunde wirklich sprechen und singen könnten. Charles Prellé, ein trefflicher Bauchredner, bedient sich an Stelle der sonst bei diesen Künstlern üblichen Puppen lebender Hunde, die er in Kostüme gekleidet, um sich gruppiert, und erweckt nun mit seiner Kunst eben jene Täuschung. Unter anderem führt er eine Szene vor, in welcher ein Hund als schreiendes Baby vorgeführt wird. Anerkennung verdient bei diesen Vorstellungen die sorgfältige Abrichtung der Hunde, die den leisesten Wink ihres Lehrmeisters verstehen müssen, um es zu ermöglichen, die beabsichtigte Täuschung in vollendeter Weise hervorzurufen.

Der Versuch aber, den Hund zum „Reden“ zu bringen, hat, wie aus vorstehender Besprechung hervorgeht, keine höhere Bedeutung als, wie schon gesagt, die einer müßigen Spielerei.

Eine solche bleibt er auch, wenn ein Hundefreund seinen Liebling in der geschilderten Weise zum Sprechen auch nur eines einzigen Wortes bringt. Dies kommt bisweilen auch heute noch vor.

So verdanke ich dem Herrn Pellicioni — Kunstgewerbe-Magazin G. Pelliccioni & Komp. — in Halle a. S. die freundliche Mitteilung vom 17. März 1894, daß dieser Herr im Besitz eines aus Venedig stammenden, kleinen, weißen Spitzhündchens sich befindet, welcher das Wort „Papa“ sehr deutlich ausspricht. Der Hund ist von einem Teilhaber des Geschäftes dazu abgerichtet worden und der Besitzer versichert, daß dies „ohne jede Quälerei“ geschehen sei. „Allerdings“, heißt es in dem Schreiben, „läßt er — der Hund — sich nur durch unseren Herrn N. dazu veranlassen, der persönlich ihm das beigebracht hat, und ihm dabei eine geringe mechanische Beihilfe mit der Hand leistet.“

In Dresden hat eine Dame ihr Hündchen, mit dem sie sich viel abgibt, ebenfalls dazu abgerichtet, das Wort „Papa“ zu sprechen.

Soviel von den „wirklich redenden“ Hunden. Man vergleiche dazu (94*).

Das dem Hunde angedichtete Sprechvermögen aber hat, wie wir bereits oben in Kapitel 9 gesehen, einer der bekanntesten spanischen Dichter in trefflichster Weise benützt, um in allegorischer Weise die Torheiten und Bosheiten der Menschen zu geißeln.

Kapitel 21.

Der Hund im Kampfspiel des Zirkus und in den Vorstellungen des Schauspiels.

Die grausame Sitte, Hunde zu Kampfspielen gegen reißende Tiere zu verwenden und Veranstaltungen solcher Art zum Gegenstande öffentlicher Schaustellungen zu erheben, scheint in Indien ihren Ursprung genommen zu haben. Die Hunde Indiens eigneten sich allerdings wegen ihrer Stärke und ihres Mutes in vorzüglichem Maße für Kämpfe so gefahrvoller Art. Ihrer zu schonen, daran dachte im Altertum niemand, und man war befriedigt, wenn sie nur der Schaulust der Menge und dem Gefallen an blutigen Kämpfen Genüge leisteten.

So erzählt Diodor von Sizilien (95*) folgende grausame Vorstellung, deren Bericht an sich schon genügt, uns mit Entsetzen zu erfüllen. Der früher schon erwähnte indische König Sophites kam aus seiner Residenz dem König Alexander, der auf seinem Eroberungszuge in Indien vordrang, entgegen. Er bewirtete dessen Krieger einige Tage hindurch auf das glänzendste und schenkte dem König außer vielen anderen wertvollen Gegenständen 150 Hunde von außerordentlicher Größe und Stärke.

Um nun eine Probe von den Heldentaten dieser Tiere zu geben, ließ er vor den Augen des Königs einen großen Löwen in ein Gehege bringen, und zu ihm zwei von den schwächeren unter jenen Hunden hinein. Diesen war der Löwe überlegen. Hierauf wurden zwei andere von den Hunden eingelassen, und bald hatten die vier Hunde zusammen den Löwen derart gepackt, daß sie ihn überwältigten. Hierauf schickte Sophites einen Mann in das Gehege, welcher ein großes Messer mit sich führte, um mit diesem einem der Hunde das rechte Bein abzuschneiden. Als Alexander dies sah, schrie er voll Entsetzen laut auf, und seine Leibwache eilte zu dem Manne, der grausigen Tat Einhalt zu gebieten. Sophites aber versprach dem König, er wolle ihm drei andere Hunde für den einen geben, und so schnitt denn der Inder dem Hunde ganz langsam das rechte Vorderbein ab. Der Hund — muckste nicht, er hielt im Gegenteil den Löwen mit seinen Zähnen so lange fest, bis dieser sich verblutet hatte und verendete.

Ein anderer ähnlicher Kampf, mit politischen Umtrieben in Beziehung gebracht, hatte eine unheilvolle Folge

Nach hellenischer Erzählung, schreibt Herodot, ließ Kambyses einst einen jungen Löwen mit einem jungen Hunde kämpfen. Unter den Zuschauern dieses Kampfes war auch die Königin. Da nun das Hündlein unterlag, riß sich ein anderes Hündlein, sein Bruder,

von der Kette, und sprang ihm bei, und da ihrer nun zwei waren, gelang es ihnen, das Löwenjunge zu bewältigen.

Das gefiel dem König, aber jene, die neben ihm saß, hub an zu weinen. Kambyses bemerkte es und fragte, weshalb sie weinte. Sie antwortete, weil sie gesehen, wie das Hündlein seinem Bruder zuhilfe gekommen. Da hätte sie des Smerdis (53) gedacht, und wäre nun inne geworden, daß nun keiner mehr lebte, der auch ihm zuhilfe eilen möchte. Um dieses Wortes willen ward sie von Kambyses umgebracht.

Öffentliche Kampfspiele dieser Art, allerdings ohne jene verabscheuenswerte Grausamkeit, führten die alten Römer in ihrem Zirkus zur Belustigung des schaubegierigen Volkes ein. Nachdem England eine römische Provinz geworden war, wurden die englischen Doggen nach Rom gebracht, wo diese stattlichen Tiere im Zirkus gegen wilde Bestien, die man aus allen Provinzen des damaligen Weltreichs nach Rom schaffte, kämpften. Man vermag sich einen Begriff von der Stärke dieser Tiere zu machen, wenn man erfährt, daß vier englische Doggen einen Löwen zu bewältigen imstande waren.

Unter Kaiser Nero, während dessen Regierung nichts zu abenteuerlich war, daß man es für schauwürdig gefunden hätte, brachte man auch mit Hunden bespannte Wagen auf die Bahn des Zirkus.

Daß auch die Kalifen ehemals an derartigen Kampfspielen Vergnügen fanden, ist aus folgender Mitteilung ersichtlich. In Bagdad, der am Tigris gelegenen weltberühmten Kalifenstadt, wo die Abbasiden seit 763 ihren glänzenden Hof hielten, war unter den Kalifen Rashyd den Hundekämpfen — auch Hahnenkämpfe wurden veranstaltet — besonders zugetan, denn einem Unternehmer erteilte er zur Veranstaltung solcher eine besondere Erlaubnis. Dieselben erfreuten sich noch in späterer Zeit außerordentlicher Beliebtheit, und es kamen unter dem Kalifen Moktafy noch Widderkämpfe hinzu.

Um einen Mangel an für solche Kampfspiele geeigneten Hunden niemals eintreten zu lassen, hielten die Römer in England selbst besondere Beamte, denen die Auswahl und Erziehung der nach Rom zu sendenden Hunde oblag. Sie durften nur Doggen nach Rom befördern, welche sich besonders dazu eigneten, eine Hauptrolle in den blutigen Spielen des Zirkus mit Erfolg durchzuführen. Dort kämpften sie dann zur Freude des Volks mit zahlreichen wilden Tieren aller Art.

Diese Belustigung des römischen Volkes erbte sich auf spätere Zeiten fort, und es wurden namentlich in England noch zu Zeiten der Königin Elisabeth und Königs Jakob I. große Tierkämpfe angestellt, bei denen starke Hunde in Verwendung kamen. Stow schildert in seinen „Annalen“ einen Kampf, welchen drei Bullenbeißer einem Löwen in Gegenwart des Königs lieferten. Der

eine der Hunde wurde sogleich am Nacken gefaßt und herumgeschleppt, dem zweiten erging es nicht besser, der dritte aber erfaßte den König der Tiere an der Lippe, hielt ihn fest, bis er durch Krallenschläge abzulassen genötigt wurde, und überlebte, obgleich schwer verwundet, allein den Sieg über den Gegner, welcher, sobald er sich frei fühlte, erschöpft und zu fernerem Kampfe ungeeignet, über den Hund hinwegsprang und in dem passendsten Winkel seines Käfigs Schutz suchte. Die beiden anderen Hunde starben alsbald an ihren Wunden.

Derartige Wettkämpfe, zu denen Hunde gegen wilde Tiere losgelassen werden, stehen in schreiendem Widerspruch mit der Gesittung der Völker, welche an Schaustellungen solcher Art Belustigung finden konnten. Sie verletzen unser Gefühl schon deswegen, weil sie immer blutig verlaufen müssen, und ein wirklicher Freund des Hundes wird an ihnen um so mehr Anstoß nehmen, als in solchen grausamen Kämpfen viele edle und mutige Tiere ihrer Art elend zugrunde gerichtet worden sind.

In England haben sich Wettkämpfe unter mehrfachem Wechsel der Gegner, welche man den Hunden gegenüber stellte, bis in die neuere Zeit erhalten.

Ein Reisender, Langerhanns, beschreibt einen Wettkampf zwischen Hunden und einem Stier, dem er als Gast in England beigewohnt, in nachstehender Weise.

Schauplatz desselben war einer jener zierlichen Landsitze, deren es in der unmittelbaren Nachbarschaft Londons so viele gibt. „Schon von weiten", heißt es, „vernahmen wir — bei der Annäherung an jenen — furchtbares Hundegebell, das aus einem Seitengebäude, welches die Ställe enthalten mochte, zu kommen schien. Es versah die Stelle des Hornes, mit welchem im Mittelalter Turmwächter die Ankunft von Fremden in den von ihnen bewachten Schlössern verkündeten. Wir waren noch nicht am Hoftor angelangt, als es sich schon auftat; ein rothosiger, blauröckiger Bedienter beugte, als wir einfuhren, sein wohlgepudertes Haupt, uns zu begrüßen."

Unmittelbar auf den Eintritt in die „Villa" folgte zunächst ein Mahl, und zwar ein Jägermahl, „aus freier Faust nach Weidmannsweise eingenommen, stehend, sitzend, mit einem Knie auf einem Stuhle, mit beiden Beinen auf mehreren Stühlen, wie es jedem am behaglichsten dünkte."

„Als das Mahl sich schon dem Ende näherte, erregte abermaliges Hundegebell allgemeine Aufmerksamkeit, es verkündete neue Ankömmlinge. Als es bereits in das unzufriedene Knurren, durch welches eingesperrte Hunde ihre Unzufriedenheit über die Beschränkung ihrer Freiheit zu erkennen zu geben pflegen, übergegangen war, öffnete ein Bedienter die Tür und ins Zimmer traten die drei Herren Magistratspersonen, die das Boxen — es sollte nämlich vor dem Stierkampfe ein

solches veranstaltet werden — nicht hatten zugeben wollen. Öffentliches Boxen nämlich, sagten sie, sei verboten.

Man begab sich nach der Hutung, der Hausherr, seine Gäste und die drei Herren. Hier begann das Boxen. — — —

Es war noch hoch am Tage, es wäre wirklich schade gewesen, schon nachhause zu gehen, zumal da ein Stier, ein berüchtigter Kämpfer, der während des Boxens herbeigeführt worden war, noch manche Kurzweil erwarten ließ. Er erschien auf dem Kampfplatze, sobald die Boxer sich entfernt hatten.

Bei seiner Annäherung erhoben die, welche es mit ihm aufzunehmen bestimmt waren, einige hundert Bullenbeißer, ein fürchterliches Geheul. Ihre Augen drehten sich wie Feuerräder in den schwarzen Köpfen und ihre Anstrengungen, sich von den Stricken, an denen sie festgehalten wurden, loszumachen, waren so ungestüm und wütend, daß ihre Herren große Mühe hatten, sie zu bändigen und zu verhindern, den Kampf regelwidrig vor der Zeit zu beginnen.

Ein dicker Pfahl ward in den Boden gerammt und der Stier an einem ungefähr 1½ Zoll dicken und 30 Ellen langen Seile daran gebunden. Der Stier bewies sich des Rufes, der ihm vorausgegangen war, vollkommen würdig, er erriet immer mit wahrhaft bewundernswertem Takte, auf welche Stellen seine Gegner es abgesehen hatten und verteidigte den bedrohten Teil mit so systematischer Regelmäßigkeit, daß man sich versucht fühlte, Berechnung und Überlegung als deren Ursache anzunehmen.

Die meisten Hunde waren darauf abgerichtet, ihm nach der Nase zu fahren. Um diese in Sicherheit zu bringen, senkte er den Kopf einwärts gebogen, tief zu Boden herab und bot so den auf ihn einstürmenden Gegnern nichts, als die buschige Stirn mit den Hörnern, mit denen er, ohne sichtbare Anstrengung, gleichsam spielend, die stärksten Hunde entweder hoch in die Luft oder weit von sich weg auf den Boden schleuderte. Wären die Spitzen seiner Hörner nicht mit grobem Band oder etwas derart umwickelt gewesen, so würden die Hunde zerrissen worden sein.

Suchte ein Hund ihn bei der Wamme zu fassen so hatte er es mit des Gegners Beinen zu tun und kam gewöhnlich tüchtig zertrampelt davon. Jedoch wurde ungeachtet dieser wackeren Verteidigung des Stieres keiner der Hunde schwer verletzt, die meisten wurden erst nach dem zweiten oder dritten Angriff von anderen abgelöst.

Um sie vor dem Niederfallen zu bewahren, setzten ihre Herren sich oft der augenscheinlichsten Gefahr aus. Einige wagten sich, um ihre Lieblinge in ihre Arme aufzufangen, so nahe an den Stier, daß es ihm, hätte er Lust dazu gehabt, ein leichtes gewesen sein würde, sie ihren Hunden entgegen zu senden. Er schien es sich aber zum Grundsatz

gemacht zu haben, nie den Angreifer zu spielen, sondern sich darauf zu beschränken, die Angriffe seiner Gegner zurückzuweisen.

Als die einbrechende Nacht dem Kampfe ein Ende machte, waren die Ansprüche der beiden Parteien auf den unentschieden gebliebenen Sieg völlig gleich, keine von beiden stellte sichtbare Zeichen der Niederlage zur Schau, keine würde, wäre ihnen die Gabe der Rede geworden, basta gesagt haben.

Der Stier trat, als man ihn losgebunden hatte, um ihn hinwegzuführen, den Weg nach der heimatlichen Stelle so munter an, als wäre nichts vorgefallen, und auch die Hunde, obgleich in manchem das Gefühl übel weggekommen zu sein, den kriegerischen Mut etwas gedämpft zu haben schien, waren alle imstande, den Wahlplatz auf eigenen Beinen zu verlassen. Das Publikum zerstreute sich."

Es ist selbstverständlich, daß nicht immer und nicht überall die Hunde aus Stierkämpfen wie der geschilderte, heiler Haut hervorgegangen sind.

Jene blutigen Kämpfe, wie ich deren am Schluß der Schilderung englischer Rattenkämpfe erwähnte, die man als Jagden des Hundes auf den Hund bezeichnen muß, scheinen für gewisse Kreise der englischen Bevölkerung eine ganz besondere Annehmlichkeit zu bilden und einen mächtigen Reiz auf sie auszuüben. Es müssen aber solche unser Gefühl verletzende Blutszenen die Abscheu des Hundefreundes in nur um so höherem Maße erregen, wenn der Hund gegen seinesgleichen in den Kampf auf Leben und Tod geführt wird.

Bevor wir jedoch, was wir nicht umgehen können, die widrigen Szenen derartiger Hundekämpfe uns vor Augen stellen, haben wir erst noch einer anderen unblutigen Veranstaltung zu gedenken, bei der es darauf ankommt, die Schnelligkeit der Hunde vor Augen zu führen.

Unter den Veranstaltungen dieser Art ist zunächst das „Hunderennen" (coursing) zu nennen. Zu diesem wird vorzugsweise der Greyhund benutzt. Diese Art von Sport ist als eines jener Vergnügungen anzusehen, die nach einer im Laufe der Zeit ausgebildeten Methode ausgeübt werden und nach fest bestimmten Gesetzen und Regeln sich vollziehen (organised pursuits).

Durch vielfache künstliche Rassenkreuzungen, welche während der vergangenen letzten Jahrhunderte ausgeführt wurden, ist es gelungen, die Gestalt und den Charakter des heutigen britischen Greyhundes zu erzielen. Es hat diese Tierart unter den Hunden in gleicher Weise ihre berühmten Mitglieder, wie man sie unter den Pferdearten findet. Der Hund **„Zarina"** ist fast ebenso bekannt wie das Pferd Eclipse. Er gewann 47 Rennen, ohne auch nur einmal besiegt zu werden, und sein Eigentümer, der Earl von Oxford, verwendete auf die Erziehung der Greyhunds und für die Verbesserung der Rasse so große Sorgfalt und so viele Geldopfer, daß er als der eigentliche Schöpfer dieses

„Sports“ betrachtet wird, und „es sollte eigentlich“, sagt ein englischer Schriftsteller, „mit einem Toast auf diesen Herrn ein jedes Coursing-Meeting eröffnet werden“.

Bei derartigen Hunderennen ist der Verlauf in der Regel folgender: Man läßt einen Hasen voranlaufen, die wettstreitenden Windhunde (**contending dogs**) in einer gewissen Entfernung hinterdrein. Als Sieger gilt derjenige, welcher den Hasen zuerst erreicht, und es wird diesem, oder vielmehr seinem Herrn, das Silbergeschirr oder was sonst als Preis ausgesetzt war, zuteil.

Der arme, aufs schlimmste gequälte Hase ist hierbei nichts weiter als das bewegliche Ziel und das Mittel, die Hunde zum Laufen zu veranlassen. Allerdings gibt es auch Rennen dieser Art, bei denen die Erlangung des Hasen oder eines anderen Stückes Wild selbst der Zweck ist, und Veranstaltungen solcher Art sind dann mehr unter die Jagden zu rechnen. Die eigentlichen Hunderennen bezeichnet man als „Match-Coursings“.

Daß es zur Ausführung dieses „Sports“ eine Menge großer und berühmter Klubs gibt, bedarf kaum besonderer Betonung, ebenso wie der Umstand, daß die Mitglieder derselben alles aufbieten, um die von ihnen gepflegte Kunst auf den höchstmöglichen Grad der Vollkommenheit zu bringen. Bei der Eigenartigkeit des englischen Nationalcharakters ist es nicht zu verwundern, daß diese Wettrennen den Mittelpunkt lebhafter Erörterungen bilden, und es weichen denn auch die Meinungen der Engländer über den Wert der verschiedenen Gesetz-Kodexe, welche einige große „Coursers“ für dieses Spiel entworfen haben, sehr voneinander ab, und dem Verstande sowie dem Scharfsinn des Engländers eröffnen diese Rennen ein reiches Feld zu eingehenden aber zugleich weit auseinandergehenden Unterhaltungen und Meinungsäußerungen.

Wohl niemals aber hat ein Hunderennen eine so allgemeine Bewegung, ja Bestürzung in ganz England hervorgerufen, als vor etwa 30 Jahren. Das „Buch für Alle“ teilt hierüber folgendes mit:

„Die einfache Verrenkung der Zehe eines Hundes hat halb England in die größte Aufregung versetzt und der Sportwelt 1¾ Millionen Pfund Sterling — 35 Millionen Mark — gekostet.

Die weltberühmte Hündin **„Miß Glendyne“**, die Gewinnerin des Waterloopreises, hatte beim nächsten Rennen wieder alle Aussicht, dieses größte Windhundrennen der Welt zu gewinnen. In diesem Rennen starten stets 64 Bewerber paarweise auf Hasen; die 32 Sieger bilden dann wieder 16 Paare, die jedes für sich starten, die 16 Sieger werden wieder in 8 Paare zusammengestellt, und so geht es fort, bis aus dem Kampfe des letzten Paares der Besitzer als Sieger, der Gewinner des Waterloopreises, hervorgeht. Auf dieses Rennen werden in England stets ebenso kolossale Summen gewettet, wie auf die Pferde-

rennen, und damals waren auf **„Miß Glendyne"** bei den Buchmachern einer mäßigen Schätzung nach 1¾ Millionen Pfund angelegt. Da will es das Mißgeschick, daß **„Miß Glendyne"** in der zweiten Tour zwar gewinnt, aber hinkend zurückkehrt — sie hatte sich am Fuße eine innere Verletzung zugezogen. Augenblicklich wird nun an den berühmtesten Tierarzt Englands, Mr. Hibbert nach London telegraphiert, dieser eilt mittels Extrazuges herbei nach Altcar, wo das Rennen stattfindet, kommt aber — um fünf Minuten zu spät. Die dritte Tour des Rennens hatte mit der Minute ihren Anfang nehmen müssen, und der Besitzer der Hündin und dessen ganzer Anhang mußten zu ihrem größten Leidwesen sehen, wie Mr. Hibbert die Zehe mit einem einfachen Handgriffe wieder einrichtete, wobei er erklärte, zehn Minuten später hätte die Hündin, die sofort munter umhersprang, in dem Rennen weiter starten können, dessen Preis ihr auch sicher nicht entgangen wäre. Also 1¾ Millionen Pfund Sterling oder 35 Millionen Mark gingen durch diese verrenkte Hundezehe in Wetten verloren."

Unserem deutschen Charakter sind derartige Erörterungen etwas Fremdartiges, darum sind die hierbei in Betracht kommenden Fragen von unseren Unterhaltungen nahezu ausgeschlossen. Wir finden um so weniger Wohlgefallen an dem Gegenstand selbst und an der Besprechung desselben, je mehr diese Veranstaltungen als Sprößlinge und Auswüchse einer Kultur sich darstellen, um die wir das englische Volk wohl kaum mehr beneiden.

Und in der Tat begegnet uns in England mehr als ein Zug einer entarteten Kultur, die auch bezüglich des mit dem Hunde betriebenen Sports zum Ausdrucke kommt. Hierher sind die vielfach beliebten Veranstaltungen des Hundebeißens zu rechnen. Eine einzige Nummer des vor 50 Jahren oft erwähnten Journals „Bells life in London" brachte damals die Ankündigung von nicht weniger als elf Ausführungen von Hundebeißereien, welche sämtlich mit Kennersprache verfaßt waren. Wie die Jagdhunde zur Jagd, die Windspiele zum Coursing, so werden verschiedene Arten von Hunden, Bulldoggs, Terriers u. a. zu den blutigen Beiß-Matches auferzogen.

Nach den im genannten Journal enthaltenen Mitteilungen ist der Verlauf dieser Veranstaltungen der folgende:

Es werden zu den Beißereien in der Regel nur Hunde von gleichem Gewicht gegeneinander losgelassen, weil es hierbei vorzugsweise auf die Größe und Schwere der Tiere ankommt. „Peter Kerr", lautet ein solcher Bericht, „hat einen Hund, **Jenny,** von 30½ Pfund Gewicht und will ihn gegen jeden Hund von gleichem Gewicht für 50 Pfund Sterling beißen lassen."

Mit diesen Worten kündigt der Hundezüchter seine Bereitwilligkeit an, einen seiner Hunde in die Schranken treten zu lassen, indem er damit gleichzeitig eine geeignete Gegnerschaft herausfordert. Übrigens

scheint es, daß das ungefähre Gewicht von 30 Pfund den gewöhnlichen Satz bildet. Indessen sind auch Fälle vorgekommen, wo man Hündchen von nur 8 Pfund Gewicht gegeneinander kämpfen ließ. Ja, es charakterisiert die dem Engländer bezüglich seiner Sportsneigungen eigene Liebhaberei in recht bezeichnender Weise, daß man gar nicht so selten bestrebt ist, ganz kleinen, eben erst geborenen Hündchen Kampflust einzuflößen. Dafür zeugen Ankündigungen, die man bisweilen findet, denen zufolge Matches zwischen „terriers pups", also jungen Dachshunden, und zwar vom Alter nur eines Monats abgehalten werden. „Es fehlt nur noch," heißt es bei Kohl, „daß die Engländer die Tiere sich schon im Mutterleibe beißen lassen."

Zuweilen wird von den Besitzern der Hunde auch die Art des Bodens bestimmt, auf welchem der Kampf abgehalten werden soll. So finden sich Ankündigungen, welche lauten: „Es ist auf Rasen zu streiten", oder „Es soll in einer dazu hergerichteten Grube gekämpft werden" u. dgl.

Der Kampfpreis, nach englischer Bezeichnung „battle prize", um welchen gebissen wird, beträgt gewöhnlich zwanzig Pfund Sterling. Diese von einer, ich kann nicht anders sagen, erbarmungslosen Leidenschaft eingeführten Beißereien dauern oft Stunden lang. Ein Bericht über den Verlauf der einen von ihnen besagt, daß sie beinahe drei Stunden gedauert hatte. Es ist wenigstens noch eine gewisse Rücksicht, die man auf die armen Tiere nimmt, daß man nur Hündin gegen Hündin sowie Hund gegen Hund „matchen" läßt.

„Am vorigen Montag fand", so lautet ein solcher Bericht, „bei Warrington zwischen Samuel Cockseys Hündin **„Fanny"** und Mr. Gowres weißer Hündin **„Nettle"** eine Wettbeißerei statt. Gewicht der ersteren 17¼ Pfund, der letzteren 19½ Pfund. Die Wetten standen zwei zu eins auf **Nettle**. Nach einem wilden Gefecht, welches 55 Minuten dauerte, unterlag **Nettle**, und da sie nach 10 Minuten den Geist (?) aufgab, so war es nicht nötig, noch einmal zur Kratze (to the scrotch) zu kommen. **Fanny** ist nun bereit, gegen jede Hündin der Welt (!) von 17 Pfund Gewicht zu 20 Pfund Sterling zu fechten."

Auch in Frankreich haben sich Kampfspiele, in denen Hunde teils gegeneinander, teils gegen Bären und gegen Ratten losgelassen wurden, geraume Zeit hindurch der Gunst des Publikums zu erfreuen gehabt. Gegenwärtig sind indes auch dort diese Belustigungen, welche in gewissen Kreisen sehr beliebt waren, fast gänzlich beiseite gestellt.

Einige Beispiele aber mögen uns zeigen, in welcher Weise man namentlich in Paris die Schaustellungen dieser Art veranstaltete.

Alexander Dumas hat in seinen „Reiseeindrücken" die Geschichte von **Milord** erzählt, welcher im Jahre 1828 in London geboren wurde, und einen Terrier und eine Bulldogge zu Eltern hatte.

Milord gehörte einem Edelmanne an. Er war von edler Rasse

und seine Eltern waren die Veranlassung, daß ihr Besitzer manche Wette gewonnen. Von seiner frühesten Kindheit an hatte er für Vater und Mutter schon recht hübsche Beute gemacht. Im Alter von sechs Monaten erbiß er in 30 Sekunden acht Ratten, sowie in fünf Minuten drei Katzen. Diese seine Eigenschaften entwickelten sich mit der Zunahme seines Alters um so mehr, dergestalt, daß er im Alter von zwei Jahren, obwohl er da kaum am Anfange seiner Laufbahn stand, schon eines Rufes genoß, welcher in gleichem Range stand mit den größten, ältesten und edelsten Berühmtheiten von London.

Milord kam nach Frankreich und sein Herr führte ihn von Zeit zu Zeit in die Schranken, wenn es an den betreffenden Tagen einen Wettkampf gab. Die Zuschauermenge bewunderte seine Leistungen und beobachtete, daß niemand ihm Widerstand zu leisten imstande sei. Sie verlangte, daß er mit einem berühmten Bären, Cargolin, den Kampf aufnähme. Die Fehde wurde angenommen. Aber ehe noch Cargolin, der Abgott der Menge, sich zur Verteidigung bereit gemacht hatte, war **Milord** auf ihn losgestürzt und hatte ihn beim Ohre gepackt. Der Bär stieß ein entsetzliches Gebrumm aus und erhob sich auf seinen Hinterpfoten. **Milord** drückte die Zähne heftig zusammen, ließ sich emporheben, und blieb fast eine Viertelstunde lang am Ohre seines Gegners hängen. Begeisterter Jubel wurde ihm zuteil, ein Schlächter warf ihm eine Krone zu.

Milord verlebte in Paris die an Triumph reichsten Jahre seines Lebens, indem er täglich mit den ersten Berühmtheiten in die Schranken trat, er richtete in müßigen Augenblicken den Affen des Herrn Flers übel zu, indem er ihm die linke Kinnlade wegriß, und den Bär von Decamps, dem er das rechte Ohr abriß.

Vor etwa 50 Jahren machten alle Schlächter sich ein Vergnügen daraus, Bulldoggen zu halten, welche sie Sonntags in ein eingezäuntes Gehege führten, um sie dort einen unglücklichen Esel, der keine Schuld daran trug, bisweilen auch einen enthaarten, von der Kette, von Stockschlägen und geringer Nahrung erschöpften Bären an den Ohren packen zu lassen.

Ein anderer solcher Kampf wird von Gautier in seinem Buche: „Launen und Zickzacks“ geschildert. Der Kampfplatz lag zwischen Belleville und La Vilette.

„Das Theater“, heißt es, „stellt ein ziemlich umfänglicher, im Geviert angelegter Hofraum dar. Der innere Teil ist mit Sand bedeckt, etwa wie der Zirkus Franconi ausgeputzt. Ein gepflasterter Rand umrahmt diese Arena, deren Mittelpunkt durch einen Ring gekennzeichnet ist, wo man die Tiere anbindet, gegen welche die Hunde sich messen sollen, denn Bären, Stiere und Wölfe kämpfen nicht in völliger Freiheit; die Länge ihrer Fessel ist derart berechnet, daß um sie herum ein Raum von drei Meter für sie frei bleibt. In der einen Ecke des

Hofes erblickt man eine niedrige Tür. Durch die letztere lassen die Herren ihre Hunde in recht malerischer Haltung eintreten. Ein Diener bringt sie mit einem Schwunge am Schwanze herbei, wie man Wärmflaschen oder Kasserollen hinsetzt.

Der Kampf wird durch zwei junge Bulldoggen von außergewöhnlicher Wildheit und abschreckender Häßlichkeit eröffnet. Von dem Augenblicke an, wo man sie mit dem Gesicht einander gegenüber gesetzt hat, gehen sie wie zwei Pfeile los, stoßen ein wütendes und klägliches Geheul aus, und hängen sich ohne Bedenken aneinander. Ziemlich lange Zeit halten sie einander am Halse gepackt, um mit ihren trefflichen Zähnen einander das Maul zu zerfetzen. Zahlreiche Bluttropfen rieseln über ihren Leib, und wahrscheinlich würde nur der letzte Wirbel vom Schwanze der Kämpfenden auf dem Schlachtfelde übrigbleiben, wenn die Zuschauermenge, entzückt von dem Mute der heldenhaften Bulldoggen, sie nicht unterbrochen und ausgerufen hätte: „Genug, genug!" Aber alle Anstrengungen, sie zu trennen, erwiesen sich als vergeblich und man war genötigt, das letzte Mittel, aber das wirksamste, anzuwenden, nämlich mit einem heiß gemachten Stahle sie in den Schwanz zu brennen.

Hierauf ließ man einen Wolf frei, welcher anfänglich auf dem Kampfplatze rund herum lief wie in einer Reitbahn. Kaum aber war der für diesen Kampf ausersehene Hund bei dem Wolfe angelangt, so stürzte sich ersterer wütend auf ihn. Der Kampf wurde ernst und das Glück schwankte zwischen dem Hunde und dem Wolfe hin und her. Die beiden Tiere warfen einander zu Boden, traten sich mit den Pfoten und bissen sich ganz gehörig.

Beide waren mit Blut befleckt, mit Geifer, Staub und Schleim bedeckt. Der Wolf hatte den Hund unterhalb der Kehle gepackt, aber der Hund biß über ihm an seinem Kopfe herum. Der Wolf, aufs äußerste gebracht vor Schmerz, und geblendet von seinem Blute, ließ einen Augenblick von seinem Opfer ab; der Hund frei geworden, tat einen Sprung nach rückwärts, und indem er sich von neuem vorstürzte, riß er ein großes Stück Fleisch aus dem Hinterschenkel seines Gegners.

Das Interesse an diesem Kampfe wurde noch mehr gesteigert durch die wahnwitzigen Ausrufe und Gebärden des Besitzers des Hundes. Er spornte ihn an und gab ihm Ratschläge: „Spring ihm an den Hals, beiße ihn, den Lump, den Blutsauger! O, der brave Hund! Pack ihn am Ohre, mein Junge, das ist das empfindlichste. Wie! O, du möchtest dich werfen lassen von einem schlechten, haarlosen Wolfe, einem räudigen, lendenlahmen Wolfe, der in den letzten Zügen liegt? Du solltest eine solche Schindmähre auf einmal verschlingen! Vorwärts! einen tüchtigen Biß mit dem Maule, und zerbrich ihm das Kreuz! Bravo!"

Der Eigentümer des Hundes war ein Mann von 28 bis 30 Jahren

und der eifrigste von allen, während des Kampfes auf das genaueste achtzugeben. Er stampfte mit den Füßen, bewegte sich heftig hin und her, schrie, schäumte, bellte, er würde am liebsten selbst dem Wolfe an die Kehle gesprungen sein, und mit seinen Zähnen wie ein Hund ihn zerfleischt haben.

Indes war man gezwungen, die Kämpfenden zu trennen, denn auf keiner Seite zeigte sich ein entschiedenes Übergewicht und die Dämmerung begann bereits sich herabzusenken."

Derartige barbarische Kämpfe erfreuten sich, obschon sie nicht gerade selten waren, in Frankreich doch nicht so hoher Beliebtheit wie in England.

Ich füge noch einen andern Bericht über solche Kämpfe hinzu, aus welchem die beklagenswerte Behandlung, die man zur Vorbereitung der Hundekämpfe für nötig erachtete, hervorgeht. Anderseits aber gewährt der folgende Bericht uns Einblick in das Verhalten der Zuschauer dieser das Gefühl verletzenden Vorstellungen.

In Paris fanden dieselben gewöhnlich bei Weinverkäufen statt. Die Arena befand sich in einem kleinen Hofe und war von Schutzwänden umgeben. Jeder der am Kampfe beteiligten Hunde wurde zuvor einer zweckdienlichen Abrichtung unterworfen. Erst hatte man ihn vierzehn Tage lang streng eingeschlossen und ihm als Nahrung nur ein wenig gerösteten Brotes gereicht. Als Belohnung, die man dem Tiere aber nur von der Ferne zeigte, hatte man ein Stück blutiges Fleisch außerhalb seines Kerkers aufgehängt. Das gequälte Tier, von Hunger gepeinigt, sprang während der vierzehn Tage nach dem Fleische. Das verlieh seinem Körper Elastizität und Kraft.

Um die Dressur zu vervollständigen, unterwarf man den Hund dann in den folgenden zehn Tagen anderen gewaltsamen Übungen. Man band ihn unter einen Wagen oder ließ ihn laufen, so lange und schnell er konnte, und gab ihm dann kärgliche Nahrung. Am Vorabend des Kampfes mußte er auf jede Nahrung verzichten.

Am Kampftage selbst ließ man ihn vier rohe Eier verschlingen und rieb ihn mit Alaun ein. Nun war er abgezehrt, nervös, wild, mithin für den Kampf fertig. Endlich waren die in solcher Weise abgequälten, gegeneinander loszulassenden Hunde in der Arena und der Kampf begann.

M. Tony Révillon beschreibt einen dieser Kämpfe in folgender Weise: „Das Publikum, anfangs ruhig, begeistert sich allmählich; man drängt sich, stößt sich; die Menge bewegt sich nach vorne, dann nach rückwärts, dann nimmt sie das Gleichgewicht wieder an. Die Blicke leuchten, die Gesichter zeigen den Ausdruck von Eifer (colère) und Herausforderung (defi). Die Eigentümer der Hunde schlagen mit dem Dolche gegen die Wandungen und schreien sich heiser, indem sie die Kämpfenden anfeuern. Die Wettenden schreien mit ihnen. Die

Hunde, unbeweglich, bestürzt, wittern den Kampf. Allmählich begeistern sie sich, sie bellen, sie beginnen vorzustürzen. Nieder, nieder! schreien die Herren! Ein unbeschreiblicher Tumult entsteht.

In der Arena hat Blut den Sand gerötet. Die Bulldoggen prallen zurück, stürzen wieder vor, greifen gegenseitig an. Die bezaubernde Wirkung der Bewegung tritt hervor, sobald eine Pfote sich hebt, eine Kinnlade sich öffnet. Die Lenden berühren sich, die Hinterteile drehen sich, die Köpfe werfen sich auf die Seite, indem sie die Zähne zeigen. Endlich keucht einer der Hunde, überwunden, auf den Sand nieder. Seine Weichen bewegen sich heftig, sein Auge ist erloschen.

Es handelt sich nun darum, dem Sieger die Beute wieder zu entreißen. Der Herr dieses letzteren beugt sich nieder und gibt ihm den Schwanz zwischen seine Zähne. Der Hund murrt, bewegt sich, zieht sich aber nicht zurück. Der Herr drückt alsdann die Zähne (des Hundes) zusammen, derart, daß ein Stück Schwanz im Maule stecken bleibt. Der Hund läßt die Beute dann fahren und beginnt zu heulen. Das Publikum bezeugt Beifall mit Händen, Füßen und Stimmen. Bisweilen fallen beide Hunde gleichzeitig tot nieder.

Einige solcher Hunde sind fast ebenso berühmt geworden wie einzelne Gladiatoren."

Um die vierziger Jahre wurden große Hundekämpfe bei den Mühlen auf dem Montmartre veranstaltet. Die berühmtesten der hierbei verwendeten Hunde waren diejenigen eines Edelmannes, dem seine Magerkeit den Beinamen „das Skelett" verschafft hatte. Die Hunde hießen **Loubet I.** und **Loubet II.**

Eines Tages wettete Skelett, daß **Loubet I.** länger als irgendein anderer Hund aushalten würde. Lord Seymour hielt, wie Tony Révillon erzählt, die Wette Skeletts. Der große englische Herr kam auf den Montmartre mit **King**, dem schönsten Hunde des vereinigten Königreiches. Er band diesen an einen der Mühlenflügel fest. **„King!"** sagte er zu ihm ernst, „hüte dich wohl, die Beute fahren zu lassen!" **King** gehorchte. „Mein **Loubet**," sagte seinerseits das Skelett, „du wirst nicht dulden, daß Frankreich von England geschlagen werde. Geh' also und halte gut!" **Loubet** nahm einen anderen Flügel zwischen seine Fangzähne. Und nun ließ man den Wind auf die Flügel und diese begannen sich zu drehen; die Hunde in der Luft schwebend, drehten sich mit den Flügeln.

Nach Verlauf von zweiundvierzig Minuten (!!) fiel **King** herab. **Loubet** hielt noch immer fest, eine Stunde, eine Stunde und zehn, eine Stunde und — — —. **Loubet** hing immer noch fest. Allein man sah ihn zappeln. Mit achtzig Minuten rührte er sich nicht mehr. „Hier **Loubet**!" rief Skelett. **Loubet** blieb

hängen. Man näherte sich ihm, er war — tot. Man wollte ihn lösen. Seine Fangzähne waren fest in das Holz eingedrungen.

Loubet II. folgte ihm. Auch er war ein berühmter Kämpfer. Gegen Ende seines Lebens hatte er das Unglück zu erblinden. Aber er fuhr fort, zu kämpfen. Eines Tages in einem internationalen Wettstreit erwürgte er den berühmten **Bobb,** den Kämpfer Englands. Die Engländer, wütend über diese Niederlage, ließen den alten blinden Hund vergiften.

Das sind Szenen von Unmenschlichkeit und erbarmungsloser Grausamkeit gegen das zu solchen Leistungen gehetzte Tier, von deren hier gegebenem Bericht wir uns mit Abscheu wegwenden.

Aber ungeachtet der Widerwärtigkeit, welche der Anblick solcher Vorführungen grausamer Hundequälerei auf ein gefühlvolles Gemüt ausüben muß, kommt man in allerneuester Zeit immer wieder auf ähnliche Veranstaltungen zurück. Die heißblütigen Südfranzosen erwiesen sich von jeher als eifrige Bewunderer der Stierkämpfe ihrer Nachbarn, der Spanier, und machten sich das besondere Vergnügen, Kämpfe dieser Art auf ihrem heimatlichen Boden zu veranstalten. Neuerdings nun sprach die Behörde ein Verbot solcher Kampfbelustigungen aus.

Aber die Bewohner von Nîmes waren nach der durch die Regierung erfolgten Unterdrückung der Stierkämpfe in höchster Wut und dachten nur an Rache. Jetzt scheinen sie das Mittel gefunden zu haben, ihren Haß gegen die Tierschutzgesellschaften zu befriedigen. Sie haben sich informiert, haben studiert, haben unter den Gebräuchen aller Länder das Blutdürstigste gesucht, was menschliche Grausamkeit und Erfindungsgabe ersonnen haben, und treten jetzt mit einem Programm hervor, welches geeignet ist, Nîmes zur Hölle der Tiere aller Arten zu machen. Mit Hahnenkämpfen haben sie den Anfang gemacht.

Sie richten Bulldoggen ab, welche auf den Mann dressiert werden und, wenn man sie reizt, furchtbares Unheil anrichten. Ferner macht man in Nîmes Vorbereitungen, um das Publikum durch Kämpfe zwischen großen Ratten und einer besonderen Hundeart zu erfreuen. Der Hund wird zwei oder drei Nagern gegenübergestellt; und während er den günstigen Augenblick erwartet, um die Ratten zu erwürgen, bemühen sich die letzteren, ihm an den Hals zu springen. Der Hund heult, die Ratten pfeifen — es ist ein herrliches Schauspiel! Außerdem werden in Nîmes noch die „berühmten“ Kanarienvögelkonzerte eingeführt werden. Das ist sehr einfach. Den Kanarienvögeln werden die Augen ausgestochen, und mit etwas Geduld bringt man den armen Tieren bei, so lange zu singen, bis sie, zur großen Freude der Zuschauer, krepieren. Durch solche und ähnliche Schauspiele will Nîmes die Tierschutzvereine „ärgern“.

Vielleicht kommen die blutgierigen Bürger zuletzt noch auf die alten Gladiatorenkämpfe.

Es ist bekannt, daß die von den Zeiten der Römer her üblichen Abrichtungen von Hunden zu blutigen Kampfspielen sich bis in die Neuzeit erhalten haben, und Walter Scott hat in seinem Roman „Kenilworth" die drolligen Klagen eines Besitzers von Bulldoggen verewigt, der in einem an die Königin Elisabeth gerichteten Bittschreiben sich über das Unrecht beschwert, welches seinen Schaustellungen durch die Theaterstücke eines gewissen Shakespeare zugefügt wird, der den Geist der Jugend durch alle Arten von albernem Geschwätz und romantischer Erfindung verderbe.

In Deutschland hat eine derartig abscheuliche Verwendung des Hundes zu öffentlichen Wettkämpfen zu keiner Zeit stattgefunden, geschweige denn, daß man dieselben zu einer Volksbelustigung erhoben hätte.

Wohl aber verwendete man in früheren Jahrhunderten Hunde dazu, um in den bei Hoffesten veranstalteten Kampfjagden die gegeneinander gehetzten wilden Tiere zu reizen.

„Da werden nun die fremden wilden Tiere in Kasten zugeführt und ausgelassen, miteinander zu streiten und zu kämpfen, bei deren Endigung entweder von der Herrschaft durch ihre Kammer- und Leithunde gehetzet, mit Fangeisen oder Hirschfängern erleget oder geschossen und bei solchen acta von der anwesenden Hofjägerei hierzu mit Wald- und Hifthörnern geblasen. — — —

Wie dann hierzu manche hohe Landesherrschaft absonderliche Löwen- oder wilder Tier-Häuser und Ställe zu haben pflegen, allwo allerhand fremde Tiere verwahrt werden und haben zu dergleichen Kampfjagden manche Herrschaften absonderliche sogenannte Hatzgärten, darinnen sie mit vieler Vergnügung den wilden Tieren zusehen, wie sie durch allerlei Wendungen, Geschrei und Posituren einander überwältigen. Als wann sie einen Löwen und Bären, ein Wildschwein und einen Wolf, ingleichen Auerochsen und Büffel, Pferde und Hirsche miteinander kämpfen lassen, und solche zu animieren mit Hunden hetzen. Unter allen macht keiner solche Vergnügung als der Bär, wenn er von den kleinen Bärbeißern hin und wieder gezwacket wird, so daß er sich in ein Faß mit Wasser retirieren muß. So sitzt er darinnen und teilt aus demselben mit vieler angenehmer Lust Ohrfeigen unter die Hunde aus, wehrt sich dermaßen, daß er mit den Hunden überall naß wird, oftmals nach denselben heraus- und wiederum hineinfährt, dabei es viel Lustbarkeiten gibt. — —

Wenn nun die Hunde von allerlei Schlägen und Arbeit matt geworden, werden sie an sich gerufen und angefasset, oder auch frische dahin gelassen, mit selbigen gehetzet, bis es der Herrschaft überdrüssig

wird und dieser Lust ein Ende haben will. Da präsentiert sich dann die Herrschaft ihm mit dem Fangeisen, dahinter die Leib- und Kammer-Hunde vorrücken, am Bär gehetzet werden und dieser dann gefangen wird."

Solche Kampfjagden, bei denen die Hunde zur Anfeuerung der Wildtiere verwendet wurden, waren namentlich am sächsischen Kurhofe sehr beliebt. Im Jahre 1595 wurde ein solches im Schlosse zu Dresden abgehalten. Zwei Löwen, zwei Tiger, ein Panther, vier Bären, zwei Wölfe, vier Hirsche, sechs hauende Schweine wurden dabei vorgeführt. Im Jahre 1620 wurden ebenda drei Bären gehetzt, von denen einer über acht Zentner wog. Eine größere Anzahl ähnlicher Hatzen schloß sich den genannten an, so daß den braven Hunden reichliche Gelegenheit sich bot, ihren Mut im Vordringen gegen recht stattliche Feinde zu erproben.

Gelegentlich der Veranstaltung solcher Tierhatzen, deren einzelne auf dem Altmarkte zu Dresden abgehalten wurden, wurden prunkvolle Aufzüge, die sich wahrscheinlich vom Jägerhofe aus nach dem Marktplatze bewegten, ausgeführt, von denen wir uns das Bild des einen unter ihnen wegen der an ihm beteiligten Hunde vergegenwärtigen, bei den großen Hoffesten im März 1609, die als Fastnachtsfreude dem am Hofe weilenden fürstlichen Besuche zu Ehren dargeboten wurden.

Drei Weidmänner eröffneten den Zug mit Leithunden, zwei Burschen mit Saufpießen folgten zu Fuß. Es erschien dann ein stattlicher Reitertrupp, alle in Hellgrün gekleidet, die Hüte mit Brüchen geschmückt, je zu drei, voran die Jägermeister mit dem Saufpieß. Die nächsten zwölf Glieder lassen das Hifthorn ertönen. Dann folgten die fürstlichen Herren und ihre Gäste.

Hinter letzteren erscheint zwischen vier Hakenbüchsenträgern auf einem zweispännigen Wagen ein Käfig mit einem Leoparden und einer Zibetkatze, auf dem zwei Männer stehen, deren einer eine Klarinette, der andere einen Dudelsack spielt. Dann folgen Hofkavaliere.

In bunter Reihe folgen nun fünf Käfige mit Bären, drei mit Wölfen, einer mit Luchsen, sechs mit Wildschweinen, einer mit Bibern, zwei mit Dachsen, solche mit wilden Katzen, Fischottern, Füchsen und Hasen, die von den zu ihrer Jagd geeigneten Hunden und Jägern begleitet sind. Besonderer Auszeichnung erfreuen sich die Bären, insofern sie vierspännig fuhren, während die anderen Tiere mit zweispännigem Fuhrwerk sich begnügen müssen, Marder und Hamster aber auf Tragen von Jägern befördert werden.

Nun folgen zwei Abteilungen von 21 Hunden, von denen drei zusammen an eine Stange gekoppelt sind, welche von zwei Jägern getragen wurde.

Den Schluß bildeten vier einspännige Karren auf zwei Rädern,

aus deren ersteren die ernsthaften Gesichter kolossaler Hunde hervorschauten.

Es fiel also bei allen diesen Vorführungen den Hunden eine der bedeutendsten Rollen zu, und es war die Darstellung eines geschichtlichen Zuges, als bei Gelegenheit der Wettinfeier im Jahre 1889 die Großenhainer Meute gewürdigt wurde, in den Festzug eingereiht zu werden, eine Vorführung von Hunden, wie solche im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert am sächsischen Hofe öfters in prunkvoller Weise veranstaltet wurden.

Was ferner die Hundewettrennen anlangt, so sind auch diese bei uns in Deutschland nur selten zur Vorführung gelangt, und wo immer dies geschah, trugen sie allemal das Gepräge schonender, rücksichtsvoller Behandlung des Tieres. In dieser tierfreundlichen Art durchgeführt, darf man sie billigerweise als eine unschuldige Volksbelustigung bezeichnen. Im allgemeinen überaus selten, haben sich Hundewettrennen nur an wenig Orten bis in unsere Zeit erhalten.

Im Algäu findet man, wie aus Ratzenried bei Wangen berichtet wird, ein Hunderennen als Volksspiel. Zu gewissen Zeiten kommen aus manchen Ortschaften alle Hundebesitzer auf einem freien Platze zusammen. Jeder führt seinen Hund am Seil und übergibt ihn einem der Zuschauer, die eine gerade Linie bilden. Darauf entfernen sich die Eigentümer mehrere Tausend Schritte, und stellen sich ebenfalls in Reih' und Glied den übrigen gegenüber. Sowie durch einen Schuß das Zeichen gegeben ist, müssen alle Hunde auf einmal losgelassen werden, und sofort fangen die Eigentümer an zu pfeifen und zu rufen, um ihre Hunde herbeizulocken. Derjenige, welcher zuerst wieder seinen Hund am Seil hat, bekommt einen Preis.

In neuester Zeit aber scheinen Freunde des Hundesports die Veranstaltung von Hundewettrennen auch in Deutschland einbürgern zu wollen. Im Juli 1895 wurde ein solches mit mehrfacher Abwechslung der am Rennen beteiligten Arten in Göttingen veranstaltet, worüber von dort am 15. genannten Monats nach der „Magdeburger Zeitung“ gemeldet wird:

„Das Programm war sehr vielseitig. Es begann mit einem Rennen für Pointer und Setter auf 400 Meter. Beteiligt waren 7 Hunde, wer zuerst ans Ziel gelangte, errang als Preis ein Vorlegebesteck, gestiftet von hiesigen Jägern. Das zweite Rennen war für kurz- und langhaarige Hühnerhunde gestellt auf 300 Meter. 9 Hunde liefen und der Sieger gewann eine ebenfalls von den Jägern gestiftete Hirschgruppe aus Altsilber. Das dritte Rennen für Teckel ging auf 200 Meter. Es liefen 7 Hunde; der zuerst ans Ziel Gelangte errang eine silberne Fruchtschale, gestiftet von Göttinger Bürgern. Das vierte Rennen für Foxterriers ging auf 300 Meter. Es liefen 14 Hunde.

Den ersten Preis, eine Standuhr, errang der Hund des Regimentskommandeurs Oberst von Zschüschen. Im fünften Rennen, auf 300 Meter, liefen 13 Hunde kleiner Rassen; der Sieger gewann ein altsilbernes Tintenfaß. Das sechste Rennen, für Neufundländer, Leonberger, Doggen und ähnliche Rassen, 400 Meter Distanz, wurde von 6 Hunden gelaufen. Der Sieger erhielt ein Paar Porzellanleuchter. Das siebente Rennen galt für Hühnerhunde. Distanz 300 Meter. Doch waren dabei drei Hürden zu nehmen. Der Sieger bekam eine Ebergruppe aus Altsilber, gestiftet vom hiesigen Offizierskorps. Im achten liefen wieder 4 Leonberger, auch diesmal waren zwei Hürden zu nehmen. Dem Sieger fiel ein Becher zu. Das neunte Rennen war für Teckel bestimmt; es ging über zwei Stunden und durch eingeschaltete Kunströhren. Es liefen drei Hunde, der erste Preis war eine Fuchsdecke. Das zehnte und letzte Rennen war ein Wurstrennen für Hunde aller Rassen, Distanz 300 Meter; es liefen 22 Hunde. Der Sieger errang eine Teckelgruppe in Altsilber. Den Schluß machte ein römisches Wettfahren mit Hundefuhrwerk; dem Sieger wurden 25 Mark als Preis zuteil."

Im Gegensatz zu den oben geschilderten, mehr oder weniger blutigen Schaustellungen stehen Vorführungen anderer Art, welche auch für tierfreundliche und selbst für gefühlvolle Naturen einen Quell wirklichen Vergnügens und unschuldiger Belustigung bilden. Es sind die Vorstellungen, welche mit Hunden auf dem Theater veranstaltet werden.

Es gab deren schon im Altertum. Hunde- und Affenkomödien gehörten zur Zeit des Kaisers Nero zu den gewöhnlichen Volksbelustigungen. Unter Kaiser Vespasian wurden besonders Hundekomödien im Marcellus-Theater unter großem Beifall aufgeführt. Plutarch erzählt von einem Hunde, welcher zur Zeit Vespasians in Rom auftrat und förmliche Rollen auf dem Theater zu spielen verstand. Er gehörte einem Schauspieler, welcher ein gewisses Stück aufführte, worin die Rolle des Hundes mit vorkam. Er mußte sich nämlich einige Zeit lang stellen, als ob er tot wäre, weil er eine gewisse Arznei gefressen hatte. Wenn er nun das Brot, das man ihm statt des Giftes reichte, hinuntergeschluckt hatte, fing er sogleich an zu zittern und zu taumeln, als wenn er schwindlig wäre, streckte endlich alle vier Beine von sich und fiel ganz steif hin, als wenn er tot wäre; und so ließ er sich von einem Orte zum andern ziehen und schleppen, ohne sich zu regen, sowie es der Inhalt des Stückes erforderte. Hier war seine Rolle noch nicht aus, sondern er mußte auch wieder zu sich kommen. Wenn er also merkte, daß es dazu Zeit war, so fing er an, sich erstlich ganz langsam wieder zu bewegen, als wenn er aus einem tiefen Schlafe erwachte, hob den Kopf in die Höhe und sah hin und her, so daß alle darüber staunten. Endlich lief das Tier

freundlich wedelnd zu seinem Herrn, der es rief. Alle Zuschauer aber waren gerührt; unter ihnen befand sich auch der Kaiser Vespasian.

In Frankreich hat man Hunde öfters auf der Bühne verwendet. **Emil,** der Pyrenäenhund, erzählt Blage, erregte die Bewunderung des olympischen Zirkus. Er ließ alle seine mitspielenden Genossen weit hinter sich. Sein Herr wurde geknebelt von dem in dem Stück spielenden Tyrann; **Emil,** welcher in seiner Nähe an der Kette lag, befreite sich von seinem Halsbande, um seinem Herrn beizustehen und seine Fesseln zu lösen. Als er aber den Kerkermeister zurückkehren hörte, zwängte er seinen Kopf wieder durch das Halsband, um keinen Verdacht zu erregen.

Wenn er am Schlusse der Vorstellung herausgerufen wurde, machte er vor den Zuschauern eine ehrerbietige Verbeugung.

In ganz Frankreich war, wie Barbou erzählt, der Besitzer eines Hundetheaters namens Lorvi berühmt, welcher mit seiner Truppe von Vierfüßern die seltsamsten Kunststücke aufführte.

Da es interessant erscheint, einen Blick hinter die Kulissen eines Hundetheaters zu machen, so lasse ich den ausführlichen Bericht des genannten Verfassers hier sich anschließen.

„Eines Abends“, so berichtet er, „sagte er zu mir: „Kommen Sie hinter die Kulissen!“ Zur festgesetzten Stunde war ich dort. Diese Kulissen waren sehr einfach und einzig in ihrer Art.

Man denke sich einen engen Gang, gebildet von den Brettern des kleinen Theaters und der Leinwand, welche die Schaubühne umrahmt. In diesem Gange befanden sich auf der einen Seite die angebundenen Affen, Affen, welche Grimassen machten, immer bereit dazu, einen Aufruhr in Szene zu setzen, und denen man nicht zu nah kommen durfte.

Auf der anderen Seite Hunde, die alle in ihre Posten gestellt waren, aber frei für alle Bewegungen. Und, man muß sagen, sie mißbrauchten diese Freiheit nicht im mindesten. Während die Trompeten des Orchesters in ihrer Nähe schmetterten, um die Zuschauer anzufeuern und die Kunststückchen des Hanswursts sie herbeilockten, schliefen sie den Schlaf der Gerechten. Ich empfand sofort die nämliche Enttäuschung, die einem jungen Menschen aus der Provinz, welcher gewöhnt ist, aus dem Parterre die Künstler als Gottheiten anzusehen, beschleicht, wenn er hinter die Kulissen eines wirklichen Theaters tritt.

Je näher die Zeit zum Beginn der Vorstellung rückte, desto mehr verschwand meine Bezauberung. Aber bald schickte sich der Ankleider an, seines Dienstes zu walten. Da erhoben sich, ohne daß jener nötig gehabt hätte, sie bei ihrem Namen zu rufen, die einzelnen Darsteller, nicht alle auf einmal, sondern einer nach dem anderen, ohne daß es schien, als wären sie mit dem Schlafen fertig. Nachlässig er-

hoben sie sich auf die Hinterpfoten, stützten ihre Vorderpfoten auf eine Bank, und reckten sich ein wenig wie die Tänzerinnen der Oper, bevor sie auf die Szene treten. Dem einen zog der Ankleider die Hose und das Harlekinkleid an, dem anderen Rock und Obergewand einer Marquise, und sobald der Künstler angekleidet war, legte er sich wieder und setzte den unterbrochenen Schlaf fort.

In dem Halbdunkel des Ganges schien es, als ob diese schläfrigen Hunde nicht fähig wären, die Menge zu begeistern; ihr Aufputz erschien wunderlich, ihr düsteres Wesen ließ kein hervorragendes Talent irgendwelcher Art vermuten.

Hinter den Kulissen wirklicher Theater unterscheiden sich die geschminkten Künstler nicht voneinander; unter dem Gedränge, welches dem Auftritt in die Szene hervorgeht, vermengt man Gegenstand und Personen, oder man betritt die Loge, man fragt sich, durch welches Wunder die von Schminke bleichen Gesichter sich im Lichte der Rampe beleben, und nachdem der Vorhang sich gehoben, die Seele der Zuschauer in Schrecken versetzen oder ihr lebhaftes Gelächter erregen können.

Plötzlich läßt sich die Musik von neuem hören, eine Marquise erhebt sich. Niemand hat sie gerufen. Sie hat die Melodie erkannt, bei der sie auf die Szene muß, und demgemäß tritt sie an die Rampe vor. Diese Marquise war ein prächtiger schwarzer Pudel. Er stellt sich auf die Hinterbeine, macht vor der Menge eine höfliche Verbeugung, dann beginnt er, von dem Orchester dazu aufgefordert, einen Walzer zu tanzen, mit unverkennbarem Taktgefühl und so großer Vollendung, daß es selbst dem Tänzer des Salons keine Schande machen würde.

Ein Beifallssturm brach los, und der Hund, beglückt über seinen Triumph, begann den Tanz wieder mit einem Anschein von Raserei, als ob er von einem Tanztaumel befallen wäre. Er grüßte abermals, hüpfte leichtfüßig davon, und als der Beifallssturm sich beruhigte, legte er sich ruhig wieder auf seinen Platz.

Ein anderer Hund kam an die Reihe, ein Gaukler, geübt auf einer Tonne zu spazieren, durch Reifen zu springen, mit allen vieren auf Holzkugeln zu marschieren. Der Gaukler wie die Marquise hatten sich genau in dem Augenblicke erhoben, wo die Musik die ersten Takte der Melodie spielte, welche diese Übungen zu begleiten pflegte.

Hierauf setzten mehrere Künstler zu gleicher Zeit sich in Bewegung. Es handelte sich um die Aufführung eines Stückes mit mehreren Personen, in der Hauptsache um einen Deserteur, der vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt war. Ein Zwischenfall bewies mir hierbei die Stärke der Urteilskraft des Hundes. Als man den Deserteur erschießen wollte, ging der Pistolenschuß, welchen gewöhnlich ein Diener hinter der Kulisse abgab, nicht los, weil, wie es schien, die Zündung versagte. Corvi sagte: „Noch einmal Feuer!“ und wieder

hörte man keinen Knall. Die Lage war ernst. Dem Hunde, welcher erschossen werden sollte, hatte man die Augen mit einem Taschentuche verbunden, es war daher unmöglich, daß man ihm durch Gebärden ein Zeichen geben konnte, und so blieb das gute Tier, da es keinen Schuß gehört hatte, ruhig stehen.

Zum drittenmal ertönte das Kommando: „Feuer!" und :„Tot!" befahl er, da stürzte der Erschossene wie vom Blitz getroffen hin. Er hatte begriffen, daß trotzdem man ihn gelehrt hatte, beim Ertönen des Schusses zu sterben, er in diesem Falle ohne Schuß sterben sollte. Er hatte die mißliche Lage abgewendet, wie Darsteller der Bühne, welche gefaßt sind, wenn ein unerwarteter Zwischenfall in den Verlauf der Aufführung störend eingreift.

Die Schlußszene stellte einen Kampf dar. Einige Hunde hatten ungeachtet der natürlichen Furcht vor dem Feuer durch Abrichtung es zu einem so hohen Grade von Mut gebracht, daß sie angezündete Schwärmer mit dem Maule faßten und um das Aufflammen zu steigern, sie schüttelten.

Diese gelehrten Hunde besitzen eine Treue, wenn nicht größer, so doch gleich derjenigen anderer Hunde. Corvi erzählt, er habe einen Hund gekannt, welcher während einer Reise durch die Provinz, die er oft unternommen und deren Halteplätze der ganzen Truppe bekannt waren, eines Abends nach der Vorstellung entfloh. Er war als Gendarm gekleidet, und spielte eine Hauptrolle in einem Stücke. Drei Tage darauf war die Truppe in einer kleinen Stadt eingekehrt, und die Vorstellung sollte eben beginnen, als man plötzlich den Gendarm erscheinen sah, mit Schmutz bedeckt, lahm, kraftlos, er war offenbar hinter die Schule gelaufen, aber zu der Stunde, wo seine Gegenwart nötig war, war er zur Stelle.

Corvi schlug seine Hunde niemals. Er hat versichert, daß sie in den Augen ihres Herrn lasen, ob er zufrieden oder unzufrieden war und daß sie ersterenfalls besser spielten als im letzteren. „Sie sind", sagte er, „für den Beifall empfänglich und zeigen größeren Eifer, wenn der Saal gefüllt, als wenn er zur Hälfte leer ist." Er läßt sie mit einem Stückchen Zucker oder Fleisch in der Hand arbeiten. Damit belohnt er sie nach Verdienst. Schläge gab es niemals."

Zur Vorführung von Einzelszenen eignet sich ein gelehriger Hund sehr wohl, wie der folgende Bericht bestätigen wird.

Einer jener Gebirgsbewohner in der Auvergne, deren Geschäft es ist, mit Murmeltieren herumzuziehen und Bären tanzen zu lassen, hatte ein halbes Dutzend Hunde zu verschiedenen Vorführungen abgerichtet. Der eine stand mit einer Flinte, der andere mit einem Säbel Schildwache, wieder ein anderer machte große Springkunststücke; der kroch wie eine Kröte, jener stand auf einer Tribüne und verteidigte einen Sitz, indem er unausgesetzt aus vollem Halse bellte,

während andere Hunde als seine Gegner ihn wieder anbellten, kurz, es war eine Truppe vierfüßiger Komödianten, die ihrem Herrn guten Gewinn brachten.

Ein Bärenführer nun vergiftete aus Eifersucht fünf dieser Künstler seines Kollegen. Durch diesen herben Verlust wurde der arme Älpler auf das Krankenlager niedergeworfen. Da er nichts mehr verdiente, nahm der arme Teufel zu folgendem Mittel seine Zuflucht. Er richtete den großen, übriggebliebenen Pudel dazu ab, einen Zettel mit folgendem Vers herumzutragen:

Für meinen kranken Herrn im Bette,
Der fünf Akteurs verlor,
— Sie taten sich hervor —
Ruf jedem ich ein „Rette!"

Das Tier, klug wie es war, eignete sich seine Rolle in meisterhafter Weise an. „Sagajou, spring auf! Rette deinem Herrn das Leben!" rief nun der Besitzer aus. Sagajou aber war ein kleiner Affe, der auf dem Hunde ritt und eifrig mit ihm arbeitete.

Patelin, so hieß der Hund, verstand den Befehl seines Herrn, wenn er auch nur erst halb gesprochen war. Er nahm das artige, mit einem rosafarbenen Röckchen bekleidete, mit blauem Hute bedeckte Äffchen auf seinen Rücken, und der kleine Knabe des Älplers begleitete beide auf einen freien Platz, auf dem eine neugierige Menge zusammenströmte. Da alles an die Künstler herandrängte, sprang der Affe auf den Boden, nahm einen Stock und schlug blindlings in die Gassenbuben hinein, so daß ein Kreis sich bildete.

Nun begrüßte **Paletin** die Gesellschaft, machte zum Eingang drei bis vier gewöhnliche Gänge, tanzte hierauf mit „Mamsell Maka" ein Menuett, schulterte vor dem Könige, der Königin und dem Grafen v. Artois, dann nahm er am Ende der Aufführung einen Hut zwischen seine Vorderpfoten und sammelte Geld ein, indem er sich sehr ehrerbietig vor den vergnügten Zuschauern aufstellte. Sous- und selbst Silberstücke fielen in ziemlicher Menge bei jeder Aufführung in den Hut, so daß der bettlägerige Besitzer bald geheilt war und sich anschicken konnte, eine neue Truppe vierbeiniger Schauspieler zu erwerben und abzurichten.

Vor fünf Jahrzehnten gab der zu seiner Zeit wohlbekannte Athlet Rappo mit seiner Künstlergesellschaft in allen größeren Städten Deutschlands Vorstellungen, in denen ein „Räuberüberfall im Simbirsker Walde" zur Darstellung gelangte, welcher großes Aufsehen dadurch erregte, daß hierbei sechs als Boxer ausgezeichnet dressierte Doggen im Kampfe wider die Gegner vorgeführt wurden, welche mit ihren Leistungen die höchste Anerkennung fanden. Sie waren „auf den Mann dressiert".

Die Verwendung des Hundes bei Aufführungen von Schauspielen auf wirklichen Theaterbühnen, in denen das Tier die Durchführung einer ihm eigens zugehörenden Rolle zu übernehmen hat, ist eine viel seltener von ihm verlangte Leistung, da gerade diese, wie gewandt und besonnen der „gelehrte Hund“ seine Kunststücke auf der Schaubühne zur Darstellung bringen mag, nur sehr schwer ausführbare Ansprüche an ihn stellen muß, insofern, als eine bei Aufführung wirklicher Theaterstücke ihm zugeteilte Rolle eine viel freiere Betätigung seines Verstandes und seiner Geschicklichkeit erfordert.

Aus diesem Grunde ist die Zahl von Theaterstücken mit Rollen, welche von Hunden darzustellen und wirklich dargestellt worden sind, eine sehr beschränkte. Um so wertvoller erscheint der Bericht über eine Theatervorstellung dieser Art, welche seinerzeit nicht geringes Aufsehen erregte, sowohl um des Stoffes willen, den sie behandelt, als um der hervorragenden Rolle willen, welche in dem Stücke einem Hunde zugeteilt ist.

Der Stoff aber, welcher der Bearbeitung des Stückes als Unterlage dient, ist einem geschichtlichen Vorgange entnommen, den ich in einer mit der Wirklichkeit des Ereignisses übereinstimmenden Schilderung hier einflechte. Es ist: „Der Hund des Aubri de Mont-Didier“, welcher den Mittelpunkt, gleichsam den Held, der Titelrolle des Stückes bildet.

Wie man in Paris Guilbert Pixerecours historisch-romantisches Drama: „Der Hund des Aubri de Mont-Didier oder der Wald bei Bondy“ mit immer steigendem Beifall aufnahm und besonders Aubris Hund, oder wie die Pariser ihn nannten, „der Hund von Montargis“ — weil zu jener Zeit noch am Schlosse zu Montargis der seltene Vorfall in erhabener Steinarbeit dargestellt zu sehen war —, allgemeine Bewunderung erregte, so wurde auch in Wien dieses Drama nach Castellis Übersetzung mit allgemeinem Beifall aufgenommen und bei der ersten Vorstellung der in dieser auftretende Hund sogar herausgerufen. Daß er nicht erschien, versteht sich von selbst.

Bei der dramatischen Behandlung des Stoffes trat hier der seltene Fall ein, daß in der Dichtung sowohl die Handlung des Hundes als auch das Motiv der Mordtat mehr an Wahrscheinlichkeit gewann, als in der wirklichen Begebenheit, wie die Berichte sie überliefern.

Der Dichter läßt Aubris Hund vor der Mordtat durch Macaire an einen Baum binden, dann fällt Aubri von Macaires Hand. Nun erst reißt sich der Hund los und eilt zum Gasthof zurück. Es ist tiefe Nacht, alles im Schlafe, die Türe verschlossen. Der Hund kommt heftig gegen die Türe gerannt, bellt Hilfe heischend, und als sich nichts regt, zieht er mit der Pfote die Hausglocke. Die Wirtin erwacht, erkennt vom Fenster herab Aubris Hund, öffnet, halb angekleidet, die Tür und tritt, Unglück ahnend, mit einer Laterne vor. Der Hund bellt

immer heftiger und zerrt sie am Rocke. Sie setzt die Laterne hin. Nun faßt der Hund die Laterne mit der Schnauze und eilt damit zur Mordstätte seines Herrn, wohin die Wirtin ihm folgt.

Später erscheint der Hund noch einmal im Hintergrunde der Bühne, den Macaire verfolgend. Bald darauf aber verlautet, daß ein Freund des Mörders zur Verheimlichung der Tat den Hund erschlagen habe. Das Geständnis des Mordes wird Macaire durch Überraschung entlockt. Soweit die Darstellung im Drama.

Wie ganz anders erzählt uns aber die wahre Geschichte des Hundes bewundernswerte Treue, Anhänglichkeit, Dankbarkeit und sein überströmendes Rachegefühl!

Nach dem Wortlaut der französischen Originalberichte trug sich das Ereignis in folgender Weise zu:

Aubri de Mont-Didier war Gardereiter unter Karl V. († 1380). Beim Ballspiel traf es sich, daß er mit dem Bogenschützen des Königs, Macaire mit Namen, in heftigen Streit geriet und diesen schwer beleidigte. Da Aubri als herzhafter Mann bekannt war, so wählte Macaire nicht das damals jedem Beleidigten zugestandene Recht der Herausforderung zur offenen Fehde auf Leben und Tod, sondern als feiger Schurke den Meuchelmord.

Aubri mußte einige Zeit nach jenem Vorkommnis den Wald von Bondy passieren. Macaire hatte dies erfahren und lauerte ihm auf dem Rückwege auf, brach plötzlich hinter einem Baume hervor und ermordete Aubri mit einigen Dolchstichen. Hätte Aubri, sagt ein Berichterstatter, wie gewöhnlich seine treue Dogge bei sich gehabt, so wäre der Mord nimmermehr so meuchelmörderisch geschehen.

Dieser Hund hatte Aubri schon einmal das Leben gerettet. Sein feuriges Pferd wurde am Gavestrom scheu und schleuderte den Reiter in die Flut. Kühn sprang die Dogge nach und zerrte den halb entseelten Aubri ans Ufer.

Zu Aubris Unglück hatte er die Dogge so abgerichtet, daß sie auf dem Rückwege immer der Entfernung entsprechend, eine geraume Strecke vorauseilen mußte, damit der Hund seine Angehörigen von der Ankunft des Herrn im voraus benachrichtige. Auch diesmal war die Dogge schon lange in Aubris Behausung angelangt, eilte aber, da der Herr gegen Mitternacht noch nicht erschienen war, in den Wald zurück.

Aubris Gattin schickte, Unglück ahnend, bei Tagesanbruch nach allen Richtungen, woher Aubri kommen konnte, Boten aus. Allein weder von ihm noch von seinem Hunde war eine Spur zu finden.

So gingen mehrere Tage vorüber. Niemand vermochte sich Aubris Verschwinden zu erklären.

Da kam die Dogge eines Morgens zu Aubris innigstem Freunde, dem Ritter von Ardillère, hager, abgezehrt und ausgehungert. Ardil-

lère ließ dem Hunde reichlich Futter geben. Aber nachdem dieser sich gesättigt hatte, hielten keine Liebkosungen ihn zurück, und fort war er. Nach vier Tagen kam er wieder; abgefüttert entfloh er ins Freie. So trieb das Tier es über einen Monat lang.

Bemerkenswert hierbei ist, daß die Dogge niemals zu Aubris Gattin kam, sondern stets zu Ardillère. Diesem fiel endlich das stete Wiederkommen des Hundes auf. Als die Dogge eines Tages wieder erschien und wie gewöhnlich nach gestilltem Hunger sich entfernte, folgte er ihr von weitem nach. Bereits hatte er eine lange Strecke im Walde von Bondy zurückgelegt, als der Hund plötzlich sich auf die Erde warf, mit den Pfoten zu scharren begann und anhaltend heulte.

Ardillère merkte sich die Gegend, und kam am Abend mit einigen Arbeitern und etlichen Freunden zu der Stelle, auf welcher die Dogge wie unbeweglich lag. Er ließ nachgraben, und man denke sich aller Erschrecken, als man auf einen Leichnam stieß, den man, so blutig und entstellt, ja auch schon halb verwest er war, doch sofort als den des Aubri erkannte.

Ardillère ließ die Überreste seines Freundes nach Paris bringen und zeigte den Fall der Behörde an. Die Dogge blieb an Ardillères Seite.

Aubris gewaltsames Ende machte in Paris ungeheueres Aufsehen. Man forschte dem Täter nach, aber nicht die leiseste Spur von ihm war zu entdecken.

Macaire lebte indessen in vollkommenster Sorglosigkeit.

Nicht ganz drei Wochen nach Auffindung des Leichnams ging Macaire in den Straßen von Paris spazieren. Plötzlich wurde er durch das Ineinanderfahren mehrerer Wagen aufgehalten. Er stand gerade vor Ardillères Wohnung, als mit einem Male die Dogge wütend aus der Türe stürzte, sich auf Macaire warf, den sie zerfleischt haben würde, wenn man ihm nicht schnell Hilfe geleistet hätte.

Ardillère schöpfte nun gegen Macaire Verdacht, um so mehr, da ihm der Streit beim Ballspiel bekannt war. Er suchte Macaire wiederholt zu begegnen, immer stürzte sich die Dogge wütend auf den Mörder.

Bald verbreitete sich die Kunde von dem befremdlichen Hasse des Hundes in ganz Paris, und nun bezeichnete man öffentlich Macaire als den Mörder des unglücklichen Aubri. Auch am Hofe fand das Gerücht Eingang. König Karl V. ließ sich genau von allen Einzelheiten unterrichten, sodann Macaire rufen. Der König suchte Macaire das Geständnis abzulocken; er versprach ihm vollkommene Verzeihung, allein Macaire behauptete unerschütterlich seine Unschuld.

„Gut,“ sagte der König, „bist du wirklich unschuldig, so magst du im Gottesurteil, im Kampfe auf Leben und Tod mit der Dogge deine Unschuld erweisen.“

Im Angesichte der Notredamekirche, auf der in der Seine vor-

liegenden Insel gleichen Namens, im Raume der Turnierschranken, mußte Macaire sich durch den Kampf mit dem Hunde reinigen. Er erhielt als Verteidigungswaffe gegen die Dogge weiter nichts als einen derben Knotenstock, und der Dogge wurde eine bodenlose Tonne zum allfälligen Rückzug hingestellt.

Beide Kämpfer betraten die Schranken. Kaum war die Dogge losgelassen, als sie sich mit Wut Macaire entgegenstürzte. Dieser aber versetzte ihr einen gewaltigen Streich über den Schenkel, so daß der Stock ein Stück Haut abriß. Der Hund, sich verwundet fühlend, zog sich mehrere Schritte zurück, doch nur, um den Angriff mit erneuerter Kraft fortzusetzen. Macaire führte nun gegen das vorstürzende Tier einen mörderischen Streich, um ihm den Kopf zu zerschmettern. Diesem entging der Hund durch schnelle Bewegung, schlüpfte unter dem emporgehobenen Arme seines Feindes durch und packte ihn so fest an der Gurgel, daß man, um ihn am Leben zu erhalten, ihn mit vieler Mühe losmachen mußte.

Bestürzt und vernichtet durch das Resultat dieses sogenannten Gottesurteils gestand nun Macaire, daß Feindschaft ihn dazu bewogen habe, Aubri meuchelmörderisch zu töten.

Wenige Tage darauf erlitt er durch Henkershand den Tod.

Karl V. ließ zur Verewigung der Tat auf der Straße durch den Wald von Bondy unweit der Stelle, wo die Mordtat geschah, eine kleine Denksäule errichten, an welcher das Ereignis dargestellt war, und welche die folgende Aufschrift in lateinischer Sprache trug:

„Unbesonnene Sterbliche, die ihr ungescheut die heiligsten Gesetze verletzet, lernt von dem unvernünftigen Tiere Dankbarkeit! Und wenn ihr Böses tun wollt, so zittert selbst vor eurem Schatten!“

Der Dichter nennt den Hund **Dragon.** Die Geschichte erwähnt seinen Namen nicht.

Unbefugt aber ist von Geschichtsforschern die Echtheit der ganzen Begebenheit in Zweifel gezogen worden. Erstere haben behauptet, der Hund des Montargis habe niemals existiert und seine Geschichte sei eine Erfindung der Dichter des zwölften Jahrhunderts.

Die ursprüngliche Sage, welche ähnlichen Inhalts ist, wie die Geschichte des Aubri, führt in die Zeit Karls des Großen zurück. Es wird da erzählt: Der mächtige Kaiser, getäuscht von dem Verräter Macaire von Lozace, verschmähte die Königin „Weißblume“ — diese Bezeichnung „Blanche fleur“ kommt in altfranzösischen Heldengedichten mehrfach vor — und schickte sie unter der Aufsicht des Aubri in die Verbannung. Macaire wollte die Königin entführen, und tötet Aubri, der sie verteidigt. Während des Kampfes rettet sich die Königin in einen Wald, in welchem der Mörder sie nicht wiederfinden kann. Nachdem aber der Windhund des Aubri drei Tage auf dem Leichnam

seines Herrn zugebracht, kommt er, von Hunger getrieben, nach Paris, sieht den Macaire, wie er bei Tisch sitzt, beißt ihn, nimmt ein Stück Brot und entflieht. Nach zwei Tagen kehrt er abermals zurück, kann aber den Mörder nicht wieder beißen, und nimmt abermals Brot. Nach seinem dritten Besuch läßt Kaiser Karl ihm nachspüren und man entdeckt den Leichnam des Aubri in ähnlicher Weise, wie dies oben geschildert worden ist.

Das nach dem geschilderten Vorfall bearbeitete Drama wurde auch anderwärts aufgeführt.

Heute allerdings wissen wir, daß Legenden, wie die hier besprochene, lediglich dem Roman angehören, und auf das antike Erzählungsmotiv von dem treuen und klugen Hunde, der den Mörder seines Herrn entdeckt, zurückzuführen sind.

Bei der Aufführung obigen Stückes in Wien am 26. September 1815 und in den folgenden Vorstellungen trat ein pudelartiger Bastard aus der Klasse der Hirtenhunde auf der Bühne in Tätigkeit. Ein Arbeiter in Schönbrunn hatte ihn für die Bühne abgerichtet. Die Abrichtung war sehr mühevoll gewesen und hatte 200 Gulden Honorar beansprucht. Die Auslage aber wurde reichlich ersetzt, denn die ersten vier Vorstellungen brachten allein eine Einnahme von 10.000 Gulden.

Man wird mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, daß die eben erwähnten Theatervorstellungen in Wien überhaupt die ersten mit Verwendung eines Hundes gewesen sind, welche in Deutschland der Öffentlichkeit vorgeführt wurden. Indes dürfte dieses Vorgehen der Stadt Wien kaum als bahnbrechend bezeichnet werden können, da der Aufführung von wirklichen Tierkomödien ganz erhebliche, in der Natur der Sache liegende Schwierigkeiten sich entgegenstellen, namentlich in dem Falle, wenn man von dem Verlaufe des Stückes eine im Zusammenhange mit der Handlung desselben verwebte Darstellung zu erwarten hat, welche an die Rolle des Hundes geknüpft ist.

Viel leichter lassen einzelne Szenen durch Hunde sich darstellen, immer aber wird die geeignetste Verwendung der Befähigung des Hundes zu öffentlichen Vorstellungen diejenige bleiben, daß man ihn zur Vorführung von Kunststücken, welche in einzelne Szenen abgeteilt sind, gebraucht.

Außerdem aber haben einige Schauspieldichter verschiedener Völker den Hund teils zum Mittelpunkt ihrer Stücke gemacht, teils gewähren sie ihm für eine und die andere Szene in solchen Zutritt zur Bühne.

Ein spanischer Schauspieldichter hatte ein Lustspiel verfaßt mit dem Titel: „Der Hund des Gärtners“, welches zu seinen Meisterwerken gezählt wird. Er hat dasselbe auf eine alte kastilianische

Idee gestützt: Der Hund des Gärtners will nichts von dessen Pasteten haben und brummt, wenn die Kühe sie verzehren.

Eine komische Oper „Der Hund des Gärtners“ von Loccroy und Cormon, Musik von Grisar, wurde am 16. Januar 1855 in Paris zur Aufführung gebracht. Ebenso existiert, um dies beiläufig zu erwähnen, ein Lied unter diesem Titel gleichfalls von Grisar.

Ganz neuerdings ist der Hund auch wieder in Deutschland auf die Bühne gebracht worden, wo er in der auf ihr dargestellten Handlung in Tätigkeit tritt. Franz Dittmar aus Nürnberg bringt nämlich die Szene, wie Wallenstein als Student in Altdorf seinen Pudel in den Karzer vorausjagt, wovon dieser von den Studenten den Namen „Hundeloch“ erhielt, in seinem Festspiel „Wallenstein“ zur Darstellung, welches in Altdorf zur Aufführung kam.

Hat wohl der Hund für gewisse, besondere Vorgänge, die auf der Bühne sich abspielen, einigermaßen Verständnis, gleichviel, ob er selbst als Mitspieler beteiligt ist oder nicht?

Als Antwort auf diese Frage hören wir das Urteil eines Schauspielers selbst über seinen eigenen Hund, welcher gewöhnt ist, seinen Herrn auf die Bühne zu begleiten und dort zu beobachten. „Die Fähigkeit, auf die Intentionen des Dramatikers einzugehen und die Bühnenillusion voll auf sich wirken zu lassen, ist nicht jedem Menschen gegeben. Mr. Beerbohm Tree jedoch, der bekannte englische Tragöde und Pächter des Haymarket, meint, daß diese Fähigkeit in vollstem Maße seinem Hunde **Argus** innewohne. „So oft ich in Kapitain Swift auftrete,“ erzählt Mr. Tree, „lauert mein **Argus** hinter den Kulissen und verfolgt mit fieberhaftem Interesse die Ereignisse, die schließlich zu meinem Selbstmorde führen. In dem Augenblicke, in dem ich zur Pistole greife, verkriecht sich das arme Tier in den dunkelsten Winkel und bedeckt seine Augen mit den Pfoten (!), um nicht sehen zu müssen, wie ich, tödlich getroffen, niedersinke. Nach Fallen des Vorhanges eilt er zu mir und stößt ein wahres Freudengeheul aus, sobald sich in mir wieder die ersten Lebenszeichen regen.“

Die Innigkeit und Ergebenheit, mit denen der Hund an seinen Herrn sich gebunden fühlt, lassen es erklärlich erscheinen, daß er für Vorführungen der letzterwähnten Art eine gewisse Empfindung besitzt, und die Intelligenz des Tieres läßt dasselbe sicherlich auch für einzelne Vorgänge auf der Bühne empfänglich erscheinen.

Man ist aber noch weiter gegangen, indem man nicht nur einen einzelnen Hund in die Handlung des Stückes einstellte, sondern deren mehrere in dieselbe verflocht. Es handelt sich um ein Drama, dessen Hauptrollen „wirklichen und wahrhaftigen Hunden“ auf den Leib geschrieben worden sind, und nicht etwa bloß „metaphorischen“. Das Drama kam natürlich aus Amerika und wurde in Glasgow, Schottland,

mit ungeheurem Erfolge aufgeführt; es heißt: „Die Signale“. Ein alter Mann ist ermordet worden, und der Hund **Towser** vertauscht das Messer, das der Mörder absichtlich bei dem Opfer zurückgelassen hatte, mit einem anderen Messer und rettet dadurch den Helden des Dramas — nicht den vier-, sondern den zweibeinigen —, dem ein Mordprozeß mit allen dazu gehörigen Unannehmlichkeiten bevorstand. Als derselbe Hund etwas später in Gefahr schwebt, vergiftet zu werden, rettet ihn der Hund **Leo,** indem er aus der Tasche des Verräters das für das Opfer bestimmte Gift stiehlt. Darauf tritt der Bernhardiner **Bruno** in Aktion und rettet ein junges Mädchen, das dem Ertrinken nahe war. Ein Schurke, der dem Intriganten des Stückes Hilfe bringen will, wird von einer Achtung gebietenden Buldogge aufgehalten und durch das Zähnefletschen des Hundes und andere ähnliche Mittel zum Rückzug getrieben. Aber das ist noch gar nichts. Wir sind beim vierten Akte, der die größten Sensationen bringt. Die Heldin des Dramas — wir sprechen hier wieder von einem menschlichen Wesen — liegt auf den Schienen eines Bahndammes und ist festgebunden; der Intrigant hat den Bahnwächter chloroformiert, um ihn daran zu hindern, die Notsignale zu geben, aber **Duc,** der treue Hund des Bahnwächters, trägt rasch das mit Chloroform getränkte Taschentuch fort und rettet den Wärter. Der Zug kommt, der sehr verständige Hund **Towser** macht sich an den Signalscheiben zu schaffen und gibt das Signal: Gefahr; der Hund **Prince** zerbeißt inzwischen die Stricke, mit denen seine auf den Schienen liegende Herrin gefesselt ist und trägt die Ohnmächtige vorsichtig von dem Geleise hinweg. Der Zugführer hat das Signal gesehen und bringt den Zug zum Stehen. Die Passagiere steigen aus und bringen dem ohnmächtigen Mädchen Hilfe. Im fünften Akt nimmt der Hund **Heros** dem Intriganten ein Testament fort. Der Hund bewahrt es in seiner Schnauze für den Helden des Dramas auf, der so zu einem großen Vermögen gelangt, das sein Freund ihm rauben wollte. In Amerika und Schottland soll man sich bei dieser neuartigen Theateraufführung sehr gut unterhalten haben.

Eine Neuerung, die vielleicht epochemachend wirken wird, hat das Wiener Carltheater auf seinem Theaterzettel eingeführt. Bisher war es bekanntlich nur bei „Menschendarstellern“ üblich, daß neben ihrer Rolle im Stück auch der gute bürgerliche Name auf dem Zettel stand, während die Tiere, soweit sie „handelnd“ ins Stück eingreifen, sich damit begnügen mußten, nur ihrer Gattung nach oder gar nicht genannt zu werden. Das Carltheater hat nun endlich begonnen, mit dieser längst als Mißstand empfundenen Ungerechtigkeit aufzuräumen, und ein richtiges Weidmannsstück, das es bei einer Wohltätigkeitsvorstellung brachte, gab ihm die passende Gelegenheit dafür. In der Novität „Jagag'müat“ von Ph. Haas figurierten am Ende des Zettels folgende Darsteller:

Ein Gerichtsdiener	Herr Matzner
Hartl, Jäger, Harmonikaspieler . .	Herr Kraal
Ein Hackerbrettlspieler	Herr Stadler
Ein Schweißhund	Ajax von Solo I. aus der „Miß".

Auch in Italien hat man in neuester Zeit einen Hund als darstellenden Künstler auf die Bühne gebracht. Es wird unter „C. K." im November 1900 in der Presse hierüber gemeldet:

„Des größten Zulaufs und Beifalls erfreut sich ein vierfüßiger Künstler, den ganz Neapel gesehen haben muß. Dieser Künstler ist ein Hund, der der Held des Stückes „La Vendetta del'lamante" ist, das gegenwärtig im San-Ferdinando-Theater gegeben wird. Es ist kaum zu glauben, aber wahr, daß die „Vendetta" es bereits auf 64 Vorstellungen gebracht hat, einzig und allein, weil ein Hund sich in dem Stück ins Wasser — das in Wirklichkeit natürlich gar nicht vorhanden ist — stürzt und aus den wildbewegten Wellen eine Frau rettet, die von einer hohen Brücke herab von einem unbekannten Manne hineingestoßen worden ist. Und dieser glückliche vierfüßige Künstler erhält für seine Heldentat 20 Lire für den Abend . . ."

Es gibt Schauspieler, welche es als eine besondere Aufgabe betrachten, ihren Hunden in dazu geeigneten Stücken bestimmte Rollen zuzuweisen und dieselben auf offener Bühne „spielen" zu lassen. So wird im August 1903 berichtet:

„In London hat der Schauspieler James Welch gegenwärtig im Wyndham-Theater große Erfolge in einem Stück „Glittering Gloria", in dem seine Buldogge als „Schauspieler" erscheint. Schon vorher hatte er mit der Einführung eines Esels auf der Bühne Glück gehabt. Der unternehmende Schauspieler denkt sehr hoch von der schauspielerischen Fähigkeit seiner vierfüßigen „Kollegen"; er glaubt sogar, wie er dieser Tage erzählte, daß die Tiere ihre Rollen im eigentlichen Sinne „spielen", und zwar um so williger, als sie wissen, daß einige Mohrrüben und ein Knochen die materielle Belohnung nach jeder Vorstellung sind. Hunde sind schon häufig als Schauspieler auf der Bühne aufgetreten. Die Buldogge „Onions" in „Glittering Gloria", erzählt Welch, war nie vorher auf der Bühne gewesen. Ich habe sie besonders für das Stück gekauft und hatte nur eine Probe mit ihr, um sie mit dem Rampenlicht bekannt zu machen. Ich warf dem Hund ein Stück Fleisch hin, damit er sicher wäre, daß die Lichter ihm nichts schadeten. Da es nicht zum Stück paßte, daß der Hund mir die Hände leckte oder sich an mich schmiegte, gewöhnte ich ihm dies ab; aber er weiß trotzdem, daß ich sein Herr bin. Auf der Bühne halte ich ihn stets an der Kette. Er hat auf der Bühne ein rotes Band zu zerreißen, und er macht dies wirklich „aus Spaß". Ich lehrte es ihn mit einem Handtuch, und dann nahm ich einen roten Lappen, den er gerne weg-

schleppte. Er ist ein wirklicher Schauspieler und folgt genau, als ob er seine Rolle fühlte. Wenn es vorbei ist, wird er von der Kette abgemacht und kommt in mein Zimmer, wo er Wasser und einen Knochen vorfindet. Ungeduldig ist er nie, aber er scheint sein Auftreten auf der Bühne zu lieben."

Kapitel 22.

Hundetänze bei den Indianern.

Am Schlusse dieses Abschnittes darf eine Veranstaltung nicht unerwähnt bleiben, welche bei den Indianern heimisch war und Zeugnis ablegt von der tiefen Kulturstufe, auf der jene standen, die Hundetänze der Indianer.

Allerdings haben diese Hundetänze mit allen jenen besprochenen Vorstellungen, in denen zivilisierte Völker die Gelehrigkeit und Gewandtheit des Hundes einer-, anderseits seinen Mut und seine Stärke in mannigfaltigster Weise von altersher zu öffentlichen Darstellungen benutzen, gar nichts gemein, und selbst die Bezeichnung „Hundetänze", welche man diesen Vorführungen gibt, kennzeichnet das Wesen derselben keineswegs in zutreffender Weise.

Obschon also diese sogenannten Hundetänze, wie aus dem eben Gesagten erhellt, mit den bis hierher besprochenen Unterhaltungen und Belustigungen, welche Kulturvölker durch die Intelligenz und vielseitige Begabung des Hundes sich verschaffen, in keiner Weise vergleichbar sind, so muß ihrer doch aus dem Grunde Erwähnung geschehen, weil sie sich als Volksbelustigung erweisen, die zu ihrer Ausführung die Verwendung eines Hundes bedingt, wie auch immer diese Verwendung geartet sein möge. Ohne Hund, das wird uns sogleich durch das erste der folgenden Beispiele klargestellt, sind Hundetänze unausführbar.

Wohl aber gelten diese Vorführungen als volkstümliche Belustigungen, denen der Charakter eines festlichen Gepräges verliehen wird. Diese Hundetänze bringen eine Art von Siegesfeier zur Darstellung.

Dabei kommt aber der Hund keineswegs als lebendes Individuum zur Verwendung, vielmehr ist die Tötung eines oder mehrerer derselben die Voraussetzung der Hundetänze. Erst nachdem das Leben des Tieres der Wildheit des Indianers zum Opfer gefallen, ist die Möglichkeit geschaffen, der barbarischen Natur jener Wilden in der Aufführung ihrer Tänze freien Spielraum zu gewähren.

Und nicht der getötete Hund an sich bildet den Mittelpunkt dieser wilden Tänze, sondern nur einzelne ihm entrissene Fleischteile, sein Herz und seine Leber.

Die Sioux, welche in der Nähe der Wasserfälle das umliegende Land westlich vom Mississippi bewohnen, schließen unter anderen die

„Horde des schwarzen Hundes", so lautet deren Name, in sich. Diese letztere hat ihren Wohnsitz in der Nähe des Fort Snetting. Bei dieser wird ein Hundetanz aufgeführt.

Bei der Ankunft des Generals Patterson wurde dort ein großes Fest vorbereitet. Aus diesem Anlaß wendeten sich die Indianer an Catlin, dem wir die folgenden Nachrichten verdanken, und sagten ihm, wenn sie, die Indianer, zwei Hunde erhalten könnten, die der Garnison des Forts keinen Nutzen mehr leisten könnten, so wollten sie ihre Lieblingsunterhaltung, den Hundetanz aufführen. Die gewünschten beiden Hunde wurden von den Offizieren herbeigebracht, in Gegenwart der Zuschauer geschlachtet und die Herzen und Lebern der Tiere ungeteilt und ungekocht, etwa in der Höhe des Gesichts eines Mannes, an zwei Stangen befestigt und dann in zollbreite Streifen zerschnitten.

Es begann ein lebhafter Tanz, wobei jeder Indianer seine eigenen Taten besang, so daß man hätte taub werden mögen. Auf diese Weise tanzten immer je zwei zu den Stangen hin, nahmen einen Streifen des Herzens oder der Leber in den Mund, nachdem sie zuvor mehrmals darauf gespuckt hatten, bissen ein Stück davon ab und verzehrten es. Alles dies geschah, ohne daß sie dabei aus dem Takte kamen oder zu singen aufhörten. In dieser Weise wurde der Tanz fortgesetzt, bis nur noch zwei Streifen von den Fleischteilen übrig waren, welche nun zwei der Tänzer in den Mund nahmen und den beiden Musikmännern brachten, die dieselben aufaßen.

Es war dies, wie erzählt wird, einer der beliebtesten Tänze bei den Indianern. Derselbe galt für sehr ehrenvoll, denn nur diejenigen durften daran teilnehmen, welche dem Feinde einen Skalp geraubt hatten. Sie rühmten sich dabei, ihren Feind im Kampfe erlegt und ein Stück seines Herzens auf diese Weise verschlungen zu haben.

Ein anderer Bericht gibt von den Hundetänzen, wie sie von den Sioux-Indianern selbst ausgeführt werden, folgende Schilderung. Einer der Leute tötet einen Hund, nimmt Herz und Leber heraus, hält sie einige Augenblicke in einen Eimer mit kaltem Wasser, und hängt beides dann an einem Pfahle auf, der mitten im Kreise der Indianer in die Erde eingeschlagen ist. Nach einiger Zeit nähert sich einer der Krieger mit Hundegebell. Er bildet dabei eine unwiderstehlich komische Figur, sucht soviel als möglich sich wie ein Hund zu gebärden und weiß diese Rolle trefflich zu spielen. Dann zieht er sich wieder zurück und ein anderer Krieger betritt den Schauplatz mit einer anderen Art von Hundegebell. In das letztere fallen wieder andere ein, bis endlich ein allgemeiner Chor angestimmt wird. Hierauf löst sich einer der Indianer kühn aus der Menge, springt und bellt auf den Pfahl los, und beißt ein Stück Fleisch ab, ein anderer folgt ihm darin, bis sie alle nacheinander bellen und abbeißen. Sie müssen dabei

den Kopf zurückbeugen, um den Bissen zu verschlucken, was offenbar eine harte Arbeit zu nennen ist. Mehrere Hunde werden nach und nach getötet, und einige der Krieger sehen bereits krank und bleich aus. Da schickt sich Kapitän Eastman an, den Versuch zu machen, zu sehen, mit wieviel Herzen ihrer „Feinde" sie fertig zu werden imstande seien. Er ging hin zu den Indianern und kaufte noch einen Hund. Jene konnten sich nicht weigern, das Herz desselben zu verzehren. Aber selbst den tapfersten Männern unter ihnen wurde es schlecht. Als sie den letzten Mund voll verschlangen, waren sie bleich wie der Tod.

Es gehört die ganze Wildheit jener unzivilisierten Indianerstämme dazu, um Vorführungen der geschilderten Art als Belustigungen hinzunehmen. Unser Gefühl erregen sie zu Ekel und Abscheu.

Als festliche Veranstaltungen aber und als Belustigungen, zu denen der Hund sein Leben hergeben muß, konnte diese flüchtige Schilderung nicht übergangen werden. Bildeten sie doch für die Indianer eine nationale Vorführung, die ihnen, den kriegerischen Stämmen, von hohem Wert erschien.

Hinsichtlich des hier behandelten Gegenstandes ist es aber eine der Beachtung werte Erscheinung, daß nicht allein die Eingeborenen Amerikas sogenannte Hundetänze als nationale Spiele aufzuführen pflegten, sondern daß solche ebenso auch bei den unzivilisierten Stämmen der Südseeinsulaner beliebt sind. Unter ihren Einzeltänzen bringen die Samoaner einen Hundetanz zur Aufführung bei festlichen Gelegenheiten, bei welchem die Männer das Bellen der Hunde nachahmen. Als vor etlichen Jahren eine Truppe dieser lichtbraunen Kinder der paradiesischen Eilande der Südsee, „Vertreter der großen polynesischen Völkerfamilie vom anderen Ende der Welt" — ihren Hauptbestandteil bildeten zweiundzwanzig hübsche Samoanerinnen — im zoologischen Garten zu Dresden in der ganzen Eigenheit ihrer Art und als ein recht anmutender Menschenschlag sich darstellten und Leben, Sitten und Gewohnheiten ihres Stammes zur Anschauung brachten, führten sie außer den Hochzeits-, Liebes-, Kriegs- und anderen Tänzen auch den „Hundetanz" vor. Diesem Tanze, Siva maile geheißen, von vier samoanischen Schönen naturgetreu ausgeführt, war die ganze Komik einer mit vielem Hundegebell begleiteten Parodie zu eigen. Als charakteristisch erscheint der Umstand, daß dieser Tanz nicht von Männern zur Darstellung gebracht wurde.

Es ist aus diesen Veranstaltungen, in welcher Weise immer sie ausgeführt werden mögen, ersichtlich, daß dem Hunde unter allen jenen der Kultur fernstehenden Völkerschaften eine bevorzugte Bedeutung beigelegt wird.

IV.

Die Verwendung des toten Hundes für Kulturzwecke.

Kapitel 23.

Die Verwertung einzelner Teile des Hundes im Gewerbebetrieb.

Für alle Völker, mögen sie noch auf einer niederen Kulturstufe sich befinden oder auf der Höhe der Kultur stehen, gewährt auch der getötete Hund noch Nutzen in mehrfacher Beziehung, insofern man einzelne Teile desselben durch gewerbliche Bearbeitung für den Menschen verwendbar macht.

Der wertvollste und in mehrfacher Weise benutzte Teil des toten Hundes ist seine Haut oder sein Fell. Schon bei den Griechen und Römern benutzten Hirten und Landbebauer Hundefelle zur Anfertigung von Mützen, Kappen, Hüten, Helmen u. dgl. Bei den Griechen war der Helm geradezu nach dem Hunde benannt. In Deutschland, Frankreich und in anderen europäischen Ländern verarbeitet man Hundefelle zu Mützen, Taschen, Muffen, ja, man verwendet sie selbst zur Herstellung von Tanzschuhen und von Handschuhen. Die Marke „Hundeleder" in letzteren gilt als bevorzugt.

Am meisten kommen Felle von Pudeln in den Handel.

Einen sehr hohen Wert haben die Hundefelle für alle unter den nördlichen Himmelsstrichen wohnenden Völkerschaften, indem sie ihnen zur Herstellung wärmender und wenig kostspieliger Kleidungsstücke dienen. Aus diesem Grunde werden Hunde, deren Beköstigung wenig oder fast gar keinen Aufwand verursacht, von den Nordländern häufig gehalten.

Die von abgelebten oder untauglichen Hunden abgezogenen Häute verwenden die Völker im Norden Asiens zur Anfertigung von gewöhnlichen sowohl als von Staats- und Feierkleidern, den sogenannten Barken und Kuklanken. Diese Kleidungsstücke bilden das Pelzwerk, welches Regen, Schnee und Schlackenwetter am sichersten abhält.

Es ist dies eine aus uralter Zeit herstammende Verwendung, und es pflegt sich dort einer gegen den anderen, um seine Ehre zu retten, also vernehmen zu lassen, wenn es zu Rangstreitigkeiten zwi-

schen ihnen kommt: Wo warst du, da ich und meine Vorfahren schon Hundskuklanken trugen? Was hattest du dazumal für Kleider an?

Der „Hundskuklanke“, ein Hundepelz als Staatskleid, wird sehr hoch geschätzt, man kann ihn gegen einen aus Fuchs- oder Biberfell hergestellten Pelz vertauschen. Diese Pelze sind sehr warm und dauerhaft, halten sich stets trocken und brauchen nicht so sehr in acht genommen zu werden als andere Pelzkleider, da sie die Haare nicht fahren lassen. Bei stärksten Strapazen halten sie vier Jahre aus. während ein Renntierfell nicht länger als ein Jahr ausreicht und kahl wird.

Auch Reisebeinkleider verfertigen die Kamtschadalen aus Hundefellen.

Die Grönländer gebrauchen Hundefelle als Bettdecken und zum Besatz ihrer Kleider. Die Lappländer fassen ihre aus Renntierfellen gefertigten Kleider mit Fellen von schwarzen Hunden ein. Die Bauern in Schweden verbrämen ihre Wintermützen gleichfalls mit Hundefellen. In gleicher Weise verwenden die Neuseeländer die Felle von Hunden zur Anfertigung von Kleidungsstücken, namentlich stellen sie Schürzen aus solchen her.

In allerneuester Zeit hat man nun auch in der zivilisierten Welt Europas die Hundefelle zu einem Modegegenstand erhoben, und zwar in jener Stadt, welche noch immer auf dem weiten Gebiet der Mode als tonangebend angesehen wird, in Paris. Unter „C. K.“ wird im Mai 1903 von dort berichtet: „Der Entwicklung des Hundekultus in Paris steht noch eine große Zukunft bevor. Die dekorative Verwendung der Hundehaut zur Toilette ist eben erst in ihren Anfängen begriffen. Früher waren Handschuhe aus Hundehaut das einzige, was man kannte. Aber schon im vorigen Jahre war man auf der Hundeausstellung in Paris auf die grandiose Idee verfallen, eine Weste aus Hundehaut herzustellen. Diese Erfindung trug dem Träger der Weste Ruhm und Ehren ein. Die Haut gehörte einem Greifer, der aber einem langhaarigen irischen Wachtelhund sehr ähnlich sah. Man kann wohl als sicher annehmen, daß es bei der Hundehautweste allein nicht bleiben wird. Da wäre zum Beispiel ein Gürtel von der Haut eines Dalmatiners mit silbernen Schnallen, oder ein Muff aus dem Zobelpelz eines Pommern sehr zu empfehlen.“ Es ist klar ersichtlich: Nicht die Zweckmäßigkeit des zum Bekleidungsstück verwendeten Stoffes, sondern die Vorliebe für den Hund hat diese neue Mode gezeitigt.

In früherer Zeit gebrauchte man Hundeleder zum Füttern von Gesichtsmasken, besonders solcher von Samt, weil man meinte, daß bei Frauen dadurch eine lebhaftere Gesichtsfarbe erzeugt werde.

Dänemark liefert der Industrie H u n d e h a a r e. Man braucht diese dazu, um bei gewissen Sorten von Tuchen Salleisten daraus

zu weben. Auch vermischt man Hundehaare mit Schafwolle und webt Strümpfe daraus. Eine andere Verwendung der Hundehaare ist diejenige der Ausstopfung von Polstern, ihrer Verarbeitung zu Stricken sowie zu Pinseln.

Bei dieser Besprechung kann ich es mir nicht versagen, noch einer ganz eigenartigen Verwendung des Hundehaares zu gedenken, die uns höchst ergötzlich anmutet und, so sehr sie auch immer auf Täuschung beruht, dem geistreichen Erfinder dieser „Industrie" alle Ehre macht. Hundehaar — als Menschenhaar! Nicht zwar auf dem Haupte eines lebenden Menschen, vielmehr wohl verwahrt als „teures Andenken" in Gold und Seide!

Der Romanschriftsteller Rosenthal-Bonin schreibt dem Stuttgarter „Neuen Tageblatt" in betreff der Locken, welche Jean Paul seinen Verehrerinnen zu schenken pflegte: „Meine Mutter besaß eine Locke Jean Pauls, eine unzweifelhaft echte, der Dichter hatte sie mit einem eigenhändigen Briefe ihrer Mutter übersandt; sie lag zwischen zwei vergilbten Stücken weißen Atlasses, auf welchem mit Gold eine Jahreszahl eingestickt war. Diese Locke wurde in unserer Familie hoch und heilig gehalten und bei besonders feierlichen Gelegenheiten mit großen Zeremonien gezeigt — ich sah sie als Kind mit Verwunderung, und mir prägte sich der fahle Metallglanz des Haares ein.

Als ich später Physiologie studierte und ein Mikroskop bekam, untersuchte ich alles mögliche im Hause. Ich stahl mir ein Haar von der geheiligten Locke, legte es unter das Glas und entdeckte, daß es ein Hundehaar war; das dritte, vierte und fünfte Haar, welches ich untersuchte, zeigte dasselbe Resultat. In meiner wissenschaftlichen Begeisterung machte ich meiner Mutter Mitteilung von der überraschenden Entdeckung, und das trug mir nach der damaligen patriarchalischen Erziehungsmethode kein Wort der Erwiderung, sondern nur a tempo eine tüchtige Ohrfeige ein.

Ich suchte mir jetzt noch mehr von Jean Pauls Locken zu verschaffen. Das war zu jener Zeit in Berlin nicht schwer. Ludmilla v. Assing, die bekannte Nichte Varnhagens, besaß ein derartig urkundlich echtes Heiligtum, ferner eine Verwandte der Henriette Herz — ich glaube, sie hieß Flora Philippi — als Erbstück von jener her. Ich bat die Inhaberinnen um leihweise Überlassung eines Haares der heiligen Locke, erhielt dies unter großen Schwierigkeiten und Sicherheitsmaßregeln seitens der glücklichen Besitzerinnen, und das mikroskopische Untersuchungsresultat war das gleiche wie bei der Jean Pauls-Locke meiner Mutter. Es waren Pudelhaare.

Ich kam nun zu folgender Erklärung dieses Wunders: Jean Paul wurde, wie bekannt, bestürmt, überschwemmt mit Bitten um Locken von seinem Dichterhaupte. Dieses war frühzeitig schon so kahl, daß die Stirn ohne Hindernis hinten in den Rockkragen überging

und nur zur Seite noch einige sorgfältig bewahrte Locken von der ehemaligen Pracht seines Hauptschmuckes übrig waren. Hätte Jean Paul nur den hundertsten Teil seiner Verehrer und Verehrerinnen, die flehentlich um Locken seines Dichterhauptes baten, zufrieden stellen wollen, würde er bald keine Spur mehr von Haaren besessen haben und hätte wie ein armer Landmann jeden Nachwuchs sofort abmähen müssen. Jean Paul hatte ein weiches Herz, war ein galanter Mann und sein Haar war rötlich, das seines Pudels auch! An Mikroskopie dachte damals noch niemand, und so mag der geniale Schriftsteller in seiner Verzweiflung auf den Gedanken gekommen sein, hie und da seinen Pudel zur Aushilfe bei dem großen Lockenbegehr für sich eintreten zu lassen. Vielleicht reizte auch den großen Humoristen die Vorstellung, daß die hübschen Locken seines munteren **„Patos"** jetzt eine solche Anbetung genössen und von schönen Damen und sentimental schmachtenden Herren an die Lippen gedrückt, auf Atlaskissen unter Glas aufbewahrt und in kostbaren Albums, mit getrockneten Veilchen umrahmt, aufbewahrt würden."

Sicherlich eine der köstlichsten Verwendungen von Hundehaar!

Auch die Knochen und Sehnen des Hundes bleiben nicht unverwertet, man benutzt sie zur Bereitung von Leim.

Die dem toten Tiere ausgebrochenen Eckzähne wurden ehemals in Holz gefaßt und von den Buchbindern zum Glätten der Buchschnitte angewendet. Man faßte sie aber auch in Silber oder Gold, und gab sie Kindern um den Hals, indem man auf solche Weise denselben das Zahnen erleichtern zu können glaubte.

Gerade diese Art der Verwendung der Hundezähne ist sehr alt, wie es denn besonderer Beachtung wert erscheint, daß bereits zu einer Zeit, wo von einer Industrie überhaupt noch nicht die Rede sein kann, die Zähne des Hundes eine immerhin bedeutende Rolle in verschiedenartigem Gebrauche spielten.

Schön durchbohrte Hundezähne, die übrigens als Beweismittel für die Existenz und die Form des prähistorischen Hundes von großer Wichtigkeit sind, wurden bereits von den Menschen der vorgeschichtlichen Zeitperiode als Amulett oder Schmuckstück getragen, wie dies die Auffindung solcher an verschiedenen Fundstätten in Österreich, Frankreich u. a. beweist.

Durchbohrte Tierzähne waren wohl meistens, wie es Schoolkraft von nordamerikanischen Indianern berichtet hat, ein Schmuck des Kriegers, den dieser um den Hals trug, aber sie schienen auch diesem als Amulett gedient zu haben, wie daraus geschlossen werden kann, daß man in alemannischen Gräbern sie bei Kindern gefunden hat, die sie doch wohl als ein Mittel zum leichten Zahnen trugen.

Die Sitte, Zähne von Tieren als Schmuckstücke des menschlichen Körpers anzuhängen, ist auch bei einzelnen Stämmen der Einge-

borenen Afrikas seit uralten Zeiten noch heute im Gebrauch. Das Sonderbarste hierbei aber ist der Umstand, daß jene wilden Völker diese eigenartigen Kleinodien als Schmuckgegenstände ihres sonst ganz nackten Körpers verwenden.

So tragen die Männer des Kanialandes im oberägyptischen Steppengebiet Halsbänder von Ziegen-, Schaf-, Hunde-, ja selbst von Menschenzähnen. Bei den Niam-Niam aber sind es die meist nackt gehenden Frauen, welche Schnüre von Menschen- und Tier-, namentlich von Hundezähnen anlegen, um auf diese Weise den sonst meist ganz entblößten Körper in würdigem Schmuck erscheinen zu lassen, den Glasperlen und Drahtringe noch erhöhen.

Was das Fett des Hundes anlangt, so dient dies in zweifacher Verwendung dem Nutzen des Menschen, insofern man es einmal zur Ansettung von allerhand Räderwerk und von Maschinen, anderseits aber zur Seifenbereitung gebraucht. Inwieweit man Hundefett als menschliches Genußmittel verwendet, läßt sich schwerlich erörtern. Indessen scheint es selbst als solches nicht allenthalben verachtet zu sein, wenigstens zeigt dies, was etwaige, einem Kostversuche nicht abgeneigte Leser nicht ohne Interesse erfahren dürften, die Versicherung, der man Ausdruck verliehen hat, daß der Geschmack des Hundefettes demjenigen des Gänsefettes sehr ähnlich sei. Leider vermag ich mit einem eigenen Urteil nach dieser Geschmacksrichtung hin nicht zu dienen.

Die im vorstehenden gegebene Übersicht über die industrielle Verwendung einzelner Teile des Hundeleichnams zeigt zur Genüge, daß die meisten Teile vom Körper des Tieres dazu geeignet sind, daß der Mensch sich dieselben zunutze zu machen imstande ist.

Noch bleibt aber ein wesentlicher Bestandteil des Tieres übrig, dessen Verwendung weit über die bewohnte Erde verbreitet ist, die Verwendung des Hundefleisches als Nahrungs- oder Genußmittel.

Davon spreche ich in einem besonderen Abschnitte.

Kapitel 24.

Hundefleischesser.

Das Fleisch des Hundes dient von uralten Zeiten her dem Menschen als Nahrungsmittel. Schon in den Tagen vorgeschichtlicher Zeitläufe, in welche hineinzublicken erst den neuesten Forschungen gelungen ist, bildete der Hund unter den Haustieren ein für den Genuß bevorzugtes Schlachttier, und noch heute ist die Zahl der Völker eine beträchtliche, welche mit Vorliebe von Hundefleisch sich nähren.

Mag diese Verwendung des Tieres nun auch hauptsächlich unter unkultivierten oder doch unter den hinsichtlich ihrer Kultur tiefer stehenden Völkern beliebt sein, so finden sich doch auch unter den

Kulturvölkern — man denke nur an die Chinesen — einzelne, denen der Genuß von Hundefleisch keineswegs widerwärtig erscheint, auch ist hinlänglich bekannt, daß es unter der Bevölkerung unserer europäischen Staaten zu allen Zeiten Liebhaber dieser Fleischart gegeben hat und noch gibt, von denen allerdings nicht wenige, wenn auch nicht gerade durch Not zu solchen Genüssen gedrängt, so doch durch die Höhe der Fleischpreise unserer gewöhnlichen Schlachttiere dazu veranlaßt werden. Die statistischen Berichte über den Fleischverbrauch verschiedener Städte, namentlich unserer Großstädte, führen auch das Hundefleisch als Konsumartikel in ihren Listen mit an.

Wo immer aber auch man sowohl seitens einzelner Personen oder ganzer Völker oder Volksstämme dem Genusse von Hundefleisch huldigt, überall verrät die Vorliebe für diesen Genuß den tiefen Kulturstandpunkt des Genießenden selbst inmitten unserer Kulturstaaten, und es haftet dem Brauche, Hundefleisch zu verzehren, immer etwas von Roheit an. Hundefleisch bevorzugende Völker aber befinden sich mehr oder minder im Zustande der Barbarei.

„Schon Bernardin de St. Pierre hat in seinen „**Etudes de la nature**“ den Satz ausgesprochen, Hundeessen sei der erste Schritt zum Kanibalismus. Wenn wir einen Blick auf diejenigen Völker werfen, welche im bereisten Gebiet mehr oder minder wirkliche Menschenfresser sind und wahrnehmen, daß dieselben Völker gerade den Hund als den leckersten Braten betrachten, so scheint sich diese Vermutung in der Tat zu bestätigen.“

Der Genuß des Hundefleisches reicht zurück bis in die Periode der Steinzeit. Die englischen Forscher Boyd Dawkin und Busk berichten über die ehemaligen Bewohner der großen britannischen Höhlen, daß dieselben Hundefleischesser gewesen seien. Der Beweis dafür sind die in großen Massen aufgefundenen, zerschlagenen Knochen von Hunden, welche in diesen Höhlen gelagert waren. Die Knochen wurden als solche von meist jungen Tieren erkannt. Daraus ist mit Sicherheit zu schließen, daß die getöteten Hunde dem Menschen zur Nahrung gedient.

Herr Dr. Langhavel hat nachgewiesen, daß der Hund anfänglich wie alle anderen Tiere überhaupt nur ein Speiseobjekt gewesen ist und daß er als solches auch jetzt noch in allen Erdgegenden gehalten wird. Die von ihm aufgestellte Liste zeigt weit über hundert Völkerstämme, welche Hundefleisch zur Nahrung nehmen.

„Erst viel später“, das heißt, nachdem der Hund lange Zeit nur als Speiseobjekt gegolten, sagt der genannte Verfasser, „und ganz allmählich hat sich vermöge der geistigen Eigenschaften des Hundes aus dem Speiseobjekt nebenher der Jagd- und Wachthund als Haustier ausgebildet, da der Mensch durch ihn leichter als durch die eigene Anstrengung Tiere in seine Gewalt bekam, da der

Hund den Herrn und sein Eigentum zugleich, wenn jener ruhte, beschützte und bewachte.

So pflegte man solche wichtige Tiere zugleich in Zeiten der Hungersnot mehr als alte Leute und schwächliche Personen. Diesen entzieht man die Lebensmittel, läßt sie verhungern, jene aber füttert man zur Erhaltung der Familie, und das Weib reicht ihm eher als dem Säugling die Brust."

Von der Periode der Steinzeit her übertrug sich der Genuß des Hundefleisches als Nahrungsmittel auf die nächstfolgenden, und so begegnet uns die nämliche Verwendung dieses Tieres auch schon in dem ältesten geschichtlichen Zeitalter. Zunächst waren es die Karthager, die uns als Hundefleisch essendes Volk bezeichnet werden und als solches berühmt waren, weshalb man sie „Canarii", das ist Hundeesser, nannte, dann die Griechen und Römer, welche, wenn der Hundefleischgenuß bei ihnen auch nicht allgemeiner Brauch war, doch den Hund als Speisetier nicht verachteten.

Als zur Zeit des Pygmalion, des sagenhaften Königs von Cypern, ein Teil des Opfertieres vom Altar herabgefallen war, hob der Opferpriester es wieder auf, um es auf den Altar zurückzulegen. Da er sich hierbei die Finger verbrannt hatte, brachte er diese unwillkürlich an den Mund, um den Schmerz der Brandwunden zu lindern. Dabei geschah es, daß ihm das Fett des Tieres, eines Hundes, zu Geschmack kam, und gleichzeitig von dem Wohlgeruch angelockt, aß er nicht nur selbst von dem Fleische, sondern reichte es auch seiner Gattin dar.

Auf diese Weise, so geht die Sage, sei der Gebrauch, Hundefleisch zu genießen, in Griechenland üblich geworden, und habe sich von da an weiter in Europa ausgebreitet. Und wenn man auch der erzählten kleinen Begebenheit ihre richtige Stelle unter den Fabeln einzuräumen haben wird, so wird man doch nicht umhin können, sie als wohlerdacht für den Zweck zu bezeichnen, Stimmung für den Genuß von Hundefleisch zu machen.

Gleichwohl ist der Gebrauch, Hundefleisch zu genießen, keineswegs von der Gesamtbevölkerung in Griechenland wie in Italien angenommen worden, und es waren unter den Griechen wohl nur die Armen, welche das Fleisch des Hundes verzehrten. Doch wurde es nicht nur im Notfalle verzehrt (96*).

Die nämliche Stellung zum Genuß dieses Fleisches nahmen die Römer ein, was von Festus berichtet wird.

Junge, säugende Hunde hielt man für eine sehr reine Speise; bei dem Antrittsschmause der Priester, der bei dem der Mona Genita, der Göttin der Geburten, dargebrachten Hundeopfer veranstaltet wurde, stellte man zu Ehren der Götter einen jungen, als Speise zubereiteten Hund auf die Tafel. Ebenso erscheint Hundefleisch bei den

Festmahlen, die zum Antritt ihrer Ämter von Magistratspersonen veranstaltet wurden.

Daß unter den genannten hochgebildeten Völkern des Altertums auch Stimmen laut wurden, welche dem Genuß von Hundefleisch sich widersetzten, kann nicht befremdlich erscheinen. So soll Pythagoras jeden Gebrauch des Hundes als Speisetier auf das strengste abgewehrt haben. Junge Hunde jedoch scheint man in ausgedehnterem Maße als Speise zugelassen zu haben, insofern sie für eine so reine Speise angesehen wurden, daß solche bisweilen selbst bei den Versöhnungsopfern einzelner Gottheiten angewendet und verspeist wurden. Das Hundefleisch kam vom Altar auf den Tisch und wurde verspeist.

Einen ungleich höheren Wert legen zahlreiche, in der Kultur tief stehende außereuropäische Völkerstämme dem Hunde als einem Speisetiere bei. Hundefleischesser finden sich auf allen Kontinenten und vielen Inseln. Zum Teil reicht der Gebrauch ihrer Bewohner, den Hund als Nahrungsmittel zu verwenden, tief in das Altertum zurück. Es gilt dies zunächst, wie wir schon sahen, auch von einem nicht außereuropäischen Volke, von den ältesten Bewohnern Großbritanniens. Überhaupt scheint der Brauch, Hundefleisch zu genießen, im Altertum in ganz Europa sowie im Norden Afrikas ziemlich allgemein verbreitet gewesen zu sein. Ein Dichter, welcher von Athenäus angeführt wird (97*), sagt, daß der Hund gut zu essen sei zur Zeit der Weinlese. Porphyrius (98*) hingegen behauptet, die Griechen äßen Hundefleisch nicht. Sextus Empirius (99*) widerspricht dem und sagt, daß wie bei einigen Völkerschaften Thrakiens so auch bei den Griechen es Brauch gewesen sei, Hundefleisch zu essen. Auch in Mauritanien, nahe am Atlas, gab es Hundefleischesser, die deshalb auch Canarier genannt wurden.

Unter der Negerbevölkerung im Innern Afrikas wird der Hund gleichfalls an vielen Stellen gegessen, und es ist unter vielen von ihnen die einzige Bedeutung, die der Hund hat, daß man ihn verspeisen kann. In Südkamerun bildet er die Speise der Krieger. Er wird dort kastriert und gemästet. Indessen gibt es auch Stämme, welche es verschmähen, den Hund zu essen, ja welche diesen Genuß geradezu verabscheuen. Zu diesen gehören zum Beispiel die Bongos, während die Niam-Niam ihre Hunde ebenfalls verspeisen.

Auch im Westen ist unter den Negern diese Gewohnheit verschieden; die einen essen den Hund, die anderen wieder nicht. Nach Burton zieht sich die Gewohnheit des Hundefleischgenusses im Innern Afrikas von Ost nach West.

Die Wahehe in Deutsch-Südostafrika zählen zu den Stämmen, bei denen Hunde gegessen werden.

Im Osten finden wir bei dem eigentümlichen Stamme der Batta in Nord-Sumatra eine kleine schwarze, spitzohrige Hunderasse, welche früher wenigstens gemästet und gegessen wurde.

Eine gleiche Bevorzugung des Hundes vor hochbetagten Personen, wie die oben angedeutete, die sogar noch einen Schritt weitergeht, berührt Darwin, indem er versichert, daß die Feuerländer, deren einziges Haustier der Hund ist, in der Periode der Steinzeit als Fleischesser den vollsten Gegensatz zu den Vegetarianern gebildet haben, und in Zeiten der Not eher ihre alten Weiber als ihre Hunde töteten, weil erstere keinen Nutzen hätten, die Hunde aber Ottern fingen.

Von den Polynesiern berichtet Dr. Langhavel, daß ihre Nahrung aus Tieren und Pflanzen bestehe. „Unter den Tieren", heißt es, „nimmt das Schwein die erste Stelle ein, wenn auch die gemeinen Leute höchst selten solches Fleisch in den Magen bekommen. Daher konnte Forster auch mit vollem Recht behaupten: Dieses Vieh gehört zu den wirklichen Reichtümern von Tahiti. Doch darf man es deshalb nicht für einen Hauptartikel des Unterhaltes ansehen, denn es könnte diese ganze Tierart ausgerottet werden, ohne daß die Nation im ganzen dabei verlöre, weil nämlich von den Großen des Landes allein nur ausschließlich Schweine und Hunde genossen werden dürfen. Wenn bei uns Fasanen und Schnepfen eingingen, völlig verschwänden, so würde das Volk im allgemeinen diesen Ausfall an Fleisch gar nicht bemerken.

Neben dem Schweine ist auf den größeren Inseln der Hund das zweitgrößte Tier. Er wird auf manchen Inselgruppen mit Pflanzenstoffen gemästet, durch Ersticken getötet und in Gruben auf heißen Steinen so gebraten, daß selbst manche Europäer an solchem Fleische Wohlgefallen finden. Wesen, die sich nur mästen, sind dumm und träge; daher sind es auch dort die Hunde.

Auf den Gesellschaftsinseln fand man Hunde einer eigenen Rasse, die sich unserem Schäferhunde am meisten nähert. Sie haben jedoch einen großen dicken Kopf, sehr kleine Augen, aufrechtstehende Ohren und einen kurzen behaarten Schweif. Sie sind sehr träge, heulen nur, bellen nicht, und werden bloß zum Schlachten gezogen.

Das Fleisch dieser Hunde ist nichts weniger als widerlich, wahrscheinlich rührt dies daher, daß diese Tiere mit Pflanzenkost, Brotfrucht, Bananen und dgl. genährt werden. Man schlachtet diese Haustiere nicht wie bei uns, sondern man erwürgt oder ersäuft sie, das erste ist gewöhnlicher. Nachher wird das Tier abgesengt, der Leib wird geöffnet und die Eingeweide herausgenommen.

Zuvor hat man bereits auf folgende einfache Weise einen Ofen hergerichtet. In eine zu diesem Zwecke hergestellte Erdhöhle werden mehrere Steine gelegt und diese durch ein darin angezündetes Feuer

erhitzt. Ist der Ofen hinreichend erhitzt, dann nimmt man einige der heißen Steine heraus, indem man eine Anzahl derselben am Boden liegen läßt, breitet grüne Blätter darüber hin, auf diese legt man den Hund, bedeckt diesen ebenfalls mit Blättern und verschließt dann das Ganze durch eine Schicht Erde.

In zwei bis drei Stunden ist der Braten genießbar, und, wie Reisende versichern, äußerst saftig und schmackhaft.

Zum Verspeisen gemästet werden Hunde auch in Angola, einer Landschaft in Niederguinea. Die gemästeten Tiere werden dort auf dem Markte feilgeboten. Man zahlt für einen fetten Hund bis zu zweiundzwanzig Sklaven.

Welch hohes Ansehen daselbst das Hundefleisch genießt, beweist die Tatsache, daß Personen, die in den Adelsstand erhoben zu werden wünschen, durch ein Geschenk von einigen fetten Hunden leicht Zutritt zum König sich verschaffen können.

Diese Hunde bellen, heulen und beißen nicht, wenn man sie nicht feindlich angreift. In Scharen werden sie zu Markte getrieben wie Schafe, und man nennt sie cabre de matto, d. i. Waldschaf.

In Otahaiti in der Südsee wird der Hund mit Kräutern gefüttert. Ist die Mast vollendet, so wird das Tier in der oben beschriebenen Weise zwischen heiß gemachten Steinen gebacken und als Feinkost verspeist.

Die Mikronesier, die Bewohner der Marschall Gilbert-Inseln, die von altersher ihre Speisen kochen oder in heißer Asche backen, und welche Ungeziefer sehr gern als Feinkost betrachten, bevorzugen unter ihren Haustieren, Ziegen, Schweinen, Ratten u. a. namentlich den Hund als Genußmittel. Letzteren halten auch sie für einen Leckerbissen.

Die gleiche Vorliebe für den Hund als Speisetier hegen die Neger an der Goldküste. Sie mästen ihn in besonderen Ställen und auch sie verkaufen das Fleisch desselben auf dem Markte nach Gewicht. Ein fetter, großer Hund wurde dort bisweilen gegen zweiundzwanzig Sklaven eingehandelt. Für Hunde mittlerer Größe mußten Europäer, welche des Sklavenhandels wegen dorthin kamen, wenigstens zwei Sklaven umtauschen. Ein Sklave aber wurde mit zehn Dukaten berechnet. Das ist teures Fleisch!

Erhebt sich die Vorliebe für den Genuß von Hundefleisch auch nicht bei allen Negern Afrikas zu gleicher Höhe, so dürfen sie doch im allgemeinen alle als Hundefleischesser gelten.

Der Genuß des Fleisches der fliegenden Hunde, einer Art Fledermaus, war früher allen Männern untersagt. Auf Ponage beschäftigen sich die Frauen öfters damit, junge Hunde zu mästen. Die Frauen kauen gebratene Brotfrucht, formen den weichen Teig zu Kastaniengröße und traktieren damit die Hündchen, wie man bei uns

Gänse stopft. Hunde sind ein Hauptessen, und bei festlichen Gelegenheiten werden oft deren hundert und mehr geschlachtet.

Von den ägyptischen Frauen wird erzählt, daß sie gekochte junge Hunde sehr hoch schätzen, weil sie sich einbilden, durch den Genuß derselben einen gewissen Grad von Fettleibigkeit zu erlangen, den sie für eine Schönheit halten.

In Asien sind es vornehmlich die Tungusen und Chinesen, welche dem Genusse von Hundefleisch huldigen. Erstere verzehren nicht nur das Fleisch des Tieres, sondern trinken auch sein Blut. Diesen Brauch nach beiden Richtungen hin üben sie namentlich aus bei unglücklichem Ausfall der Jagd.

Die Chinesen verspeisen aber Hundefleisch ebenso häufig wie anderes Fleisch, daß aber Hund wie Katze bei ihnen als Hauptnahrungsmittel gelten, ist nicht Tatsache, denn es werden diese Haustiere zunächst nur von der ärmeren Bevölkerung genossen, und auch dies noch nicht in allen Gegenden. In den großen Seestädten kennt man Hunde- und Katzennahrung überhaupt nicht. In Kanton bestehen zurzeit vier Stellen, die sich mit dem Schlachten solcher Tiere befassen.

Wesentlich anders jedoch liegen die Verhältnisse im Binnenlande. Hier bildet Hundefleisch einen regelmäßigen Handelsartikel, ebenso wie Katzen-, Ratten- und Mäusefleisch. Alle diese Fleischarten werden in großen Massen verzehrt. Auf den Märkten wird das Hundefleisch nicht selten teurer bezahlt als Rind- und Hammelfleisch. Man sieht öfters Metzger, welche mit geschlachteten Hunden beladen, durch die Straßen gehen. Sie müssen sich aber immer gegen die Angriffe der frei umherlaufenden Hunde verteidigen, welche sie scharenweise anfallen.

Diesen Tatsachen gegenüber kann man der von Armand David aus seiner „Dritten Reise in das chinesische Kaiserreich" 1875 mitgebrachten Notiz: „Die Chinesen essen den Hund nur als Medizin, nicht wie man bei uns zu glauben pflegt als Nahrung" nicht wohl unbedingten Glauben beimessen.

Dieser Angabe Davids widerspricht auch die Meldung Ehlers, daß man in Kanton auf dem Markte für Lebensmittel auch Hunde findet, welche zum Teil in Bambuskäfigen lebendig zu Markte gebracht werden.

Man fragt dort nicht einmal danach, ob das Fleisch von einem verendeten Tiere herrühre. Die Haklos, ein kräftiges Gebirgsvolk, welche die Höhenzüge im Westen von Amoy bewohnen, sind als Hundeesser allgemein bekannt.

Es drängt sich mir hier die Frage auf, ob denn der Leser gegenüber dem erwähnten, doch schon reichlich im Gebrauch stehenden Genusse von Hundefleisch nicht vielleicht eine Spezialität, die doch hierin auch existieren muß, vermißt haben sollte, ich meine den „Hunde-

schinken". Ich bin nun erfreut, auch hiermit, wenn auch nicht **in natura**, dienen zu können.

Auf seiner Reise von China nach Indien langte Cooper nebst seinem Dolmetscher Philipp an der Stadt Hung-ya-tschien an, welche etwa eine Meile vom linken Ufer des Ya-ho-Flusses entfernt liegt. Behufs Erwirkung eines Flosses zur Überfahrt mußte Rast gehalten und ein Kuli an den Fluß gesendet werden.

„Während wir", heißt es nun, „auf die Rückkehr des Kuli warteten, frühstückten Philipp und ich in einem eleganten Teehause, dessen Eigentümer dachte, daß ich ein Mandarin sei und deshalb ein reiches Diner auftischte, das aus einer Anzahl von Gerichten bestand, unter denen sich auch gebackener Hundeschinken befand.

Als diese Delikatesse auf den Tisch gesetzt wurde, erschien mein Wirt und teilte mir mit, daß ich Glück habe, denn er hätte zufälligerweise einen angeschnittenen Hundeschinken im Hause, den er erst einige Tage zuvor von Tschung-Tsching erhalten hätte. Wenn ich auch wußte, daß die Chinesen Hundeschinken als Delikatesse betrachteten, so war ich doch nicht recht darauf vorbereitet, mit ihm in Berührung zu kommen; man kann sich deshalb denken, daß ich einigermaßen erstaunt war, als man mir mitteilte, daß dieses unreine Fleisch faktisch vor mir stand, und mir wirklich von seinem schmackhaften Geruch bereits der Mund wässerte. Einige Minuten lang machte sich das Vorurteil geltend und ich war auf dem Punkte, das abscheuliche Gericht wegzuschicken. Aber da es Philipp zu schmecken schien, machte sich die Vernunft wieder bei mir geltend und stritt so heftig gegen das Vorurteil, indem sie fest auf der Tatsache fußte, daß ich ein Reisender sei, der alles mit unparteiischen Augen sehen und notieren soll, daß ich, um mich als unparteiischer Richter zwischen Verstand und Vorurteil zu bewähren, mit stoischer Ruhe das Hündchen versuchte. Ein Versuch wurde von einem zweiten gefolgt, und resultierte in einem günstigen Urteil für den Verstand, und nach einem herzhaften Mahl entschied ich dahin, daß der Hundeschinken köstlich im Geschmack, gut geräuchert, zart und saftig sei.

Als der Wirt gehört hatte, daß der Yang-jen, als welchen ich mich bei diesem Versuche verriet, sein Vorurteil überwunden hatte, brachte er mir den Schinken, um ihn mir zu zeigen. Er war sehr klein — nicht größer als der Schenkel eines mittelgroßen Saugferkels; das Fleisch war dunkel und das Haar hatte man sorgfältig entfernt, jedoch die Pfote als Beweis der Echtheit belassen, wie der Wirt sagte."

Hundeschinken sind in China mit Recht als eine große Delikatesse geschätzt und bringen als solche sehr hohe Preise ein, indem sie bis zu fünf Taels das Pfund kosten. Sie werden hauptsächlich in der Provinz Hu-nan geräuchert, wo man Hunde einer besonderen Rasse zu diesem Zwecke mästet. Hu-nan ist auch wegen seiner Schweine

berühmt und treibt einen großen Handel in Speck und Schinken, besonders in Schweineschinken, welche in dem gleichen Raume mit Hundeschinken geräuchert werden, und die dadurch einen feineren Geschmack angenommen haben sollen.

Man wird zugeben, daß auch die vorstehend berichteten Tatsachen, die gewerbsmäßige Zubereitung von Hundeschinken, der öffentliche Verkauf solcher in Feinkosthandlungen sowie der Umstand, daß diese „Delikatesse" in einem öffentlichen guten Gasthause als Gericht bei der Table d'hote vorgesetzt wird, die obige Angabe von dem „Hundefleisch als Medizin" nicht nur nicht bestätigen, sondern vielmehr widerlegen.

Hundefleisch ist auch für die Bewohner von Korea eine beliebte Speise, und Hundefleischbrühe bildet geradezu das **„non plus ultra"** der koreanischen Speisekarte. Für Masthundezüchter erscheint Korea als wahres Dorado. Man verkauft das Pfund Hundefleisch lebend zu zwei bis drei Mark, und das angenehmste Geschenk, welches der König den Mandarinen und anderen seiner Beamten machen kann, besteht in einem — nicht Hühnchen, sondern — Hündchen zur Suppe.

Bei den Bedas oder Ballas auf der Insel Sumatra hält man, wenn ein Bedas verstorben ist, während der neun Tage, während deren die Leiche im Sterbehause verbleibt, große Gastmähler daselbst ab, zu denen jeder der Anverwandten des Verstorbenen seinen Teil beiträgt, indem er „einen Büffel, ein anderer eine Kuh, der dritte ein Schwein u. dgl." mitbringt. Auch der Hund genießt den Vorzug, bei diesen festlichen Trauermahlzeiten als Speisetier verwendet zu werden.

Die Malaien züchten nur eine geringe Anzahl von Tieren, namentlich den Büffel, den sie beim Reisbau zum Ziehen der Wagen oder Pflüge gebrauchen. Hunde, die sie zur Jagd halten, werden in manchen Gegenden von ihnen gegessen, selbst dann, wenn sie erkrankt sind.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit den Hundefleischessern in den Ländergebieten des Westens jenseits des Ozeans zu!

Als die Spanier Amerika entdeckt hatten und das Gebiet der Neuen Welt betraten, fanden sie bei verschiedenen Stämmen der Ureinwohner verschiedene eigentümliche Hunderassen, wie den peruanischen und den mexikanischen Hund vor, welche als Haustiere gehalten und gegessen wurden. Es war dies die Sitte der Landbewohner, denn der Genuß von Hundefleisch war damals unter den Indianerstämmen weit verbreitet.

Als das erste Dampfschiff bei den Sioux anlangte, wurden die Reisenden von den Häuptlingen zweier Stämme zu Ehren „des großen weißen Häuptlings" zu einem Festmahle geladen. Die Indianer boten



das Beste, was sie hatten: Büffelhöcker und Büffelmark. „Wir bringen dir unsere Herzen zu diesem Fest, wir haben unsere treuen Hunde geschlachtet, um euch damit zu speisen, und der große Geist wird unsere Freundschaft besiegeln."

Nachdem die Friedenspfeife geraucht war, nahm man die Deckel von den Kesseln, und das darin befindliche Hundefleisch verbreitete einen ganz angenehmen Duft.

Es wird ein solches Mahl als eine religiöse Feierlichkeit angesehen, und der Umstand, daß man gerade den Hund hierbei als Festspeise verwendet, ist ein Zeugnis von der Wertschätzung, welche man diesem Tiere widmet. Der Indianer wird, wenn auch mit Tränen im Auge, seinen treuen Begleiter zum Opfer bringen, um dadurch die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu beweisen. Dieser Gebrauch findet sich bei allen Indianerstämmen Nordamerikas. Man opfert den Hund und das Pferd, und zwar die besten von ihnen, um gewisse Geister der Gottheiten zu versöhnen. Bei verschiedenen großen Festen wird von den Indianern ein weißer Hund getötet, gebraten, und unter den Gästen verteilt.

„Vielleicht die schätzenswerteste Seite des Hundes als Haustier", schreibt O. L. Friederici im „Globus", „lag nach Ansicht der Indianer in seiner Eigenschaft als Schlachtvieh. Sein Fleisch ging ihm über alles Wildbret, war der gesuchteste Leckerbissen und keine größere Ehre konnte man einem Gaste antun, als wenn man einen Hund schlachtete und ihm sein Fleisch vorsetzte. Abgesehen von den Indianern westlich der Felsengebirge, die sich ja überhaupt von ihren östlichen Rassegenossen in so vielen Punkten unterschieden, sowie von den Dakotas in früherer Zeit, scheinen alle Indianer Hundefleisch gegessen zu haben.

Manche niedliche Geschichte wird berichtet, wenn sich die Reisenden im Indianerlande zum erstenmal vis-à-vis eines Hundediners befanden. Als Pater Sagard mit einer Abteilung Huronen den Ottawa hinabfuhr, fand man eines Tages einen verirrten Hund, „welchen unsere Indianer fingen, mit Beilhieben töteten und zum Abendessen kochten. Sie boten mir, wie einem Häuptlinge, den Kopf an, aber ich versichere Sie, sein großes gaffendes Maul machte ihn so scheußlich und unappetitlich, daß ich nicht den Mut fand, davon zu essen, und begnügte mich mit einem Stück aus der Keule, welches mir sehr gut schmeckte." (Sagard, Histoire II.)

Und in der Tat fanden die Weißen durchgängig, wenn sie einmal den natürlichen Widerwillen überwunden hatten, daß Hundefleisch nicht übel ist, und vergleichen es bald mit einem zarten Hammel, bald mit Schweinefleisch, „vielleicht", sagt der immer drastische Sagard, „infolge des Straßenunrates, von dem sie sich hauptsächlich ernähren".

In den Zeiten der Not und Entbehrungen rettete der Hund

den Indianer häufig vom Hungertode, und Karawanen der Weißen haben in den endlosen Prärien des Westens nicht selten tage- und wochenlang nur von Hundefleisch gelebt.

An Gelegenheiten, ihrem Hang für Hundefleisch zu frönen, ließen es die Indianer nicht fehlen; es gab deren viele, zum Beispiel Aufbruch zu gemeinsamen längeren Jagdzügen, Ausrücken zum Kriege und viele religiöse Tänze und Zeremonien, bei denen Hundefleisch nie fehlen durfte. (Vergl. Anm. 5.)

Bei den Festtänzen der Dakota-Indianer, unter denen der sogenannte Geistertanz der interessanteste ist und der im Freien abgehalten wird, findet zu Beginn derselben ein Schmaus von gebratenem Fleisch statt, während zum Schluß das beliebte Hundefleisch aufgetragen wird.

Bei den Huronen, einem Indianerstamm in Nordamerika, gibt, ehe sie in den Krieg ausziehen, derjenige, der zum Anführer ernannt ist — der General —, ein Gastmahl, bei dem ein Hund das einzige Gericht bildet. Ehe das Tier in den Kessel gelegt wird, weiht man es dem Gotte der Schlachten. Es ist dies ein Festmahl, welches an mehreren Tagen wiederholt wird.

Bei diesem Mahle erhitzen die Indianer ihre Einbildungskraft, indem sie sich vorstellen, daß sie das Fleisch ihrer Feinde verzehrten. Sie kennen hierbei kein größeres Vergnügen, als jene mit Hunden zu vergleichen. Auch geben sie den Gefangenen keinen anderen Namen als „Hund“.

Außer diesem bei den Indianern üblichen Brauche, Hundefleisch bei festlichen Mahlzeiten zu verzehren, werden auch Fälle erzählt, wo man Hunde aus Not wegen Mangel an Nahrungsmitteln tötete und verspeiste. Es geschieht dies selbst durch dort wohnende Europäer.

So berichtet J o h n T a n n e r, der Kentuckier, in seinen „D e n k w ü r d i g k e i t e n“ — aus einem dreißigjährigen Aufenthalte unter den Indianern, daß er, nachdem er tagelang vergeblich auf die Jagd gegangen, nachdem seine Familie schon furchtbar ausgehungert gewesen, seinen besten Hund erschossen habe, weil dieser, den er absichtlich in seiner Hütte zurückgelassen, in dem Augenblicke, als ein Moosetier, das amerikanische Elentier (Moosdeer), sich ihm auf Schußweite genähert, dieses verscheucht habe. „Ich kehrte zu den Meinigen zurück, lockte den Hund vor die Tür und sagte ihm, es sei seine Schuld, daß die Kinder nichts zu essen hätten. Darauf tötete ich ihn und er wurde verzehrt.“

Bei einer ausgebrochenen Hungersnot tötete ein Indianer zwei der Hunde Tanners, welche vor Hunger abgemagert waren. Sie wurden ebenfalls verspeist.

Die Benutzung des Hundes als Nahrungsmittel war wohl über

ganz Nordamerika verbreitet. Aber die Chippeways essen nicht mit, weil „sie von einem Hunde herstammen".

Ebenso wie auf dem Festlande Amerikas der Hund für zahlreiche Stämme ein bevorzugtes Nahrungsmittel und nicht selten eine Festspeise bildet, so ist es auch auf sehr vielen Inseln das nämliche. In alter Zeit wurden auf den westindischen Inseln junge Hunde kastriert und dann gemästet.

Um eine Probe davon zu geben, in welcher Weise die Zubereitung und das Anerbieten einer indianischen Hundemahlzeit sich dem Geschmack gebildeter Europäer gegenüber äußert, schließe ich in ausführlicher Schilderung die betreffende Stelle aus einem Reisebericht an, selbst auf die Gefahr hin, empfindsamen Gaumennerven einigermaßen zu nahe zu treten, und hier oder da die Geneigtheit zum Versuch einer Hundemahlzeit dadurch zu verleiden.

Prinz Paul Wilhelm von Württemberg, welcher auf seiner Reise nach dem Innern von Nordamerika einmal ein Dorf der Indianer besuchte, erzählt: Von einem großen Schwarm Leute jeden Alters umringt, begleiteten die Oberhäupter Herrn Riley und mich in das Dorf, welches auf einer kleinen Anhöhe an einem Bache liegt. Hier mußten wir — wie gewöhnlich — das erste Oberhaupt in seine Hütte begleiten, wo dieselben Zeremonien stattfanden, welche die Begriffe der indianischen Höflichkeit vorschreiben.

Auch diese Hütte war sehr reinlich und zeichnete sich nur dadurch von den übrigen aus. Doch konnte ich es nicht lange in derselben aushalten, weil ein Feuer in ihr brannte, welches bei dem heftig wehenden Westwinde einen erstickenden Qualm verursachte. Hierzu gesellten sich die Vorbereitungen zu einem höchst ekelhaften Gastmahle, welches mir zu Ehren bereitet wurde, und welches aus dem Fleisch eines frisch geschlachteten Hundes und getrockneten Bisonstreifen bestand.

Dieses leckere Mahl wurde mit türkischem Weizen in einem Kessel gekocht, der schon seit geraumer Zeit einer Säuberung bedurft hätte, und mit so unappetitlichen Löffeln von Horn abgeschäumt, daß nur der größte Hunger und die äußerste Überwindung einen Europäer vermögen könnten, davon zu genießen.

In den Augen der indianischen Gastronomen ist das Hundefleisch ein sehr leckerer Bissen und es wird kein Fest von Wichtigkeit gefeiert, an welchem diese Lieblingsspeise fehlen darf. Wenn man den angeborenen Widerwillen gegen das Hundefleisch überwinden kann, so findet man dasselbe auch genießbar, und ich habe viele Europäer gesehen, welche dasselbe bei den Indianern gern aßen. Die letzteren ziehen es jedem anderen Fleische vor.

Ich entfernte mich für einige Augenblicke aus der Hütte, wurde aber von Herrn Riley wieder zurückgerufen, welcher mir bemerklich machte, daß die Indianer es sehr übel nehmen würden, wenn ich

ihre Mahlzeit verachtete. Ich möchte mich daher überwinden und wenigstens dem Scheine nach daran teilnehmen. Ich kehrte daher zurück, wurde aber von neuem mit Widerwillen erfüllt, als einige schmutzige, alte Weiber das Fleisch aus den Kesseln mit den Händen herausholten, und aus der hohlen Hand mit großer Begierde von der Fleischbrühe schlürften.

Ich suchte mit aller Gewalt den gräßlichen Ekel zu unterdrücken, konnte es aber dennoch nicht über mich gewinnen, einen Löffel voll hinunter zu schlingen, den Schon-ka-pé mir reichte. Als ich davon nippte, war der Indianer auch zufrieden, indem dieses schon hinlänglich ist, um der indianischen Etikette zu genügen. Er war sogar so höflich, sich zu entschuldigen, daß er mir nichts Besseres vorsetzen könne, indem er wohl wisse, daß die Europäer kein Behagen an der indianischen Kochkunst fänden. Er erklärte ferner, daß das Schlachten und Verzehren eines Hundes außer dem Rauchen der Friedenspfeife zu den Freundschaftbezeugungen seines Stammes gehörten und ein aufrichtiges Freundschaftbündnis zur Folge hätten.

Noch im Jahre 1894 wurde bei einem Indianerstamme die Veranstaltung eines großen Festes vorbereitet, bei dessen Mahl ein gemästeter Hund das Hauptgericht bildete. Hierüber wurde gemeldet: Die Chippewa-Indianer, die zu den geduldigsten der noch übriggebliebenen Indianerstämme gerechnet werden können, sind jetzt zu ihrem jährlichen Sonnenwendetanz im Rainy Lakedistrikt auf einem großen Hügel, westlich von der Black Bai in Minnesota, zusammengekommen. Von allen Richtungen der Windrose sind die Rothäute, Männer, Squaws und Papooses herbeigeeilt. Allem Anschein nach aber wird es nicht bei einem friedlichen Tanze bleiben. Durch den vor einem Jahr erfolgten Tod des Häuptlings Sha-Sha, der an Säuferwahnsinn starb, ist der Thron erledigt. Er hatte allerdings einen Sohn, der jetzt 22 Jahre alt ist, aber ein Schwiegersohn von ihm, Ogema, strebt nach der Häuptlingswürde und hat sich diese bereits angemaßt. Der rechtliche Erbe hat viele Anhänger und wenn „Feuerwasser“ genug vorhanden ist, wofür die gewissenlosen Händler schon sorgen werden, so wird das Fest vielleicht in eine blutige Prügelei ausarten. Vorläufig werden die Zeremonien in hergebrachter Weise eröffnet werden. Der Häuptling wird unter Gesang in sein schwingendes Zelt geführt und dann wird ein für diesen Zweck gemästeter Hund abgeschlachtet werden. Nachdem dem Hund die Haut abgezogen ist, wird er mit Reis, Blaubeeren und Preißelbeeren in einem großen Kessel gekocht und die Brühe dann von den tanzenden Indianern, von denen jeder mit einem Löffel bewaffnet ist, verzehrt. Die Festlichkeiten dauern vier Tage.

Zum Schluß dieser indianischen Hundemahlzeiten gedenke ich noch eines Überrestes von Kannibalismus, der sich in einem Neger-

stamme erhalten hat, und noch heute bei einer Festlichkeit im Gebrauch ist. Bei den Kannibalen im englischen Nordaustralien hat sich als ein Rest der Menschenfresserei der Brauch erhalten, daß bei der Aufnahme-Zeremonie in die Klasse einer Art von Heiligen, die zum Beispiel bei den Quakalt, einem Negerstamme auf Vancouver als „Hametze" bezeichnet werden, der Aufzunehmende wenn nicht aus dem Arme eines oder mehrerer seiner Stammesgenossen ein Stück Fleisch mit den Zähnen herausreißt und verschlingt, so doch Hunden ein Stück aus der Kehle herausbeißt und hinunterschlingt.

Noch habe ich hier der Eskimo zu gedenken, deren einziges Haustier der Hund ist, der in Zeiten der Not von ihnen geschlachtet und dessen Fleisch alsdann verspeist wird.

Doch ist der Hund auch sonst in Zeiten der Not als willkommener Ersatz für das Fleisch anderer Tiere verspeist worden. Es sei in dieser Beziehung nur an die Zeit der Umschließung von Paris im Kriege von 1870/71 erinnert.

Freilich reichte, wie wir wissen, auch das Hundefleisch nicht aus, um mit ihm nach Anwachsen der Not den Hunger zu stillen, und in einem der bekannten Reimregel der lateinischen Wörter auf „is" nachgebildeten Verse wird die betrübende Tatsache bezüglich der Pariser Hunde bezeugt:

„Und vom canis blieb nur crinis."

Noch im November 1870 wurde Lammfleisch in großen Massen ausgeboten, wobei es seltsamerweise sich traf, daß gleichzeitig lebende Hunde immer seltener wurden.

Daß es übrigens der französischen Kochkunst gelungen sein mag, die zum Verspeisen geeigneten Teile des Hundes schmackhaft zuzubereiten, dürfte sich aus dem Einblick in eine Speisenkarte jener Zeit, wie sie in Pariser Hotels üblich waren, ergeben. Wir finden da:

„Hundeleber à la maître;
Geröstetes Hundefilet mit Paradiesäpfeln;
Hundekotelettes mit Schoten;
Geschmorte Hundekeule mit jungen Ratten garniert u. s. w."

Nicht verschwiegen darf hierbei ein Vorgang bleiben, welcher die Bewahrung und Errettung einiger Hunde vor der drohenden Gefahr, der Küche zum Opfer zu fallen, betrifft. Freilich wird den Eigentümern diese Rettung ihrer Lieblinge, von denen man annehmen darf, daß es wertvolle Tiere gewesen sein mögen, ziemlich teuer zu stehen gekommen sein. Es wurden nämlich mittels Luftballons, wohl zu verschiedenen Malen, im ganzen fünf Hunde aus der eingeschlossenen Stadt Paris befördert und in die Ferne gebracht, zweifellos nur in der Absicht, sie in den vorauszusehenden Tagen der Not vor dem Verspeistwerden zu retten.

Während eines anderen geschichtlichen, berühmten Ereignisses

mußte gleichfalls der Hund in öfters eingetretenen Notlagen herhalten. Zur Zeit der Kreuzzüge verspeisten, wenn andere Fleischkost nicht aufzutreiben war, die Kreuzfahrer auch gebratene Hunde.

Einer gewissen Notlage der Bevölkerung, namentlich in unseren Großstädten, ist es — zum Teil wenigstens — zuzuschreiben, daß unter der ärmeren Klasse derselben das Fleisch des Hundes eine geschätzte Speise bildet.

In London gehört der „Hundefleischverkäufer", wie man deren in den belebten Straßen der Stadt regelmäßig antrifft, zu den interessantesten Erscheinungen des anziehenden Straßenlebens der Riesenstadt.

Schon vor länger als einem halben Jahrhundert schrieb man aus Berlin, daß man in der und um die preußische Residenz den Geschmack des Hundebratens sehr häufig finde. Hundediebstähle, begangen zur Befriedigung dieser Geschmacksrichtung, kamen sehr oft vor. In noch früherer Zeit schon war die bekannte Weberkolonie Nowaweß bei Potsdam wegen Hundemästens und Schlachtens berüchtigt, so daß man dort sich wohl vorsehen mußte, seinen Hund nicht aus den Augen zu lassen, wenn man mit diesem das Dorf passieren mußte. Auch sonst standen die Bewohner des Dorfes bezüglich ihrer Ehrlichkeit nicht in bestem Ruf, und des nachts waren Begüterte genötigt, ihre Wachhunde loszulassen.

Noch in neuester Zeit scheint in Berlin und Umgebung Hundebraten ein gesuchter Artikel zu sein, da, wie dortige Blätter schreiben, dem Tierschutzverein seit längerer Zeit zahlreiche Anfragen in betreff verlorener Hunde zugehen. Es ist dies in den meisten Fällen vergeblich, da die Hunde nicht eingeliefert worden sind. Man weiß aber, daß in Berlin jetzt ein sehr schwunghafter Handel mit gestohlenen Hunden, und zwar heimlich betrieben wird, teils zum Zwecke des Verspeisens, zum Teil aber auch für die Vivisektion. Der Preis, welcher für einen solchen Hund bezahlt wird, beträgt in der Regel nicht mehr wie 1 bis 1,50 Mark.

Aber auch in anderen Gegenden Deutschlands, in Stadt und Land, spielt der Genuß von Hundefleisch noch heute eine wichtige Rolle, und wenn die Zifferangaben über den Konsum von Hundefleisch in unseren Städten keineswegs als erhebliche bezeichnet werden können, so muß man annehmen, daß dieselben in Wirklichkeit viel höher sind, als sie überhaupt in Berechnung gestellt werden können, weil alle als gestohlen geschlachteten und die auf dem Lande verspeisten Hunde in jenen Angaben nicht mitenthalten sind.

Aus Sachsen berichtet Kohl in seinen „Bemerkungen über die Küche und Nahrungsweise der Anwohner des Erzgebirges im Jahre 1845":

„In den Konversationen, die Dr. Johnson während seines

Lebens mit seinen verschiedenen Freunden geführt und die sein treuer Freund Dr. Boswell in seinem **Life of Dr. Johnson** alle genau verzeichnet und publiziert hat, kommt auch ein Gespräch vor, welches Dr. Johnson mit jemand über die kuriose Sitte des Hundeessens in China gehabt hat.

Die Herren wundern sich in diesem Gespräch gegenseitig über das, was sie sich einander davon erzählen, wie viele Chinesen den Hundebraten für einen delikaten Bissen halten, wie sie die Hunde hierfür mästen, wie es in ihren Städten und Dörfern eigene Hundeschlächter gibt, und wie diese Hundeschlächter von den lebendigen Hunden sogleich ausgespürt und so gefürchtet werden, daß sie nur durch ein Dorf zu gehen brauchen, um gleich alle Hunde in Aufruhr zu setzen und sie samt und sonders hinter sich her auf den Fersen zu haben.

Vielmehr noch hätten Dr. Johnson und seine Freunde sich gewundert, wenn sie gewußt hätten, daß sie alle dieselben Dinge auch in den sächsischen Dörfern in der Nähe von Dresden sehen und erleben können.

In der Tat, der Genuß des Hundefleisches (auch des Katzenfleisches) ist hier unter den Leuten ziemlich verbreitet, gewöhnlich allerdings nur bei sehr armen und verkümmerten Leuten, zum Teil aber auch bei den ordentlicheren und wohlhabenderen. Man hält das Hunde- und Katzenfett hier durchweg für ein sehr treffliches Mittel gegen Brustübel, und fast alle die, welche an der Brust oder Lunge, an Husten, Schwindsucht und Asthma leiden, suchen sich diese Medizin zu verschaffen, essen sie oft jahrelang und gewöhnen sich so an ihren Genuß. — —

Das Hundefett soll viel fetter und stärker sein als das von irgendeinem anderen Tiere. Und man braucht davon zu einer Fettbemme sogar noch weniger zu nehmen als vom Schweinefett.

Auch in den Apotheken wird Hunde- und Katzenfett verlangt, und es gibt daher in mehreren kleinen Orten einzelne Menschen, die sich ein Geschäft daraus machen, dieses Fett zu bereiten. Wo sie können, kaufen sie die Hunde und Katzen billig auf oder verschaffen sich dieselben auch wohl auf andere Weise, schlachten sie, kochen das Fett auf und gießen es in Töpfe. Dasselbe hat nun seinen bestimmt regulierten Preis. Es kostet das halbe Kilo 60 bis 80 Pfennige.

Die Hundeschlächter — mir wurden mehrere in verschiedenen Orten als ziemlich allgemein bekannte bezeichnet — treiben einen ordentlichen Handel mit dem Fette, das sie zum Teil an die Apotheker in den Städten, zum Teil an die mit Asthma behafteten Personen verkaufen. Die Leute essen das heilsame (?) Fett teils auf ihren Bemmen, teils geben sie es in die Suppe. Ich sah selbst einmal einen jungen Burschen, dem es seine Mutter verordnet hatte, mit einem

Teller voll Suppe, auf der große, dicke Hundefettaugen herumschwammen, hinter dem Ofen abseits von der übrigen Gesellschaft sitzen.

Manche von diesen Patienten nun, die den allen Christen eigenen Widerwillen gegen den Genuß eines so unreinen Tieres einmal überwunden haben, und die vielleicht allmählich sogar hinter den Geschmack gekommen sind, haben nun später das aus Gourmandise zu genießen angefangen, was sie anfangs nur als Medizin genossen. Da sie am Ende gegen das Fleisch nicht mehr Widerwillen hatten wie gegen das Fett, so fanden sie es schade, jenes wegzuwerfen und ließen es sich wohl schmecken.

Das gebratene Hundefleisch, mit Loorbeerblättern angemacht, riecht durchaus nicht minder lieblich als gebratenes Ochsenfleisch, und so mochte mancher gute Bekannte, der sich sonst keinen Braten von Gras oder Getreide fressenden Tieren verschaffen konnte, sich versucht fühlen, dies Ding auch zu probieren. Auf diese Weise mag es dann gekommen sein, daß sich jetzt in den sächsischen Dörfern einige Leute finden, die sich mit dem Hundeschlachten abgeben, und noch mehr: die den Widerwillen gegen den Genuß des Fleisches als ein Vorurteil betrachten.

Ich habe fast in jedem der Dörfer in meiner Nachbarschaft wenigstens einen oder zwei solcher Hundeschlächter gefunden. Ich besuchte mehrere in ihrem Hause, einmal einen, der 80 Jahre alt war und der mir sagte, er wäre schwerlich so alt geworden, wenn er nicht seit 50 Jahren Hundefleisch gegessen. Er zeigte mir das Fleisch von dem Hunde, den er zuletzt geschlachtet hatte. Er hatte es in einer eisernen Pfanne, in welcher die Hundekotelettes und Lendenstücke in einem dicken Fette schwammen. Er wollte mich ein Stückchen kosten lassen, obgleich schon alles, wie er sagte, an Nachbarn versprochen und verkauft wäre, die es noch heute abholen würden.

Zuweilen sollen diese Hundeschlächter fast wie die Speisewirte ihre Kotelettchen in Näpfen oder auf Tellern ausgeben, und ihre Stube soll oft von Gästen ganz gefüllt sein, wenn sie einmal einen recht fetten Hund schlachteten. In manchem Dorfe nannte man mir auch ganz wohlhabende Bauern, die nicht nur zu solchen Hundeschlächtern kommen und ein Stück Braten essen, sondern die auch zuweilen ihre eigenen Hunde mästen und schlachten. Manche sind darauf mehr erpicht als auf Lammbraten.

Ich besuchte einmal einen Taglöhner, der auf einem kleinen Gehöfte mit seiner Frau Getreide drosch und den man mir als einen Hundefleischliebhaber bezeichnet hatte. Ich unterhielt mich mit ihm über diese seine Neigung. „Den letzten Hund", sagte er mir, „hätte er zu Ostern mit seiner Frau gegessen, und seitdem habe er kein Fleisch wieder genossen. Doch hoffe er noch zu dem bevorstehenden Feste — es

war dicht vor Weihnachten — irgendwo einen Hund billig ankaufen zu können. Könne er für 80 Pfennige oder 1 Mark einen bekommen, so wolle er sie daran wenden. Denn auch seine Frau äße gern Hundefleisch."

Ich fragte ihn, welcher Teil des Hundes am besten schmecke. „Die Zunge", sagte er, „schmeckt am delikatesten. Auch die Lenden sind sehr delikat, meine Frau aber ißt am liebsten das Herz. Der letzte Hund, den wir hatten, war aber sehr dürr. Doch sonst haben die Hunde wohl zwei Finger dicken Speck auf den Rippen liegen. In der Regel ist das Fleisch des Hundes sehr saftig und man braucht nie Sauce daran zu tun. Ich esse auch das Gehirn und finde es gut. Doch muß man sich damit in acht nehmen, denn es ist zuweilen giftig, wenn die Hunde entweder schon halb toll sind (!) oder zur Hundswut einen Ansatz haben. Viele essen daher das Gehirn nie, besonders nicht bei Kettenhunden, die bei ihrem täglichen Ärger, Bellen und Beißen am meisten zu jener Krankheit geneigt sind."

Ich fragte ihn, ob er die Hunde, ehe er sie esse, auch mäste, und er sagte mir, gewöhnlich füttere er den Hund, wenn er von einem Bauer einen erlangt habe, bevor er ihn schlachte, noch etwas. Manche mästen aber die Hunde nicht lange, und damit ihnen dies besser gelinge, kastrierten sie sie auch wohl vorher und fütterten sie dann 14 Tage oder drei Wochen hindurch mit guten Speisen, Brot und Milch.

Beim Schlachten verfahren sie so: Sie legen dem Hunde einen Strick um den Hals, stecken das Ende dieses Strickes durch einen eisernen Ring in der Mauer des Hauses und ziehen den Hund fest an die Mauer hinan, so daß er gezwungen ist, seinen Kopf ganz ruhig zu halten. Die Hunde merken es aber längst vorher, was man mit ihnen vor hat und sperren sich, bellen und beißen gewaltig um sich. „O Herr, kein Tier ist so schlecht zu schlachten", sagte mir der Taglöhner, „als der Hund." —

Hat man ihn an der Wand fest, so schlägt man ihm zunächst mit einem Stock auf die Nase, wonach er sogleich, seiner Sinne nicht mehr Meister, zusammensinkt. Dann sticht man ihn in die Herzgrube, läßt ihn ausbluten und schneidet ihm zu gleicher Zeit schnell die Hoden ab, wenn dies noch nicht geschehen ist, weil sonst das Fleisch einen schlechten Geschmack und Geruch bekommt.

In der Winterszeit, im November, Dezember, Januar, sind die Hunde am besten, im Frühling, in der Zeit, wo sie sich begatten, am schlechtesten.

Man sagte mir, daß das Hundefleisch etwas stärker und pikanter schmecke als das Hammelfleisch. Die Liebhaber desselben setzen es in eine Klasse mit dem Wildbret.

Sogar auch räuchern sollen sie das Hundefleisch und es für besondere festliche Gelegenheiten zu konservieren suchen.

Diejenigen, welche sich mit dem Schlachten der Hunde befassen, werden ebenso wie in China sogleich von den Hunden erkannt und es gibt ein erschreckliches Geheul und einen allgemeinen Aufruhr unter den Hunden eines Dorfes, wenn ein solcher Mensch durch einen Ort geht. Es ist interessant (?), die Aufregung der Tiere in solchem Falle zu beobachten. Sie kennen ihren Feind sogleich, denn selbst wenn er glaubt, nichts von Hundefleischgeruch an sich zu haben, so weiß die feine Nase der Hunde doch noch genug davon auszuspüren. Sie kommen aus allen Hoftüren heulend und bellend heraus, laufen hinter jenem her und verfolgen ihn oft bis weit zum Dorfe hinaus. Doch bellen sie nur, beißen ihn aber nie, denn sie haben eine tödliche Furcht vor einem solchen Menschen. Auch selbst wenn sie ihn schon aus dem Gesicht verloren haben, beruhigen sie sich nicht und beriechen die Spuren, die er im Sande zurückließ. Sie springen von Fußstapfen zu Fußstapfen und heulen zwischendurch zum Himmel auf, als wollten sie ihren Feind dort verklagen.

Ein solcher Mensch kann sich unbesorgt dem wütendsten Kettenhunde nähern. Der Hund kommt wohl heulend und bellend hervor, kriecht aber, wenn der Hundeschlächter nahe herzugeht, sogleich winselnd in sein Loch zurück.

Aber auch bei den Menschen stehen diese Hundefresser in Verruf. Mehrere derselben, die sehr bekannte Hundeschlächter sind, kamen mir bald wie Verbrecher oder Kannibalen vor.

Der Hund ist einer so großen Veredlung fähig, er hat so viel Geist und so treffliche, fast menschliche Seeleneigenschaften, daß es einem grausam erscheint, ein solches Tier ebenso wie einen dummen Ochsen bloß als ein Stück Fleisch zu behandeln. — —

Da Tugend oft nur das ist, was unter allen Menschen für solche gilt, so werden dergleichen Menschen oft als Verbrecher betrachtet. Die Genießer des Hundefleisches ziehen sich von anderen zurück, es ist, als hätten sie vor diesen anderen ein schlechtes Gewissen. Sie erlangen ihre Ware auf Schleichwegen, sie verspeisen sie wie die Raubtiere im verborgenen, und sie leben und gebärden sich daher wie Strafwürdige, ohne es eigentlich zu sein.

In der Regel sind solche notorische Hundefresser und Hundeschlächter nur liederliche und herabgekommene Subjekte.

In Zeiten der Not nimmt das Essen von Hunden (und Katzen) sehr zu, dann fangen die Armen und Bettler diese Tiere häufig weg."

In einem sächsischen Provinzialstädtchen, so erzählt der Verfasser am Schlusse seiner Auslassungen über das Hundefleischessen in Sachsen, gab damals ein Gastwirt einen großen Schmaus, wozu er das Fleisch „jenes Carnivoren auf verschiedene Art bereitete und eine Gesellschaft mehrerer Liebhaber dazu einlud".

Aus Chemnitz wurde anfangs des Jahres 1897 gemeldet: Durch

die Tatsache, daß am hiesigen öffentlichen Schlachthofe besondere Räume zur Abschlachtung von Hunden eingerichtet worden sind, ist der Genuß des Hundefleisches für Menschen gewissermaßen behördlich gutgeheißen worden. Aus diesem Grunde haben die hiesigen Schlachthoftierärzte die Untersuchung des Hundefleisches auf Trichinen schon vor längerer Zeit beantragt. Bei der unterdessen fakultativ eingeführten Untersuchung des Hundefleisches wurde gestern das Vorhandensein von Trichinen im Fleische eines zu Genußzwecken geschlachteten Hundes nachgewiesen.

Es ist dies also Genuß von Hundefleisch unter behördlicher Aufsicht, „offizieller“ Hundefleischgenuß, wie man sagt. An welchen Orten Hunde „offiziell“ gegessen werden, darüber gibt das „Statistische Jahrbuch deutscher Städte“ eine interessante Auskunft: Hunde werden offiziell in Breslau, Chemnitz, Dresden, Leipzig, Zwickau u. a. geschlachtet. Die meisten Schlachthunde, im Jahresdurchschnitt 226, hat die Stadt Chemnitz in Sachsen zu verzeichnen, dann würden Dresden (mit jährlich 136) und Zwickau (mit 58) folgen.

An dieser Stelle sei noch eines für jeden Hundefreund höchst bedauerlichen Mißverständnisses gedacht, dem ein edles Tier zum Opfer fiel. Wie bereits erwähnt, sind die Chinesen Hundefleischesser. Bei der Reise des chinesischen Staatsmannes Li-hung-tschang durch Europa ereignete sich nun folgender Vorfall, über den aus London gemeldet wurde: Li-Hung-tschang hatte bekanntlich eine besondere Verehrung für seinen früheren Waffengenossen, den im Sudan gefallenen General Gordon, und als er kürzlich in London verweilte, besuchte er dessen Grabstätte und legte vor dem Denkmal des Helden einen prachtvollen Kranz nieder. Ein dem verstorbenen General nahestehender Verwandter, Mr. B. Gordon, war über die Pietät seitens Li-Hung-tschangs so gerührt, daß er sich veranlaßt sah, dem greisen Staatsmann auch eine Freude zu machen. Mr. B. Gordon besaß ein wahres Prachtexemplar von einem Bull-Terrier: jugendfrisch, tadellos in der Form, mehrfach preisgekrönt, klug und ergeben, und ausgestattet mit allen Tugenden, wie sie nur einem Vollbluthunde eigen sind. Dieses edle Tier wurde nun von Mr. B. Gordon als Geschenk ausersehen, und gedacht — getan, dem gelben Diplomaten mit einem passenden Begleitschreiben übersandt. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, und Mr. Gordon brannte vor Begierde, was der glückliche Besitzer seines Hundes zu sagen hatte. Aber wie groß war sein Schrecken, als er den folgenden Inhalt las: „Mein lieber Gordon, — indem ich Ihnen für die Übersendung des Hundes bestens danke, teile ich Ihnen mit, daß ich selbst kein Hundefleisch mehr esse, aber mein Gefolge, dem ich den Hund übergab, ließ sich ihn recht gut schmecken. Ihr wohlgewogener Li.“

Der Hund, dieser brave, treue Hausfreund des Menschen, ist, das ist aus den eben gebrachten Ausführungen aufs unzweideutigste

ersichtlich, von der Natur selbst nicht dazu bestimmt, dem Menschen zur Speise zu dienen. Der Widerwille, der in unserem Gefühl gegen den Genuß seines Fleisches unwillkürlich sich regt, erscheint uns als eine Abmahnung vor der Verirrung des Menschen, das treueste aller Tiere als ein Speiseobjekt zu betrachten, und die Intelligenz des Tieres selbst, die sich gegen eine derartige Vergewaltigung sträubt, offenbart sich in der Feindschaft des Hundeschlächters und Hundeessers.

Ein echter Jägersmann freilich, das darf wohl zum Schlusse behauptet werden, würde bei einem gebratenen Hunde lieber vor Hunger sterben, als nur einen Bissen davon genießen. Aber es gibt auch Jagdaufseher, die ihre Hunde umbringen, wenn sie zu alt zum Dienste geworden sind, nur um sie nicht ernähren zu müssen, und wenn sie dieselben nicht verzehren, so tun sie dies nur, weil ihr Fleisch ihnen zu hart und zu zäh ist.

Vorstehende Ausführungen, welche sich an den materiellen, den vergänglichsten Teil am Hunde, knüpfen, beweisen aber, wie sehr der Hund mit der Kultur des Menschen verflochten ist, und welchen hohen Wert, selbst bei Völkern von niedrigstem Kulturstande, wie bei den Indianern, das Tier besitzt, sei es auch nur um der beliebten Speise willen, die bei festlichen Mahlzeiten sein Fleisch darstellt. In unseren Kulturländern aber bedeutet der Genuß von Hundefleisch einen Rückschritt in der Kultur aller derer, die ihn suchen und pflegen.

V.

Die Verwendung des Hundes im Widerspruch zur Kultur.

Kapitel 25.

Der Mißbrauch des Hundes.

Nachdem wir in den voranstehenden Ausführungen dem Hunde insoweit unsere Beachtung gewidmet, als er einmal dem Menschen bei zahlreichen Geschäften und Verrichtungen ein überaus wertvoller, zum Teil ein unentbehrlicher Gehilfe ist, anderseits aber als Gesellschafter, als mutiges Kampftier und als gelehrter Kunstdarsteller ihm Unterhaltung und Vergnügen gewährt, so erfordert eine andere Art der Verwendung des Hundes noch eine kurze Besprechung, die als Mißbrauch des Tieres sich kennzeichnet, gleichviel, ob es die Geschicklichkeit desselben ist, die man zur Ausführung seiner Zwecke hierbei in Anspruch nimmt, oder ob man hierzu der überlegenen Kraft desselben, der Bissigkeit und Blutgier, die manchen Arten unter ihnen eigen sind, sich bediene.

Einiger der mißbräuchlichen Verwendungen des Tieres, die als gesetzwidrige, verbrecherische Handlungen sich darstellen, ist bereits Erwähnung geschehen. Es war dies die Abrichtung des Tieres zur Ausführung von Diebstählen und zur Betreibung von Schmuggeleien.

Wie sehr geeignet aber auch der Hund vermöge seiner Klugheit und Gewandtheit zu einer derartigen Verwendung seiner Dienste erscheinen mag, so kommen doch Fälle ebensolcher Art keineswegs in größerem Umfange vor. Es geschieht ungleich häufiger, daß der Hund selbst als Beutestück unerlaubten Erwerbs auserſehen, daß das Tier selbst gestohlen wird.

Nicht gar so selten hingegen dürfte dem Schäferhunde an der Seite ungetreuer Schafsknechte eine Rolle zuerteilt gewesen sein, durch deren Durchführung zwar nicht dem eigenen Herrn als vielmehr den Besitzern fremder Schafherden Nachteile zugefügt wurden und noch werden, wie dies bereits geschildert wurde. Es wurden aber auch von gewissenlosen Schafhirten die zur Bewachung ihrer Herde ihnen beigesellten Hunde in der Weise abgerichtet, daß diese in eine fremde, in der Nähe weidende Herde einbrachen und ein Stück aus derselben fortschleppten, welches dann von dem unehrlichen Hirten entweder verkauft oder geschlachtet und verzehrt wurde.

Erfreulicherweise hat der Hund in den Mitgliedern der Tierschutzvereine eine wirksame Vertretung der Interessen seines Wohlbefindens und einer ihm gebührenden menschlichen Behandlung gefunden, so daß gegen leider noch immer vorkommende Fälle von Mißbrauch des Tieres, seiner Kräfte und seiner Leistungsfähigkeit in schwerem Dienste, sowie von unmenschlicher Züchtigung, soweit einzelne Fälle davon an die Öffentlichkeit dringen, eingeschritten wird. Es wird also von der angeführten Seite her einem Mißbrauche der Tiere nach Möglichkeit gesteuert.

Einer besonderen Art offenbaren Mißbrauchs des Hundes scheint der neuzeitliche Sport des Radfahrens Bahn gebrochen zu haben. Man hat hie und da die Wahrnehmung gemacht, daß einzelne Radfahrer daran Gefallen finden, ihre Hunde an einer am Rade befestigten Leine auf ihren Fahrten mit sich zu führen, um sie in solcher Weise zu nötigen, ihnen in stetem Dauertrab an der Seite zu folgen. Auch dieser Mißbrauch dürfte bald Veranlassung zu Gegenmaßregeln geben.

Ist der humane Sinn unserer Zeit nicht gewillt, eine Behandlungsweise des Tieres zu dulden, welche diesem Qualen irgendeiner Art bereiten könnte, so wird unser Gefühl von Entsetzen erfaßt, wenn wir den Inhalt jener geschichtlich uns überlieferten Berichte uns vergegenwärtigen, denen zufolge wütende Hunde auf Menschen gehetzt wurden in der vorgefaßten Absicht, daß letztere von ihnen zerfleischt und verzehrt würden.

Eines Beispiels dieser Art wurde bereits gedacht bei Erwähnung jenes Bischofs von Salzburg, welcher die ihm mißliebigen Wilddiebe in solcher Weise am schicklichsten zu beseitigen meinte.

Der jagdlustige Bischof hatte für dieses sein Vorgehen allerdings Vorbilder in der Erinnerung, denen zu folgen der fromme Herr um so weniger hätte sich bereit zeigen sollen, als diese Vorbilder in heidnischen, zum Teil christenfeindlichen Kreisen ihren Ursprung haben.

Schon im Altertum war der Mißbrauch, den man mit der Wildheit, Bosheit und Blutgier des Hundes trieb, keineswegs sehr selten.

Ein Fürst von Lusitanien, Menesius, ließ einem indischen Statthalter von Tobona die Hände auf den Rücken binden, ihn an das Gestade führen und zwei wilden Hunden vorwerfen, deren Bissen er vergeblich sich zu entwinden versuchte.

Eine ungeheure Menschenmenge war herbeigeeilt, welche das Schauspiel eines so abscheulichen Strafgerichts genießen wollte. Als der Unglückliche alle Ausgänge sich abgeschnitten sah, stürzte er sich in das Meer, die einzige Zuflucht, die sich zur Rettung ihm bot. Aber die Hunde, angefeuert zu gesteigerter Wut, standen von der Verfolgung nicht ab. Nur mit den Beinen schwimmend und sich verteidigend, als die Tiere von rückwärts sich ihm näherten, wurde auch er von Schmerz und Verzweiflung in Wut versetzt. Er wandte sich plötzlich um und

begann mit den Zähnen den Kampf gegen die Tiere. Zubeißend erfaßte er einen der Hunde am Ohre. Da verließen ihn infolge des Blutverlustes die Kräfte und sterbend zog er eines der Tiere mit sich in die Tiefe.

Johann Maria, Herzog von Mailand übte die furchtbarste Grausamkeit gegen die Bürger dadurch aus, daß er ungeheuer große und starke Hunde gegen sie losließ, und diese Tiere mit dem Fleische nicht nur wegen begangener Verbrechen getöteter, sondern auch völlig unschuldiger Menschen ernähren ließ. Er erregte selbstverständlich durch diese Barbarei die Wut der Bürger gegen sich.

Bekanntlich ließen in den Zeiten der Christenverfolgungen einzelne von Haß gegen die Bekenner des Evangeliums erfüllte Herrscher, römische Kaiser, man denke nur an Nero, die von ihnen verfolgten und eingefangenen Christen in Häute von Hirschen, Wölfen, Wildschweinen und Bären einnähen und dann von Hunden jagen und zerreißen. Antonius Verus legte seiner Grausamkeit wenigstens insofern Zügel an, daß er die Christen in Gallien zuvor im Gefängnis töten und sie dann erst den Hunden zur Speise vorwerfen ließ.

In späterer Zeit ahmten die Türken jenes unmenschliche Verfahren nach, Christen in Tierfälle eingenäht den Hunden zum Zerfleischen vorwerfen zu lassen. Ebenso wird von einem Fürsten in Litauen, namens Vitoldus, erzählt, daß er zum Tode verurteilte Verbrecher in Bärenhäute einnähen und sie großen Hunden vorwerfen ließ, die sie zerreißen mußten.

Die Geschichte erzählt uns ferner von der barbarischen Grausamkeit einzelner Fürsten, welche in so hohem Grade entmenschlicht sich zeigten, daß sie das Hetzen der Hunde auf Menschen zur Kurzweil, man darf wohl sagen, als eine Art von Sport betrieben. Ich führe folgende Fälle dieser Art an.

Von Amida, dem König der Tuneser, der Bewohner des alten Tunis, wird erzählt, derselbe habe nicht allein die Entleibten und Hingerichteten den Hunden zum Fressen vorgeworfen, sondern auch große, bissige Hunden an lebendige Menschen gehetzt, und damit sie die armen Opfer desto heftiger anfallen, beißen und zerreißen sollten, habe er sie etliche Tage zuvor einsperren und ihnen kein Futter geben lassen.

Ebenso haben der Fürst Franciscus Craterius zu Patavia und Johann Maria, Fürst zu Mailand, grausame Jagden mit Hunden gegen ihre Untertanen anstellen lassen. Dieselben haben, so heißt es in dem „Bericht vom Hetzen und Jagen. MDXCIII.", nachdem sie vielen der Vornehmsten die Köpfe haben abschlagen lassen, „große fressige Hunde" mit Menschenfleisch speisen und den Jägermeister dieselben also abrichten lassen, daß sie diejenigen

sobald zerreißen, welchen der Fürst Feind war, wenn er solche Jagdhunde an sie hetzen ließe.

Auch haben die Spanier, wie es ebenda heißt, die erschlagenen Indier den Jagd- und anderen Hunden zum Zerreißen und Fressen vorgeworfen, nur zu dem Zwecke, daß sie „ihre Kurzweil und Schauspiel damit hätten“.

In Indien jagten die Spanier gleichfalls in den Wäldern versteckten Menschen mit Hunden nach und ließen sie von ihnen zerreißen. Mit dem Fleische dieser Opfer speisten sie ihre Hunde, und es kam nicht selten vor, daß ein Jägermeister zum anderen sagte: „Gib mir ein Stück Wildbret von deiner Menschenjagd für meine Hunde, wenn ich jage, will ich es dir wieder geben.“

Antonius Piso erzählt in seinem „Diskours aus den indischen Historien“, daß man in Indien sogar einen König mit Hunden gejagt und in Stücke zerreißen lassen habe.

Der Mißbrauch, Hunde auf Menschen zu jagen und diese durch jene einfangen und zerreißen zu lassen, wurde, wie bereits angedeutet, namentlich von den Spaniern bei Eroberung von Kolonien ausgeübt. Sie bedienten sich hierzu englischer sogenannter Bluthunde, die in ihrer Heimat nicht nur auf Wild, sondern auch auf Räuber und Feinde dressiert waren. Aber auch afrikanische Bluthunde kamen hierbei zur Verwendung, welche dort zur Jagd auf die flüchtige Antilope dienen. Mit Hilfe dieser blutgierigen Tiere betrieben die Spanier bis zum Jahre 1560 die Ausrottung der eingeborenen Indianer auf der Insel Kuba, indem sie die Hunde auf die wehrlosen Urbewohner losließen, und in unmenschlicher Weise sie vertilgen ließen. Mit derselben Grausamkeit verfuhren die Spanier gegen die Indianer bei der Eroberung von Mexiko.

Auch die Engländer benutzten solche Bluthunde zur Unterwerfung der aufständischen Neger auf Jamaika mit Erfolg. Die Maronneger hatten sich 1798 auf Jamaika empört und waren mit gewöhnlichen Waffen nicht zu besiegen. Der Aufstand wurde immer drohender, und da griff man zu dem grausamen Mittel, daß die Regierung aus Kuba Negerjäger mit ihren Hunden kommen ließ. Schon die Ankunft derselben genügte, die gegenüber jeder anderen Kampfesart furchtlosen Neger zur Unterwerfung zu veranlassen.

Die nämliche Grausamkeit verübten die Bewohner von Isle de France, insofern sie Hunde zum Einfangen der Neger gebrauchten, die sie in den Wäldern von ihnen aufsuchen ließen, und wieder waren es die Spanier, welche große Hunde, die sie aus Westindien mitgebracht, dazu verwendeten, um die Neger auf St. Domingo mit ihnen zu erjagen. Sie hatten diese Tiere besonders dazu abgerichtet, Neger anzufallen und zu zerreißen.

Daß die Neger gelegentlich, wenn sie konnten, das Recht der

Vergeltung übten und mit der nämlichen Grausamkeit vorgingen, kann nicht befremdlich erscheinen, und ich führe hierzu nur ein von La Bord in seinen „Nachrichten über die von den Negern auf St. Domingo verübten Grausamkeiten" erzähltes Beispiel an, welches darin bestand, daß sie im Jahre 1792 einen zehnjährigen Knaben, den Sohn eines Pflanzers, einem wütend gehetzten, großen englischen Kettenhunde vorwarfen und ihn zerfleischen ließen.

Noch heute aber, berichtet Giebel im Jahre 1869, spüren die starken Hunde auf Kuba den entlaufenen Sklaven auf, und man hetzt Räuber und Verbrecher ebenso grimmig als wilde Ochsen.

Erregen diese unter unzivilisierten Völkern verübten Greueltaten unseren gerechten Abscheu, wie viel mehr muß dies der Fall sein, wenn man in Kulturstaaten zu Bluttaten sich hinreißen läßt, deren Ausführung man blutgierigen Hunden überträgt. Glücklicherweise begegnen sie hier uns nur selten, und ich begnüge mich damit, einen Vorgang zu erwähnen, zu dem die konfessionellen Streitigkeiten in England unter der Regierung der Königin Elisabeth Veranlassung gaben.

Als während der Regierungszeit dieser Königin der Übertritt zum Protestantismus stark zugenommen hatte, ritt eines Tages ein gut katholischer Edelmann in sein Jagdrevier. In seiner Begleitung befanden sich vierzig große englische Doggen. Da erblickte er eine Schar Reiter, welche ausgeschickt waren, ihn einzufangen. Um ihnen zu entgehen, begab er sich außerhalb des Forstes, und als seine Feinde unverrichteter Sache aus dem Walde abziehen wollten, hetzte er seine vierzig Hunde auf sie. Diese fielen sogleich die Reiter an und verwundeten sie dermaßen, daß ihrer über 200 das Leben einbüßten, und zwar außer denen, welche durch die Hände der Katholischen getötet worden waren.

Von einem Überfalle gleicher Art mittels Hunden bei Gelegenheit der Jagd ausgeführt, erzählt auch die russische Geschichte. Zur Zeit der gräßlichen Bojarenwirtschaft in Rußland spielte der Fürst Schuiskij die Hauptrolle unter den Regenten, welche als solche der Vormundschaft über den jungen, unmündigen Zar sich bemächtigt hatten. Als dieser, Iwan, sein 14. Lebensjahr erreicht hatte, besaß der junge Zar das Herz, aufgemuntert von Glinsky und dessen Anhängern, dem unverschämten Schuiskij zu Leibe zu gehen. Sie fielen alle eines Tages auf der Jagd über ihn her, warfen ihn zu Boden, hetzten die Hunde auf ihn, welche ihn zerrissen und vollständig auffraßen. Es war dies wohl die Anfangsleistung der Greueltaten Iwans II. mit dem Beinamen „der Schreckliche", den die Geschichte als grausamen Tyrann gebrandmarkt hat.

Außer den in der eben geschilderten Art überlieferten geschichtlichen Fällen von Mißbrauch des Hundes zu blutigen Greueltaten

berichtet die Geschichte aus alter Zeit noch andere Verwendungen des Hundes, die, wenn sie auch nicht als der Ausdruck einer so barbarischen Unmenschlichkeit, wie in den angeführten Beispielen, erscheinen, immerhin einen Mißbrauch des Tieres bekunden.

Als solchen muß man die in alter Zeit übliche Sitte bezeichnen, die Leichname gefallener Feinde den Hunden zu überlassen, ebenso das von Euripides als schwerste Strafe bezeichnete Verfahren, welches Herkules dem Lycus (54*) gegenüber in Anwendung bringen zu wollen drohte, er werde das gottlose Haupt desselben abschneiden und den Hunden vorwerfen.

Als Ausdruck grausamer Barbarei kennzeichnet sich ferner der im Altertum beliebte Strafvollzug, Vatermörder, Verleumder und Störer des öffentlichen Friedens, nachdem sie blutig gepeitscht waren, mit Hunden, Affen oder giftigen Schlangen einsperren zu lassen.

König Alexander von Makedonien ließ den Philosophen Kalisthenes an allen Gliedern auf das grausamste gefesselt in Gesellschaft eines Hundes in einen Käfig einsperren und öffentlich umhertragen. Ebenso ließen die Franken, nachdem sie Gallien erobert hatten, die zu Gefangenen gemachten einheimischen Bewohner mit Hunden zusammensperren und erstere durch die letzteren bewachen.

Glücklicherweise sind unter den humanen Einflüssen der Neuzeit derartige barbarische Verwendungen der rohen Gewalt des Hundes in allen zivilisierten Ländern verschwunden. Indessen kommen doch noch immer vereinzelt Fälle anderer Art vor, und zwar solche, daß man zur Abwehr feindlicher Begegnungen, die nicht immer als Notwehr angesehen werden können, weil fast immer andere Mittel, sich Schutz zu verschaffen, zu Gebote gestanden hätten, in der Erregtheit, im Zorn, ja selbst im Übermut die Gewalt des Hundes in Anspruch nimmt, indem man ihn auf Personen loshetzt.

Und selbst übertriebene Hundeliebhaberei kann, wenn sie auf die Umgebung solcher Personen, die, ohne irgendwelche Voreingenommenheit gegen das Geschlecht der Hunde zu besitzen, doch die überschwengliche Vorliebe für das Tier nicht teilen, zu einer Art Mißbrauch des Tieres sich herausbilden, insofern man die Rücksichten der Höflichkeit gegen seine Mitmenschen dem Hunde zuliebe außer Augen läßt.

Um diese Art von Mißbrauch, den man vielfach mit dem Hunde treibt und von welcher Beispiele uns häufig im öffentlichen Verkehr begegnen, anschaulich zu machen, schließe ich eine Plauderei über den Gegenstand an, welche vor einigen Jahren die „Köln. Volksztg." brachte. Es heißt da:

Einer Patientin wird vom Arzte eine Badekur als unbedingt nötig verordnet; die Frau ist kinderlos, und der besorgte Ehemann fügt sich gern auf kurze Zeit in die Entbehrung der liebgewordenen Häuslichkeit; aber was wird aus **Flock** und **Amor?** Der Magd ver-

traut man wohl Haus und Hof, nicht aber diese teueren Wesen an, und kurz und gut: Frau X. reist nicht ins Bad, weil sie über die Pflege der Hunde in ihrer Abwesenheit nicht beruhigt ist.

Aber warum nimmt sie die lieben Tierchen nicht mit? Weil die Badegesellschaft im Vorjahr so sehr gegen deren Gegenwart sich erhob, daß die freundliche Hauswirtin ebenso höflich als bestimmt sich fürs nächste Jahr diese Art Gäste verbat. Freilich, Flock und Amor sind etwas verwöhnt; zu Hause kann man ihnen gerade die Leckerbissen vom Tische aussuchen, die sie bevorzugen; etwaiger Besuch nimmt daran keinen Anstoß; aber im Hotel sind nicht alle Leute so rücksichtsvoll.

Dieselbe Dame ist so mitleidig, daß sie fremde Hunde auf dem Markt mit Weißbrot füttert, und man fragt sich nur, warum hungrige Kinder, die leider keine Seltenheit in den Straßen sind, nicht viel eher ihre Teilnahme erregen. Wie oft war ich Zeuge, daß Leute, denen man nicht zumuten dürfte, mit einem gesunden, reinlichen Arbeiter aus einem Glase zu trinken (womit ich übrigens dem Kommunismus bei Trinkgefäßen nicht das Wort reden will), Gesicht und Mund von ihren Hunden sich belecken ließen, obgleich es bekannt ist, daß dadurch die Übertragung von Hundekrankheiten im eigentlichen Sinne vielfach stattfindet. Wie oft habe ich gesehen, daß Damen, die vor Berührung eines Bettlers zurückschreckten, ihren Lieblingshund — keineswegs immer ein zierliches Schoßhündchen — in ihrem Bette duldeten, sogar dann, wenn sie krank waren und das Tier ihnen offenbar beschwerlich fiel! Sie würden ihre Dienstboten mit Recht tadeln, wenn diese Mund oder Nase in zu nahe Berührung mit aufzutragenden Speisen brächten; wenn aber die Schnauze ihres Hundes über den Kuchen oder den Braten gestreift ist, so geniert sie das nicht; ja, sie fassen nicht einmal, daß es andere geniert.

Wie häufig werden arme, allein auf der Straße befindliche Kinder von Hunden in keineswegs harmloser Weise belästigt, ja zu Tode erschreckt, namentlich wenn sie eben ein Butterbrot verzehren wollen! Kinderfreunde machten mich darauf aufmerksam, daß die Kleinen fast auf dem Punkt waren, Krämpfe zu bekommen vor Angst; Hundetoren freilich bedauern bei solchem Anlaß nur das hungrige Tier, für das bedrängte menschliche Wesen sind sie teilnahmslos. In einem Vergnügungslokal war ich Zeuge, wie ein böser Hund ohne alle Veranlassung eine ruhig dahergehende Dame anfiel. Ohne die Dazwischenkunft eines Herrn, der den Köter mit einem wohlverdienten Fußtritt heimschickte, wäre dieselbe unfehlbar gebissen worden. Erschreckt flüchtete sie zu ihrer Gesellschaft, wo sie von der Frau eines hochgestellten Beamten, die sich gewiß für gebildet hielt, mit den Worten empfangen wurde: „Das arme Tier!“ Nennt man das Herzensbildung oder nicht vielmehr Hundeempfindelei, Hundetorheit?

Ähnliche Vorgänge ließen sich dutzendweise anführen. Man könnte vielleicht den Einwurf erheben, nur kinderlose Frauen, alte Jungfern, überhaupt nur Damen könnten solche Torheiten begehen; Männer seien, wie überhaupt, so auch in dieser Beziehung verständiger. Freilich bezogen sich die angeführten Beispiele nur auf Frauen, doch auch beim männlichen, wenn man will, klügeren Geschlechte, findet man Hundenarren. Das Krankheitsbild ist allerdings bei Männern anders; aber der Krankheitserreger, der Bazillus, ist derselbe. Oder wer ist jemals einem Hundebesitzer begegnet, der zugäbe, daß seine Tiere für seine Mitmenschen unleidlich, ja gefährlich sind? Gibt es solche, so sind es ganz gewiß weiße Raben. Wenn man jemandem sagt, man scheue um des bissigen Hundes willen seine Wohnung zu betreten, so wird man im besten Falle auf höhnisches Lächeln, mitleidiges Achselzucken stoßen, im schlimmeren Falle hat man den Mann persönlich beleidigt, jedenfalls wird man für einen nervenschwachen Feigling gehalten.

Die kaiserlich deutsche Post nimmt aber an, daß es eine derartige Gefahr gibt, denn unter solchen Umständen entbindet sie ihre Beamten, soviel ich weiß, von der Verpflichtung, Poststücke zuzustellen. Unstreitig gibt es auch viele Hunde, zumal auf dem Lande, deren ganzer Daseinszweck auf die Beunruhigung solcher Menschen, die keine Bauernkleidung tragen, gerichtet zu sein scheint. Das Daseinsrecht ist ja selbst bösartigen Hunden nicht abzusprechen, insofern sie Schutz gegen Räuber und Diebe bieten. Nur betrachte man sie auch als das, was sie sein sollen: als Schutzwaffen, die verhängnisvoll werden können, und behüte sie, wie man geladene Revolver behütet. Dann würde es nicht vorkommen, daß Tiere von Wolfsgröße öffentliche Spazierwege und Wirtshäuser mitunter wirklich unsicher machen.

Unter dem Einflusse unserer neuzeitlichen großstädtischen Verkehrsmittel hat sich eine neue Art von Mißbrauch des Hundes bei einzelnen Besitzern solcher herausgebildet, der mit dem besprochenen barbarischen und unmanierlichen Gebaren in keinerlei Verwandtschaft steht, der aber zu einer Barbarei gegen das Tier selbst ausartet, während diejenigen, die denselben veranlassen und dulden, der irrtümlichen Meinung sich hingeben, ihren Hunden damit ein Vergnügen zu bereiten. Ich meine das *Laufenlassen der Hunde vor, neben oder hinter den Straßenbahnwagen*, besonders derjenigen mit elektrischem Betriebe, wie solches in neuester Zeit leider recht oft wahrzunehmen ist.

Keuchend setzen die armen Geschöpfe ihren Herren respektive Herrinnen nach, stets in Gefahr, zu Schaden zu kommen, gräßlich verstümmelt und getötet zu werden, wie solches vor kurzem wiederholt geschehen ist. Wohl mögen viele Herren denken, ihren Hunden eine

nützliche Bewegung zu verschaffen, sie bereiten aber dadurch ihren Tieren nur Schaden.

Die ersten Male vielleicht wird der Hund imstande sein, das Tempo des Wagens einzuhalten, bald jedoch wird man bemerken, daß das Tier mehr und mehr zurückbleibt, bis es schließlich gar nicht mehr imstande ist, dem Wagen zu folgen. Das dem Hunde ungewohnte anhaltende Trabtempo übt einen schädlichen Einfluß auf Rückgrat, Lunge, Herz, Leber u. s. w. des Tieres aus. Lähmungen u. s. w. können die Folgen sein.

Die sonstigen äußeren Gefahren sind noch weit größer und versetzen das Publikum sehr oft in die höchste Aufregung; man vergegenwärtige sich nur die Situation, wenn auf beiden Seiten der Geleise Privatfuhrwerk fährt und auf dem Nebengeleise ein anderer Straßenbahnwagen entgegenkommt. Jetzt hält der Wagen, hinter welchem der Hund läuft, unwillkürlich springt derselbe zur Seite, denkt auch vielleicht, sein Herr will aussteigen oder dergleichen, unterdes kommt Fuhrwerk von allen Seiten, das arme Tier mag hinspringen, wohin es will, überall donnernde Wagenräder, und ehe wir uns umsehen, hören wir schon das durchdringende Geschrei, und das Unheil ist geschehen.

Oben Gesagtes bezieht sich zum großen Teil auch auf die empörende Unsitte, die Hunde den Fahrrädern folgen zu lassen. Während der Fahrer mit größter Leichtigkeit und anhaltend das schnellste Tempo innehalten kann, muß sich sein armes, geplagtes Tier abhetzen, um seinem rücksichtslosen Herrn nur einigermaßen folgen zu können. Wer daher sein Tier wirklich liebt, der verschone es mit Straßenbahn und Fahrrad, und opfere lieber eine Stunde zum Spazierengehen, wofür er sich den Dank des treuen Hundes und nicht minder den des Publikums, das sehr oft entrüstet über die oben geschilderte Tierquälerei ist, erwerben wird.

Auch diese zum Teil geschichtlichen Ausführungen, welche den Mißbrauch, den man seit den Tagen des Altertums mit dem Hunde getrieben, haben uns von neuem gezeigt, in wie engem Zusammenhange dieses Tier mit der menschlichen Kultur aller Zeiten steht. Wenn uns aber zumal jene in der Geschichte überlieferten Taten der unbarmherzigsten Grausamkeit mit Widerwillen und Abscheu erfüllen, so soll die gegebene Veranschaulichung dieser entsetzlichen Vorgänge uns in dem Bestreben festigen und stärken, die wilde Natur, die in vielen Arten des Tieres schlummert, durch angemessene Behandlung im Zaum zu halten, und uns verpflichten, nicht selbst zu unbedeutenden, oft nicht einmal als solchen erkannten mißbräuchlichen Handlungen ein Tier zu verwenden, das uns zur Förderung der Kultur, nicht aber zu feindseligen Eingriffen in sie zur Seite gestellt ist.

Anmerkungen.*)

Erste Reihe.

Erläuterungen.

15. Was den Walgie (Canis Walgié) anlangt, so hatte Th. v. Heuglin eine abessynische Hunderasse neu beschrieben und mit dem einheimischen Namen Walgie eingeführt. Nach seiner Ankunft in Chartum indes konnte er diese Beschreibung mit derjenigen, welche Dr. Rüggel von seinen Canis semiensis gibt, vergleichen und er überzeugte sich dabei, daß beide trotz namhafter Größenunterschiede und einigen Abweichungen in der Färbung identisch sind, der Name Canis Walgié daher zu streichen ist. Der Kaberu oder vielmehr Gabero ist Canis Anthus.

16. Die kalydonische Jagd ist von Dichtern vielfach behandelt worden. Öneus, König von Kalydon, einer im Altertum berühmten Stadt Ätoliens, hatte einst vergessen, der Artemis zu opfern, weshalb diese den gewaltigen kalydonischen Eber zur Verwüstung des königlichen Gebietes sandte. Meleager, des Öneus Sohn, rief zur Erlegung der Bestie die berühmtesten hellenischen Helden zusammen; Jason, Nestor, Theseus, die Jungfrau Atalante u. a., von denen letztere den Eber zuerst verwundete, worauf Meleager ihn mit dem Wurfspieß tödlich traf. Hiernach erlegten die übrigen Helden das Tier vollständig. Über den Kopf und die Haut des Ebers entstand dann ein Streit, welcher dem Meleager das Leben kostete.

17. Herr Otto Friedrich stellt in der 8. Auflage seines Buches folgende Hundenamen als geeignet für die verschiedenen Hundearten zusammen:

1. Für Hühnerhunde: Argo — Caro — Coridon — Chasseur — Feld mann — Hektor — Heß — Lampe — Leo — Lord — Medor — Mentor — Mylord — Nimrod — Perdrix — Rasch — Steh — Silvan — Treff — Trouvé — Tyra — Tyro — Waldmann.

Für Hühnerhündinnen: Aurora — Bellona — Cora — Clara — Coquette — Diana — Dido — Donna — Doris — Fauna — Flora — Juno — Jo — Ladä — Leda — Nisa — Venus.

2. Für männliche Dachshunde: Bergmann — Däckel — Erdmann — Greif — Hirsel — Hans — Kaspar — Mineur — Scharf — Waldmänni — Faß.

Für weibliche Dachshunde: Agre (Fang) — Nagi (Waldschlucht) — Bergim — Grete — Maritz — Waldim — Terrim — Otter.

3. Für Windhunde: Adonis — Äolus — Amor — Cupido — Paris — Castor — Pollux — Lälaps — Dromas.

Für Windhündinnen: Aura — Agre — Circe — Hebe — Zuo — Iris — Maja — Vesta.

---

*) Die Bezifferung der Anmerkungen, welche nicht mit Nr. 1 in beiden Reihen erfolgt ist, erklärt sich aus dem Umstand, daß diese Nummern in dem ersten, im Druck noch nicht erschienenen Teile meines Gesamtwerkes „Der Hund“ Verwendung gefunden haben. Man halte die Anmerkungen mit und ohne * auseinander! Der Verfasser.

4. Für Hatzhunde (Doggen): Ajax — Cäsar — Gigos — Hektor — Herkul — Milo — Minos — Nero — Pluto — Leuco (weiß) — Asbo (schwarz) — Sticto (scheckig).

Für Hatzhündinnen: Hekate — Selhe — Medea — Medusa — Rhea — Alce — Sticte.

18. Ptolemäus Philadelphus, ägyptischer König, † 246 v. Chr. veranstaltete zu Ehren des Weingottes Dionysius Festlichkeiten mit großer, orientalischer Prachtentfaltung. Dionysiusfeste aber waren im Altertum weit verbreitete Festesfeiern des beliebten Gottes von sehr verschiedenem Charakter, und wurden in Griechenland, Italien, Kleinasien usw. in feierlicher Weise begangen.

19. Sophites (Sopheites), indischer Fürst eines der östlich vom Hydaspes gelegenen Länder, dessen Gebiet bis an die Quellen des Hyphasis reichte, erkaufte die Gnade des Königs Alexander d. Gr. durch kostbare Geschenke: „Er kam ihm mit stattlichem Gefolge entgegen in hellfarbenen Kleidern, in Perlenschnüren und Edelsteinen und goldenem Schmuck. Unter den Geschenken befand sich auch eine Meute Tigerhunde.“

20. Seres, das alte Serai oder Siris, die alte Stadt der Sirhäonen, welche zur Zeit des Königs Xerxes bestand, heute dem Paschalik Salonichi zugehörig.

21. Cheops, König von Memphis von 1182 bis 1132, von Herodot als harter Fürst und Bedrücker seines Volkes geschildert, der die Tempel geschlossen, die Opfer verboten und seine Untertanen durch Bauen abgemüht habe. Ihm wird die Errichtung der ersten und größten aller Pyramiden, nordwestlich von Memphis, beim heutigen Ghizeh zugeschrieben.

22. Castor und Pollux, die Dioskuren, das sind Söhne des Zeus, Zwillingssöhne der Leda, die Schutzgötter der Schiffahrt und der Gastfreundschaft.

23. Orion, nach der griechischen Mythe ein riesenhafter Jäger.

24. Die Sigambri, auch Sygambri, sind ein früher bedeutendes Volk Germaniens, das mächtigste im Stamme der Istäronen, welches seinen Namen wahrscheinlich vom Flusse „Sieg“ und von gaum, der Mann, oder heim, hem = Heimat hatte, also „Siegmänner“ oder „Heimmänner“.

25. Mött, auch Mütt, Bezeichnung eines Trockenmaßes etwa vom Inhalt eines Scheffels, jedoch je nach dem Orte des Gebrauches von etwas verschiedener Größe.

26. Galioten oder auch Galeotten hießen Ruderer auf einer Galee = Galeere oder ganz allgemein eines Schiffes. Der ins Deutsche übergegangene Begriff zeigt eine bedeutende Einwirkung des mittelländischen, hauptsächlich des italienischen Seewesens, insbesondere Venedigs. Die Bezeichnung Galioten wurde aber auch von einer gewissen Klasse von Bettlern gebraucht.

27. Wasenmeister heißt soviel wie Abdecker, Schinder, von „der Wasen“, eine grasbewachsene Erdfläche, welche namentlich zum Abziehen des Felles von gefallenem Vieh diente.

28. Wilhelm Hertz überträgt diese Stelle mit folgenden Strophen in das Hochdeutsche:

„Am Leitseil nahm er drauf zur Hand
Den besten Bracken, den er fand,
Und bracht ihn auf des Hirsches Spur.
Der führte ihn durch Wald und Flur
Auf manchem unwegsamen Pfad
Über Stein und Felsengrat
Durch dürre Wüste, Gras und Moor,
Wo ihnen in der Nacht zuvor
Der weiße Hirsch entronnen war.“

29. Die Kurïe, franz. curée, altfranz. cuirie, leitet Tristan (im Original) selbst von cuir = Haut ab, in der Saga Núdargnótt, Hautfälle,

im englischen Gedicht quirre. Nach dieser noch heute üblichen „Postsitte“ gibt man den Hunden, wenn der Hirsch zerwirkt ist, die Abfälle auf der frisch abgezogenen Haut zu fressen. Eine solche gleich auf die Erlegung des Hirsches folgende Küree heißt die „warme“, im Gegensatz zu der von den Jägern im voraus zubereiteten und schon auf die Jagd mitgebrachten.

Als Tischtuch der Hunde heißt die Haut des Hirsches in der französischen Waidmannsprache la nappe du cerf.

In Deutschland nannte man die Küree das „Gepfneisch“, abgeleitet von pfneischen; die Hunde werden gepfneischt oder gepfneust, d. h. in ihrer Witterung geschärft. Man nannte sie ferner auch „Genuß“ oder „Genäß“; Genossen machen, Genuß geben, passen oder pfnaischen, will sagen, die Leit- und Schweißhunde des Jahres ein-, auch zweimal von einem geschossenen Wild Schweiß- und Wildpret zu fressen geben, damit selbige feuriger werden und ihre Dienste hinfort desto feuriger verrichten.

30. So im Livre du Roy Modus zu Anfang des 14. Jahrhunderts, ähnlich bei Gaston de Foy, genannt Phöbus um 1387 (Deduiz de la chasse, Paris, v. Z. c. 41). Schon bei Harduin de Fontaines-Guerin um 1394 werden die Gedärme des Hirsches an einer Gabel befestigt und von da an heißt dieser Brauch Forhu (Tressor de Vénérie, ed Michelant, Metz 1856, S. 80). Forhu hieß dann auch ein Hornsignal zum Sammeln der Hunde nach der Küree, forhuer die Hunde anrufen.

Im 18. Jahrhundert kam der Brauch allmählich in Abgang. Doch schreibt noch im Jahre 1769 Goury de Champgrand: Il y a encore beaucoup d'équipages dans lesquelles on fait le forhu; et ce n'est pas une mauvaise habitude. (Vgl. **Wilhelm Hertz**, Tristan und Isolde. Stuttgart 1894. Anm. 34, S. 504.)

31. Bezüglich dieser gewaltigen Hunde, welche Karl der Große dem Kalifen Harun al Raschid zum Gegengeschenk machte, glaubt D'Aussy, daß es Nachkommen der belgischen Hunde gewesen seien. Sie erregten, als sie nach Asien kamen, die Bewunderung des Kalifen!

Vgl. „Histoire de la vie privée des Francais.“ 1782.

32. Diese Angaben verdanke ich der erbetenen und gütigst gewährten Mitteilung des königl. preuß. Hofjägermeisteramtes zu Berlin vom 29. Dezember 1894, gez. U. von Heintze, Oberjägermeister.

33. Kapitularien heißen die in Kapitel eingeteilten Gesetzbücher Karls des Großen, welche zu seiner Zeit gesammelt wurden.

34. Unter Weistümern versteht man die im Mittelalter seit dem 13. Jahrhundert von den Schöffen gegebenen und gesammelten Rechtsnachweisungen in Deutschland.

35. Aus dem Umstande, daß man auf dieser Synode der Verhandlung über das Verbot der Haltung von Jagdhunden seitens der Geistlichkeit den Vorrang vor den übrigen der Versammlung vorliegenden Fragen gab, so daß der Beschluß den ersten Kanon dieser Synode bildete, muß man schließen, daß diese Angelegenheit als wichtigster Gegenstand der Beratung angesehen wurde und hieraus den weiteren Schluß ziehen, daß diese Voranstellung durch vielfache Vergehungen der Geistlichen gegen die bereits bestehenden Verbote dieser Art hervorgerufen worden ist. „Alle Geistliche“, so lautet der Kanon, „sollen keine Hunde oder Vögel zum Jagen halten.“

Im J. 742 lautete ein Beschluß ganz allgemein: „Geistliche sollen nicht zur Jagd gehen.“

36. Gemeint ist Amadäus III., Herzog von Savoyen, † 1472.

37. Die Bedeutung der Rolle, welche den Hunden bei den von diesem Kurfürsten abgehaltenen Jagden zufiel, wird klar, wenn man nachstehende Angaben überblickt:

Von 1611 bis 1653 wurden in Sachsen 113.629 Stück Wild, als:

28.000 Wildschweine, 208 Bären, 3543 Wölfe, 200 Luchse, 18.957 Füchse nur vom Kurfürsten selbst oder in seiner Gegenwart erlegt.

Es bedarf keines Hinweises darauf, daß der Verbrauch an Hunden gegenüber der hohen Anzahl sehr gefährlicher Wildtiere ein ganz beträchtlicher gewesen sein muß.

38. Ried = Rohr, Bezeichnung für Röhricht, also feuchten oder Moorboden.

39. Die Hypsos = Vorsteher der Hirten, waren ein semitisches Hirtenvolk, welches 2100 v. Chr. in Ägypten lebte, aber um 1600 wieder vertrieben wurde.

40. **Palalien**, ein zu Ehren der Pales, der altitalischen Gottheit der Weiden, am 21. April jeden Jahres gefeiertes, ländlich heiteres Fest, an welchem die Hirten nebst dem Vieh zur Reinigung durch ein angezündetes Strohfeuer springen mußten und die Göttin aus Hirse gebackene Kuchen und Milch als Opfergaben erhielt.

41. Auch in neuerer Zeit ist dieser Mangel nicht gehoben worden und der Hund, dieser für einzelne Zweige des landwirtschaftlichen Betriebes gewiß sehr wichtige und nutzbringende Gehilfe des Menschen, ist nach wie vor unverdienterweise in neueren Werken übersehen worden. Selbst die beiden trefflichen Bücher: „**Settegast**, Die deutsche Viehzucht, Berlin 1890", und „**Dr. Freiherr v. d. Goltz**, Handbuch der gesamten Landwirtschaft, Tübingen 1890", vergönnen dem Hunde nicht die Anerkennung ihres Anteiles an den Erfolgen der landwirtschaftlichen Tätigkeit, indem sie desselben überhaupt nicht erwähnen.

42. Es gibt keinen Grund, der es verhinderte, von einem „Hundegesicht" zu reden. Ist doch auch beim Hunde derjenige Teil am Kopfe, welcher mit seinen charakteristischen Merkmalen in den Vordergrund der Erscheinung tritt, dem Angesicht des Menschen vergleichbar, und die Bildung desselben bedingt ihrerseits mit die Eigenart der Rasse. Spricht man doch auch von einem „Hundeporträt".

43. Durch den intensiven Betrieb und die Konkurrenz mit dem Auslande, namentlich bezüglich der überseeischen Wollarten, hat die Schafzucht bei uns nicht mehr die hohe Bedeutung wie noch vor wenig Jahrzehnten. Immerhin wurden im J. 1873 noch 24,999.406 Stück Schafe gezählt, ein Bestand an Weidevieh, der zahlreichen Hunden umfangreiche Berufstätigkeit sichert.

Vergleichsweise, um die Bedeutung der Schäferhunde nur für diese Ländergebiete anzudeuten, führe ich die Zahlen der vor etwa 20 Jahren vorhandenen Schafe derjenigen Staaten an, die um diese Zeit und auch heute noch bezüglich der Schafzucht obenan stehen. Es wurden gezählt in:

Rußland im J. 1872	48,823.000	Stück Schafe.
Großbritannien im J. 1874	34,837.597	„ „
Frankreich im J. 1872	24,707.496	„ „
Spanien im J. 1865	22,468.969	„ „
Österreich im J. 1869	20,103.395	„ „

In Nordamerika zeichnen sich die Gebiete von Ohio, Illinois, Kansas u. a. durch vorherrschende Schafzucht aus.

Was den an letzter Stelle erwähnten europ. Staat beziehungsweise das dazu gehörige Ungarn anlangt, so treiben daselbst die Großgrundbesitzer eine sehr umfangreiche Schafzucht. Fürst Nikolaus Esterhazy z. B. besaß im J. 1803 einen Bestand von 126.972 Stück Schafen. Im J. 1835 betrug der Schafstand der Domäne Ungarisch-Altenburg 50.000 Stück.

In Deutschland hat die Schafzucht heute nicht mehr diejenige Bedeutung, wie dies am Anfang des abgelaufenen Jahrhunderts der Fall war. Schlesien hatte im J. 1825 noch etwa $2^1/_4$ Millionen Schafe, Sachsen besaß deren vor etwa 15 Jahren noch 150.000, heute besitzt es kaum mehr 100.000 Stück.

Als 1840 die Zucht der Merinoschafe in Südamerika, Südafrika und

Australien sich zu entwickeln begann und als 1864 bis 1867 in den Vereinigten Staaten Nordamerikas die Schutzzollgesetzgebung eingeführt wurde, erfuhr die Rentabilität der Schafzucht in Deutschland eine empfindliche Einbuße.

Um diese Zeit traten namentlich Südamerika und Australien mit umfassender Ausdehnung der Schafzucht hervor. Im J. 1883 zählte man in Australien samt den Kolonien 77·2 Millionen Schafe; im J. 1874 in Kalifornien deren 45 Millionen, im J. 1875 in der argentinischen Republik deren 70 Millionen.

Während selbstverständlich mit dem Zurückgehen der Schafzucht in Deutschland eine entsprechende Abnahme der zu deren Hütung erforderlichen Hunde verknüpft ist, hat sich die Zahl derselben überall naturgemäß gesteigert, wo die Schafzucht in Blüte steht. Eine Übersicht über die Schafzucht der Welt ermöglicht uns eine ungefähre Schätzung des Wertes, den der treue Führer und Wächter dieser unselbständigen Tiere für deren Besitzer hat. Er ist sicher ein ganz erheblicher.

Im J. 1861 zählte Europa zirka 224 Millionen Schafe gegen 71·2 Millionen der außereuropäischen Länder, wovon 26 Millionen Schafe auf Nordamerika, 11·8 Millionen auf Argentinien, 6·8 Millionen auf das Kapland und 21·6 Millionen auf Australien entfielen. Somit hatten Argentinien, Australien und Südafrika, die gegenwärtig den europäischen Wollmarkt überschwemmen, zirka 40 Millionen Schafe, das heißt etwa 18% des Gesamtbestandes Europas. Gegenwärtig ist in Europa die Zahl der Schafe um 45 Millionen zurückgegangen, während sie in den drei außereuropäischen Zentren der Wollproduktion um 180 Millionen gestiegen ist. Die wichtigste Ursache dieser Erscheinung ist darin zu suchen, daß die Bevölkerungszahl Europas seit dem Jahre 1861 von 286 Millionen auf 400 Millionen im J. 1890 gestiegen und dementsprechend das frühere Quantum des Weidelandes zugunsten des Ackerlandes zurückgegangen ist. Der Mangel an selbstproduzierter Wolle zwingt Europa zum Import aus andern Ländern und begünstigt die Entwicklung der Schafzucht in außereuropäischen Ländern, wodurch der internationale Wollhandel bedeutende Veränderungen erfahren hat. Rußland war im J. 1860 das bedeutendste Produktionszentrum, während es jetzt nicht nur diese Stellung am Weltmarkt verloren hat, sondern auch den eigenen Bedarf kaum zu decken vermag, wiewohl die Nachfrage im eigenen Lande noch lange nicht völlig entwickelt ist. Australien und Argentinien haben jetzt für Wolle die erste Stelle am Weltmarkt, sie decken die Hälfte des ganzen Bedarfes der Erde, während in Rußland ein Rückgang der Produktion sichtbar ist. Es ist anzunehmen, daß die Schafzucht gegenwärtig eine Höhe erreicht hat, die keiner wesentlichen Steigerung mehr fähig ist. In Europa und Nordamerika sinkt die Zahl der Schafe mit der Verringerung der Weideländereien und Steigerung des Ackerbaues. In Argentinien und im Kapland beträgt der Zuwachs in den letzten fünf Jahren im Vergleich zum vorhergehenden Zeitraum von 5 Jahren nur 5%. In Australien ist der Zuwachs nach einer enormen Steigerung (50%) während der letzten 6 Jahre in Bahnen getreten, die ganz normal sind, denn in Viktoria und Neusüdwales ist das disponible Weideland kaum noch hinreichend groß, um den vorhandenen Bestand zu erhalten.

44. Evander, sagenhafter Held der Latiner, welcher etwa 60 Jahre vor dem Trojanischen Kriege aus Arkadien nach Italien kam, eine pelosgische Kolonie dahin führte, woselbst er am Ufer des Tiber eine Niederlassung auf dem von ihm so benannten palatinischen Hügel gründete und eine Stadt erbaute, die er nach seiner Vaterstadt Palatium nannte, auch Kultur, Götterdienst usw. daselbst verbreitete. Von den Römern wurde er unter den heimischen Heroen verehrt.

45. Adranos, lat. Adranum, eine Stadt Siziliens, welche dem auf der ganzen Insel verehrten Gotte Adranos heilig war.

46. Apollonius von Tyana, einer griechischen Kolonie in Kappadocien, war ein berühmter und gefeierter Philosoph um das Jahr 50 n. Chr., dessen Leben mit der Erscheinung Christi zusammenfällt.

47. Dictynna, eine Stadt auf Kreta, von welcher Diana den gleichlautenden Beinamen erhalten hat.

48. Publius Cornelius Scipio, Africanus der Ältere, berühmter röm. Feldherr, geb. 253 v. Chr., gest. 183.

49. Diomedes der Tydide, d. h. der Sohn des Tydeus, war bekannt als der stärkste im Volke der Danaer und erscheint immer als Vorderster in den trojanischen Kämpfen.

50. Diese Äußerung Nordenskiölds, die grönländischen Hunde hätten die Reisenden bei ihrer Landung mit „Gebell" empfangen, steht im Widerspruch mit der bereits oben eingeflochtenen Auslassung, daß die Hunde Grönlands wie die Hunde des hohen Nordens überhaupt nicht zu bellen pflegen, im Widerspruch auch mit den unmittelbar nachfolgenden Angaben. Handelt es sich bezüglich der von dem berühmten Reisenden gegebenen, hinsichtlich ihrer Wahrhaftigkeit unantastbaren Mitteilungen nicht um Tiere, die nach Grönland erst eingeführt worden waren und während sie sonst die üblen Gewohnheiten der dort heimischen Hunde gar bald angenommen, diejenige des Bellens noch nicht aufgegeben hatten, so läßt sich die in Rede stehende Erklärung nur in der Weise mit den Angaben zahlreicher anderer glaubwürdiger Reisender, auf welche sich alle in dem Buche hierüber gebrachten Nachrichten von dem „Nichtbellen" der Hunde Grönlands stützen, in Einklang bringen, daß wir annehmen, Nordenskiöld habe das mit einer Art von Gebell beginnende Geheul dieser Hunde kurzweg als Bellen bezeichnet. Die Tatsache selbst, daß für gewöhnlich die grönländischen, ebenso wie die ostsibirischen usw. Hunde nicht bellen, wird hierdurch nicht erschüttert.

51. Die Zahl der Jahrtausende, während deren der Hund als Haustier Genosse und Begleiter des Menschen gewesen, läßt sich auch nur annähernd nicht feststellen. Sie muß aber eine nicht unerhebliche sein, was sich aus der Erwägung ergibt, daß bereits in der Periode der Eiszeit der Hund Gefährte des Menschen war. Auch ist in Betracht zu ziehen, daß die Umbildung der verschiedenen Arten aus ihren wilden Stammarten einen Verlauf vieler Jahrtausende voraussetzen läßt bis zu deren Vollendung, so daß der Zeitpunkt, als der Mensch den Hund zum Haustiere umzuwandeln begann, sicherlich mit Zehnjahrtausenden berechnet werden muß.

52. König Hugo von Italien, 926, dessen Regierung sich durch Grausamkeit auszeichnete.

Zweite Reihe.

Benutzte Schriftsteller.

19.* Pomponius Mela, Verfasser eines geographischen Abrisses, spanischer Abkunft, lebte im 1. christlichen Jahrhundert.

20.* Solinus, ein römischer Schriftsteller, wahrscheinlich aus dem 3. Jahrhundert nach Christo, welcher aus der Naturgeschichte des Plinius einen Auszug meist geographischen Inhaltes unter dem Titel „Polyhistor" verfaßte.

21.* Der Dichter Hyginus mit dem Beinamen Grammatikus lebte noch unter Kaiser Nerva, welch letzterer im J. 98 nach Christo starb.

22.* Vgl. Oppian. Cynegetica I, 144, 4 Bücher über die Jagd. Der griechische Dichter Oppianus lebte in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Christo. Es wird ihm jedoch obiges Werk über die Jagd in vier Büchern

fälschlicherweise zugeschrieben, welches vielmehr von einem unbekannten Verfasser aus Syrien herstammt.

23.* Columella ist der namhafteste Ackerbauschriftsteller der Alten, gebürtig aus Gades — Cadix in Spanien. Er lebte um die Mitte des 1. Jahrhunderts nach Christo und schrieb 12 Bücher „De re rustica“.

24.* Vgl. De la Curne Ste Palaye: Memoires sur l'ancienne chevalerie, Paris, 1781, III, 236.

25.* Über diesen bezüglich seiner Berechtigung angefochtenen Hundenamen wurde seinerzeit geschrieben: „Aus Glogau wird der „Berliner Volkszeitung“ mitgeteilt, daß ein daselbst in der Jesuitenstraße residierender blutjunger Leutnant seinen Hund mit dem Namen „Zivilist“ ruft. Das Glogauer Publikum, das ja auch mit seinen Steuern dazu beiträgt, daß dieser militärische Hundeliebhaber ein verhältnismäßig recht hohes Gehalt bezieht, faßt diese Namensbezeichnung so auf, als wolle der junge Herr durch die gewählte Bezeichnung seiner unsäglichen Verachtung für die bürgerliche Canaille Ausdruck geben. Ein dortiges Blatt bedauert sogar, daß den beleidigten Zivilisten keine Aktivlegitimation zur Klage gegen den Herrn Leutnant zustehe, im Gegensatz zu dem ehemaligen Hofprediger Stöcker, der einmal jemanden verklagt habe, weil er seinen Hund mit dem Namen „Stöcker“ belegte. Die „Volkszeitung“ meint, die Glogauer faßten wohl die Sache falsch auf, und bemerkt: „Wir nehmen an, daß der Hund des Herrn Leutnants ein sehr gescheidter, tüchtiger Hund ist. Manche Hundeliebhaber behaupten, es gebe Hunde, die klüger seien als ihre Herren. Wenn dies nun auch im vorliegenden Falle schlechterdings ausgeschlossen ist, da der „Zivilist“ jedenfalls niemals ein Fähnrichs- oder Offiziersexamen bestehen würde, so setzt doch niemand seinen Hund, den er liebt und schätzt, absichtlich herab; am wenigsten tut dergleichen ein Leutnant vor dem Zivil; im Gegenteil. Uns ist es nicht im geringsten zweifelhaft, daß der junge Glogauer Offizier seinem Hunde durch Beilegung des Namens „Zivilist“ seine aufrichtige Huldigung und Verehrung darbringen will. Es ist nicht gerade genial angefangen, weil die Sache in der Tat leicht mißverstanden werden kann, aber die Jugend des Hundebesitzers entschuldigt diese kleine Ungeschicklichkeit.“

25.*a Toussenel Alphons Franz, Schriftsteller, geb. 1803 in Paris beobachtete mit Schärfe die Gewohnheiten der Tiere und befaßte sich fast ausschließlich mit Arbeiten über sie sowie über die Jagd. Er schrieb u. v. a.: „Tristitia, hist. des misères et des fléaux de la chasse en France.“ 1863.

26.* Strabo, berühmter Geograph aus dem Pontus, lebte vom J. 66 vor bis 24 nach Christo.

27.* Ausführliches über die Dressur des Hundes findet man in Ehrenkreuz: Vollständige Anleitung zum Erziehen und Dressieren der Hunde. Ulm 1855. v. Tüngen: Der Jagdhund, seine Züchtung, Wartung, Dressur und Führung. Sechste Auflage. Weimar 1881. U. a.

28.* Gratias Faliscus, ein römischer Dichter, dessen nur von Ovid Erwähnung getan wird. Es ist von ihm nur ein Gedicht „De venatione“ vorhanden.

29.* Pollux, ein Grammatiker aus Paros.

30.* Symmachus, römischer Schriftsteller aus dem 4. Jahrhundert.

31.* Josephus, Antiquitäten.

32*. Lysippus, berühmter griechischer Bildhauer in Erz, geb. um 330 vor Christo in Sicyon.

33.* Apollonius der Rhodier, griechischer Dichter, geb. zu Alexandria um 240 vor Christo. Einziges Werk „Argonautica“, II, 278.

34.* Vgl. Xenophon, de venat. IV.

35.* Vgl. Oppian, Cyneg. I, 412.

36.* Vgl. Martial, XI, 70.

37.* Arnobius der Ältere, Rhetor zu Sicca in Numidien um 300 nach Christo.
38.* Vgl. Ovid, Metam. III, 223.
39.* Vgl. Ovid, Metam. III, 209.
40.* Vgl. Ovid, Metam. I, 534.
41.* Vgl. Virgil, Georg. III, 410.
42.* Vgl. Walter Ferdinand, Das alte Wales. Bonn 1859, 325 ff. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. 305.
43.* D'Aussy, Histoire de la vie privée des Français, 1782.
44.* Sabellicus, Marcus Antonius Coccius, Wiederhersteller der plastischen Studien in Italien, geb. 1436 zu Vicovaro, an der Grenze des alten Sabellerlandes, weshalb man ihm obigen Namen beilegte. Sabellicus war 1436 Professor der Rhetorik und starb 1506.
45.* Dresser, Disputatio de misericord. eruditorum.
46.* Job. Fincelius im 1. Teile der „Wunderzeichen Jovius".
47.* Erasmus Francisci, Polyhistor aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, geb. 1627 zu Lübeck.
48.* Odyssee, XIV, 21, 22.
49.* Varro Marcus, einer der bedeutendsten Gelehrten Roms, geb. 116 vor Christo, von dessen zahlreichen Werken nur zwei: „De re rustica" und vier Bücher „De lingua latina" vollständig erhalten geblieben sind.
50.* —.
51.* Hesiod, griechischer Dichter um 776 vor Christo.
52.* Theocr. V, 107.
53.* Saserna kommt als Beiname des Lucius Hostilius auf mehreren Münzen vor, die an Tullus Hostilius erinnern. Es werden jedoch auch zwei Sasernä, Vater und Sohn genannt, welche in die Zeit zwischen Cato und Varro fallen und von Plinius und Varro als Ackerschriftsteller genannt werden, so daß der angeführte Rat einem dieser beiden zuzuschreiben ist.
54.* Virgil, Eclog. I, 83. Geop. XX, 1.
55.* Oppian, Cyneg. I, 393.
56.* Dioscorides, Dichter aus Syrakus.
57.* Odyss. XVII, 225
58.* Aristäos, Sohn des Apollo und der Cyrene, Erfinder und Pfleger der Bienenzucht, ein Beschützer der Jäger und Hirten.
59.* Seneca Lucius Annäus, stoischer Philosoph, geb. um das Jahr 2 n. Chr. Schrieb außer 10 Tragödien zahlreiche Abhandlungen.
60.* Hesiod, 604.
61.* Cato Marcus Porcius Censorius, später Major der Ältere genannt, geb. 239 v. Chr. zu Tusculum, von dem in Überarbeitung eine Schrift: „De re rustica" erhalten ist.
62.* Elié Berteet, franz. Romandichter 1721—1814.
63.* Alemann. Gesetz: Tit. 79.
64.* Philostratus, griech. Rhetor und Sophist aus Lemnos, in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts.
65.* Älian. hist. natur. I, XI, 20.
66.* Älian. hist. nat. VII, 13.
67.* Philostr. vita Apoll. VIII, 30.
68.* Gellius, Aulus, röm. Schriftsteller aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. Vgl. Werke: VII, 1.
69.* Lucianus, griech. Schriftsteller und Philosoph, geb. um 125 n. Chr. zu Somosata in der syrischen Provinz Komagene, welcher meistenteils Schriften satirischen Inhaltes schrieb. Vgl. Lucian. Tim. 4.
70.* Philochorus, griech. Geschichtschreiber aus Athen um 300 v. Chr. Vgl. Fragm. 161, 1.

71.* Aristophanes, der geistreichste griech. Lustspieldichter, zwischen 444 und 388 v. Chr. in Athen, Verfasser zahlreicher Lustspiele.

72.* Florinus Franziscus Philippus, gab um 1702 den Oeconomus prudens et legalis heraus. † 1703 in Nürnberg.

73.* Sachso, Grammatikus oder „Der Gelehrte" gilt als Vater der dänischen Geschichte. † um 1208. Sein berühmtestes Werk ist die Historia Dania.

74.* Verstenmeier Jörg, erscheint zwischen 1525—1545 in Ulm als erbaulicher biblischer Schriftsteller.

75.* Stella. Beschreibung von Kamtschatka. S. 132—140 und 370—374. — Storch: Gemälde des russischen Reiches. Bd. 2, S. 252 f. — Sonntag: Monatsschrift zur Kenntnis des russischen Reiches. Nov. 1790, S. 278 f.

76.* Vgl. Wallöe, P. „Grönland", Hadersleben. 1861.

77.* Orosius, röm. Geschichtschreiber des 5. Jahrhunderts n. Chr., aus Spanien stammend, geb. um 309.

(78.*) Der Abdruck dieses Aufsatzes wurde von dem Herrn Richard Schott, d. d. Sanremo, 28. III. 1900, dem Eigentümer desselben in Verbindung mit der Redaktion Herrn Karl Stangens Reisebureau, d. d. Berlin, 22. März 1900, freundlichst gestattet.

Verfaßt ist der Artikel von Herrn Wittig, welcher ihn unter dem Namen Otto Doerflas geschrieben.

79.* Die Mitteilung lautet: „Nous possedons actuellement trois chiens et deux chiennes. Ils sont de la race des chiens vulgairement connue sous le nom des chiens du St. Bernard. Gr. St. Bernard." gez. Frossard, frère.

80.* Vgl. Herodot, III, 32.

81.* Vgl. Herodot, VII, 187.

82.* Onesikritus, ein Schüler des Diogenes, begleitete Alexander den Großen auf dessen Zuge nach Asien, dessen Taten er beschrieb. Vgl. auch Strabo, XI, 10.

83.* Vgl. Strabo, XV, 1, Curtius I, 1, 33.

84.* Arrianus Flavius, griech. Schriftsteller, um 100 n. Chr. zu Nikomedia in Bithynien geboren, widmete sich wissenschaftlichen Studien und schrieb eine Anzahl geschichtlicher Werke, unter denen die „Indische Geschichte" = „Indica" und sein Werk über die Jagd „Cynegeticus" hier in Betracht kommen.

85.* Vgl. Hertz W.: Tristan und Isolde. Anm. 118, Seite 538.

86.* Vgl. Journal de Paris, 1781.

87.* Laut Postkarte des Herrn A. Oskar Klaußmann, Berlin, vom 13. Oktober und einer solchen der Redaktion der Zeitschrift „Zur guten Stunde", Berlin, vom 25. Oktober 1893.

88.* Eine Abbildung dieser Hundeschuhe findet sich in dem Werke: „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Wega", II, 94.

89.* Dupont, französischer Schriftsteller der Volkswirtschaft. † 1817.

90.* Marquis de Cherville, Gaspard Georges, Mitarbeiter Alexander Dumas' des Älteren, ein für die Jagd in hohem Grade begeisterter franz. Schriftsteller, geb. 1821 in Chartres, welcher sich ausschließlich mit Jagdangelegenheiten befaßte, über die er in sehr zahlreichen Werken und Aufsätzen geschrieben hat.

91.* Marmier Xavier, franz. Reisender und Schriftsteller, geb. 1899.

92.* Vgl. Hanov: Seltenheiten der Natur und Ökonomie. 3. Bd., S. 671.

93.* Vgl. Kircher Athanasius, geb. 1601, einer der größten Gelehrten seiner Zeit, Jesuit, Professor in Würzburg. † 1680 in Rom.

94.* Zur Literatur über „Sprechende Hunde" vgl.: „Versuch der Natur- und Medizingeschichte", 1718, Mensis April, Class. IV., Art. 12; X. Versuch, Mens. Oct. Class. IV., Art. 13, § 2, Mens. Dec. Cl. IV., Art. 7; XVI. Versuch Mens. Maj. Class. IV., Art. 10.

Über Oistenus, einen schwedischen Herrn in Ugland, erzählt Stephanus

Johannes Stephanius in seinen Noten über Saxo Grammaticus, Fol. 160 sequ. aus des Snoronis Sturiesonii Norwegischer Chronik.

95.* Diodorus Siculus, Diodor von Sizilien, röm. Geschichtsschreiber in griech. Sprache, gebürtig von Sizilien, schrieb zur Zeit Cäsars und Augustus seine historische Bibliothek in 40 Büchern.

96.* Vgl. Plinius XIX, 14, 7. Plinius stützt seine Angaben an dieser Stelle auf ein verloren gegangenes Stück des Plantus. Nach Festus würde Plantus in jenem einfach versichert haben, daß es eine Zeit gegeben habe, wo die Römer Hundefleisch als gewöhnliche volkstümliche Nahrung zu betrachten pflegten.

97.* Athenäus, griech. Grammatiker, welcher um 170 bis 230 in Alexandrien und Rom lebte.

98.* Porphyrius, einer der gelehrtesten Neuplatoniker, geb. 233 n. Chr.

99.* Sextus Empirius, griech. Philosoph und Arzt, 200 bis 250 n. Chr. in Alexandrien und Rom.

Alphabetisches Register.

Handbuch des Hundesport.

Von

Oskar Horn.

Mit 28 Abbildungen. — 20 Bogen. Klein Oktav. Hochelegante Ausstattung. In Originaleinband. — **Preis** 6 *K* = 5 *M.* 40 *Pf.*

Ein Buch wie das vorliegende ist längst schon gewünscht und als allgemeines Bedürfnis anerkannt worden. Ein Buch nämlich, in welchem jeder Hundebesitzer, Hundeliebhaber, Hundekäufer nachschlagen kann, wenn er sich über die Rassenmerkmale irgendeines Hundes vergewissern will, mit dem an der Hand er gewissenlosen Händlern energisch gegenübertreten kann und ihre betrügerischen Versuche, den nächsten besten Bastard für rein und edel auszugeben, sofort zu widerlegen vermag. In unserer Zeit, welche der Züchtung reiner Rassen und der Veredelung des gesamten Hundemateriales erhöhte Sorgfalt zuwendet, ist ein derartiges Hilfs- und Nachschlagebuch eine Notwendigkeit.

Das „Handbuch des Hundesport" führt sämtliche vorhandene Hunderassen — einige wenige seltene Spezialitäten ausgenommen — in übersichtlicher Darstellung vor, präzisiert ihr Exterieur scharf und bestimmt die charakteristischen Merkmale jedes einzelnen Tieres bezeichnend. 28 Bilder nach den Originalen der ersten Hundemaler Deutschlands und Frankreichs unterstützen diese Aufgabe. Und es sind nicht bloß die Jagdhunde Deutschlands, Frankreichs und Englands, deren Porträts der Autor gibt, es sind mit gleicher Liebe Schutz- und Wachthunde, Stuben-, Stall- und Damenhunde behandelt, so daß der Wert dieses Buches ebenso sehr dem Jäger einleuchtet, welcher der ewigen Kreuzungsprodukte zwischen deutschen und englischen Vorstehhunden satt ist, wie dem Reiter, der einen mächtigen Bernhardiner oder ein graziöses Windspiel zum Begleiter wünscht. Der Autor des Buches, Herr Oskar Horn, ist den Freunden des Sport bereits aus seinem „Handbuch des Jagd-Sport" rühmlichst bekannt, welch letzteres von der gesamten Kritik, Fach- wie anderer Presse mit seltener Einmütigkeit als eines der besten Bücher auf diesem Gebiete begrüßt worden ist. Das „Handbuch des Hundesport", wenn auch in anderer Weise verfaßt als das oben genannte Werk, reiht sich würdig und ebenbürtig dem letzteren an.

Handbuch des Jagdsport.

Von

Oskar Horn.

Zweite verbesserte Auflage. — **Mit 20 Abbildungen.** — 31 Bogen. Oktav. Hochelegante Ausstattung. In Original-Sporteinband. — **Preis** 6 *K* = 5 *M.* 40 *Pf.*

Selten hat ein Buch in den Kreisen, für welche es berechnet war, einen derartigen Erfolg gehabt, wie Oskar Horns „Handbuch des Jagdsport". Alle Autoritäten des Faches rühmten dasselbe als die wertvollste Erscheinung der gesamten Fachliteratur während der letzten zehn Jahre. So hat sich vor wenigen Monaten noch der unter dem Pseudonym „Oberländer" schreibende, allseitig anerkannte Weidmann, dem Verfasser bis dorthin vollständig fremd, geäußert. Einstimmig hat die Fachpresse dies Lob adoptiert. Die vorliegende zweite Auflage — Kobells berühmter „Wildanger" ist noch ohne eine solche — ist sorgfältig durchgearbeitet und alle Neuerungen auf dem Gebiete des Jagdwesens sind darin berücksichtigt. Das Buch, welches bleibenden Wert in der Jagdliteratur besitzt, kann durch dieselben nur gewonnen haben.

A. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig.



Druck von Rudolf M. Rohrer, Brünn.

